Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 1 / Januar 1942

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

J. O. Plaßmann	Freudig wie ein Held zum Siegen	1
Friedrich Mößinger	Seltsame Sternsingerbräuche	5
Theobald Bieder	Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert	14
Wilhelm Reinhart	Hirschfibeln aus den westgotischen Reihengräbern Spaniens	24
Otto Huth	Vom Blitzfeuer im germanischen Glauben	26
Die Fundgrube	Die Apfelprobe	30
	„Mach Kreuz und Punkt!"	33
Zwiesprache	Um den Schleswiger Dom	34
Die Bücherwaage	Leonardo Torriani: Die Kanarischen Inseln und ihre Urbewohner	38
	Ernst Moritz Arndt: Germanien und Europa	39
	Paul Engelmeier: Bauernkunst im Münsterland	40

Den Umschlag gestaltete Eugen Nerdinger, Augsburg, nach seinem Holzschnitt „Roland" aus dem Buche „Der Jahresring".

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 1.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Freudig wie ein Held zum Siegen

Je mehr Not, Gefahr und Ungewißheit den Einzelnen bedrängen, um so mehr verlangt er, wenn überhaupt sein Blick über die engsten Schranken des Notwendigen hinausreicht, den inneren Angelpunkt wiederzugewinnen durch Einfügung in ein größeres Geschehen, das die unmittelbare Härte des Alltagsschicksals mildert, und das Verlorene durch den Vergleich mit dem Unverlorenen und Unverlierbaren auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.

Solange der Mensch, und vor allem der Mensch der nördlichen Breiten, seinem Dasein einen mehr als nur vegetativen Sinn zu geben versuchte, solange hat er auch sein begrenztes Eigenleben in einen größeren Rahmen hineinzustellen versucht. Dieser Rahmen begrenzt sich bei dem im eigentlichen Sinne primitiven Menschen in dem Glauben an die stete Wiederkehr des Lebendigen im vegetativen Ablauf des Lebens. Bei dem Menschen mit gesteigertem Weltbewußtsein ist er über diesen Rahmen hinaus bis in jenen kosmischen Bereich erweitert, in dem alles Vergängliche seine großen Gleichnisse und Urbilder findet, weil es eine Widerspiegelung des ewigen Geschehens ist. In dieser Welt bildet das Sein selbst, zur geistigen Bewußtheit erhoben, eine unendliche Kurve, wechselnd zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, wie die Gestirne und vor allem das große Tagesgestirn selbst. Oder aber das Einzelleben und das Einzelschicksal ist die Teilerscheinung eines viel größeren Geschehens, das jedoch von seinem kleinsten Teilgeschehen ebenso abhängig ist, wie dieses von ihm. Wir sehen in diesem kosmischen Weltbild das eigentliche geistige Unterscheidungsmerkmal zwischen den sonnenbestimmten nordischen Völkern und den anderen, deren Weltgefühl sich vorwiegend im Bereiche des Vegetativ-

Unbewußten abspielt. Aber wir sehen darin weder einen unbedingten Wertmaßstab, noch einen unbedingten Gegensatz; denn beide Elementaranschauungen werden sich immer – selbst im Einzelwesen – gegenseitig durchdringen und ergänzen. Wo aber der Schritt in die kosmische Klarheit einmal getan ist, da ist er nicht wieder rückwärts zu tun. Und so erkennen wir als den Schauplatz arischer Welt- und Schicksalsgedanken jenes von der hohen Sonnenbahn nach allen Seiten überwölbte Gefilde, das ein Feld des Wirkens und des Kämpfens ist und als solches in den Mythen der indogermanischen Völker erscheint. Es ist ein „dreidimensionales", von einem ausgesprochenen Raumgefühle durchwaltetes Weltbild; eine Welt der Tätigkeit und der Gesetze, in der fortdauernd Taten und Heldentaten verrichtet werden. Zunächst und vor allem von dem großen mythischen Sonnenhelden selbst, der alljährlich die große Fahrt in die Unterwelt antritt, zum Kampfe mit dem großen Drachen und den anderen Ungetümen. Seine Abbilder sind all die menschlichen Helden der alten arischen Sagen bis zu den Helden unserer eigenen Vorzeit, ja bis zu dem Königssohn unseres Märchens, der Gefahren und Leiden besteht, um die große Tat der Befreiung zu vollbringen. Er wird von jenem hohen Gleichmut getragen, der die Wurzel alles Mutes ist; denn dieser ist keine Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, sondern das sichere innere Wissen, im Einklange mit dem Weltgesetze selbst zu stehen und zu handeln.

Dies Wissen ist kein aus dem Verstande geborenes Dogma und kein dürres Prinzip, sondern ein stetes inneres Miterleben und Mitschwingen mit dem Weltgeschehen. Es ist in keiner Moral zu erfassen, sondern nur in dem, was wir den Mythos nennen, der mehr ist als eine notdürftige Weltdeutung und ein daraus abgeleitetes Rezept zur Lebensgestaltung. Die kosmische Schicksalsbewußtheit ist alles andere als ein starrer Schicksalsglaube, ein Glaube an ein mechanisch ablaufendes Kismet mit seinem Kadavergehorsam einem unerbittlichen Tyrannen gegenüber, und mit anschließendem Harakiri. Es ist ein anderes Element darin wirksam, das, was man in unserer mittelalterlichen Hochdichtung als die „Minne" bezeichnete. Sie ist ein Urelement der Seele, und der wahre Held kann ihrer ebenso wenig entraten wie des Willens, des Mutes und der Tapferkeit. Es ist das Element, das dem irrenden Parzival auf seinen Fahrten in die innere und die äußere Welt fehlte; und das ihm dann zuletzt die innere Sicherheit gab, die Geborgenheit vor allen Abenteuern und Zufälligkeiten des Daseins gewährte.

Wenn germanischer Mythos und germanische Mystik diese Minne unter dem Bilde der großen Sonnengottheit schaute und erlebte, so hat auch der griechische Mythos dem Eros die Züge des allbelebenden und erwärmenden Helios gegeben, der seinerseits das Urbild des strahlenden Helden ist. Lebendige Philosophie hat sich nie weit von ihrer mythischen Wurzel entfernt oder doch immer wieder zu ihr zurückgefunden. Dem Herandrängen einer unbekannten und feindseligen Umwelt gegenüber ist die eigene Sonnenhaftigkeit die einzige Waffe: das wüste Chaos wird durch die blitzenden Strahlen des siegreichen Sonnenhelden von selbst besiegt, nicht durch die schweren Waffen dumpfer Titanen. Weit mehr als ein gehorsames Sichbeugen unter den starren Schicksalsspruch ist jene innere Bejahung, die unwandelbar von der eigenen ewigen Sendung durchdrungen ist, ein Träger des Lichtes und der hellen Ordnung zu sein und zu jenem Geschlechte zu gehören, das von dem Dunklen in das Helle strebt. Es ist der kosmische Eros der griechischen Philosophen, die „ganze Minne" der altdeutschen Denker und Grübler und wohl auch jener »Amor fati« des deutschen Philosophen. Diese „Minne zum Geschick" ist nicht die Anerkennung eines starren autoritären Schicksalsspruches, sondern die innere Bejahung eines Weges, der wir selbst sind.

Das Gefilde, das wir dabei durchschreiten, ist das Gefilde der Notwendigkeit, so wie die Planeten, die ihre kreisende Bahn ziehen, von der Notwendigkeit gelenkt werden, die ihnen selbst innewohnt. Wir durchschreiten dies Gefilde, ohne den Mittelpunkt zu kennen, um den wir uns drehen, und von dessen Kraftzentrum aus unser eigener Weg bestimmt ist. Wir sehen nicht die Kraft, die uns mit dem Scheine unerbittlicher Notwendigkeit vorwärtstreibt; und doch wohnt diese Kraft uns inne, und jenes Zentrum, um das wir uns drehen, liegt tief innen in uns selbst. Wir sehen nur den Weg, den wir unmittelbar vor uns haben, mit seinen Nebeln, seinen Finsternissen und seinen Morgenröten. Wir sehen nicht das Zentrum, um das wir kreisen, und doch sind wir allein durch dieses mit dem Kosmos selbst verknüpft, und damit sind wir selbst Kosmos. Es ist kein Narrenseil, an dem wir geführt werden, denn das gleiche Zentrum liegt im Grunde tief in unserm Innern – verhüllt nur durch die Relativität aller Erscheinung.

Das Wahre war schon längst gefunden,
hat edle Geisterschaft verbunden,
das alte Wahre faß es an!
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
der ihr die Sonne zu umkreisen
und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
das Zentrum findest du da drinnen,
woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
denn das selbständige Gewissen
ist Sonne deinem Sittentag.

Das alte Wahre, in dem der alte Goethe den fruchtbaren Urgedanken wiederfindet – denn „was fruchtbar ist, allein ist wahr" – das ist die alte Wahrheit unseres Urmythos. Und wenn der „Weise", Kopernikus und nach ihm Kepler, diese alte Wahrheit in den Bereich der wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit brachte, so ist es bis heute nicht der einzige Fall, daß die Wissenschaft auf ihrem Wege zu einer Wahrheit vorstieß, die der Mythos auf anderem Wege schon längst gefunden hatte. Es ist die ewige Wechselbeziehung, ja die Identität des Innen und Außen, des Zentrums, das du da drinnen findest, mit dem großen Weltzentrum, um das wir alle kreisen. Und wenn Kant als Ergebnis all seiner Philosophie die Beziehung zwischen dem gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir wiederfand, so hat er aus der begrifflichen Philosophie zu jenem Mythos zurückgefunden, der von jeher die Wurzel und Triebkraft aller echten Philosophie gewesen ist. Und sein kategorischer Imperativ ist nur ein Gefäß, das leer bleibt, wenn es nicht mit dem lebendigen Gefühl und der „ganzen Minne" gefüllt wird, die altgriechische Philosophen in dem kosmischen Eros vorausgefühlt haben.

Unsere eigenen Ahnen haben sie auf ihre Art empfunden und geübt; und in den Zeugnissen ihres Lichtglaubens leben bis heute die schönsten Züge des alten Glaubens weiter. Wenn die Sternsinger durch Eis und Schnee und durch die Finsternis der rauhen Nächte den leuchtenden Stern tragen, der nichts anderes ist als das von neuem kreisende Jahresrad, so tragen sie das neue Licht durch die Finsternis der Jahresnacht; und man müßte an der Sinngebung alles bewußten Handelns verzweifeln, wenn man nicht ein Zeugnis des Glaubens an das Licht und

an die Macht des kreisenden Kosmos darin sehen wollte. Das Erlebnis dieses Glaubens hat die Philosophen beflügelt, die Dichter immer wieder zu Hymnen begeistert, und es ist in den größten Tonschöpfungen zur Harmonie der Sphären zurückgekehrt. Es spannt weit das Gewölbe eines einheitlichen und gemeinsamen Glaubens von den brauchtümlichen Begehungen naturnaher Bauern bis zu den höchsten inneren Erlebnissen von Dichtern und Tondenkern, denen das künstlerische Erleben den Weg von der äußeren Notwendigkeit zur inneren Freiheit bedeutet. Es ist die mythische Vorstellung von dem Sonnenhelden, der wie ein Riese aus seinem Zelte tritt, um in der hohen Freude seine tägliche und jährliche Bahn zu laufen. Sie ist – wenngleich sie auch Aufnahme in einen Psalm gefunden hat – längst als urarisches Geistesgut erwiesen und wohl allen Völkern vertraut, die des Weltallsdenkens fähig sind. In Mythen und Sagen ist sie mit mancherlei Elementen verwoben worden, bis sie gewaltig aufklang in Beethovens hymnisch rauschender Melodie:

Sie kommt und leuchtet und strahlt uns von ferne,
Und geht den Weg gleich als ein Held!

Sie ist von Schiller in dem Hymnos an die Freude zum Gipfelpunkt gemacht worden; in dem Liede an jene Freude, die seinen Vorfahren als die weltweite Minne die Seelen erfüllte, und seine Dichtung ist wiederum von Beethoven für immer mit einer der größten Tonschöpfungen des deutschen Geistes verbunden worden in seiner Neunten Symphonie:

Froh wie seine Sonnen fliegen
durch des Himmels prächtigen Plan,
wandelt, Brüder, eure Bahn
freudig wie ein Held zum Siegen!

Beethovens Tagebuch, in das er jenes Wort von Kant mit drei Rufzeichen eingetragen hat, zeigt uns, wie aus der Anregung von Philosophie, Dichtung und Mythos die gewaltige Sprache der Sonnensymphonie entstanden ist, in welcher der Künstler im musikalischen Erlebnis den inneren Weg aus den ihn bedrängenden Nöten und Notwendigkeit zur höchsten inneren Freiheit gegangen ist.

Es ist die Selbstvollendung des uns eingeborenen Mythos im Einzelerlebnis der künstlerischen Persönlichkeit. Wir verstehen seine Sprache, weil sie in den höchsten Zweigen des gleichen Baumes rauscht, dessen Wurzeln in den tiefsten Gründen unserer Volkheit ruhen. Und so lange wir das Raunen des Urbrunnens verstehen, werden wir auch die Sprache des höchsten Geistes begreifen, der bis in die kreisenden Gestirne hinaufragt. So lange wird auch der Funke jener Freude nicht erlöschen, die aus dem inneren Einklang mit der Weltharmonie quillt.

Das Feld jedes neuen Jahres erscheint als dunkel und ungewiß. Wir wissen nicht, durch welche Nebel und Finsternisse uns der Weg führen wird. Wo immer die Glieder unserer Gemeinschaft seinen Anbruch erleben, in den eisigen Wüsten des Ostens, hoch in den Lüften oder in den Wassern des Ozeans: nirgendwo soll ihnen der Funke fehlen, der ein Teil jenes Urlichtes ist, das aus Welterkenntnis und Weltgefühl den Vätern aufgegangen ist. So erfüllen wir gleichzeitig das Gesetz der Weltordnung und unserer eigenen Volkheit. Und wir gehen den Weg durch den Bereich der Notwendigkeit als Freie und freudig wie ein Held zum Siegen. Pl.

*

Friedrich Mößinger / Seltsame Sternsingerbräuche

Seitdem Robert Stumpfl in seinem tief greifenden Buch über die Kultspiele der Germanen (1936) und nach ihm vor allem Richard Wolfram in „Germanien" 1939, S. 5–9 den scheinbar so ganz christlichen Umzug der „Heiligen Drei Könige" vom volkskundlichen Standpunkt scharf beleuchtet haben, hat sich eine große Anzahl Einzelzüge bei diesen Sternsingern finden lassen, die den Satz von den „germanischen Wurzeln des Sternsingens" (Wolfram) heute als vollkommen berechtigt erscheinen lassen. Im folgenden soll nun nicht diese These von Grund auf behandelt und in allen Einzelheiten bewiesen werden, sondern es sollen Belege, die zu ihrer Stützung dienen, vorgeführt und damit einem weiteren Kreis bekannt gemacht werden.

Zu den wichtigsten Entdeckungen Stumpfls gehört es, daß in schwedischen, norwegischen und dänischen Sternspielen bei den Sternknaben eine Gestalt zu finden ist, die als Bock, Bär oder Pferd, als pelzbekleideter Judas oder als buckliger Josef zumeist getötet und danach wieder zum Leben erweckt wird. In deutschen Spielen kannte Stumpfl nur schwache Spuren davon, so wenn Herodes in Oberufer den Judas zum Tode verurteilt oder wenn er im mittelalterlichen Kirchenspiel von Bilsen die Magier mit dem Schwerte bedroht. Ohne Zweifel aber gehört ein Odenwälder Dreikönigsspiel in diesen Kreis, auf das ich schon vor einiger Zeit erstmals hingewiesen habe (1). Neuerdings hat Hans von der Au (2) weitere Parallelen aus Odenwald, Spessart und Rhön beigebracht. Überall wird hier einer der drei Könige, zumeist der Schwarze, erstochen und wiedererweckt. Diese an und für sich sinnlose Spielform gewinnt ihren Sinn aus Stumpfls nordischen Beispielen, zeigt aber andererseits auch, daß wir auch bei uns mit der gleichen nicht christlichen Überlieferung zu rechnen haben. Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß sich auch der häßlich vermummte Begleiter der Sternsinger bei uns findet. Er wird allerdings in den vorliegenden Berichten nicht getötet und wiedererweckt, ist aber den nordischen Bock-, Bären- und Pelzgestalten eng verwandt. In Schleswig-Holstein (3) zog mit den Sternsingern eine in Pelz oder Stroh gehüllte Gestalt um, deren Name „ruge Klas" freilich an den zu ganz anderer Zeit umgehenden Nikolaus erinnert. In der Schweiz war früher im Kanton Luzern (4) bei den drei Königen der „Glungel", ein Mann mit einer Stierkopfmaske, dessen Kostüm mit zahlreichen Glöckchen behangen war. Auch aus dem Kanton Zug wird ähnliches berichtet (5). Hier zog ein Narr im Läppchenkleid, „Legohr" geheißen, von Haus zu Haus, äffte die Gebärden, Handlungsweisen und Berufsarbeiten der Hausbewohner nach, indes einige Knaben vor dem Hause, einen Stern drehend, Weihnachtslieder absangen, wofür dann sie und der Legohr Gaben empfingen. Am altertümlichsten erscheint der Brauch in der Zips (6). Hier zieht mit den drei Königen als vierter Darsteller der „schwarze Boback". Er schreckt mit seinem geschwärzten Gesicht als Mohr die Kinder. Mitunter kommt er auf Händen und Füßen kriechend und mit einem großen Tuche ganz verhüllt. Man glaubt ein Bild vor sich zu sehen, wie es Wolfram in Germanien 1939, Seite 6, gebracht hat, wo vor den Sternsingern aus Dalarna der Julbock kriecht. Auch im Odenwald war ganz früher in Weitengesäß (7) der Sternsingerumzug mit zwei eigenartigen Masken ausgestaltet. Neben einem Esel, den zwei Jungen mit einem Gabelstecken und einer übergeworfenen Decke darstellten, erschien die „Hullefraa", ein weiß verhülltes Wesen mit

schnabelförmiger Kopfmaske. Hier ist die Einbettung in einen Weihnachtsumzug, eine Tatsache, die auch sonst oft vorkommt, besonders deutlich. Dies beweist aber hinlänglich, daß der Tern in des Umzuges der Sternträger, auf dessen Wechsel Stumpfl schon eindringlich hingewiesen hat, nicht an den 6. Januar gebunden ist, also wohl erst recht spät sich kirchlich hat festlegen lassen – und dies, wie die vielen Ausnahmen beweisen, nur zu einem kleinen Teil.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Weitengesäßer Sternbuben, daß sie alle drei geschwärzt sind. Auch dies ist schon von Stumpfl an Hand anderer Schilderungen als Zeichen eines nicht christlichen Ursprungs des Brauches hervorgehoben worden. Besonders gut sieht man die drei Schwarzen auf der Zeichnung vom Jahre 1858 (Abb. 1). Hier fallen auch die hohen, spitzen Hüte auf, die mit Königskronen nichts zu tun haben, sondern sich wohl am besten mit Wolfram als die alte Tracht kultischer Spieler und Tänzer erklären lassen. Auch in Breitenbuch im Odenwald haben die Könige früher solche Spitzhüte getragen (8).

Daß jeder der drei Weitengesäßer Sternbuben an der Stirn einen Stern trägt, daß weiterhin an verschiedenen Orten des Odenwaldes (9) drei Sterne mitgeführt werden, leitet uns zu den bekannten ostpreußischen Sternaufzügen, bei denen viele, ja sehr viele leuchtende Sterne eine stimmungsvolle Lichterprozession hervorrufen, die in den Lichterkappen der Salzachschiffer, der Glöckler in Ebensee und der Schweizer Kläuse ihre nächsten Verwandten hat.

Was nun den eigentlichen Stern anlangt, so ist vor allem aufgefallen, daß seine Drehbarkeit immer betont wird. Die Belege hierfür könnten stark vermehrt werden. Es sei hier nur auf einen Nürnberger Holzschnitt des 17. Jahrhunderts hingewiesen, der deutlich die Drehschnur zeigt (Abb. 2). Auch ein Genter Bilderbogen aus der Zeit um 1700 gibt den Stern als drehbar wieder (Abb. 3). Beachtlich ist hier noch, daß einer der Könige, er ist ohne Krone, den Rummelpott als Lärmgerät handhabt. Ein sehr großer Stern von etwa 2,5 m im Durchmesser, drehbar und von innen erleuchtet, wird in Ostpreußen auf einem hohen Gestell befestigt (10) und erinnert also stark an die Räder, die auf Gestellen bei den schwedischen Felsritzungen der Bronzezeit zu sehen sind. Wie stark im übrigen die Radform des Sternes hervortritt, läßt sich an vielen Stellen erweisen. So wird in der Pfalz (11) und im Elsaß (12) ein Spinnrad auf eine Stange gesteckt, und in Friesen, Kreis Altkirch (13) dient als „Stern an einem Stabe ein Rädchen, das der Schwarze fortwährend drehte". Aus Ostfriesland gibt es eine seltsame Abbildung eines Dreikönigssterns (14), der nur aus einem Kreuz besteht, dessen Arme anscheinend in Kräuseln geschnitzt sind oder mit gekräuseltem Papier bewickelt sind. Daß es von diesem Gebilde nicht weit ist zum Radkreuz der schwedischen Sternknaben, ist klar (15). Andererseits aber kennen wir diese Art der Verzierung mit feinen Holzkräuseln auch von der „Wepelrot", die in ihrer älteren Form einem Rade durchaus ähnlich ist. Auf einer Zeichnung von 1853 (Abb. 4), die allerlei Weihnachtsmasken bietet, wird eine solche radförmige Wepelrot von einer Gestalt getragen, die man als den Schwarzen in einem Dreikönigsaufzug bezeichnen muß. Weiterhin sind solche Kräusel an unseren Stabausstecken der Frühlingszeit wohl bekannt und deuten damit auf die inneren Beziehungen hin, die zwischen all diesen herumgetragenen Rädern bestehen und auf die schon früher hingewiesen wurde (16). Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn in Balkhausen im Odenwald am Dreikönigstag Brezeln an Stangen und in Hüttental ein Kranz an einem geringelten Stecken wie in Rheinhessen und in der Pfalz am Sommertag von den Kindern mitgeführt werden (17). Ganz seltsam und sehr urtümlich aber erscheint es, wenn in Zell, Kreis Erbach, neben dem Stern ein

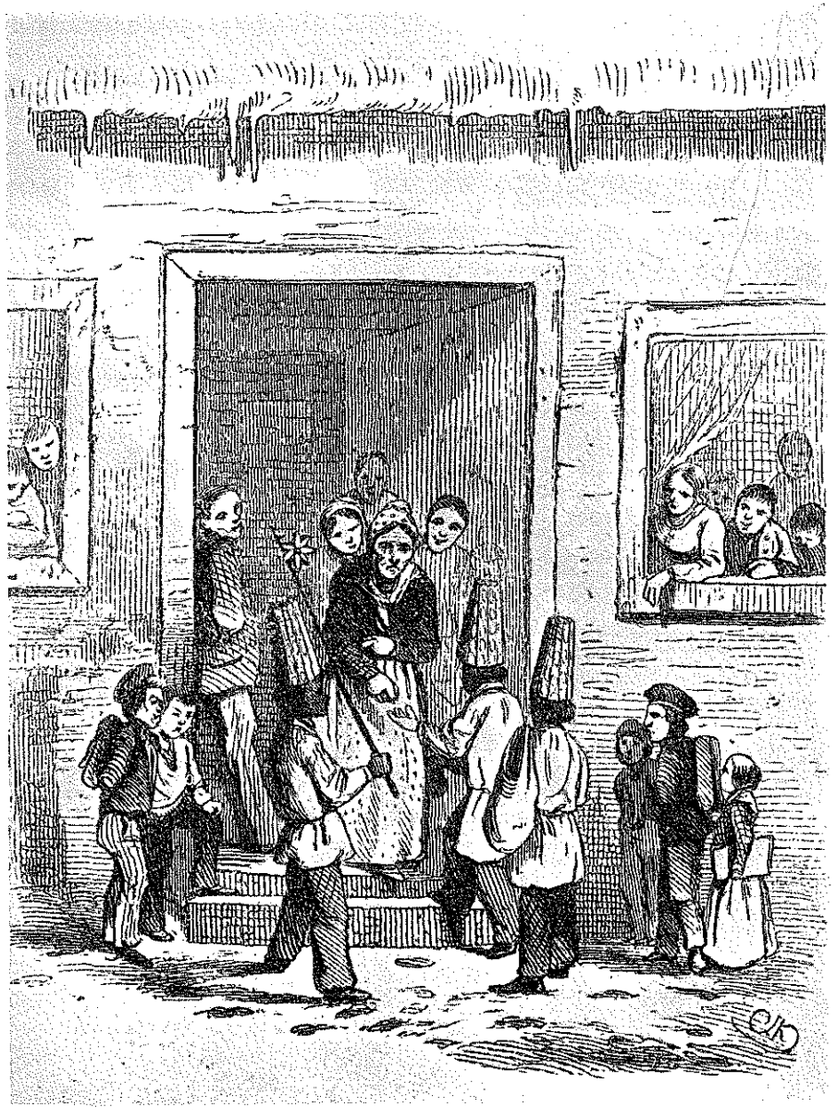


Abbildung 1. Wasgauer Sternbuben. Leipziger Illustrierte Zeitung 1885, Seite 273.

zweiter König ein kleines Rad trägt (18). Hier glaubt man mit Händen noch greifen zu können, wie sich zu einem uralten Umzug mit dem Rad der Stern als Neuerung gesellte. Wie eine Bestätigung dieses seltenen Brauches mutet uns ein Bild an, dessen Kenntnis ich einer freundlichen Mitteilung von Dr. Erika Kohler (Tübingen) verdanke (19). Neben einem

großen, wohl von innen erleuchteten Stern, den der eine der Könige in Händen hält, sehen wir in der Hand des zweiten einen Halbmond, während der vorderste dritte auf einem Stab ein Radkreuz mit zackigem (flammendem?) Rand den Gabenspendern entgegenhebt. Der Gedanke an ein Sonnenrad liegt hier außerordentlich nahe, wenn auch der Verfasser von einem kleinen Stern spricht. Aber daß dieser nach seinen Worten auf einem vergoldeten Stab sitzt und selbst vergoldet ist, weist deutlich auf die Sonne, die ja nach gewöhnlicher Auffassung zu diesem edlen Metall gehört und in ihm nachgebildet wird. Außerdem lassen sich die drei hier umgetragenen Sinnbilder zwanglos als Sonne, Mond und Stern deuten, und man darf wohl mit Recht vermuten, daß in diesem Falle unter Einflüssen, die wir nicht mehr im einzelnen festlegen können, der Sonnenradumzug, als er zum Dreikönigs-Stern-Umzug verändert wurde, auch noch den Mond als drittes Sinnbild erhielt, wobei aber deutlich ist, daß dies nur einen Sinn hatte, wenn man das Rad noch als Sonne auffaßte. Auf jeden Fall haben wir in diesem Elsässer Bild aus der Gegend von Hagenau (der genaue Ort ist nicht angegeben) einen sehr wichtigen Hinweis auf die letzten Urgründe unserer Dreikönigsumzüge (Abb. 5).

Es ist nun erstaunlich, daß das Elsaß einen weiteren Hinweis auf sehr altertümliche Dreikönigsumzüge bietet. In Ensisheim (20) befand sich auf dem Barett der Könige ein großer runder Ball. Sie trugen Stäbe mit Sternen und gingen auf Stelzen. Ist schon dieses letztere ungemein altertümlich, ja mythisch (wir erinnern an die Stelzenperchten und ihren Tanz, an die fasnachtlichen Stelzenkämpfe, an Stelzenumzüge Schweizer Burschenschaften (21), so ist es der unverständliche und kaum erklärbare Ball noch viel mehr. Ich möchte zur Klärung einen Kärntner Brauch heranziehen, den Graber veröffentlicht hat (22). Es handelt sich dabei um ein Sommer- und Winterspiel, dem aber sicherlich ein Dreikönigsumzug zu Grunde liegt. Der Sommer trägt nämlich auf einer roten Stange einen rot und gelb bemalten großen Apfel aus ölgetränktem Papier, der von innen durch eine Kerze erleuchtet wird. Dazu singen die Gestalten in ihrem Glückwunschlied mehrmals:

Wir lassen dem Radlein wohl seinen Gang,
wir singen die . . . . an.

Diese seltsame Zeile mit dem Rad, das in Gang bleiben soll, paßt nur für den drehbaren Radstern der Sternsinger und deutet also an, daß der große leuchtende Apfel im letzten Grund ein Bild des Sonnenballs oder des Sonnenrads vorstellen soll oder wenigstens ursprünglich vorgestellt hat. Und wieder kehren wir ins Elsaß zurück. In Ofenbach (23) gingen am Tag der Hl. Drei Könige zwei Rekruten herum. Einer hielt einen gebogenen Säbel hoch, auf dem ein großer schöner Apfel angespießt war. Das gespendete Geld, nicht selten Goldstücke, steckten sie in diesen Apfel. Auch in Oberlahnstein gingen früher die Knaben am Dreikönigstag mit einem Apfel auf einer Stange Gaben heischen und ließen sich die Geldstücke in diesen Apfel stecken (24). Der gleiche Brauch kommt in Camp am Rhein zu Fasnacht, in Horchheim bei Worms auch an Lätare vor. Der Apfel in unseren Frühlingsbräuchen ist ohne Zweifel Lebens- und Fruchtbarkeitszeichen, er ist also wohl durch eine Umdeutung an die Stelle des Sonnenrades gekommen oder aber wir haben auch hier wieder ein Beispiel für die innere Einheit all der Bräuche, bei denen ein radartiges Sinnbild herumgetragen wird. Dann ist, auch von dieser Seite her gesehen, der Sternsingerumzug mit seinen Wurzeln eingebettet in germanisches Brauchtum.

Dies gilt nun auch ganz besonders für die Aufzüge, in denen die drei Könige in Gestalt

Abbildung 2. Nürnberger Holzschnitt des 17. Jahrhunderts. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg (Katalog der im Germ. Mus. vorhandenen, zum Abdruck bestimmten geschnittenen Holzstöcke vom 15.–18. Jahrhundert 2. Teil, Seite 79, Nr. 782).

unseres wohlbekannten Schimmelreiters, d. h. auf künstlichen Pferdchen aus Holz und Stoff, erscheinen. Schon für das Jahr 1503 konnte Stumpfl nachweisen, daß für die drei Könige in Canterbury solche Lattenpferde verrechnet werden. Im Lötschental (25) treten sie bei den Dreikönigsspielen heute noch auf. Nun sind die reitenden Könige an sich nichts Besonderes. In

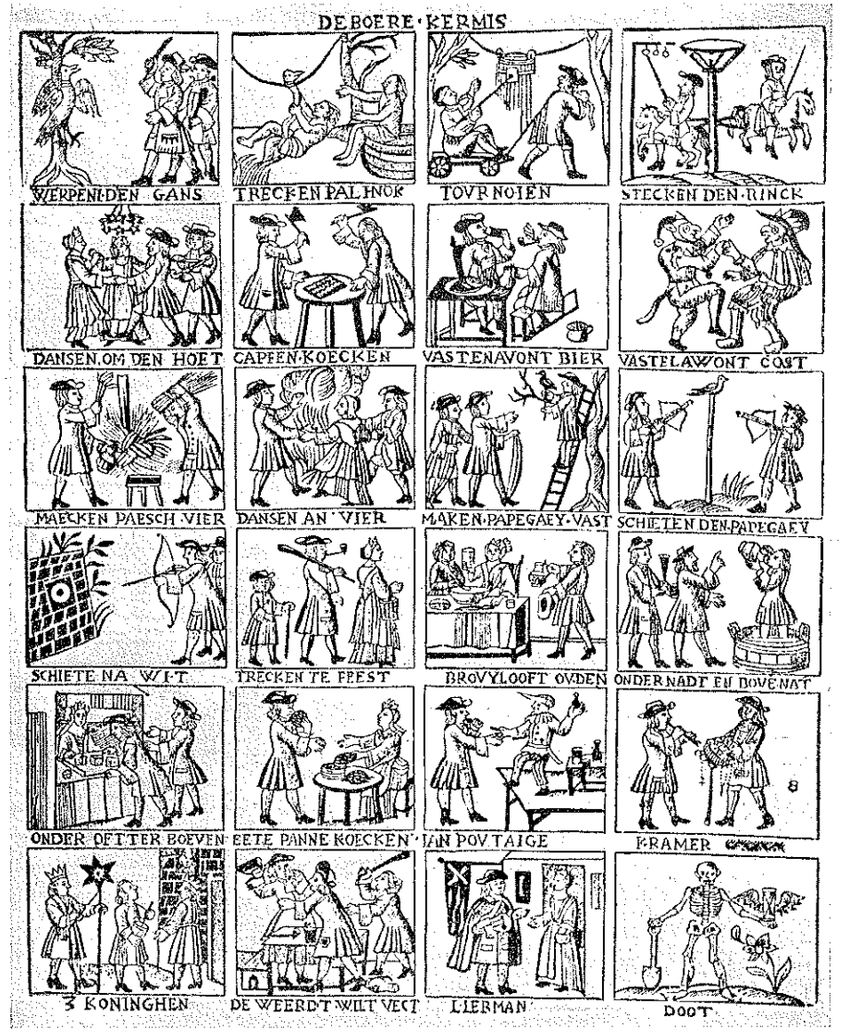


Abbildung 3. Genter Bilderbogen um 1700. Heuck, Boekenvogen, L'imagerie populaire flamande Brüssel 1910, Seite 6.

älterer Zeit werden sie oft hoch zu Roß dargestellt. Man denke etwa an das Bild im Schleswiger Dom oder auch an die schwedischen Bauernmalereien, die mit Vorliebe die drei Könige reitend vorführen. Der Schweizer Brauch aber hat nichts von dem ernsthaften feierlichen Reiten dieser alten Bilder, er gemahnt uns stark an die wildbewegten Schimmelreiterumzüge, die wir in vielen Gegenden zur Mittwinterzeit feststellen können. Da rennen nämlich die zweibeinigen Pferdchen im Galopp durch die Gassen. Begleitet sind die drei von einer Rotte von Spaßmachern, „Goiggär" genannt, von denen der Berichterstatter schreibt, daß „ihre groben

Abbildung 3 a (oben). Sternsinger mit Rummelpott und drehbarem Stern. Ausschnitt aus Abbildung 3. – Abbildung 4 (unten). Weihnachtsmasken (mit Wepelröt). Leipziger Illustrierte Zeitung 1853, Seite 405.

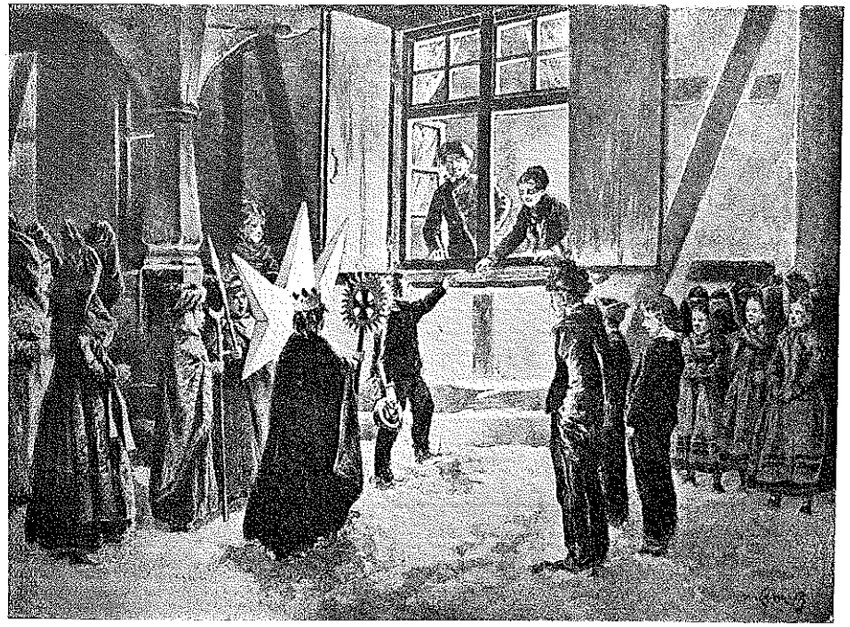


Abbildung 5. Sternsinger. Aus: P. Kauffmann, En Alsace ignorée, Kolmar 1926, Seite 205.

Späße zu dem Charakter des Festes in Kontrast stehen". Derweil sammeln andere, die einen Sternträger umgeben, singend ihre Gaben. Zum Schluß vereinigen sich alle, und die Pferde zeigen allerlei Reiterkunststücke der „mehr oder weniger hohen Schule". Daß auch Kuhglocken als Lärmgeräte eine Rolle spielen, macht die Echtheit des Volksbrauches erst recht klar. Dieser Schweizer Beleg findet seine Ergänzung in einem Bericht aus dem Innviertel (26), wo die drei Könige an Stelle des Schimmelreiters erscheinen und mit dem „Goldenen Rößl" in Verbindung gebracht werden, auf dem sie nach einem Spruch aus dem Dorfe Pram von Haus zu Haus reiten. Das „Goldene Rößl" aber, Bringer der weihnachtlichen Gaben in dortiger Gegend, erinnert an das goldene Sonnenroß und ist als solches denen, die das Sonnenrad umführen, mit Recht zugeordnet.

Was hier zusammengestellt wurde, ist scheinbar eine Menge zusammenhangloser, ja unvereinbarer und wertloser Einzelzüge. Bei genauerer Betrachtung aber und bei Beachtung des Gesamtgehaltes des Sternsingerbrauches gewinnen alle Einzelheiten Leben und Bedeutung. Alle lassen mehr oder weniger deutlich den germanischen Urgrund des Sternsingens hervorleuchten und dienen also zur Aufhellung dieses schönen Brauches.

*

Ein Drehstern, der sowohl mit dem auf dem Nürnberger Holzschnitt (Abb. 2) abgebildeten, wie auch mit dem des Genter Bilderbogens (Abb. 3) und dem auf Abb. 5 ziemlich genau übereinstimmt, erscheint auch auf dem Pastellbilde des Niederländers Cornelis Troost aus dem

Abbildung 6. Dreikönigsfest. Pastellbild von Cornelis Troost, 18. Jahrhundert, Den Haag, Gemäldegalerie.

18. Jahrhundert (Abb. 6), das mir durch Landesrat Dr. Apffelstaedt zur Verfügung gestellt wurde (Gemäldegalerie im Haag). Anscheinend ist der Stern nach Art einer Papierlaterne von innen beleuchtet, wobei es freilich fraglich ist, ob er dabei drehbar ist. Der kleinste der drei Könige ist der „Schwarze" und sammelt die Gaben. Die Könige sind durch einen Hut gekennzeichnet, der oben in eine gezackte Krone ausläuft. Eine ähnliche Krone hat der Sternträger auf Abb. 2; hier umgibt die Krone den Hut oberhalb der Krempe. Bemerkenswert ist dabei, daß der Wiedertäuferkönig Johann von Leyden in Münster, der ja aus Holland stammte, unter seinen Königskronen sich eine solche anfertigen ließ, die in gleicher Weise auf einen schwarzen Hut gesetzt war. – Einer der Könige, dem ein Knabe die Schleppe trägt, liest von einem beschriebenen Blatt ein Gedicht ab, von dem aber leider nur einige Worte zu erkennen sind. Pl.

(1) Volk und Scholle 1939, 7/8. – (2) Hans von der Au, Odenwälder Dreikönigsspiele. Festschrift für Prälat D. Dr. Dr. Wilh. Diehl. Darmstadt 1941, 399. – (3) Am Urdsbrunnen 6. Jg. 1886, 31. – (4) Schweiz. Arch. f. Volksk. 2, 1898, 228. – (5) Schweiz. Arch. f. Volksk. 1, 1897, 66. – (6) Greb, Zipser Volkskunde 1932, 42. – (7) Winter, Jahrbuch des Bayr. Heimatbundes 1938, 88; v. d. Au, a. a. O. 398 (Abb.). – (8) v. d. Au, 396. – (9) v. d. Au, 397, 400 (Kocherbach, Rippenweiher, Ober-Flockenbach). – (10) Schnippel, Volkskunde von Ost- und Westpreußen, 2. Reihe 1927, 142. – (11) Christmann, Unsere Heimat, Januar 1937, 108 ff. – (12) Jahrbuch des Vogesen-Clubs, 10. Jg. 1894, 221 (Nordhausen, Kr. Erstein). – (13) Jahrb. d. Vog.-Clubs, 7. Jg. 1891, 205. – (14) Wiard Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde 1925, 215. – (15) Wolfram, Germanien 1939, 8/9. – (16) Mößinger, Germanien 1940, 201. – (17) v. d. Au, 397/398. – (18) v. d. Au, 397. – (19) P. Kauffmann, En Alsace ignorée 1926, 205. – (20) Jahrb. d. Vog.-Clubs, 10. Jg. 1894, 221. – (21) Schweiz. Arch. f. Volksk. 37, 1939, 188. – (22) Graber, Volksleben in Kärnten 1934, 228. – (23) Jahrb. d. Vog.-Clubs, 10. Jg. 1894, 220. – (24) Keiper, Volk und Scholle 1938, 52. – (25) Schweiz. Arch. f. Volksk. 31, 1931, 42/43. – (26) Deutsche Volksk. 2. Jg. 1940, 20.

Theobald Bieder / Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

I.

In einem Lebensabriß, den Edward Schröder im 53. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie dem deutsch-schweizerischen Mythen- und Sagenforscher Ernst Ludwig Rochholz (1809–1892) gewidmet hat, heißt es: „Zur Mythologie und zum Kultus der heidnischen Vorzeit zog es ihn immer wieder mächtig hin. In 26 handschriftlichen Quartbänden umfaßt sein Nachlaß als ‚Ahnenerbe', was er in mehr als 50jähriger Arbeit für „Geschichte, Sprache, Satzung, Sitte und Lage der deutschen Schweiz, zunächst des Aargaus" aus urkundlichen Quellen aller Art zusammengebracht hatte." Mag die Wissenschaft auch bei Rochholz „den Gegensatz zwischen seiner sehr richtigen, kritischen Beurteilung der Richtungen der neueren Sprachforscher und der mangelnden Klarheit und Festigkeit seiner Ausführungen aus der Grammatik" hervorgehoben haben, – welch ein Übermaß hingebender Liebe bekunden diese 26 handschriftlichen Bände aus seinem Nachlasse! Sie sind ein leuchtendes Beispiel für alle, denn wie wäre ein Fortschreiten der Wissenschaft möglich, wenn ihr nicht durch unendliche Kleinarbeit der Weg freigemacht würde?

Wie wäre ohne diese Kleinarbeit zum Beispiel das umfassende Lebenswerk der Brüder Grimm denkbar? Welch reiche Schätze haben sie aus unserer mütterlichen Erde heraufgeholt, und in welch hohem Maße haben sie damit nicht nur die Wissenschaft, sondern unser ganzes Leben bereichert! Nicht nur ihre Gegenwart hat den lebendigen Hauch ihrer Tätigkeit gespürt, auch wir Heutigen haben teil an dem Erbe, das sie uns hinterlassen haben. Was sie geschaffen haben, bleibt unser nie wieder zu verlierendes Eigentum.

Man darf sich nun nicht vorstellen, daß vor dem Auftreten der Brüder Grimm die Mythologie völlig brach gelegen hätte; im Gegenteil: kaum ein anderes Gebiet der Vorzeitkunde als gerade sie scheint die Gemüter in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in gleich starkem Maße bewegt zu haben. Das macht die starke Anziehungskraft, die das Gebiet auf jeden ausübt, der mit ihm in Berührung kommt. Kein anderes Gebiet als die Mythologie ist aber auch im gleichen Maße der persönlichen Auslegung ausgesetzt, denn sie baut sich auf einer anderen Ebene auf als beispielsweise die Vorgeschichte und greift unmittelbar in das geistige und seelische Leben unserer Vorfahren ein. Wie stark prallten schon am Ende des 18. Jahrhunderts die Gegensätze in den Richtungen Adelung-Rühs einerseits und Herder-Gräter anderseits auf einander! Die Kardinalfrage war: was ist von den Mythen echtes Volksgut, was ist Dichtung späterer Zeit – wie wir auch bei den Märchen mit ihren mythischen Stoffen zwischen volkstümlicher Überlieferung und Kunstdichtung unterscheiden. Der an sich gewiß anziehende Gedanke, daß sich alle Mythologien in einer höheren Einheit verbinden müssen (er wurde von Friedrich Creuzer, Görres und anderen ausgesprochen), ist bald einer anderen Auffassung gewichen, der nämlich, daß sich auf diesem Gebiete sogar stammestümliche Unterschiede geltend machen. Eine scharfe Trennung wurde namentlich zwischen nordischer (skandinavischer) und deutscher Mythologie gemacht, wobei auf den Norden zunächst das stärkere Gewicht gelegt wurde.

Das war begreiflich, denn Skandinavien verfügte ja über die reichsten mythologischen Schätze

aus germanischer Frühzeit. Da waren die Lieder der Edda, die isländischen Sagas, die mythenerfüllten ersten neun Bücher der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus usw. Was konnten die Südgermanen, die Deutschen, diesem Reichtum entgegenstellen? Nichts als einzelne Bruchstücke, die hier und da ein glücklicher Zufall der Vergessenheit entrissen hatte. Alles, aber auch alles, hatte der Eifer Ludwigs, des sogenannten Frommen zerstört. Vielleicht, daß sich hier aus Märchen, örtlichen Bräuchen usw. noch etwas ermitteln ließ. Die nordische Überlieferung aber bot Schwierigkeiten: sie war jung, denn sie ging kaum über das 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Solange man an der Meinung festhielt, daß die Germanen mit den indogermanischen Bruderstämmen aus Asien eingewandert waren, konnte man annehmen, sie hätten die Grundlagen ihrer mythischen Vorstellungen aus der fernen Urheimat mitgebracht. Je mehr sich aber die Alteingesessenheit des Germanentums auf nordischem Boden herausstellte, um so mehr wurde die Ursprünglichkeit der nordischen Mythologie bestritten. Mit aller Erbitterung entluden sich die Kämpfe um sie in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, aber ausgekämpft wurden sie noch nicht.

Den Vorrang nordischer Mythologie erkennen wir z. B. aus H. A. M. Bergers „Nordischer Götterlehre", 1826 (einem Wörterbuch nordischer Mythologie, ähnlich der 1816 erschienenen Veröffentlichung Nyerups) und dann vor allem aus dem reichhaltigen und kaum auszuschöpfenden „Priscae veterum borealium mythologiae lexicon" des Finn Magnusen, 1828. Dieses, in Verbindung mit der „Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa" J. F. Mones, 2 Bände, 1822/23, bildet noch nach Wolfgang Golthers „Handbuch der germanischen Mythologie", 1895, „Den Höhepunkt der mythologischen Forschung vor Uhland und J. Grimm. Es war viel Tatsächliches geboten, dessen Wert noch heute andauert und durch die verkehrten Meinungen, welche die Verfasser über die Erklärung des fleißig zusammengetragenen Stoffes hegten, nicht beeinträchtigt wird."

Die verkehrte Auslegung Finn Magnusens bestand für Golther hauptsächlich darin, daß bei ihm die Sternkunde allzu stark hervortrat: „Darnach wären die Germanen vorwiegend Sternanbeter gewesen und hätten überaus genaue astronomische Kenntnisse sehr künstlich zu Mythen verwandt." Nach meiner (auch in meiner Hakenkreuz-Schrift ausgesprochenen) Überzeugung hat der gestirnte Himmel allerdings die Mythologie nicht nur der Germanen, sondern wohl aller Völker, zutiefst beeinflußt.

Welch hohe Stellung die Mythologie einnahm, ersehen wir namentlich aus der „Literarischen Einleitung in die nordische Mythologie" von C. F. Koeppen, 1837, der in der Vorrede meinte, ein einziger Vers der Edda sei mehr wert als alle in den Museen von Kopenhagen und Stockholm aufgespeicherten Schätze. Was mag wohl C. J. Thomsen, der doch fast im gleichen Augenblicke den „Leitfaden für nordische Altertumskunde" hinausgehen ließ, zu einem solchen Satze gesagt haben? Vielleicht hat er gedacht: was nützen mir alle mythologischen Vorstellungen, die mir unter der Hand zerrinnen können; da ziehe ich doch die „materielle" Hinterlassenschaft unserer Ahnen vor, aus der ich mir ein wirkliches Bild von ihrem Leben und ihren Gewohnheiten machen kann. Daß der eine wie der andere Standpunkt einseitig und darum nicht zu befürworten ist, versteht sich von selbst. Ich erinnere hier an die im 1. Bande meiner „Geschichte der Germanenforschung", S. 110, mitgeteilte, dem 17. Jahrhundert angehörende Ansicht Morhofs, wir erfaßten „im Gewölk dieser Fabeln (der Edda) gelegentlich ein Stück Wahrheit, wenn wir auch fürchten müssen, dabei mitunter statt einer Juno eine Wolke zu um-

armen". In eigentümlicher Weise leuchtet diese Auffassung späteren Ansichten, namentlich der Gegenwart, voran.

Einmal hat aber Koeppen seinem gepreßten Herzen Luft gemacht und einer Anschauung Raum gegeben, die noch heute stärkste Beachtung verdient: „Es ist eine von den Geistlichen aller Zeiten emsig verbreitete, jedenfalls schief gestellte Behauptung, das Christentum und die Hierarchie seien dem Aufblühen der Wissenschaft und Literatur besonders günstig gewesen. Wahr ist es, unsere Väter verdanken der Kirche die Schreibkunst, Bücher und Büchergelehrsamkeit, ja den ganzen äußeren Apparat, meistens auch den Inhalt ihrer Literatur; aber darüber hinaus dürfen wir anderseits nicht vergessen, wie nachteilig dieselben zugleich gewirkt haben, indem sie den freien, wilden, naturkräftigen Geist der germanischen Völker künstlich durch römisches Gift zur Impotenz herabzubringen suchten. Sie sind es, die unsre alte Nationalpoesie direkt oder indirekt totgeschlagen, unsrer gesamten Anschauungsweise die schändliche Fessel der lateinischen Sprache angelegt und dadurch das Aufblühen der deutschen Prosa verhindert haben. Was würde unsre mittelalterliche Literatur, namentlich unsre Geschichtsschreibung, ohne den verderblichen Einfluß der Pfaffen und Mönche geworden sein!"

Als ob hier Knut Jungbohn Clement zu uns spräche!

Den Germanen zurückzugeben, was ihnen gehörte und im Laufe der Zeiten verlorengegangen war, war das Ziel der unsterblichen „Deutschen Mythologie", die Jakob Grimm 1835 erscheinen ließ. Ebenso wie mit den Kinder- und Hausmärchen war hier eine Sammlung ins Leben getreten, die den Zeitgenossen einen ungeheuren Reichtum aus ferner Vergangenheit erschloß. Hier wie überall hat sich Jakob Grimm als der treue Eckart des deutschen Volkes und als ein Mann bewährt, der sich dem deutschen Wesen im tiefsten verpflichtet fühlte. Sein Werk steht unter den Erscheinungen des 19. Jahrhunderts über germanische Mythologie da wie ein König unter seinem Gefolge; denn, wer auch immer später andere Wege eingeschlagen hat, ist in erster Linie durch Jakob Grimm angeregt und befruchtet worden. Wir kennen den weitgespannten Begriff „deutsch", mit dem Jakob Grimm arbeitete, wenn wir an seine deutsche Grammatik oder an die „Geschichte der deutschen Sprache" denken. Im gleichen Sinne strebt seine deutsche Mythologie nach Vereinheitlichung des germanischen Mythenschatzes. Man kann dem freilich entgegenhalten, daß Jakob Grimm die nordische Mythologie ausschließen wollte; das Nordische dürfe, wie in der Einleitung gesagt wird, nur da in seine Darstellung einfließen, wo es „seinem Inhalt oder seiner Richtung nach mit dem des inneren Deutschlands zusammentrifft". Der folgende Satz „Alles übrige, der nordischen Lehre allein Eigentümliche, gehört nicht hierher" ist aber schon in der zweiten Auflage ausgelassen worden – vermutlich doch deshalb, weil es eben nicht gut zu umgehen war. Um aber eine falsche Kritik auszurotten, „habe ich wohl eingesehen, daß ich nicht von einer Darstellung der nordischen Fülle, vielmehr der deutschen Armut ausgehend, Ähren lesen mußte, keine Garben schneiden durfte" (Vorrede an Dahlmann).

Er „mußte Ähren lesen" – das bedeutet, daß sein Werk als eine möglichst vollständige Sammlung der Überlieferungen zu gelten habe, diese Überlieferungen aber in ein System zu zwängen, lag ihm fern. „Ich bekenne – heißt es in der Vorrede an Dahlmann –, daß mir wenig daran gelegen hat, in den Unzusammenhang unserer fast ganz aus der Fuge geratenen Mythen ein System zu entdecken, das der deutschen Götterlehre unter den übrigen des Altertums eigen wäre."

Eine andere Arbeitsweise zeigt das gleichzeitige Schaffen Ludwig Uhlands, dem es darauf ankam, einzelne Göttergestalten herauszuheben und im vollen Umfang der Überlieferung zu zeichnen. Als erste Frucht seiner Forschungen erschien 1836 „Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen", dessen Titel schon auf die Beschränkung auf den nordischen Mythenkreis hinweist. Eine weitere Arbeit Uhlands über Odin ist erst nach seinem Tode im 6. Bande der „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" erschienen.

Neben Uhlands Schrift über Thor sind die im gleichen Jahre erschienenen „Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage" von Joseph Franz Mone zu nennen, denn daß die Heldensagen wie Beowulf und die Nibelungen in das mythische Zeitalter zurückgreifen, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Für die Nibelungen ist dies uns Heutigen durch die Schöpfungen Friedrich Hebbels und Richard Wagners ohne weiteres klar. Für Beowulf hat dann Heinrich Leo den mythischen Gehalt herausgelöst in der Schrift „Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächsischer Sprache erhaltene Heldengedicht nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte alter germanischer Geisteszustände", 1839. Der „mythische Inhalt" ist hier im 2. Kapitel (S. 13–47) behandelt worden.

In der Verbindung der Mythologie mit der Heldensage erblickte Karl Müllenhoff eine wesentliche Grundlage der deutschen Altertumskunde. Eine eigentliche „Mythologie der Heldensage", die sich schon im Titel als solche ausweist, hat meines Wissens erst 1886 Wilhelm Müller gegeben.

Wilhelm Müller – das war derselbe, der 1844 eine Ergänzung oder einen Abschluß der deutschen Mythologie Jakob Grimms geben wollte mit seinem Buche „Geschichte und System der altdeutschen Religion". Der Verfasser bekennt, sein Buch auf Grund des Werkes Jakob Grimms aufgebaut zu haben; dieses habe überhaupt den Ausgangspunkt für alle künftigen Untersuchungen zu bilden. Dann fährt er fort: „Für mich war auch die Verbindung des einzelnen und die Gewinnung neuer Ideen aus dem vorhandenen Stoffe die Hauptsache." Jakob Grimm mochte dieses Buch seines einstigen Schülers als einen Einbruch in sein ureigenes Gebiet aufgefaßt haben und erteilte ihm eine absprechende und sehr persönlich gefärbte Kritik. Gegen sie wandte sich Müller 1845 in einem „offenen Sendschreiben", das aber keine Lösung der Spannung brachte.

Wilhelm Scherer, der Biograph Jakob Grimms, ist auf diesen Zweikampf nicht eingegangen, aber seine Sätze über Grimms Mythologie verraten, daß er hier die Partei Wilhelm Müllers ergriffen haben würde. Und da sich bei ihm eine immerhin durchsichtige Kritik zum Wort meldete, darf man hier von einem „Streit der Fakultäten" sprechen, ähnlich wie wir ihn vor zwei Menschenaltern in dem Verhältnis der Sprachforschung zur Urgeschichtsforschung kennengelernt haben.

1843 erschien die Deutsche Mythologie Jakob Grimms in erweiterter zweiter, 1854 in dritter, mit der zweiten übereinstimmenden, Auflage. Aber zwischen diesen beiden Auflagen hatte die mythologische Forschung ein anderes Gesicht erhalten: da hatte sich durch Adalbert Kuhn, Wilhelm Schwartz und andere die indogermanische Sprachforschung dieses Gebietes bemächtigt und der philologischen Methode eine mythologische beigesellt. Und wenn von nun an die vergleichende Mythologie neben der vergleichenden Sprachforschung in den Vordergrund trat, so konnte dies auf einer besser durchgearbeiteten Grundlage geschehen, als sie den Forschungen Friedrich Creuzers und seiner Zeitgenossen beschieden war.

„Erst die vergleichende Mythologie kann die Aufgabe (der Mythendeutung) lösen, die als höchstes Ziel der Forschung bei jeder einzelnen vorschweben muß." So heißt es denn auch, dem Fortschritt der Zeit entsprechend, gleich am Beginn des „Handbuches der Deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen", von Karl Simrock, 1853. Bei aller Verehrung für Jakob Grimm hat Simrock doch einen anderen Weg eingeschlagen als dieser: „Unser Verfahren ist das Umgekehrte von dem, welches J. Grimm befolgte. Er hat, wie er sich ausdrückt, die nordische Mythologie nur zum Einschlag, nicht zum Zettel seines Gewebes genommen. Wenn ich sie hier zum Zettel nehmen und das Deutsche im engern Sinn nur als Einschlag benutzen will, so liegt darin die Anmaßung nicht, meine Arbeit der des Meisters an die Seite zu stellen. Was ich gebe, ist nur ein Versuch eine Aufgabe zu lösen, welche die Zeit gestellt hat, zu der aber meine Kräfte noch schwerlich ausreichen. Doch erst wenn sie gelöst ist, kann die Hoffnung sich erfüllen, welche Myth. VIII. ausgesprochen wird, daß endlich der Punkt erscheinen werde, auf dem der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen sei und beide zusammenrinnen in ein größeres Ganze." Simrocks Buch blieb einige Jahrzehnte hindurch für eine weite Leserwelt führend, aber eine wissenschaftliche Nachfolge war ihm nicht beschieden.

In dem gleichen Jahre erschien die „Deutsche Mythologie fürs deutsche Volk. Vorhalle zum wissenschaftlichen Studium derselben" von Theodor Colshorn. Als „Vorhalle" war dieses Buch vor allem für die junge Welt bestimmt; es ist mit der Liebe und Begeisterung geschrieben, die der Stoff verdient.

Eine direkte Nachfolge erwuchs der Mythologie Jakob Grimms zunächst durch J. M. Wolf, der 1852 im Anschluß an sie eine „Deutsche Götterlehre; ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus" herausgab und zugleich den ersten Band der „Beiträge zur deutschen Mythologie" erscheinen ließ. Ein Jahr später begründete er die „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde". Er sah sich für seine Leistungen belohnt durch die ihm „geweihte" von N. Hocker veranstaltete Sammlung „Deutscher Volksglaube in Sang und Sage", 1853. Das war eine herrliche nach Stoffgebieten geordnete Zusammenstellung dichterischer Gaben der Mythologie und Sage, beginnend mit der Seherin Weissagung (Völuspa) und dem Liede von der Heimholung des Hammers durch Thor – beides nach der erst 1851 erschienenen Übersetzung der Edda durch Karl Simrock. Man sieht, welcher Reichtum sich damals den Deutschen erschloß! Dazu kommt noch eine kleine Schrift ohne Verfassernamen: „Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidentume", 1855. Das Buch erhält besonderen Reiz durch die mythische Erklärung von zwölf Märchen. Als Anhang ist beigefügt eine Übersicht über die heidnischen Gebräuche beim Weihnachtsfeste, aus der Osterzeit und beim Fest der Sommersonnenwende. Zu derselben Zeit wurden „die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern" in zwei Bänden, 1854 und 1858, gesammelt von Montanus (eigentlich Vinzenz von Zuccalmaglio; „Montanus" bedeutet „aus dem [ehemaligen] Herzogtum Berg" im Rheinlande).

1855 begegnen wir wieder einmal einer Sonderdarstellung: dem Buche „Odin" von Wolfgang Menzel. In ihm wurden zum ersten Male alle Mythen um Odin zusammengestellt, und es ist bis zum Erscheinen des großen Werkes von Martin Ninck, „Wodan und der germanische Schicksalsglaube", 1935, das einzige seiner Art geblieben. Der mannhafte, unserer Gegenwart sehr nahe kommende Standpunkt Menzels bekundet sich schon in der Einleitung:

„Spuren eines uralten Zusammenhangs des altdeutschen Göttermythus mit dem indischen und persischen lassen sich nachweisen, aus der gemeinsamen arischen Wurzel ist aber wie im Gangestal und in Iran, so wieder im Norden Europas je ein ganz anderer Baum gewachsen. Gar keinen Einfluß aber übten auf die nordische Götterlehre Griechen und Römer, die vielmehr welchen vom Norden her empfingen, denn das sogenannte klassische Altertum war viel geschmeidiger, empfänglicher und passiver als der stahlfeste, durchaus männliche Norden." Wenn sich indessen bei Menzel Berufungen auf indische Mythologie finden, so haben wir in ihnen nicht Ausstrahlungen der zeitgenössischen vergleichenden Mythologie zu erblicken, sie gehen vielmehr in die Zeit der Romantik zurück, stammen also aus Creuzer, Görres, Rhode usw. Sehr beachtlich ist das Kapitel „Götterheimat und goldenes Zeitalter am Nordpol" (S. 320 ff.), denn es erscheint wie ein Vorläufer von Gedanken, die erst ein halbes Jahrhundert später festere Gestalt gewinnen. – Es sei hier übrigens nachgetragen, daß bereits 1822 Heinrich Leo eine kleine Schrift „Über Odins Verehrung in Deutschland" verfaßt hatte – eine für jene Zeit nicht unbedeutende Leistung, die sich aber mit Menzels Buche nicht vergleichen läßt.

Um 1855 stieg ein Name rasch am Himmel der Mythologie empor: Wilhelm Mannhardt. Dieser hat später seinen „Antiken Wald- und Feldkulten aus nordeuropäischer Überlieferung", 1877, ein für sein ganzes Leben wie für den Gang der mythologischen Forschung sehr aufschlußreiches Vorwort beigegeben, in dem er bekennt, von Jakob Grimm die erste Anregung erhalten zu haben. Denn so heißt es dort: „Der Wunsch, einem befreundeten Dänen Widerpart zu halten, der mir dem geborenen Schleswig-Holsteinen (Mannhardt wurde 1831 zu Friedrichsstadt geboren) als auszeichnenden Vorzug seines Volkes wieder und wieder dessen herrliche Götterwelt vorhielt, veranlaßte mich, mich um J. Grimms ‚Deutsche Mythologie' zu bemühen. Es waren die Sommerferien; der Augustapfelbaum warf mir seine rotbackigen Früchte in den Schoß. So habe ich, damals Sekundaner, das schwererrungene Meisterwerk von Anfang bis Ende gelesen – und die Richtung meines Lebens war entschieden."

Den Anschluß an Jakob Grimm bekundete Mannhardt, als er für den 3. und 4. Band der Wolfschen Zeitschrift für deutsche Mythologie als Herausgeber zeichnete; im Jahre 1859 stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein. Auch sein 1860 erschienenes Werk „Die Götter der deutschen und nordischen Völker" läßt noch den Einfluß Grimms erkennen; diesem Werke sollte noch ein zweiter Band folgen, der aber nie erschienen ist – Mannhardt hatte sich inzwischen einem weiteren Gebiete zugewandt.

Vergleichende Mythologie beherrscht dann auch die letzte größere Abhandlung Wilhelm Grimms „Die Sage von Polyphem", 1857 (s. auch Kleinere Schriften, Band 4). Man kann die „Sage" aber auch als „Mythe" auffassen, denn dieser gehört doch Polyphem als ein Sohn des Poseidon sicher an. Grimm gibt einen Überblick über die große Verbreitung dieser Mythe, die sich unter mehrfachen Abwandlungen bei den verschiedensten Völkern findet; in der nordischen Überlieferung sei ihr Sinn jedoch am klarsten ausgesprochen: die Überlistung des Riesen durch einen Zwerg. (In der Odyssee ist Polyphem der Riese, Odysseus der Zwerg.) Zur Ergänzung der Abhandlung Wilhelm Grimms ist das Kapitel „Die Polyphemsage" in Carus Sternes Tuiskoland, S. 549 ff., heranzuziehen.

Vielleicht hat die Arbeit Wilhelm Grimms Karl Weinhold zu seiner im folgenden Jahre erschienenen Abhandlung „Die Riesen im germanischen Mythus" angeregt. Der Name Karl

Weinhold hat in unserer Gegenwart wieder neuen Klang dadurch gewonnen, daß man sein „Altnordisches Leben" (1856) in einer neuen Gestalt herausgebracht hat. Seinem ausgezeichneten Werke „Die deutschen Frauen im Mittelalter", 1851, waren noch zu seinen Lebzeiten zwei weitere Auflagen beschieden. Wie stark in Karl Weinhold der Geist Jakob Grimms lebendig war, bestätigen die Worte Conrad Müllers in den „Germanistischen Erinnerungen an die Alma mater Vratislaviensis", 1911: „Alle Stimmen kommen darin überein, daß, wie es einmal Paul Pietsch ausdrückte, seit Jakob Grimm niemand mehr die Aufgabe und den Bereich der germanistischen Wissenschaft so weit und so tief auffaßte wie er, daß sich auch keinem ihrer jüngeren Vertreter die deutsche Philologie wieder so klar als die Wissenschaft am eignen Volk gestaltet wie ihm. Er beackerte wirklich die deutsche Gesamtflur und begnügte sich nicht mit einigen abgerissenen Streifen. Seine Forschungen reichten von der gotischen und altnordischen Welt über das ganze Mittelalter hin bis zur deutschen Dichtkunst des 19. Jahrhunderts." Und gerade hier bewies Karl Weinhold seine starke Einfühlung in alles Volkstümliche dadurch, daß er für seinen schlesischen Landsmann Karl Holtei dasselbe wurde wie Müllenhoff für Klaus Groth und den „Quickborn".

In jenen Jahren – um 1860 – trat ein neues Gebiet in den Kreis germanistischer Wissenschaft ein: die deutsche Volkskunde, von der allerdings der „Große Meyer", Band 15, 1878, noch keine Notiz genommen hat. Aber einerlei, sie war da. Als ihre ersten Anreger darf man sicher Herder, Arndt und vor allem die Brüder Grimm betrachten; zum wirklichen Durchbruch haben ihr aber erst Männer wie der am Anfang dieses Aufsatzes genannte Ernst Ludwig Rochholz, Karl Weinhold und – von anderer Richtung her – Wilhelm Heinrich Riehl verholfen. Auch Wilhelm Mannhardt darf man diesen Männern beigesellen. Gewiß, er hat andere Wege eingeschlagen als Jakob Grimm vor ihm, aber er hat doch nur ein bestimmtes Gebiet erweitert, das der sogenannten „niederen" Mythologie, die aber doch ein wesentlicher Bestandteil des ganzen ist. Wie weit sich schon 1868 der Wirkungskreis des damals 37jährigen erstreckte, erkennt man aus dem Titelblatt der kleinen Schrift „Die Korndämonen"; er war nämlich nach diesem „Privatdozent der Berliner Universität, Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, der Gesellschaft für deutsche Sprache zu Berlin, der archäologischen Gesellschaft zu Moskau, corresp. Mitglied des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat, der lettisch-literarischen Gesellschaft zu Riga und Mitau, des Geschichts- und Altertumsvereins zu Narwa, des Vereins zur Kunde Osels zu Arensburg und des Comité Flamand de France zu Dünkirchen". Das bedeutet, daß ihm von allen diesen Kreisen – und noch darüber hinaus – bedeutende Anregungen für seine Sammlung volkskundlich-mythologischer Stoffe zuflossen. Seine für alle Zeiten wichtigen Untersuchungen hat er in den beiden Bänden der Wald- und Feldkulte zusammengefaßt, von denen der erste 1875 unter dem Titel „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" erschien; der zweite („Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung", 1877) wurde bereits oben erwähnt. Und neben Mannhardts Werke kann hier gleich des ähnlichen Charakters wegen Heino Pfannenschmidts Werk „Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus, mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen", 1878, genannt werden, das natürlich mit germanischer Mythologie in engster Verbindung stand. Im gleichen Jahre (1878) wurde die vierte, von Elard Hugo Meyer besorgte, Auflage der Deutschen Mythologie Jakob Grimms mit dem dritten Bande abgeschlossen.

So sah alles nach außen hin vertrauenerweckend aus. Hatte sich denn wirklich Paul de Lagarde geirrt, als er – ebenfalls 1878 – die bittere Klage ausstieß: „1835 erschien ein Buch, das zu den Epochemachendsten gehört, die je gedruckt worden sind, Jakob Grimms deutsche Mythologie; geschrieben ist es mit der vollen Empfindung deutschen Wesens und deutscher Poesie. Wieviele leben, die es so genossen haben und genießen, wie sein Verfasser es gemacht? Die unschuldig herben Formen deutschen Rechts sind unsern Zeitgenossen so tot wie die alten Sagen und Bräuche unserer Nation. Wir haben nie eine deutsche Geschichte gehabt, wenn nicht etwa der regelrecht fortschreitende Verlust deutschen Wesens deutsche Geschichte sein soll." („Die Religion der Zukunft" in den „Deutschen Schriften".)

Dieses Wort wird erst verständlich, wenn wir betrachten, was gewissermaßen „unsichtbar dazwischen geht". Alle Überlieferungen aus der Vorzeit waren dem deutschen Volke entfremdet worden; sie lebten nur in einem streng für sich abgeschlossenen Kreise der Wissenschaft, und selbst aus diesem konnte man oft genug geradezu germanenfeindliche Aussprüche hören. Uns Heutige überrascht gewiß, daß ein Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Biographie im 9. Bande, 1879, über Heinrich Wilhelm von Gerstenberg schreiben konnte: „Das Gedicht eines Skalden ... hat das freilich zweifelhafte Verdienst, die altnordische Mythologie in die deutsche Literatur eingeführt zu haben." Überhaupt ist die Allgemeine Deutsche Biographie bei allen unbestreitbaren Verdiensten ein Kapitel für sich. Es gibt kaum einen Vertreter des klassischen Altertums, sofern er nur eine Abhandlung vom Stapel gelassen hat, der in ihr nicht Aufnahme gefunden hätte. Dagegen vermissen wir recht oft bedeutende Germanisten. So findet sich z. B. über August Raßmann (geboren 1817, gestorben 1891), der 1857/58 das sehr bedeutende Werk „Die deutsche Heldensage und ihre Heimat" in zwei Bänden herausgegeben hat, keine Silbe. Und auch später noch, nach 1900, müssen sich so bekannte Männer wie Carus Sterne und Elard Hugo Meyer mit wenigen Zeilen im „Nekrolog" abspeisen lassen.

Schwerster Rückschlag aber kam aus dem Kreise der Mythologen selbst, die ihr Gebiet zum Tummelplatze heftigster Fehden und Anfeindungen machten. Wie sollten sich Außenstehende noch in diesem Wirrwarr der Meinungen zurechtfinden! Wie geflissentlich war man bemüht, der Edda und überhaupt dem nordisch-germanischen Kreise jede Selbständigkeit der Einfindung oder des Urteils abzusprechen! Es kam von nun an nicht mehr darauf an, alle dichterischen Erscheinungen des Nordens von innen heraus zu entwickeln, überall mußten vielmehr Entlehnungen aus der Fremde herangeholt werden, durch die jene erst existenzfähig wurden. Als hauptsächliche Quelle für alle Entlehnungen galt zunächst das Christentum. Als geradezu zerstörerisch erwiesen sich hier zunächst Sophus Bugges „Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen", übersetzt von Oscar Brenner, 1881/89 in drei Heften erschienen. Den gleichen christlichen Spuren folgt Elard Hugo Meyer 1889 mit der „Völuspa, eine Untersuchung", und 1891 mit der „Eddischen Kosmogonie".

In den damals schon recht lebhaften Streit platzte 1891 Carus Sternes (Ernst Krauses) „Tuisko – Land, der arischen Götter und Stämme Urheimat" wie eine Bombe hinein. Wohl kam auch hier die vergleichende Mythologie (die vier Jahre später von Wolfgang Golther als überlebt ausgegeben wurde) zum Worte, aber es war eine andere vergleichende Mythologie als diejenige, die seit den fünfziger Jahren das Feld behauptet hatte. Für diese war, genau wie für die vergleichende Sprachwissenschaft, Vorderasien die Urheimat aller arischen Stämme und damit auch die Urquelle ihrer Überlieferungen. Nun drehte Carus Sterne den Spieß um,

und in seiner Darstellung erhielt der germanische Norden ein bis dahin unerhörtes Maß von Selbständigkeit – auch dem klassischen Altertum gegenüber. War es da ein Wunder, wenn die ganze „Meute" der Mythologen über Carus Sterne und sein Buch herfiel? Etwas Förderliches, Positives, hat der ganze Streit nicht geboren, es sei denn, daß man die glänzende Abfertigung, die Carus Sterne seinen Gegnern in dem berühmt gewordenen Vorwort (zu den „Trojaburgen Nordeuropas", 1893) über den deutschen Gelehrtendünkel zuteil werden ließ, als positiv und als eine Reinigung der vergifteten Atmosphäre empfand.

Freilich: der Streit um Selbständigkeit oder Abhängigkeit der germanischen Mythologie ging weiter; ihm konnte auch Karl Müllenhoff mit dem 5. Bande seiner Deutschen Altertumskunde, 1892, in dem er sich besonders mit Sophus Bugge auseinandersetzte, nicht Einhalt gebieten, so sehr er das auch gehofft haben mochte.

Übrigens hatte Elard Hugo Meyer 1891 neben der Eddischen Kosmogonie noch eine „Germanische Mythologie" erscheinen lassen, in der alle Göttererscheinungen in bloße Naturgewalten aufgelöst wurden – ähnlich wie wir es aus früheren Werken von Wilhelm Schwartz kennenlernten. Für Carus Sterne bot dieses Werk willkommenen Anlaß, seinem Verfasser, der ihn (Carus Sterne) weidlich an den Ohren gezaust hatte, einige recht drastische Hinweise zu geben. Man kann von einem „Glück" sprechen, daß Elard Hugo Meyer 1898 die „Deutsche Volkskunde" herausgegeben hat. Durch dieses wirklich frische, lebendige Buch hat er vieles wiedergutgemacht.

Das Urteil über seine Germanische Mythologie war bei den Zunftgenossen durchaus nicht einheitlich: Wolfgang Golther hat sie gelobt, Friedrich Kauffmann, damals in Jena, hat sie in Grund und Boden verurteilt. Und als 1903 seine „Mythologie der Germanen" erschienen war, schrieb Wilhelm Ranisch, der zwei Jahrzehnte später das Ragnarök-Werk Axel Olriks in der Übersetzung herausgab: „Ebenso wenig kann ich Meyer folgen in dem, was er über das Christentum in der nordischen Götterdichtung lehrt. Daß ein nordischer Dichter des 11. oder 12. Jahrhunderts, der zugleich ein gelehrter Theologe war, eine Summa Theologiae in eine Rätselsprache umdichtete, die im Norden sonstwo durchaus ohne Beispiel ist, bleibt nach wie vor eine bare Unmöglichkeit. Der Einsicht freilich, daß christliche Anschauungen den Dichter der Völuspa beeinflußten, wird man sich – besonders nach A. Olriks pfadweisender Schrift ‚Om Ragnarök' – nicht mehr verschließen dürfen."

In einer sehr gelehrten Schrift „Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert", 1896, holte Eugen Mogk die Kelten als die Befruchter des germanischen Nordens heran. Zwar wurde ihm einmal deutlich, „daß der Einfluß der Germanen auf die Iren größer ist als der der Iren auf die Norweger"; aber doch kam er zu dem Schlusse, daß die Blüte der isländischen Literatur „gezeitigt ist durch den engen Verkehr mit den Kelten, die die Phantasie der Nordgermanen befruchtet haben". Wie hätte man von den Germanen auch anders denken können!

Alles in allem kann man von den Leistungen der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sagen: die Analytiker, d. h. die Auflöser, hatten volle Arbeit getan. Für die unheimliche Ernüchterung in der Welt der Mythologen sprechen einige Sätze Friedrichs von der Leyen aus dem Jahre 1897: „Gerade die Geschichte dieser Wissenschaft (der Mythologie) zeigt deutlicher als irgend eine andere das stets wachsende Mißtrauen der Forscher gegen ihre eigene Gelehrsamkeit und ihren eigenen Scharfsinn. Früher schwelgte man in dem stolzen Vertrauen,

die ganze Mythologie unserer deutschen Vorzeit entdeckt zu haben, und war glückselig im Besitz dieses Schatzes. ... Und heute? Da hat man längst die Hoffnung aufgegeben, daß ein Aufbau der deutschen oder gar der indogermanischen Mythologie gelingen könne, da hat man einsehen gelernt, daß fast alle Deutungen falsch waren, und hat den Glauben daran eingebüßt – da wittert man in den Überlieferungen überall christliche und unechte Bestandteile. ... An die Stelle des jugendlichen Überschwangs und der siegesfrohen Begeisterung trat eine kühle, oft spöttische Skepsis, eine vernünftige Nüchternheit – nicht einmal eine schmerzliche Resignation" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 100 vom 5. Mai 1897). Es will doch etwas besagen, daß gerade Wolfgang Golthers „Handbuch der germanischen Mythologie", 1895, dem Verfasser Anlaß zu diesen Äußerungen gab.

„Eine Neutralität, wie die von Golther durchgeführte – sagt v. d. Leyen weiterhin – nimmt der Darstellung die lebensvolle Wärme", und doch ist sie geeignet, „allen, die sich danach sehnen, eine klare Einsicht in die deutsche Mythologie zu gewähren". Besonders wohltuend berührte es v. d. Leyen, daß Golther sich, wo es nur irgend ging, an Ludwig Uhland anschloß, denn „dieser erkannte und schilderte das Wesen unsrer alten Götter, wie kein anderer – sein Auge blickte in die Seele unsrer Vorzeit, und darum geben seine Schriften den Gestalten Thors und Odins gleichsam ihr altes Dasein zurück. Das ist mehr, als Jakob Grimm vermochte – in seiner Mythologie sind mir die Partien am liebsten, welche die lieben Gestalten unsres deutschen Märchens, die Elfen, Nixen und Kobolde schildern. Auch darin unterscheidet sich Uhland von Jakob Grimm, daß er eine Entwicklungsgeschichte des Cultus zu zeichnen versuchte – das erstreben heute unter anderen die Forschungen Karl Weinholds –, und Golther folgt auf diesen Pfaden dem Meister gleichfalls ehrfürchtig nach."

Trotz aller „Nüchternheit" und aller „Neutralität" kann v. d. Leyen also Wolfgang Golther seine Anerkennung doch nicht versagen, und in der Tat: sein Buch gibt eine lückenlose Übersicht über die germanische Mythologie nach den Quellen des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Es kann daher auch noch der Gegenwart von Nutzen sein. Und wenn Golther wieder an Uhland angeknüpft und damit einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten überbrückt hat, so ist auch das bezeichnend – und zugleich auszeichnend für Uhland; denn dieser war nicht nur ein feinsinniger Forscher, sondern auch ein echt volkhafter Dichter – und Dichter sind nach einem Worte von Alexander von Peez „Propheten – die früheste und letzte Essenz des Volksgeistes ist in ihnen lebendig und, wie sie ohne Urkunden die Vorzeit verstehen, so gießen sie zeitweise hellen Schein in künftige Jahrhunderte".

*

Es ist noch wie ein holdes Kind
und schaut uns freundlich fragend an.
Es eilt die Zeit, das Jahr verrinnt —
du neues Jahr, wie blickst du dann?
Du wirst dereinst in guter Ruh
zu deinen tausend Ahnen gehn.
Dann laß auch uns, gereift wie du,
dem nächsten Jahr ins Auge seh'n.

J. O. Plaßmann

Wilhelm Reinhart, Madrid / Hirschfibeln aus den westgotischen Reihengräbern Spaniens

Für die Darstellung des Hirsches als kultisches oder heilbringendes Zeichen im germanischen Volkstum können die nachstehenden Darstellungen über einige in Deutschland noch nicht bekannte Hirschfibeln aus der Zeit des Westgotenreiches in Spanien eine wertvolle Ergänzung bilden.

Als die Westgoten am Ende ihrer Wanderungen im Jahre 418 n. Zw. zuerst ihr gallisches Reich und kaum ein Jahrhundert später ihr zweites Reich, das von Toledo gründeten, brachten sie aus ihren früheren Sitzen ein arteigenes Kunsthandwerk mit, über das wir in den beiden letzten Jahrzehnten durch die Aufdeckung von vielen hunderten Reihengräbern ein überaus aufschlußreiches Bild gewinnen konnten. Bisher waren die typischen Vertreter dieser Grabfunde die großen Gürtelschnallen aus Bronze, zumeist mit Zellenornamenten bedeckt, von welchen besonders schöne Stücke geborgen werden konnten; daneben aber auch eine Unzahl von Bügelfibeln in Bronze und Silberblech, sowie kleinere Schmuckfachen. Zum erstenmale wurden auch einige wenige Bronzefibeln gefunden, welche die Gestalt eines Hirsches haben und die uns eine Hirschverehrung bei den Westgoten nahelegen.

Die erste dieser Fibeln (Abb. 1) konnte schon bei der Ausgrabung des Gräberfeldes von Herrera de Pisuerga durch Julio Martinez de Santa Olalla geborgen werden. Sie wurde in seinem über diese Ausgrabungen verfaßten Bericht und in seiner Arbeit „Notas para un ensayo de sistematizacion de la arqueologia visigoda" ohne weiteren Kommentar veröffentlicht. Das Stück befindet sich im archäologischen Museum von Madrid, dort befindet sich noch ein weiteres Abb. 3 sehr ähnliches Stück.

Eine weitere Hirschfibel und zwar die bestgearbeitete und formvollendetste wurde in der Nähe von Burgos aufgefunden und ist im Besitze von J. Luis Monteverde in Burgos.

Aus dem riesigen Gräberfeld von Castiltierra, 120 km nördlich von Madrid stammen die beiden nächsten Fibeln (Abb. 3 und 4), die ich für meine Sammlung westgotischer Altertümer erwerben konnte. Sie sind hinsichtlich der Form am wenigsten gut geraten. Die ursprüngliche Feuervergoldung ist noch leidlich gut erhalten. Auf den ersten Blick ist die Gestalt des Hirsches nicht sofort erkennbar, erst bei genauer Betrachtung des Gehörnes sieht man Zacken, die bei einer anders gemeinten Darstellung, z. B. eines Rindes nicht gemacht worden wären. Näheres über die Auffindung dieser beiden Fibeln konnte ich nicht erfahren, da sie aus jenen Grabungen herrühren, welche vor einigen Jahren Dorfbewohner von Castiltierra machten, was heute durch Vorkehrungen seitens der Regierung nicht mehr vorkommen kann.

Die Befestigung dieser Hirschfibeln erfolgte in der bekannten Art durch eine rückwärts angebrachte federnde Nadel, die in einem angegossenen Lappen oder Haken festgehalten wird.

Über die Entstehungszeit dieser Fibeln können nur Vermutungen ausgesprochen werden. Die Belegzeit der genannten Gräberfelder ist ungefähr das ganze sechste Jahrhundert, vielleicht ein Vierteljahrhundert darüber. Natürlich ist es möglich, daß die Fibeln auch aus früherer Zeit stammen. Eine Beeinflussung durch die ibero-romanische Bevölkerung ist für jene Zeit, in der die Westgoten noch an Sprache und Volkstum festhielten, ausgeschlossen. Für eine Deutung

der Hirschfibel fehlen uns Anhaltspunkte aus jener Zeit, doch ist anzunehmen, daß die Westgoten als Ostgermanen die Hirschverehrung aus ihrer skandinavischen Urheimat mitgebracht und bewahrt haben, denn dieser Kult stammt, wie wir wissen, noch aus heidnischer Zeit. Daß er noch trotz Übertrittes des Volkes zum Christentum in Übung blieb, beweisen uns eben diese Fibeln.

Abbildung 1

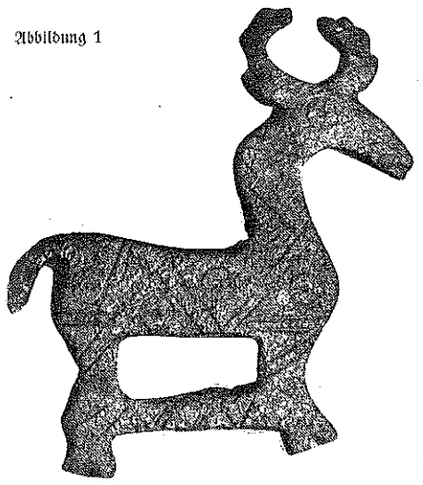


Abbildung 2

Abbildung 3 (unten)

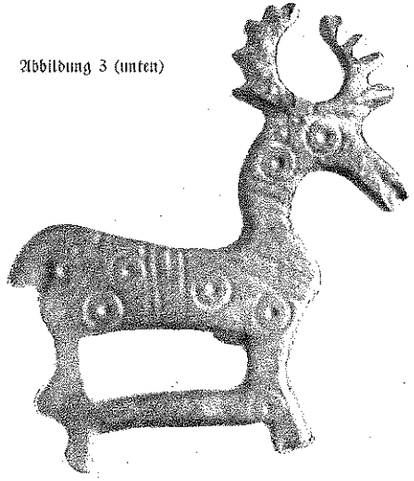
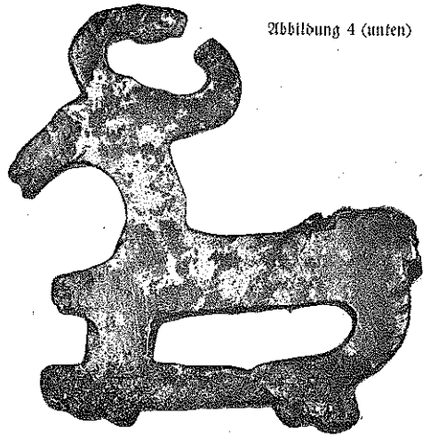


Abbildung 4 (unten)



Über das Vorkommen von hirschgekrönten göttlichen Wesen im nordischen und nordöstlichen Raum als Sinnbilder auf Kesseln, Urnen und Felsenritzungen usw. geben uns die Darstellungen von Volkmar Kellermann in Germanien 1938, Heft 1, wertvollen Aufschluß. Daß es damals noch keine Hirschfibeln gab, mag auf den Umstand zurückzuführen sein, daß das

Schmuckhandwerk noch nicht so ausgebildet war. Bei den Westgoten kamen diese erst auf, als durch die Berührung mit der griechisch-römischen Umwelt in den ersten Jahrhunderten n. Zw. das Tragen von Schmucksachen und Heilszeichen allgemeiner wurde. In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf einen in meiner Sammlung befindlichen in Bronze gefaßten Raubtierzahn, der als Anhänger getragen wurde, verweisen, der gleichfalls aus dem Gräberfeld von Castiltierra stammt, und der meines Wissens kein Gegenstück besitzt.
Zusammenfassend kann bemerkt werden, daß die Auffindung von Hirschfibeln aus dem Westgotenreich in Spanien wieder einmal das viele Jahrhunderte lange zähe Festhalten an kultischen und mythologischen Vorstellungen eines Volkes beweist.

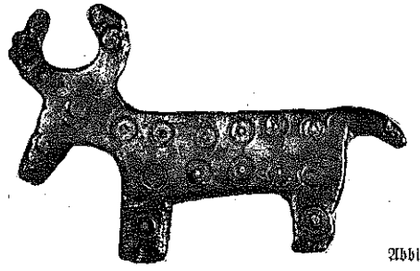


Abbildung 5.

Otto Huth / Vom Blitzfeuer im germanischen Glauben

Die außerordentlich treue Volksüberlieferung der germanischen Länder läßt uns den germanischen Brauch erkennen, das Herdfeuer das ganze Jahr hindurch brennend zu erhalten, am Jahresende aber zu löschen und neu zu entzünden. Der Julblock ist das Sinnbild dieses ewigen Herdfeuers, das das ganze Jahr hindurch brennt, und er ist zugleich der Bewahrer des heiligen Neufeuers, das besondere Kräfte hat. Die Sitte des Julblocks ist uns aus verschiedenen germanischen Ländern und bei einigen germanischen Nachbarvölkern bekannt. Es ist kein Zweifel daran, daß es sich um eine altgermanische Sitte handelt.
Der Julblock ist ein großer Baumstamm, der einst am Weihnachtsabend feierlich eingeholt und an die offene Herdstelle des alten Bauernhauses gebracht wurde. Meist war es so, daß man ihn das ganze Jahr über beim Feuer ließ und bei besonderen Gelegenheiten dichter ans Feuer rückte. Dies geschah insbesondere dann, wenn ein Gewitter heranzog. Man war dann des Glaubens, daß das Haus vor Blitzschlag bewahrt werde. Es ist noch nicht beachtet worden, daß diese Verwendung des Julblocks als Blitzabwehrer einen wichtigen Schluß erlaubt. Zum Schutz vor dem Blitzeinschlag ist das Blitzfeuer selbst geeignet; denn ähnliches wird durch ähnliches bewirkt und abgewehrt. Diese Abwehrmittel sind meist auch als Mittel bekannt, das Blitzfeuer herbeizuziehen. Es sind vor allem die Feuervögel – Storch, Schwalbe und Rotkehlchen – die Feuerblumen – Kräuterwisch, Donnerbart, Wetterkerze – und die Donnerkeile. Bei den letzteren ist die Doppelseitigkeit des Anziehens und Abwehrens besonders deutlich und ihr Ursprung klar ersichtlich. Weil der Donnerkeil selbst Blitzfeuer ist, kann er es herbeiziehen und auch abwehren. Da, wo das heilige Feuer ist, kommt das Blitzfeuer nicht hin. Wo der Feuervogel nistet, und ebenso wo das heilige Feuer, das als aus dem Holz geriebenes Feuer selbst göttlicher, himmlischer Herkunft ist, rein erhalten ist und seine Weihe nicht verloren hat, schlägt der Blitz nicht ein. Während des Gewitters muß man daher dafür sorgen, daß das Herdfeuer, das durch den täglichen Gebrauch seine göttliche Kraft einbüßt, seine ursprüngliche Weihe wiedergewinnt. Das Feuer muß also, wie auch bei anderen Gelegenheiten, geweiht werden. Das geschieht dadurch, daß man den Kräuterwisch ins Feuer wirft, daß man Räucherzeug ins Feuer tut, oder indem man den Julklotz ins Feuer schiebt. Wenn also der Julklotz bei Gewitter ins Herdfeuer gerückt wird (1), so folgt daraus, daß er der Träger des heiligen Feuers ist, d. h. daß in ihm das wilde Feuer, das Blitzfeuer wohnt. Daraus ergibt sich weiter, daß das Feuer, an das der Julblock das erste Mal angelegt wird, durch Holzreiben erzeugt sein mußte. Tatsächlich ist in Schweden noch das Anzünden des Feuers am Weihnachtstage mit dem Holzfeuerzeug überliefert (2). Es muß eine einst im germanischen Kreis weiterverbreitete alte Sitte sein.
Wenn dieses neuerzeugte Feuer sich nicht als kräftig und heilsam erwies, wenn z. B. Krankheit unter dem Vieh ausbrach, so war das sicherste Heilmittel die wiederholte Feuererneuerung. Noch aus dem vorigen Jahrhundert ist dieser bereits altindogermanische Brauch der Herderneuerung aus Anlaß einer Viehseuche mehrfach bezeugt. Im ganzen Dorf wurde alles Feuer und Licht gelöscht und dann wurde an altgewohntem Orte neues Feuer mit dem Holzfeuerzeug hergestellt. Mit diesem reinen neuen Feuer entzündete man einen Scheiterhaufen, zu dem jeder Hausstand Holz gestiftet hatte, und trieb das Vieh durch das Feuer. Man sprang wohl auch selbst über den Scheiterhaufen und nahm dann ein brennendes Scheit mit, um das Herdfeuer im Hause wieder in Brand zu stecken. Dieses neue Feuer ist das „Notfeuer", das heißt Reibefeuer, nämlich durch Reiben von Holz hergestelltes Feuer, oder auch das „Wilde Feuer". Wie das Blitzfeuer kann also auch das mit dem altertümlichen Holzfeuerzeug hergestellte heilige Feuer Wildes Feuer heißen. Dieser Name bezeichnet das Notfeuer deutlich als heiliges kosmisches Feuer und stellt es in Gegensatz zu dem Hausfeuer als dem gezähmten und durch täglichen Gebrauch verunreinigtes Feuer. Eben weil das Herdfeuer nach altem Glauben durch den täglichen Dienst, den es den Menschen erweisen mußte, seine göttlichen Kräfte allmählich einbüßte, war man früher darauf bedacht, es in bestimmten Zeitabständen zu erneuern, um so auf seinem Herd als dem Altar des Hauses das göttliche Element in seiner ursprünglichen ungeschwächten Macht gegenwärtig zu haben. Nur zu dem reinen, frischen Feuer kehrten die Ahnenseelen ein, und nur die unentweihte Flamme gewährte Haus und Hof Schutz, Glück und Gedeihen.

Bedenkt man dies alles, so wird man auch die merkwürdige Zwiespältigkeit der Bedeutung des Blitzfeuers im Volksglauben richtig verstehen. Die bisherigen Betrachtungen darüber haben allzusehr außer acht gelassen, daß durch die Bekehrung zum Christentum im Volksglauben weithin Änderungen hervorgerufen wurden, die mitunter sogar völlige Umkehrungen darstellen. Die Zwiespältigkeit in der Einschätzung des Blitzes erklärt sich nur als christliche Umwertung eines heidnischen Glaubens, der immerhin doch teilweise erhalten blieb. Einmal ist das, was der Blitz trifft, geheiligt und geweiht, mit besonderer Macht erfüllt und als Amulett geeignet und gesucht. Am bekanntesten und verbreitetsten ist der Donnerkeil, ein keilförmiger Stein, der nach dem Volksglauben im Blitz in die Erde fährt (3). Dieselbe Amulettkraft hat auch der Span eines vom Blitz getroffenen Baumes. Damit im Widerspruch steht die Auffassung, daß der Mensch, den der Blitz trifft, von Gott verdammt ist. Das Gewitter gilt vielfach als Ausdruck des göttlichen Zornes; wenn es donnert, sagt man, schilt Gott. Wen Gott mit seinem Blitz tötet, „der hat der Leute Lob nicht". Der Blitz trifft Frevler und Verbrecher: „Meineidige, Kirchenräuber, Sonntagsschänder, Undankbare, Brotverschwender werden vom Blitz getroffen." Aus der Oberpfalz wird berichtet: „Das Vieh, das auf diese Weise ums Leben kommt, erhält der Schinder" (4). Die christliche Umwertung und Vereinseitigung des alten germanischen und indogermanischen Blitzglaubens wird besonders deutlich in den Überlieferungen des Weichsellandes. „Ein Mensch, der vom Blitz getroffen wird, ist stets in der Gewalt des Teufels." Ferner: „Wenn der Blitz einschlägt, will der Teufel eine Seele" (5). Diese Auffassung scheint den Rückschluß nahezulegen, daß die heidnische Anschauung hergestellt wird, wenn an die Stelle des Teufels der heidnische Gott gesetzt wird. Das bestätigen die Überlieferungen des griechischen und römischen Altertums, die uns in diesem Falle zur Erschließung eines germanischen Glaubens dienen können. Wie noch bei Slawen und Kaukasusvölkern das Erschlagenwerden durch den Blitz als eine hohe Auszeichnung angesehen wurde – man beglückwünscht im Kaukasus dazu die Verwandten des Erschlagenen – so wurde in Griechenland der vom Blitz Getroffene als vergöttlicht aufgefaßt: „Der vom Blitz Getroffene wird wie ein Gott verehrt" (Artemidor) und zwar als „von Zeus auserwählt". Als Beispiele aus den Mythen sind anzuführen: die Vergöttlichung der Semele, des Herakles (sein Holzstoß wird von Zeus mit dem Blitz entzündet) und des Asklepios (6). Im alten Rom galten Stätten und Gegenden, die der Blitz getroffen hatte, als heilig. „Auch der vom Blitz erschlagene Mensch galt nach den Gesetzen Numas als geweiht. Wurden Personen hohen Standes von dem Blitz nur berührt, ohne getötet zu werden, so durften sie dieses als ein sicheres Zeichen der höchsten Ehre für ihre Nachkommen halten" (7). Bedenkt man den heroischen Charakter der germanischen Religion, so ist nicht der geringste Zweifel daran möglich, daß der Germane einst denselben Glauben über den vom Blitz getroffenen Menschen hatte wie der indogermanische Grieche und Römer.

Während in Deutschland sich in christlicher Zeit nur noch der Glaube an Blitzheiligung von Gegenständen, insbesondere Bäumen, erhielt, blieb im Kaukasus bei den indogermanischen, nämlich iranischen Osseten auch der Glaube, daß der vom Blitz getroffene Mensch zu den Göttern entrückt werde, in der Zeit nach der Annahme des Christentums bewahrt. An die Stelle des heidnischen Himmelsgottes als des Herrn über Blitz und Donner trat hier – wie auch anderwärts – der heilige Elias. Klaproth hat in seinem Bericht über seine Reise in den Kaukasus eine ausführliche Schilderung über den Blitzglauben der Osseten gegeben, die hier

noch angeführt sei. Klaproth schreibt (8): „Wenn jemand vom Blitz erschlagen wird, so halten sie denselben für sehr glücklich, denn sie meinen, der heilige Elias habe ihn zu sich genommen. Die Hinterbliebenen erheben dann ein Freudengeschrei, singen und tanzen um den Erschlagenen, alles strömt herbei, schließt sich an die tanzenden Reihen und singt O Ellai, Ellai, elbaer Tschoppei, d. i. „O Elias, Elias, Herr der Felsengipfel". In einem taktmäßigen Ringeltanz wiederholen sie diese Worte, bald vorwärts, bald rückwärts, indem einer vorsingt und der Chor wiederholt. Dem Erschlagenen werden nach dem Gewitter neue Kleider angelegt, und man legt ihn, auf demselben Platz, in eben der Lage, wo er erschlagen worden, auf ein Polster und fährt bis in die Nacht mit Tanzen fort. Die Verwandten singen, tanzen und stellen sich ebenso vergnügt, wie an einem Freudenfeste, denn eine betrübte Miene wird für eine Sünde gegen den Elias und für strafbar geachtet. Dies Fest dauert acht Tage, worauf der Erschlagene mit vielen Festlichkeiten und Schmausereien begraben wird, und man auf seinem Grabhügel einen hohen Steinhaufen errichtet. Neben dem Steinhaufen richtet man eine große Stange mit dem Felle eines schwarzen Ziegenbockes, und eine andere mit den besten Kleidern des Erschlagenen auf."

(1) H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, 1931, 122 f. – (2) R. Keyland, Julbröd, 1919, 40; vgl. E. Weiser-Aall, Handwb. Abergl. u. Weihnacht II B 11. – (3) Handwb. Abergl. II 534 ff.; Freudenthal, a. a. O. 19. – (4) Freudenthal, a. a. O. 18. – (5) Fr. Hempler, Das Gewitter im Volksglauben, 1928, 14. – (6) E. Rhode, Psyche, I, 320. – (7) Preller, Röm. Myth. I, 181, 3, 193 f. – (8) Klaproth, Reise in den Kaukasus II, 1814, 606.

*

An den blitzenden Zeus

Ich rufe den großen, den heiligen,
Lautkrachenden, ringsum leuchtenden,
Den luftigen, lodernden, feuerprasselnden
Donnerer der Luft, der den Wolkenstrahl
Mit lautrasendem Klange blitzt,
Den grausigen, herzbedrückenden,
Unbesieglichen, hehren
Zeus, den blitzenden Gott!
Allerzeuger, erhabenster König,
Schenk uns in Gnaden ein freundliches Ende!

Orphischer Hymnos

Die Fundgrube

Die Apfelprobe. Germanisches Recht in friesischen Sagen. Von Klaes Sierksma, Ljouwert. In der westfriesischen Zeitung „Leeuwarder Courant" vom 25. April 1894 findet man folgenden Bericht (aus dem Holländischen übersetzt):

„Bolsward, am 23. April. Bei der Restauration des hiesigen Rathauses ist aus dem Vordergiebel das Messer weggenommen worden, das, laut der Überlieferung, dort auf Anordnung des Magistrats in Bolsward befestigt worden war, als Erinnerung an den traurigen Vorfall, als beim friesischen Kinderspiel, genannt Schweineschlachten, ein Knabe mit diesem Messer getötet wurde. Leider ist keine Jahreszahl am Messer gefunden worden. Wahrscheinlich hat sich das Drama am Ende des 16. oder im Anfang des 17. Jahrhunderts abgespielt. Das Messer hat ein viereckiges Heft aus Bein, worauf die Sinnbilder von Glaube, Hoffnung, Liebe und Gerechtigkeit, überdeckt von einem Löwen, eingeschnitten sind. Die ganz verrostete Klinge ist am Heft von einem silbernen Ring umschlossen, der den Namen „Ippe-Willems-Soon" trägt. Ohne Zweifel ist es der Name des Knaben, der seinen Gespielen tötete. Das Messer wurde im Vordergiebel über der Wage befestigt."

Dieser Vorfall wird deutlicher erzählt bei Waling Dykstra, Uit Friesland's Volksleven van vroeger en later, II, (1895, Leeuwarden, Hugo Suringer), Seite 96/97.

„In Bolsward ist es vorgekommen, daß zwei nicht erwachsene Knaben, die auf den Friedhof liefen und spielten, verabredeten Metzger zu spielen. Einer sollte der Metzger sein und einer das Schlachttier. Letzterer verhielt sich genau wie es sich gehörte; er ließ sich vom anderen zu Boden werfen und im Zaume halten. Es scheint, daß der junge Metzger zufällig ein ziemlich gutes Messer bei sich hatte, und er glaubte damit tun zu können, was, wie er gesehen, wirkliche Metzger tun. Er verwundete seinen Freund so schwer, daß dieser den Geist aufgab.

Dieser Vorfall erregte selbstverständlich großes Aufsehen. Die Eltern des getöteten Kindes forderten für den Täter die Todesstrafe. Der Richter urteilte, daß man hier mit einer Tat kindlicher Unzurechnungsfähigkeit zu tun habe. Und da man hiermit nicht zufrieden war, schlug er vor, die Probe zu machen und beschied den jungen Metzger vor sich. Er hielt dem Knaben mit der einen Hand ein schönes Dreigulden̈stück vor und mit der anderen einen prächtigen großen Apfel zur Wahl. Der Knabe wählte den Apfel. Nun mußte man erkennen, daß man mit einem Kinde zu tun hatte, und man hatte keine Bedenken mehr gegen eine Freisprechung. Das Messer, das in einem Ring um das Heft den Namen Ippe Willems Soon trägt, ward zum ewigen Gedächtnis am Giebel des Rathauses befestigt."

Diese Sage wird bestätigt durch das genannte Messer, das man noch immer im Rathaus zu Boalsert, wie der friesische Name des Städtchens lautet, findet.

Bemerkenswert ist es aber, wenn wir in einem alten Büchlein genau dasselbe lesen, nur daß die Handlung nach Frjentsjer (Franeker) übertragen ist. Es handelt sich hier um: „Das Rollwagenbüchlin. / Ein neüws, vor unerhörts Büchlein / darinn vil guter schwenck und Historien begriffen / werden, so man in schiffen un auff den rollwagen, / des gleichen in scherheüsern un badstuben, zu lang / weiligen zeitn erzellen mag, die schweren Melan / colischen gemüt damit zu ermunderen, vor aller / menigklich sunder allen anstos zu lesen

und hören: / allen Kauffleuten, so die Messen hin und wider / brauchen, zu einer kurtzweil an tag bracht / und wider um erneuwert un gemeert / durch Jörg Wickramen, Statt / schreiber zu Burckhain, / Anno 1557."

1865 besorgte Heinrich Kurz eine neue Ausgabe in der Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur, Deutsche Bibliothek (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber). In diesem Büchlein fanden wir eine Sage, die die Brüder Grimm nur in die erste Auflage der Kinder- und Hausmärchen übernommen haben.

Bei Wickram lautet die Erzählung:

„Von einem Kind, das kindtlicher weis / ein ander Kind umbbringt.

In einer statt, Franiker genannt, gelegen in West Friesland, da ist es geschehen, das junge kinder, fünff, sechs jerige, meitle und knaben, haben mit einander gespilt, und haben ein bühle geordnet, das sol der metzger sein, ein anderes bühle, das sol koch sein, ein anders sol ein saw sein. Ein meitle, habents geordnet, sol köchin sein, wider ein anders underköchin, das sölle in eim gschirrle das blut von der saw empfahen, das man würst könne machen. Nun, der metzger ist an das bühle hingeradten, das die saw solte sein, hats nider gerissen und mit einem messerle die gurgel aufgerissen; die ander all huben die saw und die underköchin empfieng das blut in jrem gschirrle. In dem gadt ungeferd hinfür ein Ratsherr und sicht dis ellendt, nimmt von stundan den metzger mit jm und fürt jn in des Obersten haus, Welcher von stundan den gantzen Radt versamlen lies. Sie sassen all uber disen handel, wußten nit, wie sie jm thun solten. Sie sahen wol, das es kindtlicher weis geschehen war. Einer under jnen, ein alter weyser mann, gab den radt, Der Oberstrichter solt ein schönen roten öpfel in die eine hand nemmen, in der ander ein Reinschen gulden, solt das kind zu jm rüffen und beide hend gleich gegen jm strecken. Nem es den öpfel, solt es ledig erkennt werden, nem es aber den gulden, so solt mans auch tödten. Dem wirt gefolgt, und das kind ergreifft den öpffel lachende, wirt also ledig erkennt."

Diese Sage zerfällt in zwei Teile. Zuerst, wie der Zeitungsbericht es nennt, „das friesische Kinderspiel, genannt Schweineschlachten". Nirgends fanden wir etwas von diesem Spiel erwähnt, aber ich weiß genau, daß ich selbst in Ljouwert (Leeuwarden) vor etwa 15, 16 Jahren noch ein solches Spiel mitgemacht habe. Wir banden einen Knaben, und einer von uns machte mit einer Latte oder etwas ähnlichem Schnittbewegungen am Leibe und besonders an der Kehle. Die anderen Knaben standen rings herum und hatten große Freude über das Schreien des „Schweines". Weiter geschah nichts. Wenn ich mich nicht irre, so war dieses Spiel nur im Herbst Brauch.

Daß es auch weiter bekannt ist, zeigen mehrere Quellen, wo wir denselben Stoff finden, immer aber mit tödlichem Ausgang. Man vergleiche z. B. die Wickram-Ausgabe von Bolte III, 383 f.; VIII, 346. Die Zimmernsche Chronik (Herausg. von Barack, II, 175) aus dem 16. Jahrhundert erzählt von zwei achtjährigen Söhnen eines Metzgers und der Apfelprobe.

Besonders erwähnt sei hier noch:

Zacharias Werner, Der vierundzwanzigste Februar. Tragödie in einem Akt. Dritter Auftritt.

„Kuntz:

Einsmals im Februar,
Als 's Mädel just zwei Jahr alt war,
Der Bube sieben – 's war auch grad am Sterbenstag
Des Vaters! – Dort das Unglücksmesser lag
Am Boden – beide Kinder spielten auf der Schwelle.

Die Alte da, die hatte eben
Ein Huhn geschlachtet –

Trude:
Ach, noch denk' ich dran mit Beben!
Entgegen krisch es mir, das Huhn,
Wie Fluch, wie Vater, als er röchelnd nun
Im Sterben lag! –

„Kuntz:
Der Bube hat's gesehn:
Das Huhnabschlachten! – „Komm", rief er zum Schwesterlein:
„Wir wollen Küche spielen – ich will die Köchin sein,
Sei du das Huhn!" – Ich seh' ihn sich nach dem Messer drehn;
Ich spring hinzu! – Doch – schon war es geschehn!
Das Mädel lag im Blut – der Hals ihr abgeschnitten,
Vom Bruder! – Weint ihr? – Ja, viel hab ich, Herr, gelitten!

Kurt:
Da habt ihr ihn verflucht! –

„Kuntz:
Merkt ihr es? – Das Gericht,
Weil er ein Kind noch war, es straft' ihn nicht;
Da mußt' ich denn dem Recht zu Hülfe kommen!
Ich flucht' ihm – ja! –"

Ferner ist zu beachten der sonderbare Rechtshandel, den wir mit Eberh. Frh. v. Künßberg (Rechtsgeschichte und Volkskunde) „die Apfelprobe" nennen.
Dazu sei erwähnt der Uffenbachsche Codex vom alten Lübischen Recht (Anfang des 15. Jahrhunderts). Zu der Bestimmung, daß wenn Kinder unter zwölf Jahren sich blutig verwunden, die Eltern sie mit dem Besen züchtigen sollen, wird folgender Zusatz gebracht: „Sunder queme dat alzo dat dat ene kint dat ander dodede mit stekende, houwende este werpende vnde sint ze benedden twelf iaren so schal de richter wesen klok unde vorwaren vnde laten bringhen dat leuendighe kint by dal dode. de richter schal nemen eenen penningh an de enen hant vnde enen appel an de anderen hant vnde holden deme leuendighen kinde to, tastet id na deme apelle zo mach me id em legghen to kintheit, men tastet id to deme penninghe zo mud id sin rechte stan, wo doch de radherren moghen dar gnade by don is dat des doden vrunt vnde des leuendighen dar vmme biddende sint."
Wie ist es nun zu erklären, daß in allen genannten Fällen die Apfelprobe angewendet ist, obwohl nicht überall die lübische Fassung gegolten hat? Beruhen also die lübische Fassung und die Sagen alle auf einzelnen Vorkommnissen?
Zuerst möge bemerkt werden, daß wohl die zwei Sagen von Boalsert und Frjentsjer dieselben sind. Das Messer zu Boalsert am Rathausgiebel war wohl geeignet, eine Sage aus Frjentsjer zu übernehmen. Sollte es also in Frjentsjer vorgefallen sein? Mit Rücksicht auf die anderen Märchen glauben wir es kaum.

Wagen wir aber eine Erklärung:
I. Es besteht ein sehr altes Kinderspiel, wobei die Kinder, wie oft, die großen Menschen nachahmen, ein Spiel vom Metzger. Dieses Spiel war weit verbreitet und ist vielleicht noch bekannt.
II. Es bestand die Gefahr, und es geschah dann und wann vielleicht auch, daß die Kinder die Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit vergaßen und sich mit richtigen Messern bearbeiteten.
III. Zur Warnung, oder zur Erinnerung, wurde das Spiel mit tödlichen Ablauf weiter erzählt.

Das ist also die Geschichte vom Metzgerspiel mit dem tödlichen Ausgang.
Nun die Apfelprobe.
Die Apfelprobe steht nicht für sich allein. Aus zwei griechischen Quellen dürfen wir eine Verwandtschaft annehmen. So lesen wir in Aeliani Variae historiae V, 16:
„Es blieb nicht verborgen, daß ein Kind ein goldenes Blatt, das aus dem Kranz der Artemis gefallen war, weggenommen hatte. Die Richter nun legten dem Kinde Kinderklapper und Würfel vor, zusammen mit dem Blatt; aber das Kind langte wieder nach dem Gold. Und deshalb töteten sie es als einen Heiligtumschänder, indem sie ihm keine Gnade schenkten um seiner Jugend willen, sondern sie straften es für die Untat."
Bei Pollux IX,74 ist ein Exzept aus Hyperibes enthalten, der Ähnliches erzählt.
Auch hier wieder ein Tempelfrevel; es wird nicht gesagt, was für ein Weihgeschenk entwendet wurde. Dem Kinde wird eine Puppe und eine Münze vorgehalten.
In allen Fällen wird also nach Wahl dem Kinde etwas Kindliches und etwas dem Erwachsenen Zukommendes vorgehalten. Vielleicht läßt das auf indogermanischen Ursprung schließen. Die lübische Fassung wird wohl einmal angewendet sein beim Tode durchs Kinder-Metzger-Spiel. Lübeck, als große Hansestadt, hatte viele Verbindungen mit der ganzen Hansewelt, der Rechtsvorgang bei der Apfelprobe wurde so verbreitet; begegnete schon mehreren Erzählungen vom Metzgerspiel und konnte mit allen diesen Sagen leicht verknüpft werden. Auf diese Weise kamen sie auch nach der westfriesischen Hansestadt Frjentsjer.

Anlaß zu dieser Studie gab ein Aufsatz in der friesischen Zeitschrift „It Heitelân", Dezember 1940, von S. J. van der Molen; er beruht auf einem nicht ganz genauen Bericht von Dr. G. A. Wumkes, „Staden Dorpskronick II" und dem schon erwähnten Artikel von Eb. Frhr. v. Künßberg in „Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete", der auch die griechischen Stellen erwähnt.

„Mach Kreuz und Punkt!" Unter den Lüneburger Schulkindern kann man hin und wieder beobachten, daß eins dem andern die Innenfläche der rechten Hand mit den Worten hinhält: „Mach Kreuz und Punkt!" Bei Befragung, was dieses zu bedeuten habe, wurde mir erklärt, daß es eine Bekräftigung darstellt. Wenn nämlich ein Kind dem andern etwas erzählt oder gar verspricht, was aber für unglaubwürdig gehalten wird, so hält das Kind, dessen Erzählung oder Versprechen nicht geglaubt wird, die Innenfläche der rechten Hand hin und sagt: „Mach Kreuz und Punkt!" Von dem zweifelnden Kind wird dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf der dargebotenen Handfläche ein Kreuz und ein Punkt beschrieben. Nun hat es die Gewißheit, daß das Gesagte oder Versprochene wirklich wahr ist. Es handelt sich hier also um eine Bekräftigung oder einen Schwur. Eine Umfrage in einer Volksschule ergab, daß es sich um einen alten Brauch handelt. So konnte in einer Klasse in Stärke von etwa 40 Jungen nachstehendes Ergebnis festgestellt werden.

1. Die Eltern von 9 Schülern haben den Brauch schon als Kinder in Lüneburg geübt.
2. Die Großeltern von einem Schüler kennen den Brauch aus Detmold.
3. Die Großeltern eines Schülers kennen den Brauch aus Schlesien.
4. Der Mutter eines Schülers ist der Brauch aus Ostpreußen bekannt.

Über die Bedeutung, die Kreuz und Punkt in diesem Brauch haben mögen äußerte ein Junge: „Der Punkt solle das Kreuz festnageln." Dieser Deutung ist aber kein Wert beizumessen, da es sich lediglich um die eigene Ansicht des Jungen handelt.

Walter Hahn.

Zwiesprache

Um den Schleswiger Dom. Herr Rudolf Kautzsch unterzog in der Deutschen Literaturzeitung vom 12. Oktober 1941 mein Buch über den Schleswiger Dom und seine Wandmalereien einer eingehenden Kritik, die aus grundsätzlichen Erwägungen nicht unwidersprochen bleiben kann. Ich bringe im Hinblick auf den letzten Teil der Besprechung eine Erwiderung mit besonderer Freude in dieser Zeitschrift „Germanien".

Den Inhalt meines Buches Abschnitt für Abschnitt referierend gibt K. zuerst einen Abriß der Baugeschichte des Domes. Er schließt sich meinen Darlegungen im wesentlichen an. Freilich: „Die Baugeschichte ist verhältnismäßig einfach." Dagegen schrieb ein so kompetenter Kenner der schleswig-holsteinischen Kunstgeschichte wie A. Kamphausen in einer weitgreifenden Besprechung (im 69. Band der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte, S. 412): „Daß es kein leichtes Unterfangen ist, sich mit dem Schleswiger Dom zu beschäftigen, haben alle erfahren, die sich bisher um ihn bemühten. Für einen, der der Landschaft fernsteht, muß es gar aussichtslos erscheinen, sich in den Widersprüchen der Überlieferung und in der Verworrenheit der historischen Gegebenheiten zurechtzufinden. Stange ist dieser Schwierigkeit Herr geworden und entwickelt im ersten Teil seines Buches ... eine klar aufgebaute Architekturgeschichte, die vieles neu und – dürfen wir sagen – erstmalig richtig darstellt ... Der mit dem Gegenstand nicht vertraute Leser merkt es bei dem flüssig geschriebenen Text nicht, wie stark sich Stange mit Fragen beschäftigt, die erst jüngst von der Landesforschung aufgeworfen sind ..." Diese beiden Urteile seien gegenübergestellt und nur noch darauf hingewiesen, daß der jüngst verstorbene, altehrwürdige Provinzialkonservator Richard Haupt mehr als ein halbes Jahrhundert der Aufklärung der Baugeschichte des Schleswiger Domes, der sein besonderer Liebling war, gewidmet hat, ohne zu einer Lösung zu gelangen.

Gegenüber meiner Datierung des Hallenchores und des Schwahls äußert K. Bedenken. Man wird sich aber zukünftig an solche frühe Baudaten im Ost- und Nordraum des deutschen Kulturgebietes gewöhnen müssen. Der Magdeburger Dom, die Lübecker Marienkirche, die Entwicklung der Wölbung im Deutschordensgebiete sollten schon seit längerem deutliche Warnungen sein, dem Westen in diesen Jahrhunderten die unbedingte Vorherrschaft zuzuerkennen. Wenn uns die Einbürgerung des Ziegelbaues in diesen Gebieten bei einer Anzahl Bauten nicht durch recht gute Jahreszahlen verbürgt wäre, so würde man kaum wagen, jene Ziegelbauwerke so früh zu datieren, wie wir es heute dank Kamphausens u. a. Forschungen tun können.

Ausführlicher bespricht K. meine Ausführungen über die Wandmalereien. Referierend erwähnt er zuerst die ältesten am Chorbogen. Nur nebenbei sei bemerkt, daß meine Datierung nicht so bestimmt ist, wie es nach seinen Darlegungen erscheint. Ich weise die Gründe, die für eine Ansetzung in das letzte Viertel des 12. Jahrhunderts sprechen auf, diskutiere aber ebenso die Möglichkeit einer Entstehung im Anfang des 13. Jahrhunderts und betone vor allem, daß die Malereien wohl schon sehr früh, etwa bei der Errichtung des Hallenchores, übergangen wurden. Diese Schichten zu erkennen, ist freilich nicht leicht.

Dann aber, in den letzten zwei Dritteln seiner Kritik, wendet sich K. eindringlich, seine Ausführungen am Ende pathetisch steigernd, gegen meine Datierung und Deutung der

Wandmalereien im Schwahl und Hallenchor. K. lehnt eine Datierung „um 1280" ab. Ich muß betonen, daß ich abgesehen von einer Stelle, wo ich diese Zahl in Parenthese setze, vorsichtiger formuliert habe. So sage ich S. 69 zusammenfassend: „Aus alle dem geht hervor, daß die Malereien – in den beiden letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts ausgeführt worden sein müssen." Weiter oben wies ich auf das Todesdatum des Bischofs Berthold († 1307) hin, dessen Bild die späteste Stilstufe der Malereien zeigt. Damit ist ein terminus ante quem gegeben. Aber K. will die Bilder nach 1310 oder 1320 ansetzen. Das war die bislang übliche Datierung (Plambeck), der ich mich auch in meiner Deutschen Malerei der Gotik I, S. 123, anschloß, indem ich mich gegenüber dem verfälschten Eindruck, in dem die Malereien sich damals befanden, jeglichen Urteils wesentlich enthielt. Wenn aber V. C. Habicht (Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft X, 1939, S. 1), den K. überhaupt nicht erwähnt, und ich vor den freigelegten, nun erst eine Vorstellung vom ursprünglichen uns gebenden Malereien, die K., wie er selbst gesteht, nicht gesehen hat, zu einer Datierung ins ausgehende 13. Jahrhundert kommen, so haben wir unsere Gründe. Und es sind gute Gründe.

K argumentiert für seine Datierung ins 14. Jahrhundert einmal mit Beispielen aus der deutschen Plastik Südwestdeutschlands, aus Straßburg und Freiburg, zum andern mit Beispielen aus der Malerei des wendischen Quartiers. Gewiß haben die Schleswiger Malereien nicht den plastischen Reichtum der Figuren der Straßburger Westseite. Allein mit solchen Vergleichen ist keine exakte Datierung zu gewinnen. Norddeutsche Kunst ist stets kühler und spröder als westdeutsche, ist plastisch knapper, gibt der zeichnenden Linie eine größere Geltung. Das gilt z. B. auch für die niederländische Malerei des mittleren 15. Jahrhunderts gegenüber der handfesteren und kubischeren südwestdeutschen. Solche landschaftliche Unterschiede muß man kennen und berücksichtigen. Es gibt kein allgemeindeutsches Entwicklungsschema, nicht im 15. und nicht im 13. Jahrhundert. Stephan Lochner in Köln ist ein Zeitgenosse von Konrad Witz am Oberrhein. Wer den Entwicklungsgang der sächsischen Plastik der Stauferzeit auf die bayerischen Werke übertragen wollte, würde zu völlig falschen Datierungen kommen. Richtiger wäre es gewesen, wenn K. schon an dieser Stelle zu Hans Wentzels wertvollem Buche über die Lübecker Plastik bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts gegriffen hätte. Er hätte sich da überzeugen können, daß die Chronologie der Lübecker Plastik vor und nach 1300 eindeutig für eine Ansetzung der Schleswiger Malerei ins 13. Jahrhundert spricht. Stellt man etwa die Schleswiger Königsgruppe (4. V. 12. Jh.; Wentzel Taf. 23), den Doberaner Schrank (um 1275; W. 24 ff.) und die Tumbafigur der Königin Margaretha ebenda (um 1285; W. 19) einerseits, den Levitenstuhl des Lübecker Domes (um 1310; W. 78 ff.), den Doberaner Hochaltar (um 1310; W. 65) und den Stralsunder Buchdeckel (um 1320; W. 84) andererseits zusammen, so ordnen sich die Schleswiger Malereien klar zu der ersten Gruppe. Selbst die gewiß gegen 1300 entstandenen Malereien des Hallenchores, bei denen ich als Ausführenden einen jüngeren Mitarbeiter vermute, sind „schwellend" gegenüber jenem Buchdeckel oder den Figuren des Doberaner Hochaltars. Und wie vertikalisiert, flach und erstarrt ist der Salvator der Jakobikirche im Lübecker Annenmuseum (um 1320; W. 87) gegenüber dem linken König auf der Anbetung. Was aber den Individualismus des Freiburger Baumeisters (Otto Schmitt, Das Freiburger Münster, Taf. 92) anbetrifft, den K. als ein Beispiel dafür anführt, daß die „Individualisierung" der Schleswiger Figu-

ren – ich habe das historisch so heikle Wort wohl kaum verwendet – auch im 14. Jahrhundert noch möglich ist, so zitiere ich nur Schmitts Worte S. 28: „... daß die Züge keineswegs so individuell, wie oft behauptet wurde. Sie kehren bei den anderen Büsten mehr oder weniger ähnlich wieder." Das aber ist bei den Köpfen des Schleswiger Chorfensters, von denen die Hälfte jetzt erst aufgedeckt wurde, in viel geringerem Maße der Fall. Wieviel näher dem Pol Naumburg stehen diese als die Freiburger Büstenköpfe.

Ebenso verlangt auch der Vergleich mit der Lübecker Wand- und Tafelmalerei eine Datierung der Schleswiger Wandmalereien ins Ende des 13. Jahrhunderts. Freilich gibt es allerlei Verwandtschaften mit dem Oberaver Fronleichnamsaltar (Dt. Malerei der Gotik I 121-22), stellt man sie aber in dieselbe Zeit, so verwechselt man die „schwellende" Stilstufe von 1280-90 mit der „verhärteten" von 1310-20. Der Fronleichnamsaltar entspricht dem Salvator aus der Jakobikirche: Parallelismus statt Kontrast, wie Pinder den Unterschied so treffend in Worte gefaßt hat. Beim Hofgeismarer Retabel (Dt. Malerei d. Gotik I S. 82) betone ich, daß es noch sehr viel 13. Jahrhundert enthält. Ich sagte a. a. O.: „spätestens im 2. Jahrzehnt entstanden." Dennoch sind die Malereien im Schwahl kontrastreicher, wenn das Spiel der Gegensätze zum Teil auch schon vom Gewand ausgeführt wird. Das aber ist ja eben ein kennzeichnendes Merkmal der Formgestaltung im späten 13. Jahrhundert.

Weiterhin sprechen der stark englische Einschlag und die unverkennbaren Beziehungen zur sächsischen Malerei für eine Datierung ins späte 13. Jahrhundert. Die als Vorbilder in Frage kommenden englischen Malereien – Plambeck und Habicht haben sie gewissenhaft zusammengestellt – entstammen dem mittleren 13. Jahrhundert. Sollte der deutsche Maler so rückständig gewesen sein, daß er auf Werke zurückgriff, die 50 oder 70 Jahre zurücklagen? „Im Gegenteil darf darauf hingewiesen werden, daß in der Regel gerade die modernsten Werke die stärkste Anziehungskraft und den größten Einfluß ausgeübt haben" (Schmitt a. a. O. S. 39.) Was für Freiburg gilt, wird auch für Schleswig und Lübeck zutreffen. Die sächsischen Quellen entstammen denselben Jahren, und aus ihnen muß der Maler herausgewachsen sein. Ich habe das am Beispiel der Kreuzigung gezeigt. Diese ist, wie ich betonte, eines der frühesten Bilder, in dem deshalb die älteren sächsischen Überlieferungen besonders deutlich sind, und die eben infolge dieser Abhängigkeit von den sächsisch-byzantinischen Vorbildern noch nicht heroisch ist. K. meint dagegen, diese Kreuzigung sei Beweis, daß die Bilder im Schwahl nicht vor 1310 oder 1320 entstanden sind, denn „der geknickte Leib Christi mit dem tiefeingesunkenen Haupt, die gewaltsam verdrehten übereinandergenagelten Füße, die Zeichnung des Lendentuches beweisen es". Auch mir ist bekannt, daß der hoheitsvolle Typus bis 1300 vorkommt, aber schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bereitet sich der andere Typus des leidend in sich zusammengesunkenen vor uns aus. Im norddeutschen Raum zeigt ihn noch im ausgehenden 13. Jh. z. B. das Antependium in Lüne (Dt. Malerei d. Gotik I, S. 98). In Kölner Wand- und Glasmalerei ist er gleichfalls vor 1300 nachweisbar (Kunibert, Gereon, Xanten, Koblenz), in England in der Westminster-Abtei (Borenius und Tristram Taf. 20), in Frankreich in einem Missale aus Chalons s. M. (Paris, Arsenal 595) und in einem in Arras, Bibl. de la ville 448 (Bitzthum 27). Hierzu ist aber eine methodische Bemerkung nötig. Unsere ikonographischen Kenntnisse und Methoden sind zumeist so primitiv, daß sie (mit wenigen Ausnahmen wie Schrade) zumeist noch vor-wissenschaftlich zu nennen sind. Selbst über eine so generelle Frage wie die, wann und wo der Dreinageltypus entstand, herrscht noch völlige Unklarheit. Mit unserem bisherigen Wissen können wir nur sagen, daß im 14. Jahrhundert der eingesunkene leidende Typus der herrschende ist, nie aber ist es möglich, mit diesem Wissen ein Werk zu datieren, denn wann der Typ zuerst auftauchte, ist völlig unbekannt, vorbereitet ist er seit langem. Wenn er aber in der Buchmalerei um und auch vor 1300 mehrfach zu belegen ist, dann glaube ich – das wage ich auf Grund meiner nicht ganz geringen Kenntnisse auf dem Gebiet zu sagen –, daß wir ihn in der monumentalen Malerei, die in Norddeutschland ganz gewiß führend war, ruhig ein oder zwei Jahrzehnte vorher ansetzen dürfen. Für die Frage der Datierung auf Grund von Trachten hat Karpa einen ähnlichen Hinweis gegeben.

Ich sehe keinerlei Notwendigkeit, die Schleswiger Malereien später anzusetzen, als ich es getan habe. Mag sein, daß die Abbildungen sie körperlicher erscheinen lassen – die reine Zeichnung, in der die Bilder im Schwahl gegeben sind, spielt dabei gewiß eine Rolle –, wer sie im Original eindringlich studiert hat, wird unserer Meinung sein. Wie man allerdings, ohne die Malereien in ihrem jetzigen Zustande zu kennen in so apodiktischer Weise, wie K. es tut, über sie und die Forschungsergebnisse anderer zu urteilen wagen kann, ist mir unverständlich.

Aber K. geht es am Ende gar nicht um diese formalen historischen Fragen, sondern um die von mir gebrauchte Bezeichnung „Germanische Renaissance der staufischen Ritterzeit". Sie lehnt er schroff ab. Dabei wendet er sich zuerst gegen die Deutung der Hexlein im Gewölbe des nördlichen Seitenchores. K. hat Anm. 85 übersehen, daß ich in dieser Frage einem anderen Forscher, Hamkens, folge. Im übrigen weichen meine Schlußfolgerungen von seiner Meinung gar nicht so sehr ab. Man vergleiche seine Sätze Sp. 989 oben und meine Ausführungen S. 71 und dazu Anm. 122. Ich habe nicht behauptet, daß „man sie heimlich verehrte", sondern daß germanische Vorstellungen mit neuen Bedeutungsinhalten lebendig waren. Wenn K. aber dem Begriff „Germanische Renaissance" jegliche Berechtigung abstreitet, dann gehen freilich unsere Wege weit auseinander. Es ist mir unerfindlich, wie man heute noch dieses Auftauchen scheinbar längst verschütteter Vorstellungen leugnen kann. Hätte ich von der Antike gesprochen und Antikisches in einem Werke des 13. Jahrhunderts nachgewiesen, hätte K. das sicher ohne jede grundsätzliche Einwendung anerkannt. Da ich aber auf die andere und gewiß nicht weniger unmittelbare Wurzel deutschen mittelalterlichen Lebens hinwies, auf die germanische, da glaubt K. aufs heftigste opponieren zu müssen. Daß das deutsche Mittelalter, wie das Mittelalter überhaupt, christlich war, ist bekannt und oft erwiesen worden. Davon zu sprechen bedeutet keinen Fortschritt der Wissenschaft, und Altbekanntes zu wiederholen schien mir nicht die Aufgabe. Das Germanische aufzuzeigen ist notwendig, denn es wurde bisher übersehen. Die Germanistik hat seine Bedeutung im mittelhochdeutschen Schrifttum längst erkannt: ich verweise z. B. auf die Schriften von Hans Naumann und auf Bertrams wundervolle Rede „Norden und deutsche Romantik" (Deutsche Gestalten, S. 123). Ein Zitat stehe für viele. In seinem Buch „Der staufische Ritter" sagt Naumann S. 101: „In dieser staufischen Zeit, wo soviel Germanisches wieder da ist." Und nun antworte man nicht, das wäre nur in den weltlichen Stoffen der staufischen Dichtung so. Rein weltliche Dichtung gibt es im Mittelalter bekanntlich überhaupt nicht. Sodann kann man sich wohl nicht vorstellen, daß die Meister von Bamberg und

Naumburg diese Dichtungen nicht gekannt hätten. Im Gegenteil muß man erwarten, daß sie von ihren Inhalten und Gehalten aufs tiefste beeindruckt waren, denn sie waren ganz allgemein die Erlebniswelt der Staufer-zeit. Niemand spricht von einem „angeblich weitergepflegten germanischen Heidentum", aber, daß es „allein das Christentum war, das deutschen Künstlern im Mittelalter dazu verhalf, tiefste Züge menschlicher Wesenheit zu erfüllen" das ist einfach nicht wahr. Diese Fähigkeit war viel älter; die nordische und althochdeutsche Dichtung beweisen es. Und wenn K. endlich das im 13. Jahrhundert erwachende Naturgefühl als eine allgemein europäische Tatsache ansieht –, gewiß, aber wenn Niccolo Pisano, der Italiener, um dieses Zieles willen auf die Antike zurückgreift, warum sollten dann für deutsche Künstler nicht andere Quellen erwachen, die vielleicht nur schwieriger zu fassen sind? Ernst Moritz Arndts schöne Worte, die er 1818 in Bonn am Rhein niederschrieb, gelten noch immer: „Uns Deutschen könnte es aber wohl so ersprießlich sein, wenn viele von uns ... einmal wieder gen Norden zögen ... Da würden wir über unser Eigenes auch manches zu denken bekommen.... und manche Sehnsucht, Gefühle und Anschauungen würden wieder jung in uns werden, welche gerade zu dem tiefsten germanischen Leben und Streben zurückwinken und zurückmahnen."

A. Stange

*

Gewalt kann wohl den Richter beugen,
Doch niemals beugt Gewalt das Recht.

Johannes Trojan

Die Bücherwaage

Leonardo Torriani: Die Kanarischen Inseln und ihre Urbewohner. Herausgeg. v. D. J. Wölfel. Verlag K. F. Köhler, Leipzig 1940. Torrianis Beschreibung der kanarischen Inseln ist eine sehr wichtige Quellenschrift für die Kultur der Kanarier, der Urbewohner der Kanarischen Inseln. Sie wird in dieser Ausgabe im italienischen Text mit Übersetzung und Kommentar zum erstenmal vorgelegt. Allgemein bekannt ist die Bedeutung der Kanarier für die Rassenkunde Alteuropas. Ihre Überlieferungen sind aber ebenso wichtig für die Sprach-, Kultur- und Religionsgeschichte. Der Rasse nach gehören die Kanarier zum fälisch-nordischen Typ. Daneben finden sich allerdings auch andere Elemente unter ihnen, insbesondere westischer Rasse. Die Sprache der Kanarier ist inzwischen endgültig als berberisch erwiesen worden, was die Forschung schon seit längerer Zeit, doch ohne wirklich ausreichende Begründung angenommen hat. Den Nachweis führte Otto Rößler in seiner Habilitationsschrift über die Sprache der Kanarier (1941). Die Arbeit ist noch nicht im Druck erschienen. Die Kultur der Kanarier ist durchaus steinzeitlich, und zwar megalithisch. Wir haben es hier gewissermaßen mit einem stehengebliebenen Rest der altwesteuropäischen Megalithkultur zu tun. Daraus ergibt sich von selbst die große Bedeutung der Kanarierforschung für die indogermanische und auch die germanische Altertumskunde. In dieser Zeitschrift wurde im Jahrgang 1937, S. 50 ff. und 236 ff. auf diese Fragen eingegangen, wobei insbesondere die Verdienste des Deutschen Franz Löher um die Kanarierforschung ins rechte Licht gesetzt wurden. Der Herausgeber des Torriani, Dominik Joseph Wölfel, hat das Verdienst, neues Material für die Kanarierforschung aus den Archiven Spaniens und Italiens beigebracht zu haben. Sein wichtigster Fund ist der nun von ihm vorgelegte Torriani. Es ist durch diese Archivstudien ein Teil des Forschungsprogramms Löhers, das er in seinem „Kanarierbuch" (1898) aufstellte, der Erfüllung nähergebracht. So erfreulich die Tatsache ist, daß dieser wichtige Text nunmehr im Druck vorliegt, so kann doch der Wölfelsche Kommentar nicht in allen Punkten als zuverlässig gelten. Die bisherige Kanarierforschung, über die Wölfel in der Einleitung berichtet, wird von ihm nicht vorurteilslos gewürdigt. Löhers Verdienste um die Kanarierforschung z. B., auf die ich in „Germanien" 1937 nachdrücklich hinwies, werden auch heute noch nicht genügend hervorgehoben. Wenn Löher jetzt auch nicht mehr vollkommen übergangen wird, so wird doch seine umfangreiche Quellenschrift über die Kanarier – sie umfaßt 562 Seiten – mit keinem Wort erwähnt. Auch sonst ist noch mehrfach festzustellen, daß die Leistung älterer Forscher nicht richtig eingeschätzt und ausgewertet wird. Daß die sprachwissenschaftlichen Ausführungen Wölfels in vielen Fällen unhaltbar sind, wird aus der erwähnten Arbeit von Dr. phil. habil. Otto Rößler ersichtlich sein. Weitere Bedenken, die hier nicht näher dargelegt werden sollen, werden an anderem Orte zur Sprache kommen. Die Herausgabe des wichtigen Textes ist also zu begrüßen, der Kommentar Wölfels muß mit vorsichtiger Kritik benutzt werden. Otto Huth.

Ernst Moritz Arndt: Germanien und Europa. Mit einer Einleitung von Ernst Anrich; Kulturpolitische Schriftenreihe, Heft 1, Stuttgart 1941, W. Kohlhammer Verlag.
Ernst Moritz Arndts geniales Erstlingswerk „Germanien und Europa" ist selbst heute noch immer nur wenigen bekannt. Keine der größeren im Buchhandel gängigen Arndtausgaben enthält diese Schrift. Als sie 1803 zuerst herauskam, wurde sie wenig beachtet; durch den wenige Jahre später erschienenen ersten Teil des „Geistes der Zeit" wurde sie damals vollends in Schatten gestellt, obgleich sie von nicht geringerer Bedeutung ist. Hans Kern, dem wir für die Aufdeckung der eigentlichen Gestalt Ernst Moritz Arndts viel zu danken haben, hat auch sein „Jugendwerk" vor wenigen Jahren zum erstenmal zutreffend gewürdigt. In seiner Darstellung des Lebens und Werkes Arndts, die 1930 im Diederichs Verlag in der Reihe „Deutsche Volkheit" herauskam, hob er hervor, daß „Germanien und Europa" Blicke in Abgründe des Lebens und der Geschichte eröffnen, wie sie damals außer Arndt niemand und nach ihm erst wieder Friedrich Nietzsche sichtbar geworden sind. Solange die große Gesamtausgabe der Werke Arndts noch nicht vorliegt, die endlich in Angriff genommen wurde, ist die Neuausgabe der bisher verkannten Einzelwerke notwendig, die nicht im Buchhandel zu haben sind. „Germanien und Europa" war seit 1803 bis zu diesem Jahre nicht wieder gedruckt worden. Jetzt liegt eine wortgetreue vollständige Neuausgabe vor, die der bekannte Historiker Ernst Anrich, Straßburg, besorgte. Anrich stellt eine umfassende Einleitung voran, in der er Arndts Werk würdigt als „die erste bis zur Gegenwart einzige biologische Geschichtsdarstellung". Damit ist die epochale Bedeutung des Arndtschen Werkes treffend gekennzeichnet. Mit „Germanien" meint Arndt Deutschland, nicht das germanische Altertum, von dem er in diesem Erstlingswerk noch ein falsches Bild hat. Arndt hat sehr bald darauf, insbesondere durch die Eindrücke und Erfahrungen auf seiner Reise in den germanischen Norden, dann aber auch durch die Forschungen

Grimms, dem er später häufig seine Dankbarkeit bezeugt hat, sein Urteil über das germanische Altertum geändert. Eine genauere Darstellung der Entwicklung des Germanenbildes bei Arndt, die seit langem notwendig wäre, wird erst nachdem die Gesamtausgabe vorliegt, ausgeführt werden können. Über Arndts Erlebnis des Nordens vgl. einige Abschnitte in „Arndt, Nordische Volkskunde", Reclam-Verlag. Otto Huth.

Paul Engelmeier: Bauernkunst im Münsterland. Mit 39 Bildern und einer volkskundlichen Karte vom Münsterland. Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster in Westfalen, 1941. RM. 1.80/2.50.

Das alte Bructererland, die eigentliche Kernlandschaft von Westfalen, birgt in volkskundlicher Hinsicht noch mancherlei Schätze einer alten und hochstehenden Bauernkultur, deren Zeugnisse und Erzeugnisse nicht selten noch die Verknüpfung mit vorgeschichtlichen Vorläufern erkennen lassen. Die gut ausgestattete und mit wertvollen Abbildungen versehene Schrift von Engelmeier erscheint als Heft 1 der Heimatkundlichen Beiträge, die vom Westfälischen Heimatbund herausgegeben werden. Sie gibt zugleich Zeugnis von einem erfolgreichen Versuche, dem allgemeinen Verfall der heimatgebundenen Bauernkunst entgegenzuwirken und der echten, ehrlichen Handwerksarbeit wieder unmittelbare Wege zum bäuerlichen Verbraucher zu öffnen. So hat das Heimathaus Münsterland in Telgte, das im Jahre 1934 als Heimatmuseum des Landkreises Münster vom Westfälischen Heimatbund in Verbindung mit der Handwerkskammer in Münster eingerichtet wurde, selbst Handwerksstätten eingerichtet, in denen alte Gewerbe wieder aufgenommen und vielfach unter Verwendung alter Formen neu belebt wurden. Das Heimathaus gewährt überdies einen lebendigen Einblick in die alte bäuerliche Wohnkultur mit ihrem zur echtesten Vollkommenheit entwickelten mancherlei Hausrat und mit den Zeugnissen von Tracht und Schmuck. Viele der hier wiedergegebenen Gegenstände kann man zu den Kostbarkeiten der Volkskunde zählen; so den Brautkoffer von 1743, die drei Brauthale (Kesselhaken), von denen wir eins schon in dieser Zeitschrift abgebildet haben, und vor allem auch das „Brauteisen" von 1612, das den Hirsch mit der Pflanze im Maul zeigt. Gegenüberstellungen jungsteinzeitlicher Gefäße mit heutigem Steinzeug lassen die Beständigkeit der Form und wohl auch des Geschmackes erkennen. Die Töpferei ist hier seit alters bodenständig, was dem Münsterland bei den Umwohnern den Namen „Pottland" eingetragen hat. – Zu den wertvollsten Stücken gehört das weit über den Rahmen des Landes hinaus bekannte Telgter Hungertuch von 1623, das im Ganzen und in einigen Einzelteilen wiedergegeben ist.

Einzelveröffentlichungen dieser Art sind nicht nur wertvolle Beiträge zur volkskundlichen Forschung und Sammlung; sie sollten auch unmittelbar für den bodenständigen, ländlichen Handwerker anregend sein und dem Echten wieder seine gebührende Stellung gewinnen helfen. Auch diesem Zweck wird das vorliegende Heft gerecht.

J. O. Plassmann

Zweierlei gibt es,
Wonach unser Reich regiert werden muß:
Die heiligen Gesetze der Kaiser
Und den guten Brauch unserer Vorgänger und Väter.

Friedrich Barbarossa an den Papst 1157

In Kürze erscheint:

RUDOLF VIERGUTZ

Von der Weisheit unserer Märchen

180 Seiten gebunden etwa RM. 5,40.

Das Werk hat es sich zur Aufgabe gestellt, die im deutschen Volksmärchen ruhenden ewigen Wahrheiten germanisch-deutscher Lebensschau ans Tageslicht zu heben, auf sie hinzuweisen und so weit als möglich in die Sprache unserer Zeit zu übertragen. Dem Verfasser ist es gelungen, Grunderkenntnisse der neuen deutschen Seelenkunde für die Märchenforschung fruchtbar zu machen. So wird hier die Wahrheitsfrage ganz neu gestellt und zum ersten Male das Märchen als Sinnbild seelischer Wirklichkeit, innerer Vorgänge, Entwicklungen und Gestalten betrachtet.
Durch diese Betrachtung werden die Märchen für uns ungeahnt gegenwärtig, ja lebenswichtig: nachdem man ihren Wert für Kunst und Kultur erkannt hatte, offenbart nun der Verfasser in diesem Werk ihre religiöse Bedeutung, ihre Unentbehrlichkeit für ein gesundes, „heiles" Leben.
In ehrfürchtiger Haltung, in klarer, jedem verständlicher Weise und in einer Sprache, die der ihres Gegenstandes würdig ist, geht der Verfasser den Weisheiten unserer Märchen nach. Gehören diese zu unseren heiligen Schriften, so gehört das vorliegende Werk als ihr Schlüssel zu ihnen.

Widukind-Verlag / Alexander Boß / Berlin

HAMER-VERLAG

Haag-Niederlande, Frankenslag 111

gibt folgende Zeitschriften heraus:

„VOLKSCHE WACHT"

Kampfblatt für Niederländisches Volksbewußtsein

„HAMER"

Ein reichbebildertes, in Tiefdruck erscheinendes Monatsheft über Volkskunde, Brauchtum, Vorgeschichte, Heimatkunde usw. Einzelheft kostet 0.30 RM.

„Hamer" und „Völkische Wacht" werden von sämtlichen völkischen Kreisen in den Niederlanden gelesen

Der Hamer-Verlag übernimmt Vertretungen von deutschen Verlegern auf völkischem Gebiet

Probenummern und Anzeigentarif auf Anfrage bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11

HAMER

Hiermit bestelle ich ein kostenloses Heft „Hamer"

Name: .....

.....

Anschrift: .....

.....

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 2 / Februar 1942

RM 0.60

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK KIEL

Inhaltsverzeichnis

Richard Wolfram	Faschingsbräuche im Salzkammergut	41
Alfred Webinger	„Fastnacht" und „Fasching"	61
H. A. Herrmann	Der Firstschmuck holsteinischer Bauernhäuser	69
Aus der Landschaft	Der wilde Mann und die Schlange am Eckbalken	76
	Radmähen	77
Hieb und Stich	„Klassische" germanische Altertumskunde?	79
Beihefte	zu „Germanien"	80

Der Umschlag, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, zeigt zwei Holzmasken, wie sie beim Perchtenlauf im Werdenfelser Land gebraucht werden.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 2.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Richard Wolfram / Faschingsbräuche im Salzkammergut

Das Salzkammergut ist eine eigene Welt. Rings umgrenzt von mächtigen Bergmassiven mit dolomitengleichen Felsenzinnen, eingebettet in das grüne Tuch des Nadelwaldes und aufgeschlossen bloß durch die blitzenden Spiegel zahlreicher großer und kleiner Seen. In dieser Herzkammer unseres Alpenlandes lebt ein Menschenschlag, der sich von seiner Umgebung deutlich unterscheidet. Es sind fröhliche Leute voll vielseitiger Begabung. Etwa die Ebenseer, die in den kargen Stunden der Freizeit kleine Wunderwerke schnitzen, glücklicherweise noch nicht als Industrie, sondern nur sich selbst zur Freude. In Gößl und im Ausseerlandl wird frischer und besser gesungen, als sonst in den Berggebieten; das Paschen beim Tanz ist zu einer kunstvollen, kontrapunktischen Mehrstimmigkeit entwickelt und das Temperament der Salzkammergütler gibt sich nicht nur in der besonderen Bewegtheit ihrer Landlerformen kund, sondern auch im „Schleunigen", der sich hier aus dem Werbetanz entwickelt hat. Unter all unseren Bergbewohnern sind die Leute im Salzkammergut die fröhlichsten, manchmal beinahe ein wenig leichtsinnig, obschon sie ihren Lebensunterhalt in dieser kargen Natur fast ohne Ackerboden oft mühsam genug erringen müssen. Auch die alte Zeit war für sie nicht immer die „gute". Erst im vorigen Jahrhundert besserte sich ihre wirtschaftliche Lage nach langen Zeiten des Hungers und der Not, in die sie bürokratische Starrheit auf der einen Seite, treue Heimatliebe auf der anderen gebracht hatte.

Durch rund 400 Jahre sind die Menschen im Salzkammergut nämlich kaiserliche Angestellte gewesen, keine Bauern in unserem Sinne. Auch das mag zur Ausbildung ihrer Sonderart beigetragen haben. Denn zwei Naturschätze sind im Salzkammergut die Grundlage des Lebens: das Salz und das Holz. Schon in vorgeschichtlicher Zeit brachte das „weiße Gold" ihrer Salzberge eine hohe Kultur zur Blüte, die nach dem Hauptfundort Hallstattzeit benannt wurde. Mitte des 15. Jahrhunderts war es den Habsburgern gelungen, die Herrschaften und Bergrechte in ihre Hand zu bringen und seither bildet das Land ein Sondergebiet, das von der Hofkammer direkt verwaltet wurde, daher der Name Salzkammergut. Etwas Viehwirtschaft zusammen mit einigen Äckern und Obstgärten, sowie die Waldnutzung bildeten daher neben der kaiserlichen Entlohnung die anfänglich durchaus genügende Lebensgrundlage des Volkes. Alle verfügbaren Kräfte standen im Dienst der Salinen und der für die Salzsudwerke nötigen Holzbeschaffung. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts aber begann ein schreiendes Mißverhältnis zwischen den steigenden Preisen und der starr gleichbleibenden Löhnung. Die Volksernährung sank auf ein Minimum. Die Menschen lebten nach amtlicher Feststellung von gesalzener Wassersuppe und trockenem, mit Kleie vermischtem Brot. Durch ein Jahrhundert wurde der Skorbut zur Volkskrankheit. Trotzdem waren die Menschen nicht zum Verlassen ihres Heimatbodens zu bewegen, obgleich allgemach ein gewaltiger Überschuß an Arbeitskräften entstanden war. Erst Ende des 18. Jahrhunderts kam eine Lohnerhöhung und weitere Reformen wirkten sich erst Jahrzehnte später langsam aus.

So ist es auch kein Wunder, daß die Volkskultur des Salzkammergutes sehr altertümlich geblieben ist. Noch in der vorigen Generation war der vorgeschichtliche Einbaum neben den „Plätten" der herrschende Bootstyp. Auch heute noch trifft man ihn auf den Seen an. Und selbst der Fremdenverkehr, der seit etwa 50 Jahren als wirtschaftliche Macht im Salzkammer-

Ein wahrer Hexensabbath quillt beim Ebenseer „Fetzenzug" zwischen den Häusern hervor. Aufn. Verfasser (20).

gut dazukam, vermochte das Wesen der Menschen kaum zu verändern. Immer noch bilden die Salzbergleute und Holzknechte den Grundstock der Bevölkerung, ein durch viele Jahrhunderte bodenständiger Arbeiterstamm, der an seinen Überlieferungen festhält. Schon äußerlich drückt sich das in der Volkstracht aus, die im Salzkammergut lebendig blieb, wie in wenigen Gebieten Deutschlands. Dem entspricht auch ein reiches und eigenartiges Brauchtum, das im Fasching einen besonderen Höhepunkt erreicht.

Wer etwa am Faschingmontag nach Ebensee kommt, meint fast in eine Walpurgisnacht geraten zu sein. In der Talschlucht des oberen Dorfendes schwärmt es von tollen Gestalten, alle als Weiber verkleidet. Es sind die sogenannten „Fetzen", die sich zu ihrem großen Umzug sammeln. Ihre Kostüm- und Maskenphantasie ist kaum zu überbieten. Schon während des ganzen Jahres sammeln sie alte Kleidungsstücke und Hüte, um in der Faschingszeit entsprechend auftreten zu können. Denn ein richtiger Fetzen wechselt während des Montags und Dienstags mehrmals das Kostüm, um jeder Erkennungsmöglichkeit auszuweichen. Nicht einmal mir, dem Auswärtigen, wollten sie ihren Namen verraten, als sie mich um Abzüge meiner Aufnahmen baten. Ausnahmslos gaben sie die Namen irgendeines Bekannten an, dem die Bilder zu schicken waren.

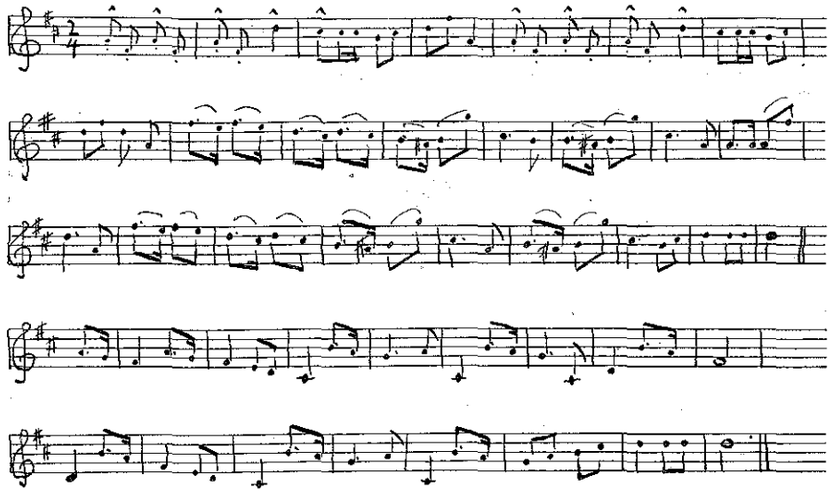
Natürlich spricht auch kein Fetzen mit seiner normalen Stimme. Alle verwenden das hohe Falsett. Man kann sich den Eindruck ungefähr vorstellen, wenn Hunderte und aber Hunderte dieser grotesken Gestalten um einen herumspringen und man nichts als die hohen Stimmen hört. Nach 36stündiger Fetzenzeit sind die Burschen am Aschermittwoch natürlich so stockheiser, daß sie kaum ein Wort herausbringen.

Der „Bär" des Ebenseer Fetzenzuges.

Ein großer Teil verbirgt das Gesicht bloß hinter Papierlarven oder selbstgefertigten Riesenköpfen. Aber auch ganz einfache Lösungen, wie mehrfach übereinandergelegte Spitzenvorhänge mit Löchern für die Augen und den Mund können geradezu unheimliche Wirkungen hervorbringen. Die Rindbacher zeichnen sich durch Holzmasken aus, unter denen sich ganz vorzügliche Stücke befinden. Da die Zufuhr flüssiger Nahrung wesentlich zum Dasein eines Fetzen gehört, führen sie selbstverfertigte Glasröhrchen mit, um durch die enge Mundöffnung der Maske trinken zu können.

Hemmungslos tobt sich die Phantasie der Fetzen bei den Kopfbedeckungen aus. Was da an Aufbauten erscheint, ist kaum glaublich. Manche tragen auf Riesenhüten spitze Türme aus allerlei Zeug, einer hat einen Vogelbauer auf seinem Hut angebracht, andere putzen komische Reste einstiger Damenmoden entsprechend auf. Als Waffen führen die Fetzen meist zerrissene Regenschirme oder Besen. Zimperlich darf man beim Ebenseer Fasching nicht gerade sein. Etwas Breughelhaft geht es schon zu, und es galt z. B. als Witz, sich gegenseitig in die Wasser des eiskalten Baches zu rollen. Mit Vorliebe kehren einem die Masken mit ihren keineswegs reinen Besen die Schuhe ab. Ganz so benahmen sich die Huttler beim Fasserrösl in Hall (1). Besonders gern schlagen die Fetzen mit ihren Besen neben einem ahnungslosen Zuschauer auf die Erde, daß Lehm und Schmelzwasser hochaufspritzen. Es macht ihnen auch nichts aus, sich selbst mit einem großen Platsch in eine Pfütze zu setzen. In ihrer gesteigerten Stimmung sind sie auch zu unglaublichen Leistungen fähig. Wenn der Zug die Ebenseer Traunbrücke erreicht, sind die riesenhaften Brückenbogen im Nu mit Fetzen übersät, die auf dem glatten und schmalen Oberteil der Bogen balancieren, klettern und hüpfen.

Etwa um 3 Uhr nachmittags nehmen die Fetzen Aufstellung; voran der Pritschenmeister, eine Musik und der Anführer zu Pferd, der gleichfalls Weiberkleidung an hat und auch hinten eine Maske trägt. Nun setzt die Musik mit dem „Parapluimarsch" ein, der nur bei dieser Gelegenheit gespielt wird, und die ganze Menge der Maskierten beginnt im Takt am Ort zu hüpfen, ihre Schirme und Besen schwingend; ein ganz unglaubliches Bild. Dann erst geht es los.

Ebenseer Parapluimarsch, aufgezeichnet von Prof. R. Wolfram.

Als ich den Fetzenzug das erste Mal sah, trottete ein Urvieh mit schwarzer Holzmaske, halb Gorilla, halb Bär, in Felle gekleidet und mit künstlichen schwarzen Holzhänden mit seinem Treiber voran. Mehrere Masken wurden auf Hörnerschlitten geführt. An einer Stelle der Straße versuchten ein paar Hexen den ohnedies aufgeweichten Weg zu waschen, andere standen Kopf; es ist ein tolles Durcheinander. Eine Gestalt, „Nuß, Nuß" genannt, wirft Nüsse unter die Kinder aus, die sich darum balgen. In Sprechchören ruft ihr die Jugend zu:

„Fäschingtåg, Fäschingtåg, kimm nur båld wieder,
wännst ma koa Nuß net gibst, schern ma di nieder!"

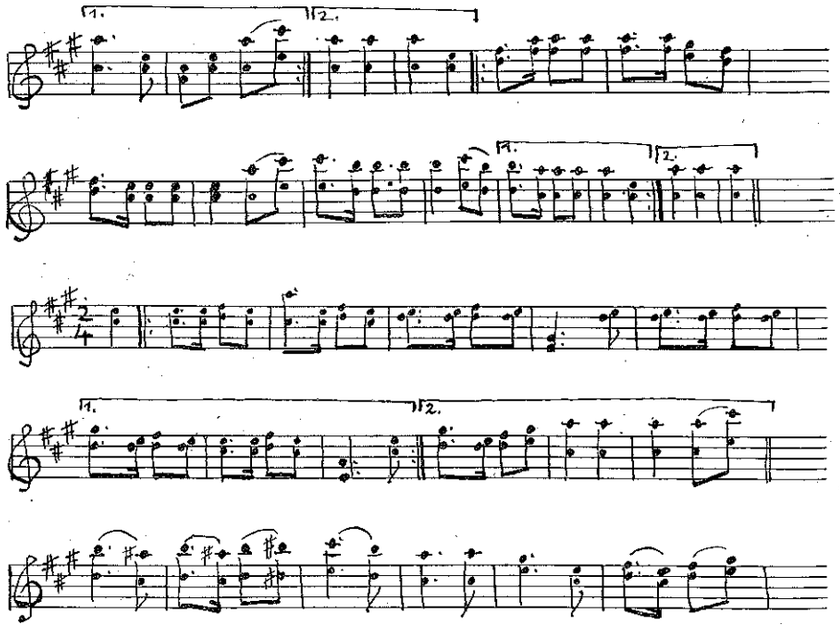
In Aussee werden wir diese Gestalt vervielfacht wiederfinden.
Hat der Festzug nach vielen Aufenthalten den Ort durchmessen, löst sich alles in ein Maskentreiben auf, das mit kaum verminderter Stärke bis zur Mitternacht des Faschingsdienstags anhält. Man zieht von Wirtshaus zu Wirtshaus, geht auch in die Häuser und durchtanzt die Straßen. Bricht der Aschermittwoch an, nimmt alles die Masken herunter. Ihrer zehn Fetzen sah ich auf der Traunbrücke sitzen, den gewaltig mit Holzwolle und Heu ausgestopften Busen ausräumen und davon ein Feuer entzünden. Früher gingen die Unentwegten dann noch den ganzen Mittwoch „Fasching begraben" und suchten den Fasching mit einer Laterne.

Mit alten Grenadiertrommeln und Hefendeckeln rücken die „Trommelweiber" aus.

Die Pleß werden mit Schneebällen beworfen.

In Sprechchören fordern die Kinder die Ausseer Flinserln zum Auswerfen der Nüsse auf.

In diesen Tagen ruht in Ebensee jede Arbeit und auch eine vernünftige Salinenleitung fügt sich – genau wie beim Glöcklerlaufen am 5. Jänner – dem alten Volksbrauch. Mag auch das Bild noch so bunt sein, das Auftreten der Masken und ihre Ausstattung ist doch streng geregelt. Karnevalskleidung ist verpönt. Es gibt nur die hexenartigen Fetzen, die mit verstellter Stimme sprechen. Auch sonst enthält der Brauch mancherlei althergebrachte Züge, wie die Schlitten, das Auswerfen der Nüsse, Masken mit künstlichen Wickelkindern usw. Wir haben es im Gegensatz zum städtischen Karneval und seinem dem Belieben des einzelnen überlassenen Mummereien – eben mit einer Brauchtumsfasnacht zu tun, die man auch nicht dadurch stören sollte, daß man norddeutsche KdF.-Reisen zum Ebenseer Fasching veranstaltet, wie dies bereits geschehen ist. Denn von Rechts wegen ist ganz Ebensee am Fetzentreiben beteiligt und die Zuschauer verschwinden fast unter der Masse der Masken. Hier feiert der ganze Ort. Auswärtige aber, die aus ganz anderer Umwelt kommen, finden oft nicht die richtige Einstellung zu diesem Brauch und bringen leicht einen falschen Ton in die einheitliche Stimmung. Als KdF.-Ziel müßte doch städtischer Karneval etwa in Köln oder München genügen.
Gehen wir von Ebensee südwärts in den innersten Bereich des Salzkammergutes nach dem Aussee Landl, so finden wir in den drei Faschingstagen eine großartige und genau festgelegte Brauchtumsfolge. Sie beginnt am Faschingsamstag mit dem Steirerball. Um Mitternacht ertönt zum ersten Mal der große Faschingsmarsch. Aussee hat ihrer mehrere. Heute wird der nachstehende gespielt:

Aussee Faschingsmarsch, aufgezeichnet von H. Gielge.

Flinserln beim Auswerfen der Nüsse.

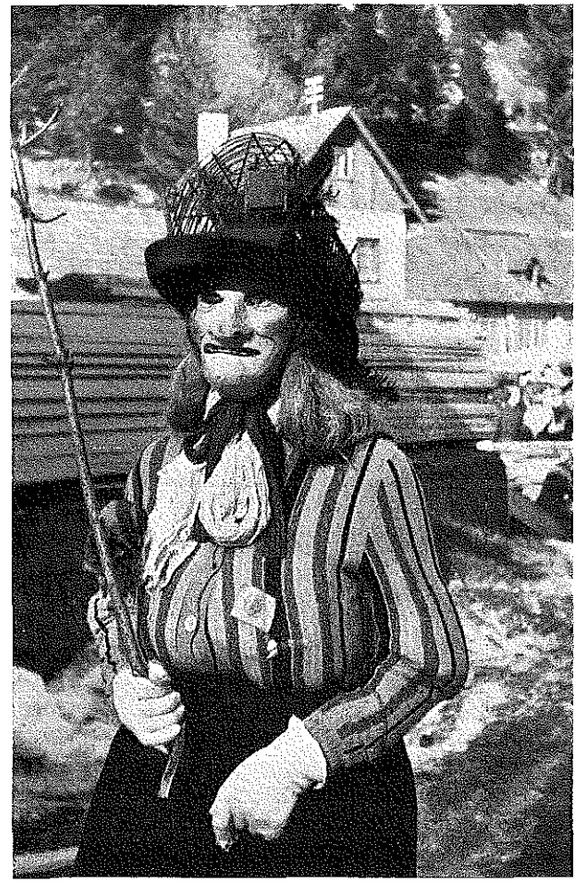
Aussee Flinserln.

Die Jugend geht zum Schneeballangriff auf die Pleß vor.

Rottweiler Gschellnarren dirigieren die Sprechchöre der Kinder und werfen Süßigkeiten aus.

Von nun an geht das Treiben in einem durch. Oft kommen die Manderleute in den drei Faschingstagen überhaupt nicht heim und man kann Frauen sehen, die ihren Männern das Essen nachtragen. Auch die Schulen haben frei, denn was wäre der Fasching ohne die Buben? Am Sonntag erscheinen in den frühen Nachmittagsstunden plumpe Gestalten, geflochtene Körbe über Kopf und Schultern gestülpt, in Weiberröcken und das Gewand möglichst ausgestopft. Denn sie müssen manchen harten Puff vertragen. In den Händen schwingen sie Besen, an die zur Verstärkung oft noch Fetzen gebunden sind. Die männliche Jugend erwartet sie bereits aufgeregt und ungeduldig. Kaum zeigt sich die erste Gruppe, so tönt ihnen der vielstimmige Schrei: „Pleß" entgegen. Die so benannten Gestalten rasen durch die Gassen, stürzen in immer neuen Anläufen mit ihren Besen auf die Buben los und schlagen in die Tauwasser-

Ein „Fetzen" hat einen Vogelbauer auf seinem Hut angebracht.



pfützen, ähnlich den Ebenseer Fetzen. Die Buben gehen aber auch ihrerseits zum Angriff über und bewerfen die Ungetüme mit Schneeballen und Eisbrocken, daß es oft weithin spritzt. Zeitweilig ziehen sich die Pleß auch in die Gasthäuser zurück, um sich für neue Stürme zu stärken. Sind es die Winterunholde, die es zu vertreiben gilt? Eine auffällige Entsprechung besitzen die Pleß in der Villinger „Wuscht", die in Rudeln durch das Städtchen stürmt, das Hanselegewand dick ausgepolstert, den Rücken durch Bretter mit angenagelten Puppen geschützt und Besen in den Händen schwingend. Auch sie wird von der Jugend mit Schneeballen, Eisstücken und Steinen beworfen, während alles „Wuscht, Wuscht" brüllt. Ein Kampf der stockbewehrten, schellenklingenden und hörnerblasenden Schulbuben gegen die von erwachsenen Burschen verkörperten wilden Masken findet auch beim „Nikolauswecken" in Mals (Vintschgau, Südtirol) statt.

Die Aussee Trommelweiber mit ihrer Faschingsfahne.

Der Faschingmontag steht in Aussee im Zeichen der „Trommelweiber". Sie setzen sich – im Gegensatz zum Flinserlfasching des Dienstags – nur aus Männern zusammen. Als Verkleidung tragen sie Röcke, Nachtjacken, Schlafhauben und Frauenmasken. So angetan begleiten sie die ähnlich ausstaffierten Trompeten- und Klarinettenbläser, die den Ausseer Faschingsmarsch spielen, mit dem Getöse mächtiger alter Grenadiertrommeln und Hefendeckeln. Voran marschiert die alte Faschingsfahne, die auf beiden Seiten das Bild eines „Flinserls" zeigt und die Inschrift trägt:

Hundert-Jähriges Jubiläum 1878.
In der narischen Zeit
San ma narische Leut!

Ein „Flinserl" der älteren Art.

Auf der Rückseite steht zu lesen: In hundert Jahrn, ihr L(eut) beinand,
Gibt's a no unsa Fasching-Gwand.

Früher wurde die Fahne das Jahr über im Gemeindehaus aufbewahrt und streng verschlossen. Heute ist sie bei dem jeweiligen Fahnenjunker.

Bis zu 30 Mann stark bewegt sich der Zug der Trommelweiber durch den Ort und kehrt in sämtlichen Gasthäusern ein. Zwei Liter Bier oder Wein erhalten sie umsonst, denn ihr Besuch gilt als Auszeichnung. Was sie darüber hinaus verzehren, müssen sie bezahlen. Auch vor den Häusern der Gewerbetreibenden wird haltgemacht. Die so Geehrten hängen einen Kranz von Würsten oder eine Schnapsflasche an die Fahne, die am Schluß des Umganges bis zu

Fetzen aus Rindbach mit Holzmasken.

40 kg schwer sein kann. Manche Trommelweiber haben die Innenseite ihrer Hefendeckel mit Ruß geschwärzt und fahren damit unversehens den Mädchen übers Gesicht.

Trommelweib wird man nicht ohne weiteres. Sie bilden eine Gemeinschaft, in die man mit besonderen Bräuchen aufgenommen werden muß. Bei der Eidesleistung hält zuerst der Oberste der Trommelweiber eine Ansprache. Dann ruft er die Verstorbenen auf und nach jedem Namen ertönt ein katzenmusikähnliches Aufgelärme. Der Kandidat trägt eine Maske. Nur in ihr darf er den Eid leisten. Bei der Vereidigung verpflichtet er sich, an jedem Fasching da zu sein und am Umzug der Trommelweiber teilzunehmen. Er spricht einen grotesken Schwur, der von der Laune des Betreffenden abhängt: „Ich schwöre, daß ich einen Juchezer machen kann, daß ich aus die Schuach außerbrich ..." usw. Dann wird die Faschingsfahne gesenkt und das neue Mitglied küßt ihren Saum durch die Maske. Die übliche Getränkspende

Alte Holzmasken beim Ebenseer „Fetzenzug".

(ein Faß Bier) beschließt den feierlichen Akt. In der Ausübung ihrer Faschingspflichten sind sie sehr gewissenhaft. Ein Auswärtiger, der ständig in Graz lebt, aber unter die Trommelweiber aufgenommen wurde, kommt jedes Jahr im Fasching nach Aussee, um mitzutun. Er spart das ganze Jahr für diese Reise.

Die Zunft der Trommelweiber, deren Erinnern etwa 250 Jahre zurückreicht, hat trotz ihres heute rein scherzhaften Auftretens wichtige Züge der alten Männergemeinschaften bewahrt. Sie bilden eine geschlossene Gruppe mit Aufnahmebräuchen, unter denen die Eidesleistung und der Aufruf der Toten besonders bemerkenswert sind. Bei ihrem Lärmumzug berußen sie die Mädchen gleich all ihren Maskenbrüdern in fast ganz Europa. Ihr Besuch im weißen Gewand ist erwünscht und wird durch eine Naturalienspende belohnt. Einmal dürfte er den gleichen Sinn gehabt haben, wie der Heischegang der Glöckler, Krupf-Krupf usw. am Nord-

Ebenseer Fetzen.

rande des Salzkammergutes. Dort zählen die Bauern, wie viele Heischegänger zu ihnen kommen und verkünden dann stolz im Wirtshaus, heuer waren es 112 (oder eine derartige Zahl). Denn je mehr, um so segensreicher das kommende Jahr.

Am Abend des Faschingmontags gibt es noch ein besonderes Ereignis. Da ziehen die „Stachelschützen" nach dem großen Ausschießen zum Ball. In Aussee ist nämlich, wie auch in anderen Orten des Salzkammergutes, noch das Schießen mit der Armbrust lebendig. Die damit verbundenen Überlieferungen verdienten eine eigene Darstellung. Haben doch die Schützen noch ihre uralte Musik von Schwegelpfeifen und Trommeln mit eigenen Tänzen und Märschen im $^5/_8$ Takt. In Rindbach konnte ich sogar noch Melodien aufschreiben, durch welche die Art der Treffer angezeigt wird. Jeder Kreis hat sein besonderes musikalisches Motiv. Bei den Aussee Stachelschützen dagegen zeigt der Zieler die Treffer durch 5 verschiedene Stellungen an. Ist

„Fetzen" mit einer Maske aus Vorhängen.

nur die leere Scheibe getroffen, fährt er bloß mit der rechten Hand aus. Sitzt der Bolzen im äußersten Kreis, stößt der Zieler einen einfachen Juchzer aus und hebt den rechten Arm leicht abgewinkelt nach oben. Beim zweiten Kreis jucherzt er zweimal und hebt beide Hände in der gleichen Art nach oben. Beim 3. Kreis erfolgt abermals der Doppeljucherzer und beide Hände werden in die Seiten gestemmt. Ist aber der vierte, der Innenkreis getroffen, jucherzt der Zieler und zieht seinen Spitzhut mit dem Fuchsschweif schwungvoll ab. Besonders gute Schüsse veranlassen ihn zu den tollsten Sprüngen, oder er tut so, als ob er getroffen wäre, hängt den Hut auf den Bolzen und taumelt nieder.

In der Dunkelheit des Winterabends marschieren nun die Schützen durch Aussee. Voran mit allerhand Kapriolen der Zieler in seinem Narrengewand. Er trägt eine Zugscheibe, auf der eine lustige Begebenheit aus dem Schützenleben dargestellt ist. Dann folgen die Schwegler

und Trommler und der lange Zug der Schützen mit Fackeln und Windlichtern. Auf den Hüten haben sie Tannenzweiglein und Papierrosetten entsprechend den Treffern. Ferner tragen sie an Stangen die bunten Halstücher ihrer Frauen als Fahnen. Den ersten Tanz auf dem Schützenball haben allein die Schützen mit ihren Frauen. Viel Spaß gibt es auch mit den Preisen. Jeder Schütze gibt ein „Best". Doch ist das Geld des Preises meist schwer zu finden. Da bringt einer einen Holzblock voller Äste. Darin steckt irgendwo ein Fünfmarkstück, das es herauszufinden gilt, wobei der Stock manchmal in kleine Scheiter zerspalten werden muß. Ein anderer wählt ein paar alte Schuhe als Gefäß der Spende. Sie sind geschmiert und angerußt, daß man sie kaum berühren kann. Nur durch ein vollständiges Zerlegen, Abreißen der Sohle oder des Absatzes kommt man endlich zum Geld.

Den Höhepunkt des Faschingtreibens bringt der Dienstag, der eigentliche Faschingstag. Da sind in Aussee alle Geschäfte geschlossen, die Einheimischen aus der ganzen Umgebung ziehen in Massen nach Bad-Aussee, „Maschkera-schauen". Wenn auch einer oder der andere zeitgemäße Einfall zwischendurch verkörpert wird, so gilt ihr Interesse doch hauptsächlich der durch die Sitte streng vorgeschriebenen Brauchtumsfasnacht: Flinserln und Faschingsbriefe:

Das mit der süddeutschen Fasnacht meist verbundene scherzhafte Rügegericht (beim Imster Schemenlaufen z. B. die „Labara", auch mit Gesang und Bildern) ist in Aussee durch die Faschingsbriefe vertreten. Jedes Jahr in neuer Aufmachung ziehen etwa die „Reiterer" oder die Gielge-Gruppe durch den Markt. In jedem Gasthaus, das sich sofort bis zum Bersten füllt, erklingt dann in manchmal herzhaft ungeschminkten Vierzeilern, was sich das ganze Jahr Törichtes ereignet hat:

Wänn die Zeitn a diesmal kritisch sant und so mänche drückt ein Leid,
åber der Fåschingsbriaf der bringt hålt wieder gånz a kloani Freud.
Os losnt gern die Älten zua, bei die Jungen woaß mas eh,
weil die am meisten anstölln toan bei uns in Båd Aussee.

Beim Mondschein is das Rodln übern Gasteig goar so rah(r),
ön Tofferl-Wirt sei' Kellnerin, die rodlt oftmåls a.
Nur daß holt oft an Unreim håt, dås is wohl nit recht schön,
wånn ma mit'n Gsicht dort eini fållt, was a Ochs verliert beim Gehn.

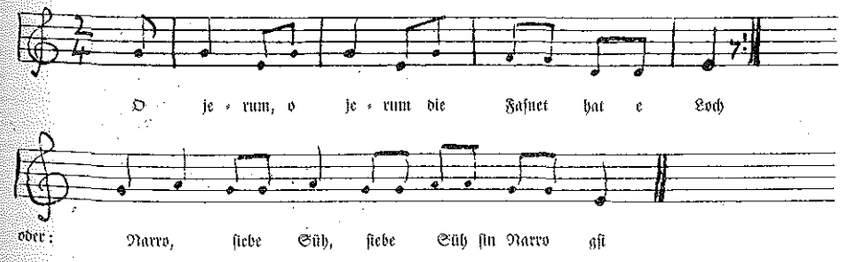
Ganz scharf aber packen sie jedes unsoziale Verhalten an, eine gesunde Abwehr der Gemeinschaft. Natürlich spiegeln sich auch die Zeitläufte im Faschingsbrief, und mit Humor befreien sie sich von den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Unvergeßlich wird mir die Schalkhaftigkeit ihres Fragebogen-Liedes sein nach der Melodie: „Weißt du wieviel Sternlein stehen. . . ?" In geradezu Hans-Sachsischer Art fanden sie sich aber mit einem Ereignis ab, das zutiefst in ihr Heimats- und Stammesbewußtsein eingriff: die Abtrennung des Ausseer Landls von Steiermark und seine Zuweisung an Oberdonau nach dem Anschluß. Wer die Ausseer kennt, der weiß, daß sie sich mit jeder Faser ihres Wesens als Steirer fühlen. Steirisch ist ihre Tracht, ihr Lied. Aus Aussee holte sich auch Erzherzog Johann – einer der wenigen deutschfühlenden Habsburger und Abgott des steiermärkischen Landvolks – 1827 seine Frau, die Postmeisterstochter Anna Plochl. Nun hieß es Abschied nehmen vom Steirertum. Wie taten sie das? Bekanntlich wird der Kropf wegen seines nicht gerade seltenen Auftretens scherzhaft

das „steirische Wappen" genannt. Nun vollzogen sie im Fasching 1939 feierlich die Kropfübergabe an Oberdonau.

Toben am Faschingsonntag die Unholde der dunklen Jahreszeit durch den Ort, kommen am Montag die Trommelweiber, um durch ihr Aufgelärme die schlafende Natur gleichsam zu wecken, so erscheinen am Faschingdienstag die schönen, segenbringenden Gestalten in voller Glorie. Es sind die „Flinserln". 20 bis 30 von ihnen ziehen meist paarweise (Nußmandln und Nußweibln) hinter der Musik durch den Ort, die abermals den Faschingmarsch spielt. Sie tragen ein grobleinenes Gewand, auf dem farbige Tuchflecken in allerlei Figuren aufgenäht sind. Wir erblicken da Sonne, Mond, Sterne, Herzen mit Dreisproß, Mann und Frau, Tiere usw. Aus dem weitverbreiteten Fleckerlgewand der Fasnachtgestalten ist hier eine sinnvolle Auszier geworden, die an die bemalten Gewänder der Narros in Villingen, der Baar und Rottweil gemahnt, aber reicher und eigenartiger ist. Eine besondere Note erhält das Gewand durch den dichten Besatz mit Silberflitter (Flinserln). Auch die Überlinger Hänsele verwenden diesen Schmuck, vor allem um die Augen ihrer Tuchlarve zu betonen. Doch macht Aussee einen viel stärkeren Gebrauch davon. Man kann sich vorstellen, wie das sprüht und strahlt, wenn im Sonnenschein eines Wintertages der ganze Zug dieser bunten und leuchtenden Gestalten durch den Schnee geschritten kommt. Es braucht oft jahrelange Arbeit, bis solch ein Gewand fertiggestellt ist. Die älteren Flinserlkleider sind übrigens etwas einfacher und kräftiger in ihrem Besatz.

Ihr Gesicht verhüllen die Flinserln durch die „Gugl", eine den ganzen Kopf bedeckende Tuchmaske. Darauf sitzt ein Spitzhut mit einem Büschel Goldrausch obenauf. Der Hals ist hinten wie in Villingen von einer großen Krause verdeckt. In Aussee glaubt man venezianischen Einfluß bei der äußeren Erscheinung der Flinserln annehmen zu müssen. Ich habe schon mehrmals darauf verwiesen, daß die Flinserln, wie die übrigen Salzkammerguter Faschingsmasken viel eher mit süddeutschen Fasnachtgestalten zusammenstimmen. Das bestätigt auch ihr Gebaren. Die Flinserln tragen in weißen Säcken oder Polsterüberzügen eine große Menge von Nüssen mit sich. Um sie drängen sich die Kinder und schreien im Chor, während die Flinserln im Takt dirigieren:

Fåschingtåg, Fåschingtåg, kimm nur bald wieda,
wånn ma koa Geld nit håm, stehln ma an Widda (Widder),
wånn ma koan Widda håm, stehln ma an Aar (weibliches Schaf),
drum sein hålt die Faschingtåg går so viel rar (lustig).

Auf diese Aufforderung hin werfen die Flinserln eine Handvoll Nüsse aus, um die sich alles balgt. Nicht anders kann man die Rottweiler Narros würdevoll die Sprechchöre der Kinder dirigieren sehen:

Der beliebteste Narrenchor von Konstanz bis Rottweil aber lautet: „Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz; und wenn die Katz nit hoorig isch, so fangt sie keine Mäuse nit. Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz." Dann werfen die Hansele und Narros Süßigkeiten aus, die offensichtlich an Stelle der alten Fruchtbarkeitszeichen (Nüsse) getreten sind. Wenn die Bräunlinger Kinder (2) ihre Hänsele ansingen:

Hanselakei, Hanselakei, 's Fidle wiegt ere hundert Pfund.
häscht e Mul voll Erbsebrei, Hanselakei, Hanselakei!
häscht dehoam e Wibli rund, Wisch vom Mul de Erbsebrei!

so werden die Huttler in den Dörfern vor Innsbruck (3) durch den Ruf herausgefordert:

Unter der Bettschtodt schteht a Raiter,
wer si nit außer traut, isch a Haiter,
oans, zwoa, drai – Hudl ho!

Dann erscheinen die zottigen Gestalten und werfen Brotkügelchen und Brezen aus. In Aussee gibt es außer dem angeführten noch eine Reihe von Texten für die Sprechchöre der Kinder, etwa:

Mei Bäda schickt mi hê(r) Oder: Na na, dâs tuat der Peter nit,
um 13 Kreizer Schmeh (Schmer), im kälten Wasser steht er nit,
und 13 Kreizer hân i nit, im wärmen will er a nit stehn,
drum kriag i a koan Schmeh. ja Peter, dâs war schön.

Die Verse sind manchmal ziemlich derb. Bei den Veröffentlichungen werden solche meist unterschlagen, wodurch ein falsches Bild vom Volkswitz entsteht. So ist einer der beliebtesten Reime:

Der Raffler scheißt ins Butterfaß,
Sackrawalt, wie rumpelt das!

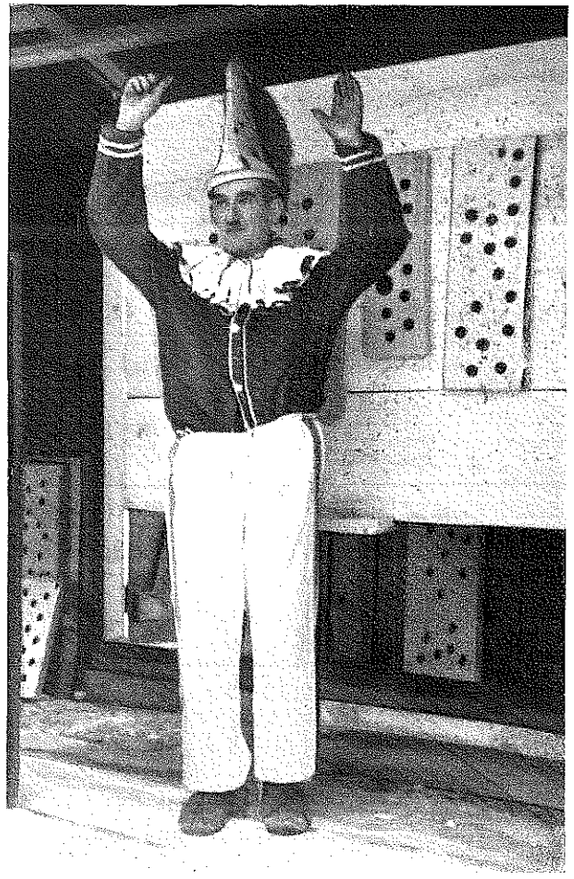
Ein Flinserl hat in seinem Sack auch Sägespäne, die es den sich um die Nüsse bückenden Kindern auf den Kopf streut. Vielleicht ist das ein Rest des Säens. Denn bei den Pflugumzügen der Masken im Fasching geht gewöhnlich auch ein Sämann mit, der Sägespäne ausstreut, natürlich besonders gerne auf die Zuschauer („Egetmannumzug" in Tramin, „Zuslrennen" in Prad, Südtirol). Schließlich gibt es noch die Gestalt des „Zacherl" in Aussee. Auf sein Kleid sind kleine Flitterplättchen genäht. Er schlägt mit einer an einem Stock befestigten Schweinsblase die Erde oder sich bückende Kinder. Auch hierzu gibt es im deutschen Fasnachtsgebrauch die mannigfachsten Gegenstücke: vom „Burgltreiber" beim Traminer Egetmann bis zu den Elzacher „Schuddigs" im Schwarzwald, die ihre Schweinsblasen klatschend auf den Boden schlagen.
Mit dem Sonnenuntergang verschwinden die Flinserln. In den Ausseer Gasthäusern aber spielt sich bis Mitternacht noch ein fröhliches Treiben ab, denn:

Heit is da Fâschingtâg, heit mâch i's Testament,
heit sauf i wâs i mâg, 's Geld geht zan End.

Ausseer Faschingsbrief

Wenn sich am Faschingssonntag die ersten Masken zeigen, tönt ihnen vielstimmig der Schrei „Pleß" entgegen.

Mit ihrem Besen stürmen die Pleß durch die Gassen von Aussee.



Der Zieler der Ausseer Stachelschützen zeigt einen Treffer im 2. Kreis an.

Um Mitternacht wird der Fasching begraben, eine als Leiche hergerichtete Maske. Einer mimt den Kaplan und hält die Trauerrede, alle heulen und schluchzen, während die Ministranten alle Anwesenden noch tüchtig mit Weihwasser „einweichen". Zum letztenmal ertönt der Faschingsmarsch und die narrische Zeit ist wieder einmal überstanden. Die ganz Gründlichen finden sich am Aschermittwoch noch zu einem Heringsschmaus zusammen. Damit ist ein Höhepunkt des Jahres für die Ausseer beschlossen. Sie hängen an ihrem Brauch ähnlich wie die Schwaben, die das Jahr von Fasnacht bis Fasnacht rechnen. Dem Forscher aber bietet ihr Treiben eine Fülle wertvoller Beobachtungen, denn er findet hier einen klaren Aufbau und altertümliche Züge, wie selten anderswo.

(1) J. E. Waldfreund, Volksgebräuche und Aberglaube in Tirol und aus dem Salzburger Gebirg, Zs. f. Mythologie und Sittenkunde III, Göttingen 1855, S. 337. – (2) H. E. Busse, Alemannische Volksfasnacht, Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" Nr. 45, S. 39. – (3) W. Hein, Das Huttlerlaufen, Berl. Zs. f. Vk. IX (1899), S. 111.

Alfred Webinger / „Fastnacht" und „Fasching"

Um die Ableitung der Ausdrücke Fastnacht und Fasching geht schon lange der Kampf. Bald wurde der Fastnacht der Begriff der kirchlichen Fasten zugrunde gelegt (1), bald wieder behauptete man, Fastnacht habe mit fasten nichts zu tun (2), es handle sich vielmehr um eine alte Bezeichnung nach dem Zeitwort fasen (= fruchten) (3) oder auch nach faseln (= tolles Zeug daherreden) (4) oder nach beiden Zeitwörtern (5); dann bestritt man jeden Zusammenhang zwischen Fastnacht und Fasching (6) oder man stellte Fasching als ungeklärt hin (7) und endlich erschienen doch wieder beide Wörter in wurzelmäßigem Zusammenhang (8).

Ein zwingender und zusammenfassender Beweis wurde aber bis heute weder für diese noch für jene Behauptung erbracht. Es lagen und liegen allem Anschein nach für die Verneinung eines Zusammenhanges zwischen Fasnacht, Fasching und fasen auch kirchlich-religiöse Gründe vor.

Grimms Behauptung, Fast-(nacht) sei zu Fas-(nacht) verkürzt wie Kunst zu Kuns, leidet zunächst daran, daß ja die Form Fastnacht durchaus nicht als die älteste überliefert ist. Wenn auch die vielen Zufälligkeiten unterworfene schriftliche Überlieferung weitaus nicht alles besagt, da eine Form, die um 1250 zum erstenmal angetroffen wird, trotzdem schon um 1200 geläufig gewesen sein kann, so muß immerhin auf die zeitliche Überlieferungsreihe deshalb eingegangen werden, weil z. B. ein allerneuestes Wörterbuch behauptet (9), „Fastnacht mhd. (seit etwa 1200) vastnaht, später (mit Erleichterung der Gruppe stn) vasnaht, noch später (unter nachträglicher Anlehnung an frühnhd. fasen = Possen treiben) fasnacht ... Die Deutung kann allein von der ältesten Form ausgehen".

Demgegenüber steht nämlich fest, daß sich schon um 1206, und zwar in Wolframs Parzifal, vasnaht findet, während vastnaht erst 1299 und vastenaht 1314 auftaucht (10).

Ist also die Deutung bei der ältesten Form anzusetzen, dann eben bei vasnaht! Zunächst sei bemerkt, daß mindestens ebenso leicht wie ein Übergang von st zu s ein solcher von s (ß) zu st und damit die Möglichkeit der Entwicklung von fasen zu fasten zu belegen ist.

Mhd. finden wir neben tasen auch tasten, neben râsen noch razzeln und rasteln; im Bayrischen hört man statt niesen fast nur niastn, teilweise für Drüse Driastn (11), das Kasserol und der Kessel erscheinen als Kasterol und als Kestl. Neben feiseln gibt's feisteln, aber auch fisseln (12). Die Brennessel spricht man im Bayrischen als Brennestl und der urkundlich Nesselbach lautende steirische Ortsname spricht und schreibt sich nur Nestelbach (13). In Oberösterreich wird jene weibliche Kraft, die beim Schnitt die Getreidegarben faßt, also die Fasserin, nur Fasterin genannt (14). Diese Übergänge von -s zu -st haben den Vorteil für sich, zum größten Teil der lebendigen Mundart zu entstammen. („Kontakt-Dissimilation", wie „Fähndrich" aus „Fähnrich".) Es ist ferner zu bedenken, daß nach dem Schwund des e zwischen s und n (Fas-n-acht) die Einstellung eines t vom Standpunkt der Sprechwerkzeuge aus geradezu „auf der Zunge lag". Fragen wir uns übrigens, warum Fastnacht zu Fasnacht geworden sein soll! Grimms „Analogien" (Kunst zu Kuns usw.) befriedigen doch wirklich nicht so richtig. Jedenfalls müßte ein sprachlicher oder sachlicher Grund anzuführen sein. Sprachlich ließe sich einwenden, warum nicht auch die „Kasten-nische" zur „Kas-nische", warum nicht die „Fasten-nudeln" zu „Fas-nudeln" und die „Fasten-nockerl" nicht zu „Fas-nockerln" geworden sind. Eine der vielen Mundarten hätte ja doch diesen Fall erleben können oder müssen.

Und sachlich? Wenn dem Deutschen oder, gleich weiter gefaßt, dem Germanen der Begriff des Fastens unbekannt gewesen wäre, so wäre dies immerhin noch ein Anlaß gewesen, den ungewohnten oder unbekannten Begriff des Fastens durch Unterlegung eines geläufigeren (fasen, faseln) zu ersetzen (Volksetymologie). Aber da schon der vorchristliche Germane das Fasten sehr gut kannte, ja so gut, daß von der Kirche dieses germanische Fasten als „heidnisch" verurteilt wurde, so entfällt auch dieser Grund. Es bestand also auch sachlich wirklich kein Anlaß, das „Fasten" etwa durch das bekanntere „Fasen" zu „deuten" oder zu „etymologisieren".

Wenn wir den in der Überlieferung festgehaltenen Formen nachspüren, so ergibt sich folgendes Bild:

vas-naht ... 1206 (15), 1295 (16), 1298 (17), 1300, 1360 u. ö.; vase-naht ... 1268 (18), 1363 (19), 1405 usw.; vasen-naht ... (20); vaß-naht (21); vasn-nacht ... 1327 (22); vasch-nacht (23); fasche-naht (24) (1376–1439); Faschang ... 1283 (25) u. ö. so auch 1391 (26); vaschang (27); Personen-Namen Faschang 1404 (28); vaschanck (29) (1449); vaschang-tag ... 1303, 1337 usw. (30); vaschang-zit (31); dazu lateinisierte Formen wie „(tempore) vascaneo" (1295), „(tempore) vascangali" (1431), „(tempore) vashangali" (15. Jahrh.), „(tempore) vaschangi" (1486) (32). Dann: fassang, vassang ... 1303 (33); fassang-tag (Wien, 1440) (34), aber auch schon so im 14. Jahrh. (35). Dazwischen von 1299 an vast-naht und vaste-naht (1314, 1334, 1350), vast-abent, (1477) (36).

Schon ein Blick auf diese Formenreihe drängt einem die Überzeugung auf, daß Fast-nacht kaum vor Fas-nacht zu stehen kommen dürfte, zugleich aber wird einem auch der zwischen Fasnacht und Fasching bestehende Zusammenhang ziemlich deutlich.

Besehen wir uns aber Formen, wie sie in den Mundarten vorkommen, so tritt uns des Rätsels Lösung noch etwas näher.

Vor allem sind die Formen mit Fase- und Fas-, also Fasenacht, Fasinacht, Fasinad, Basnacht, Fasnacht u. ä., geradezu gehäuft im Gebrauch in den lebendigen Mundarten (37). Schon Schmeller (38) stellt fest, und zwar für die älteste Zeit, daß die Formen mit vas-(fas-) am gängigsten sind und eben dadurch Zweifel gegen die Ableitung von fasten erregt würden; dabei bringt er gegen 40 entsprechende Formen mit fas- auf; er selber schreibt Faßnacht.

Im Siebenbürgisch-Sächsischen treffen wir die Fuesnicht, eine Form, die nur auf mhd. vase-naht oder vasnaht zurückgehen kann. Denn mhd. vast-naht (von fasten) könnte niemals diese Form zeigen, sondern müßte zu Fasnich oder Fastnicht geworden sein, „der Ableitung von älterem faseln gibt unsere Mundart recht. Sie hat nirgends t im Bestimmungswort" (39).

In der Mundart um Trier heißt die Fasnacht Faosnaocht; stammte das Wort von fasten ab, so müßte es langes a haben, fasten heißt dort „fasden"; entsprechend bei Faoselhans (40).

Dazu halten wir, daß z. B. das Schwäbische und das Rheinpfälzische nie Faschtnacht, wie es heißen müßte, wenn es von Fasten abzuleiten wäre, sondern immer nur Fasnacht verwenden (40a). Friedrich Schön endlich belegt für das Saarbrücker Land auch „Fasenacht" (Fasenat, Fasent, Fased) und hält gründlich auseinander: 1. „Fase-kichelcher" (= Fastnachtskrapfen) und „Fase-botze" (= Fastnachtsvermummte) von 2. „Faschde-bretzel" (41). Damit bezeugt er, daß in seiner Mundart zwei mit Rücksicht auf ihr Bestimmungswort völlig getrennte Formen vorkommen. Die eine Gruppe gehört zu fase-, die andere zu fasten („Faschde-"). Wenn diese beiden Bestimmungswortgruppen in der unbeeinflußten Mundart derart deutlich auseinandergehalten werden, so beweist dies klar genug, daß es sich auch um zwei wurzelmäßig ganz verschiedene

Wörter handelt. Diese Belege allein scheinen mir eine bereits entscheidende Grundlage dafür zu sein, daß wir für das kirchliche, vom Fasten abgeleitete Wort Fastnacht ganz andere Voraussetzungen anzunehmen haben als für jenes Wort, das in Fasekichelcher steckt, zu dem also auch Fase-nacht gehört.

Hier möchte ich erwähnen, daß in Oberdonau unter dem Begriffe der Fastnacht auch die Nacht des 24. Dezembers verstanden wird (42); diese Fastnacht bedeutet den ganzen 24. Dezember bis zur Mitternacht und ist ein kirchlich streng gebotener Fasttag. Nie aber erscheint diese Fastnacht als Fase- oder Fasnacht, ebenso wenig wie die „Fastweihnacht" (24. Dezember) als Fasweihnacht erscheint.

Man hat sich schließlich auch daran gestoßen, daß die Fastnacht eine Einzahlbildung ist, und hat gemeint, wenn wir es dabei mit einer vorchristlichen Erscheinung zu tun hätten, so müßte Mehrzahlbildung vorliegen wie bei Weihnachten und Ostern, also etwa „in den Faselnächten" (43). Abgesehen davon, daß in einer Mundart tatsächlich auch die Mehrzahl vorkommt, nämlich „14 Tage nach den Faßnachten" (aus 1685) (44), kennen wir aber auch sonst noch einzelne Nächte wie die „Störnacht" (= „Beosetnacht" = „Unruhnacht"), die „Rauhnacht" und die „Löslnacht", lauter Nächte, die auf uraltes vorchristliches Brauchtumsgut zurückgehen und die alle immer nur eine einzige Nacht aus einer Reihe sachlich zusammenhängender, wenn auch oft weit auseinanderliegender Nächte bezeichnen.

In diesen Nächten wird allerlei Schabernack getrieben, weshalb eine von ihnen auch die „narrische Nacht" heißt. Über diese Nächte gibt Hörmann (45) eine ausführliche Schilderung. Dazu kennt die Volkskunde noch die sogenannten „Freinächte" (46), die den Unruhnächten entsprechen. So die Jürgennacht (24. 4.), die Nacht am Weißen Sonntag und die des 1. Mai, die alle zum Unfugmachen besonders offen stehen (46a). Ähnlich wird auch der frühe Morgen des Stefanstages (18. Februar) verwendet (47). In diesen Nächten übt die Jugend uraltes Rügerecht aus, das auch beim Faschingszug noch Geltung hat. Innere Verwandtschaft der Faschingsulke und der Unruhnächte liegt auf der Hand.

Zur Klärung der Frage Fasnacht trägt wohl auch die Tatsache bei, daß in Garmisch eine maskierte Person den Namen „Fasnacht" trägt, ein Weib mit zerzaustem Haar „a rechte Fasinad" heißt und daß ferner die „Fasinad" als Gestalt faulen Mägden den Rocken zerzaust (Rügerecht) (48).

Damit erweisen sich diese Ausdrücke nach Inhalt und Form als ganz feste alte Begriffe, die kaum mit fasten etwas zu tun haben können.

Aber auch die Form vastel-(fastel-)abend, ihnen entsprechend auch Formen im Nordischen, vom Mnd. kommend (49), sprechen durchaus nicht etwa für eine Grundlage aus dem Bereiche des „Fastens", öfter vielmehr dagegen. Vor allem liegt rein sprachlich der Übergang von Fase zu Faste, also vom „Faselabend" zum „Fastelabend", wie schon gezeigt, sehr nahe.

Hat sich bisher vor allem im Rahmen des Sprachlichen aufzeigen lassen, daß Fastnacht seine Abstammung eher von fas-en(fasel-en) als von fasten herleitet, so soll nun nachzuweisen versucht werden, daß zwischen Fasnacht („Fastnacht") und Fasching ebenfalls sprachlicher Zusammenhang besteht, damit es nicht bei der bloßen Vermutung bleibt, wie sie die Nebeneinanderstellung der zeitlichen Abfolge der entsprechenden Formen bereits aufkommen ließ.

Übergänge von ſ zu ſch liegen genügend vor. Am häufigsten geht ſ nach r in ſch über, auch in der Schriftsprache, so in unwirs = unwirsch, ars = Arsch u. ö. In der Mundart, vor allem im

Alemannischen, findet sich dieser Übergang am häufigsten, er tritt jedoch auch im Bayrischen wiederholt auf (50). Ich erinnere an die Ferschn (= Ferse), an Pferschi (= Pfirsich). – Mhd. jest und jesten erscheinen nhd. als Gischt und gischten, mhd. grosse = nhd. Groschen, mhd. harnas = nhd. Harnisch. Im Mittelhochdeutschen findet sich neben veilsen auch veilschen, neben vleis auch vleisch, entsprechend vleisen und vleischen. Im Fränkischen erscheint die Goasl (Peitsche) als Goaschl, Eis als Eisch, ähnlich in der Mundart von Gottschee, im Mhd. gibt es neben dem stm. brûs auch ein stf. brûsche, beide mit der Bedeutung brausen. Ferner stehen im gleichen Bedeutungsrahmen die Formen krizen, kristen und krischen nebeneinander, wobei wir den Wechsel zwischen ſſ, sch und st beobachten können. Dazu noch mhd. nesche = niesen, brasteln (= prasseln) und brüscheln.

Das Schwäbische führt neben einer fasnet auch eine fosenocht, dazu noch die Formen Basnacht, Faßnacht und Baschnacht (51). Schon Weigand weist bei der Behandlung des Wortes Fasching auf diese Übergänge des ſ in sc und sch hin, wobei er von der Grundlage mhd. vase-, vas- und fasnacht ausgeht, die Form vasḥnacht für 1327 beibringt und die mhd. Formen fassang und faschang (vaschang) anführt (52).

Für den Wechsel zwischen ſ, ſſ, ſt (sc) und sch scheint mir folgende Zusammenstellung wichtig. Wir finden im Althochdeutschen einen „ostar-frisking", können aber aus der ins Altfranzösische übernommenen Form „fresange" erschließen, daß auch eine ſ-Form geläufig war. Jedenfalls gibt außerdem Lexer für Kärnten neben Frissang und Frissing (junges Schaf) auch zimbr. vrischong an (53). Mhd. heißt dieses Tier vrisching, nhd. Frisch(l)ing. Bei den für Fasching überlieferten Formen stoßen wir auf dasselbe wechselnde Spiel (Fasking, Baskang, Fassang, Fassenk, Baschang, Fasching, Faschung, voschonk) (54).

Demgegenüber ist mnd. vastgank, anord. fostugangr (Beginn der Fasten) von gangr (= Prozession) (55) naturgemäß keinerlei Erklärung für unser bayrisches Wort Fasching, sondern offenbar nur eine volksetymologische Deutung von vasḥang oder vassang.

Desgleichen muß der Versuch, die aus bayrischem Gebiet für 1283 belegte Form „vaschanc" („vastschang", „mhd. vast-schanc") als „Ausschenken eines Fastentrunkes" zu erklären (56), zurückgewiesen werden. Wenn in diesem Zusammenhang noch zu lesen ist, die Form Fasching mute uns heute fast fremdsprachlich an, so ist diese Behauptung schwer verständlich. Und für den Fastentrunkausschank müßte doch auch gezeigt werden, wieso der Fasching durch einen Fastentrunk seinen Namen bekommen hat, wo doch solch ein Ausschank erst für die Zeit nach dem Fasching, also für die richtige Fastenzeit, in Betracht kommen könnte!

Die Versuche einer „Erklärung" durch „vach schant", „vach schank" und „vach scham" (57) sowie durch Fasting (von fasten) (58) seien nur der Seltsamkeit wegen erwähnt.

Eine besondere Sache ist noch anzuführen. In einem Vokabular des 15. Jahrhunderts (Klagenfurter Handschr.) (59) findet sich das lateinische Wort, aus dem sich Fasan herleitet, vasianus durch vaschang wiedergegeben. Dies beweist, daß sich auch in den Alpenländern bayrischen Sprachstammes ein ſ, vor allem st, leicht in sch verwandelt hat. Außerdem muß fasân = vasianus mit vaschan(g) = Fasching gleich oder fast gleich gesprochen worden sein (fasân – vasḥan – vaschân) (60).

Bei dieser Gelegenheit drängt sich die Vermutung auf, daß all diese verschiedenen Endungen im Rahmen des Wortes Fasching vielleicht nichts andres zu bedeuten haben, als die Wiedergabe eines silbischen n zu ermöglichen. Auf jeden Fall ist heute im Steirischen die Aussprache

„Fosch-n" ganz allgemein (silbisches n). Der Steirer spricht von der „Foschn-nocht". Die alten Lautungen vase(n)-naht, Faß(n)-nacht- Fasche(n)-nacht und die latinisierte Form vascan-eo, der der Kehllaut fehlt, dazu gehalten, könnten einen in der Ansicht bestärken.

Da nun aber in Böhmen in einem Fasnachtsspiel eine Person namens Foschai auftritt (61) und diese eine Verkleinerung zu Fosch (Fasch) vorstellt, liegt es sogar nahe, daß wir auch von hier weg zu einer Urform Fasch-, Bas(s) und somit zur Wurzel Bas-, Fas- zurückfinden können.

Sehen wir aber nun die sprachliche Grundlage für Fasnacht im Begriffsfeld von „fasen" und hängt mit der Fasnacht auch der Fasching sprachlich zusammen, dann ist der Fasching, die „Faschangzit" des Mittelhochdeutschen, jene Zeit, in der das Fasen zu seinem vollen Rechte kommt. Mit dem allmählichen Nachgeben der Winterhärte, mit der steigenden Sonne und den länger werdenden Tagen erwacht die gesamte Natur zu neuem Leben. Die ersten Frühblumen stecken langsam ihre Köpfchen hoch, die Stimmen der Vögel lassen sich öfter und öfter vernehmen, der tierische Nachwuchs in der freien Natur, allen voran der des Hasen, und im Bauernhof die Kücklein treten immer auffälliger in Erscheinung und endlich ist als Teil im Ganzen auch der Mensch in dieses freudige Aufleben eingeschaltet, auch seine Lebensbejahung steigert sich zusehends im Gleichlauf mit der Natur. Übermut und Fröhlichkeit sind die äußeren Zeichen dieser frohen Stimmung, die sich weiterhin auch noch in Umzügen aller Art, in Umritten und Vermummungsumläufen, im Winteraustreiben, Todaustragen, Faschingbegraben, Tattermannverbrennen und in Rockereisen ausdrückt. Mädchen werden von Burschen mit Wasser besprengt oder sie müssen einen Pflug ziehen, verjüngende Altweibermühlen werden in Gang gesetzt und Faschinghochzeit wird gehalten. Sonnenscheiben läßt man brennend über die Hänge hinabrollen, Tänze und Reigen finden statt. Blochziehen ist üblich und vor allem gibt's Lärm in vielerlei Formen: Aperschnalzen, Schellenläuten, Schießen und Schreien.

Nichts ist leichter zu ersehen, als daß es sich dabei vielfach um ein „Erwecken" der Natur dreht, um eine das Fruchten fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderm besonders das Mittragen von Fatschenkindern und „Poppelen". Auch Beziehungen auf Flachsgedeihen, Maiswuchs und Roggenerträgnis treten bei diesem Brauchtum hervor (62). Und so meint Martin Wähler in seiner Thüringischen Volkskunde (63) wohl mit gutem Recht, einzelne dieser Faschingsbräuche schienen „eine Steigerung der anhebenden Frühlingskraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernsten kultischen Fasnachtbegehungen bezeichnet zu haben".

Im Rahmen der Fasnacht sind die besonderen Züge zusammengeballt und gehäuft, als sollten sie nochmals im Fluge vorüberziehen bei letzter Gelegenheit vor Beginn der durch die Kirche angesetzten Zeit der Vorbereitung auf Ostern. Das Treiben, das wir heute für den ausgesprochenen Fasching als so bezeichnend finden, war und ist teilweise durchaus nicht auf den „Fasching" beschränkt. Denn Maskentragen und Mummenschanz lassen sich in freilich verschiedenen Formen schon lange vor Weihnachten nachweisen und reichen bis weit über Ostern hinaus. Nun aber wird z. B. in der Lüneburger Heide das selbst in diesem Falle immer noch „Fastnacht" benannte Maskenumzugtreiben schon mit Neujahr begonnen und Woche für Woche in einem anderen Dorfe durchgeführt (64). Ähnliche Tatbestände liegen der irrtümlichen Auffassung zugrunde, die von einem „Vorverlegen der Unterhaltungen des Faschings auf die Feiertage von Weihnachten, Neujahr und Heilige Drei Könige" spricht, wie dies für Osttirol der Bericht einer Jesuiten-Volksmission zwischen 1736 und 1744 tut (65).

In Tirol begannen ja hierher gehörige Erscheinungen bereits um Martini, wo mit dem „Martinsgestämpf" die mit den Faschingsumzügen eng verwandten nächtlichen Rügengerichte einsetzen (66).

Aus diesen Umständen ergibt sich wohl, daß die Fasnacht (= „Fastnacht") wirklich nur eine kleinste Teilerscheinung einer ganzen Kette zusammenhängender alter Kultbrauchformen ausmacht.

Die mit den Faschingsbräuchen verbundenen Maskenumzüge sind das Abbild des Totenheeres, das ja das Wachstum beeinflußt (67). Und die beim Faschingszug gern geübte Sitte des Fitzelns mit der grünen Rute, des Schlages mit der Peitsche und des Benetzens mit Wasser ist für die wichtige Rolle der Fruchtbarkeitsanregung beweisend.

In Garmisch-Partenkirchen nun führt der Vortänzer beim Maskentreiben entweder eine grüne Fichtengerte oder einen Ochsenfiesel, das „Rüatla" genannt, mit dem er den Takt gibt (69). Im Imster Schemenlauf trägt der „Roller" den „Pemsel", einen Wedel aus Holzfasern, in der Hand (70). Der „Pinsel" (= Pemsl) ist in der Jägersprache das Haarbüschel an der Brunftrute des Schalenwildes, aber auch schlankweg die Brunftrute selber (71). Der Pinsel kommt vom lateinischen penicellus her, penicellus aber, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar mit penis zusammenhängend, bedeutet immerhin auch den Schwanz, das vom Körper „Abhängende" (72). Mhd. visel ist das männliche Glied, und mit diesem Wort wieder hängt das alte vasel = Nachkommenschaft, Junges zusammen. Das Schweizerische Idiotikon führt an unter Fasel: junges Vieh, junge Zucht besonders derselben Mutter, Haufe von Tieren, zur Zucht bestimmte Fische, Hühner, Bienen. Auf den Menschen übertragen: Geschlecht, Kinder, Stamm; bei Reben der Teil, auf welchen man das nächste Jahr schneiden will (73).

Unter faslen: Junge werfen, befruchten, (vom männlichen Tier) bespringen, (von Pflanzen) neue Wurzeln treiben, keimen, Fruchtknoten ansetzen, Knospen bilden (74).

Endlich unter Fisel: Gerte = Rute, Gerte = Geisel, Rute als männliches Glied, meist von Tieren, usw. (75).

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich der enge sachliche und sprachliche Zusammenhang zwischen Fisel, Fasel und faseln. So erhält von dieser Grundlage aus die Fase- oder Faselnacht ihre starke, sinnfällige Stellung als jener Zeitpunkt, an dem alles Lebensbejahende zu seiner besonderen Bedeutung kommt.

Daß die Wurzel vas-(fas-) stark verwendet wurde, bezeugt für die alte Zeit die Fülle von Zusammenhängen mit vas-(e, -el) und ves-(el) z. B. in Schmellers mittelhochdeutschem Wörterbuch; wie gerne und gehäuft aber die heute noch lebendigen Mundarten diese Wurzel gebrauchen, darüber belehren die neuzeitlichen Mundartwörterbücher (Schwäb., Schweizer., Siebenb., Sächs. usw.). Einige Hinweise seien gebracht. Das Mhd. führt u. a. auch die Eigenschaftswörter veselic und vesel = fruchtbar. Zu ersterem gehört gewiß der Ausdruck „die Fasa-leggen" (Faseligen), der im oberfränkischen Effeltrich jene Burschen bezeichnet, die einen Strohbären zur Faschingszeit herumtragen und Mädchen schwärzen (76). Dazu finden wir im Mhd. neben vaselen = gedeihen auch ein veselen, das so viel wie „gedeihen machen", „pflegen" heißt. Fernerhin kennt das Mhd. ein starkes Neutrum vasel = junge Nachkommenschaft und ein starkes Maskulinum Basel = zur Fortpflanzung dienendes männliches Vieh. Im heutigen Steirischen lebt noch der Ausdruck Fosl = Gesindel, im Schweizerischen gibt es das Wort „gefaslet" = „reich an Nachkommenschaft" und „faslig" = „fruchtbar", beides vom Schwein

(77). Im Schleswig-Holsteinischen kennt man die „Fasselfarken" = zur Zucht bestimmte Ferkel (78). Recht wertvoll ist noch das Vorkommen zweier Wörter im Schwäbischen, nämlich 1. Faselhemd = das Hemd, das die Gevatterin ihrem Patenkind gibt, damit es darin besser gedeihe, und 2. Faselmann = verlarvte Person, Butz (79).

Diese beiden Ausdrücke leuchten tief hinein in das Vorstellungsgebiet, aus dem heraus auch die Leben erweckenden und Keimung fördernden bereits angeführten Bräuche (Fitzeln, Peitschen, Besprengen, Lärmen) ihre innere Begründung erhalten.

Da der Germane vor allem Bauer war, mußte er mit dem Wechsel der Jahreszeiten innerlich verbunden sein. Eine Selbstverständlichkeit daher, daß die Nachwinterzeit auf germanisches Vorstellungsleben und germanische Brauchtumsbildung und Feiergestaltung allergrößten Einfluß hatte. Grundlage und Voraussetzungen für die um diese Zeit sich wieder erneuernden Daseinsbedingungen war und blieb die ewige Fruchtbarkeit des Bodens mit seinen Pflanzen und Tieren. Der maßgebende Begriff für Werden und Fruchten, aber auch für Befruchten und Zeugen war fasen (faseln) und der dieses wieder bedingende war vasel (visel).

So ist es nicht verwunderlich, wenn gerade Wörter dieses Stammes dazu verwendet wurden, der ganzen Zeit den sprachlichen Stempel zu verleihen. Oder ist es überhaupt denkbar, daß eine Zeit, die durch so sinnfällige und weitverbreitete Bräuche gekennzeichnet war, nicht schon seit Urzeiten einen Namen geführt haben soll? Sollte der Germane oder der Deutsche denn wirklich keine Nötigung empfunden haben, die Wochen des Nachwinters und des Vorfrühlings mit ihrer ausgeprägten Brauchtumsart aus eigenem zu benennen? Das ist nicht anzunehmen und es ist daher auch um so weniger zu glauben, daß erst durch den kirchlichen Begriff der Fastenzeit der Deutsche darauf gestoßen worden wäre, das neue Aufleben innerer, durch die Natur veranlaßter Freudenzeit selbständig mit Namen zu versehen.

Wenn wir also knapp nach 1200 vasnaht vorfinden, so haben wir keinen maßgebenden Grund mehr, beim Bestimmungswort an etwas anderes zu denken als eben an vasen oder faseln.

Die Kirche hat ja von Anfang an gegen das „Faschingstreiben" lebhafteste Abneigung gezeigt. Wir kennen doch einen Konzilsbeschluß des 8. Jahrhunderts (Synode von Liftinae, 745), der gegen „die Unflätigkeiten im Februar" Stellung nahm und sich auch gegen „das Herumlaufen in zerfetzten Kleidern" richtete (80). Mit diesen Wendungen ist wohl nichts anderes gemeint als das spätwinterliche Faschingstreiben und der damit zusammenhängende Vermummungsbrauch (vgl. auch die heute noch umlaufenden „schiachen Perchten"!).

Wenn die Kirche gegen den Fasching in seiner alten Form auftrat, weil sie in ihm eine störende „heidnische" Betätigung sah, dann liegt auch nahe, daß sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Erinnerung an diesen festlichen Brauch zu tilgen bestrebt war. Die Kirche hat ja in unzähligen Fällen ähnlicher Art rücksichtslos durchgegriffen und altes, bodenständiges und blutgebundenes Brauchtum entweder sich selbst einverleibt und ihm so den „Segen" gegeben oder es auch umgebogen und am Ende sogar lächerlich gemacht. Beispiele hierfür beizubringen ist hier ganz überflüssig (81). Wichtig ist nur die Überlegung, daß die Kirche auch im Falle Fasching durchgreifen wollte und von ihrem Standpunkt aus mußte. Und trotzdem muß noch Abraham a Santa Clara von der „dummen und wütigen Faßnachtzeit" sprechen; daraus ersieht man nebenbei, wie sehr der Kampf gegen dieses Brauchtum erfolglos war.

Wie nun die Kirche aus den Heiligen Nächten um die Wintersonnenwende herum eine Nacht besonders herausgriff, nämlich die vom 24. auf den 25. Dezember, und diese eben zu der einen

„Heiligen Nacht" stempelte, so ging ihr Streben noch weiter und sie versuchte besonders in neuester Zeit durch Presse und Predigt, aus dem alten Begriff „Weihnachten" (= zu den geweihten Nächten) „Die Weihnacht" (= Die heilige Nacht) zu bilden. Es blieb natürlich nur bei dem Versuch. Und genau entsprechend hat dieselbe Kirche aus der Reihe von Tagen der ganzen Fasezeit einen herausgenommen, ihn zum Abschluß dieser „weltlichen" Festeszeit gemacht und unter Verwendung des im Volke geläufigen Ausdruckes „Fas-(e)nacht" eine „Fastnacht" erfunden. Ein „seltsamer Zufall" ist es, daß wiederum die gleiche Kirche auch den „Karneval" als „carne vale!" (= „Fleisch, leb wohl!") erklärt, statt der vielleicht doch näher liegenden Deutung mit „carrus navalis" (altheidnischer Schiffswagen) zuzustimmen. „Seltsam" eben, weil auch in diesem Falle wie bei der Fasnacht wiederum die Ableitung von arteigenem Brauch durch die kirchliche Beziehung auf das Fastengebot ersetzt worden ist!

Freilich dürfen wir auch annehmen, daß zur Verbreitung des neuen Begriffes der Fastnacht nicht wenig die Prediger beigetragen haben werden, wenn sie den naheliegenden Weg des Wortspieles gegangen sind und mithalfen, die Fasnacht zur Fastnacht umzustempeln.

Ich fasse zusammen: Das Wort Fasnacht ist die ursprünglichere und sachlich wie sprachlich breit begründete Form, die engstens mit uraltem Brauchtum und bodenständigem Glauben zusammenhängt; ihr Bestimmungswort erstand aus der Verbundenheit des deutschen Bauerntums mit Scholle und Wachstum. Auf süddeutschem Gebiet hat sich aus diesem Bestimmungswort, das vielfach gebraucht war, über Fasse und Fasche eine mit -ang, -ing abgeleitete Form Faschang, Fasching herausgebildet.

(1) Grimm, D. Wtb., 3, 1353, wo wohl erwähnt wird, „Verknüpfung der Faste mit dem Wort Nacht scheint nur bei uns vorzukommen", dann aber doch daran gegangen wird, den vorauszusetzenden Übergang von Fast- zu Fas-, also von Fastnacht zu Fasnacht, durch Hinweis auf Übergänge wie von Kunst zu Kuns glaubhaft zu machen. Müller-Zarncke, Mittelhd. Wtb., 3, 329, nennt als älteste Form wohl „vas-naht", lehnt aber einen Zusammenhang mit fasen ab. Kretschmer, Wortgeographie, S. 193. Kluge, Etym. Wtb., 10. Aufl., S. 132. H. Paul, Deutsch. Wtb., 4. Aufl., S. 159. – (2) Hoops, Reallexikon, 2, 15. – (3) Siebenbürg.-Sächs. Wtb., 2, 315. Weigand, D. Wtb., 2. Aufl., 1, 438 f. Schleswig-Holstein. Wtb., 2, 25 f. Kluge, Etym. Wtb., 4. Aufl., S. 79. Vgl. Andersen, Über deutsche Volksetymologie, 5. Aufl., S. 307. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf (3. Aufl.) S. 93 ff. mit Hinweis auf katholische Literatur. – (4) Lexer, Kärnt. Wtb., S. 91. Detter, Deutsch. Wtb., S. 26. Geramb, Blätter z. Gesch. und Heimatk. d. Alpenländer, 2. 121 ff. Brockhaus, Lexikon (1930), 6, 85. – (5) Höfer, Etym. Wtb., 1, 199. – (6) Kretschmer, Wortgeogr., S. 193. – (7) Kluge, Etym. Wtb., 4. Aufl., S. 78. Siebenb.-Sächs. Wtb., 2, 312. – (8) Paul, D. Wtb., 2. Aufl., S. 159. – (9) D. Wtb. (Trübner), 2, 300. – Ebenso Kluge, Etym. Wtb. 11. Aufl., S. 149. – (10) Vgl. auch Spamer, D. Fastnachtsbräuche, S. 21. – (11) Vgl. auch Haasbauer, Deutholnista, 1, 103. – (12) Schmeller, Bayr. Wtb., 1, 767. feifeln = leicht regnen. Zu fifeln vgl. Fuchs, Etym. Wtb., S. 76. – (13) Kniely, Ortsnamen des Bez. Umgebung Graz, S. 26. Jahresber. d. Akad. Gymnas. Graz, 1927/28. Lexer, Kärnt. Wtb. unter Nesel. – (14) Heimatgaue (Linz), 1925, S. 207. – (15) Parcival 409, 8. – (16) Schmeller, B. Wtb., 1, 763. – (17) Sozin, mhd. Namenbuch, 1121. – (18) Ebenda, und weiterhin 12 Vasenaht oder Vasnaht, 1 Vasinad gegen 2 mit Vast. – (19) Schmeller, B. Wtb., 1, 763. – (20) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27, 29; B. Wtb., 1, 763. – (21) Ebenda. – (22) Weigand, D. Wtb., 2. Aufl., 1, 436. – (23) Schmeller, B. Wtb., 1, 763. – (24) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27, 29. – (25) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (26) Ebenda. – (27) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (28) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (29) Ebenda. – (30) Castelli, Wtb., 206. Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (31) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (32) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (33) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (34) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (35) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27, (36) Schmeller, B. Wtb., 1, 763 f. Mhd. Wtb., 3, 31. – (37) Vgl. Martin und Lienhart, Wtb. d. Elsäß. Mundarten, 1, 754 ff. Schwäb. Wtb., 2, 970 f. Müller, Rhein. Wtb., 2, 300 f. Dörrer, Das Schemenlaufen in Tirol, Vorwort. – (38) B. Wtb. 1, 763. – (39) Siebenbürg.-Sächs. Wtb., 2, 315. Vgl. auch Haltrich, Zur Volkskunde Siebenbürgens, S. 284. – (40) Christa, Wtb. d. Trierer Mundart, S. 83. – (40 a) Schmeller, B. Wtb., 1, 764. – (41) Wörterbuch des Saarbrücker Landes, 2. Aufl., S. 61. Vgl. Müller, Rheinisch. Wtb., 2, 312 f. (Unterschied zwischen fasten = faschde und Formen wie Fasenacht usw.). – (42) Heimatgaue (Linz) 7, 7. – (43) Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 21. – (44) Siebenb.-Sächs. Wtb., 2, 315. – (45) Tiroler Volksleben, S. 95 f, 73 ff. – Vgl. Sartori, Sitte und Brauch, 3, 191. – (46) Handwörterbuch d. D. Aberglaubens, 3, 45. – 46 a) Adrian, Von Salzburger Sitt und Brauch, 116 f. – (47) Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, S. 212. – (48) Schmeller, B. Wtb., 1, 205. – (49) Falk und Torp, Norwegisch-Dänisch etym. Wtb., 1, 207. – (50) Willmanns, Deutsche Grammatik, 1, § 104. – (51) Schwäbisches Wtb. 3, 970 ff. – (52) Deutsch. Wtb., 2. Aufl., 1, 436. – (53) Kärnt. Wtb., S. 103. – (54) Vgl. Siebenb.-Sächs. Wtb., 2, 311. Tschinkel, Grammatik d. Gottscheer Mundart, S. 214; Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen, 1889, S. 64. – (55) Falk und Torp, Wtb., 1, 207. – (56) Trübners Deutsch. Wtb., 2, 295. – (57) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (58) Fuchs, Etym. Wtb., S. 70. – (59) Lexer, Kärnt. Wtb., S. 91. – (60) Lexer, Mhd. Wtb., 3, 27. – (61) Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutsch. i. Böhmen, 1889, S. 64. – (62) Dörrer, Schemenlaufen, S. 14. Vgl. Strobel, Bauernbrauch, S. 95 f. (Lichterumzüge, Fackellauf). – (63) S. 419 ff. – (64) Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 19. Vgl. auch Strobel, a. a. O., S. 86. – (65) Dörrer, Schemenlaufen, S. 11; vgl. Strobel, a. a. O., S. 93. – (66) L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, S. 202. – (67) Wolfram, Schwerttanz und Männerbünde (mehrmals). – (68) Mannhardt, Feld- und Waldkulte, S. 253 ff.; vgl. Strobel, a. a. O., S. 94. – (69) Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 15. – (70) Dörrer, Schemenlaufen in Tirol, S. 30. – (71) K. Zeiß, Deutsche Weidmannssprache, S. 89. – 72) Walde, Latein. etymol. Wtb. (2. Aufl.), S. 572. – Falk und Torp, Norw.-Dän. Wtb., 2, 820. – (73) 1, 1055. – (74) 1, 1057. – (75) 1, 1075. – (76) Hans Strobel, Bauernbrauch, S. 97. – (77) Schweiz. Idiotikon, 1, 1057 f. – (78) Schlesw.-Holst. Wtb., 2, 21. – (79) Schwäb. Wtb., 2, 962. – (80) Indiculus superstitionum et paganiarum Nr. III und XXIV (vgl. Strobel, Bauernbrauch, S. 35 und 41). – (81) Nachzulesen bei Strobel, Volksbrauch und Weltanschauung, S. 24 ff.

*

H. A. Herrmann / Der Firstschmuck holsteinischer Bauernhäuser

Die in einzelnen Gebieten Holsteins auffällig einheitliche Gestaltung des Firstschmuckes hat bereits mehrfach zur Annahme einer stammesgeschichtlich bedingten Sonderentwicklung der verschiedenen Firstschmuckformen geführt. Jedoch liegt dieser Ansicht ganz allgemein ein Übersehen der allgemein verbreiteten Formen des Giebelschmuckes zugunsten einiger, handwerklich besonders weit entwickelter Firstschmuckformen zugrunde. Erst bei einer genauen Beachtung aller vorhandenen Arten des Giebelschmuckes darf ein Rückschluß auf Zusammenhänge im Werden und Entstehen dieser kleinen Kostbarkeiten am Bauernhause gezogen werden.

Erste Gruppe: Der Brant

Der in Holstein am häufigsten und gebietsmäßig in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung anzutreffende Giebelabschluß besteht aus einem etwa 0,75–2 m langen Vierkantholz, das mit der Hälfte bis zwei Dritteln seiner Länge frei über die Firstlinie des Bauernhauses hinausragt. In dieser Form findet er sich in der Regel an beiden Giebelseiten des Hauses. Das Holz ist entweder auf das Windbrett aufgenagelt oder hinter dem Windbrett am Stoß des ersten Hauptsparrenpaares befestigt, wobei dann das nicht mehr sichtbare untere Ende des Giebelpfahles durch eine vor das Windbrett genagelte Blende angedeutet wird. Als Bezeichnung für diese Art des Firstabschlusses hat sich in der Literatur seit einer ersten umfassenden Beschreibung des bäuerlichen Wohnens in Schleswig-Holstein durch Meyborg das Wort „Brant" erhalten. Im Volksmund heißt dieser Firstschmuck einfach „Knüppel" oder „Dackpool". Im Gebiet des ehemaligen Herzogtums Lauenburg, in der Propstei und im alten Amt Bordesholm wird der Brant gewohnheitsmäßig nur auf den Scheunengiebeln und auf dem rückwärtigen Giebel des Wohnhauses angebracht, während er auf dem Straßengiebel einem handwerklich weiter ausgestalteten Giebelschmuck weichen mußte.

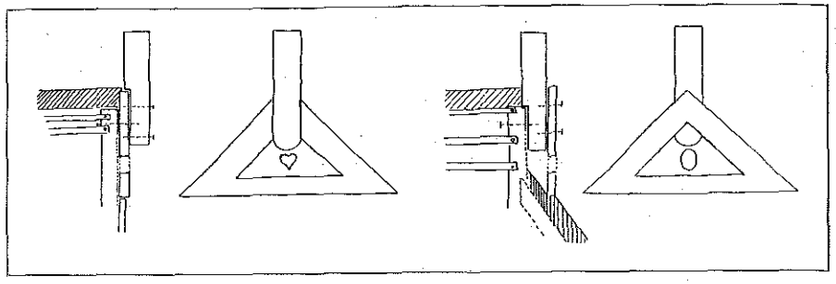


Abbildung 1. Die einfachsten Formen des „Brant".

Das leicht zu bearbeitende Material der hölzernen Giebelpfähle bietet natürlich Anreiz zur Ausgestaltung. Grundsätzlich lassen sich in Holstein geschnittene und gedrehte Giebelpfähle unterscheiden. Eigenartigerweise bleibt der Pfahl hier aber immer gerade und wird nie, wie es aus Westfalen und Ostpreußen bekannt ist, in sich spiralförmig abgedreht. Einzig durch die Anbringung von Kehlrinnen, ringförmigen Überständen und knopfartigen Abschlüssen wird eine größere Schmuckwirkung erreicht.

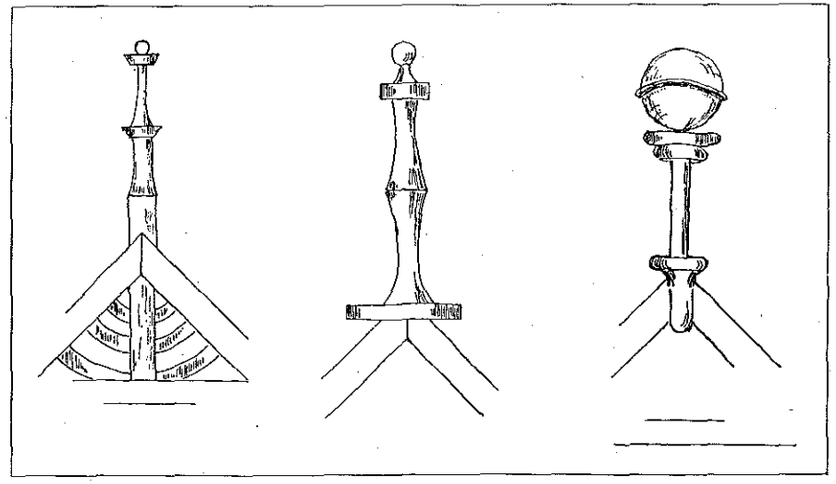


Abbildung 2. Formen des gedrehten Brant mit kugelförmigem Abschluß.

Bei der Verwendung gedrehter Hölzer als Giebelpfähle zeigt sich überall das Bestreben, den Brant möglichst schlank und zierlich zu halten. Die Anfälligkeit dieser dünnen Hölzer gegen Witterungseinflüsse und ihre geringe Widerstandsfähigkeit gegen Winddruck und Belastungen führt dann vielfach zu ihrer Auswechselung gegen solche aus Eisen und ist damit Anlaß zur Entwicklung der als Brantspieße bekannten Sonderform holsteinischen Giebelschmuckes.

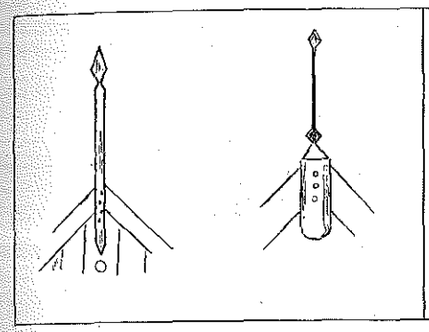


Abbildung 3.

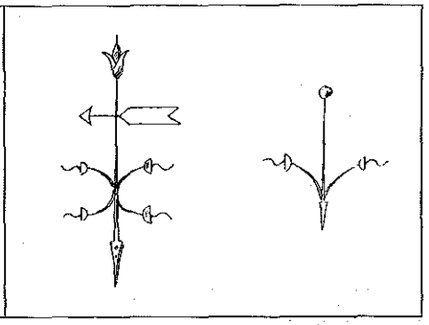


Abbildung 4. Einfache Formen der Brantspieße.

Zweite Gruppe: Der Brantspieß

In seiner einfachsten Form ist der Brantspieß eine einfache Rundeisenstange, die auf einen kurzen Brant aufgesetzt wird. Der Brantspieß findet sich stets nur auf dem der Straße zugekehrten Giebel des Bauernhauses. Er ist in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung im ganzen mittleren und östlichen Holstein anzutreffen und ist besonders im ehemaligen Amt Bordesholm zu wahren Paradestücken ländlicher Schmiedekunst entwickelt worden. Das Streben nach einer möglichst großen Schmuckwirkung führt zur Anfügung einfacher Bandeisenornamente an den Brantspieß.

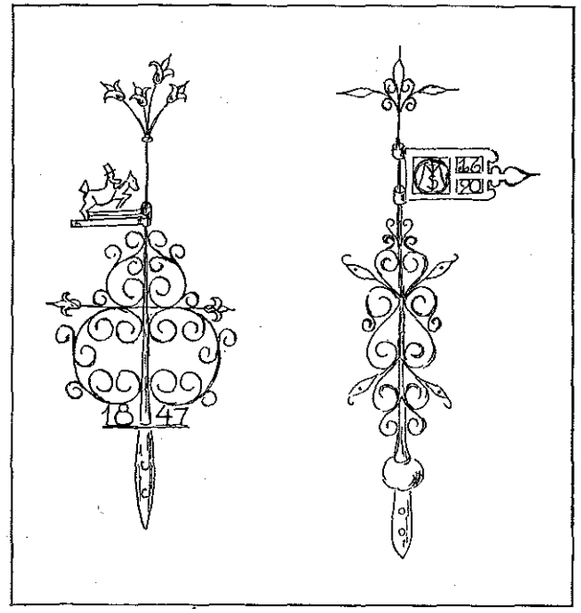


Abbildung 5. Brantspieße aus Ostholstein.

Diese zumeist einfachen Zusatzbildungen werden insbesondere im früheren Amte Bordesholm immer reicher ausgestaltet. Die Bandeisenornamente werden den vier Himmelsrichtungen entsprechend vierseitig, vielfach auch sechs- oder achtseitig ausgebildet. In den weitaus meisten Fällen wird als Motiv der weiteren Ausgestaltung die einfache oder gegenläufig gebogene Spirale, das Herz oder die Raute genommen. Als oberer Abschluß wird durchgängig eine Lilie gewählt. In einigen Fällen findet sich auch ein kugelförmiger Knauf oder ein achtstrahliger Stern als oberer Abschluß. Als Gesamterscheinung erinnern die Brantspieße so stark an das aus anderen Gebieten der Volkskunst bekannte Sinnbild des Lebensbaumes, so daß in ihnen eine Sonderform dieser Vorstellung gesehen werden kann.

Abweichend von der allgemein üblichen Spiralornamentik kommen im Gebiet des dänischen Wohld Brantspieße mit nach unten und oben geöffneten Halbkreisen vor. Auch dieses Motiv ist, wie die Spirale und die Doppelspirale, als Sonnenzeichen aus anderen Gebieten der Volkskunde bekannt.

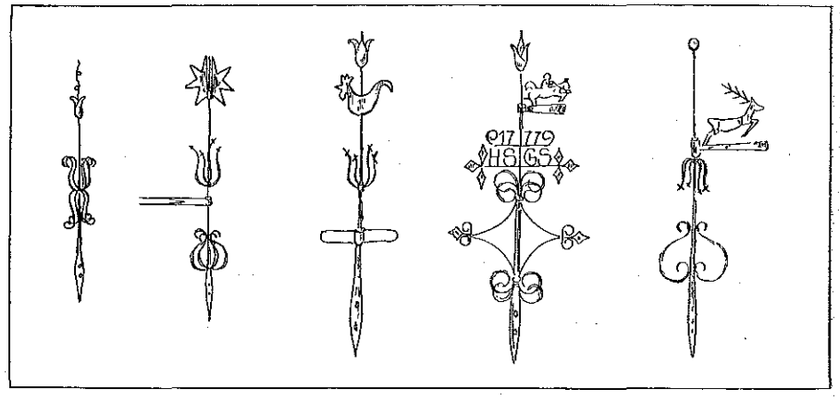


Abbildung 6. Brantspieße mit geöffneten Bogen.

Abbildung 7. Brantspieße mit figürlichen Darstellungen.

Zu der Bandeisenornamentik tritt in einem großen Teil der Brantspieße eine figürliche Darstellung. Im alten Amt Bordesholm ist es meistens eine Abwandlung des Reitermotives, ein in Zylinder und Bratenrock ausreitender Bauer in Groß-Flintbeck, oder ein reitender Narr mit Schellenkappe und Pritsche in Laböe. In der Umgebung von Neumünster findet sich vielfach der Hahn im Brantspieß; und in einem Fall tritt im Dorfe Hütten an die Stelle des Reiters ein springender Hirsch, das Wappentier der Berghardе, in der das Dorf liegt.

In den meisten Brantspießen tritt jedoch an die Stelle des Reiters eine Windfahne oder ein Pfeil, die, drehbar angebracht, sichtlich die Windrichtung angeben sollen. Vielfach wird die Windfahne dann der Hauptschmuck des Brantspießes und wird mit Jahreszahlen, den Initialen des Besitzers oder figürlichen Darstellungen des Reiters, des Hahnes oder sechsstrahliger Sterne versehen. Der obere Abschluß bleibt aber stets eine drei- oder vierblättrige Lilie.

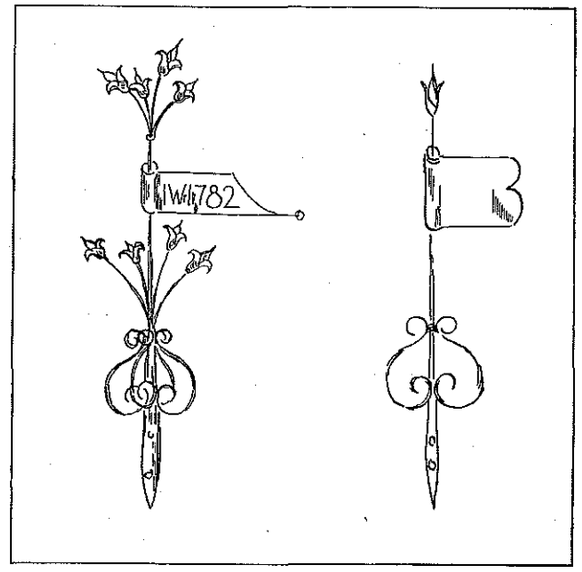


Abbildung 8. Brantspieße mit Windfahnen.

In den Dörfern der Propstei wird der Windpfeil zum Hauptbestandteil des Brantspießes und wird in den nördlichsten Dörfern schließlich zum alleinigen Firstschmuck. Da hier die Anfertigung der Giebelpfeile durch die Bauern selber geschah und teilweise noch geschieht, sind die mannigfaltigsten Abwandlungen in der Formgebung anzutreffen.

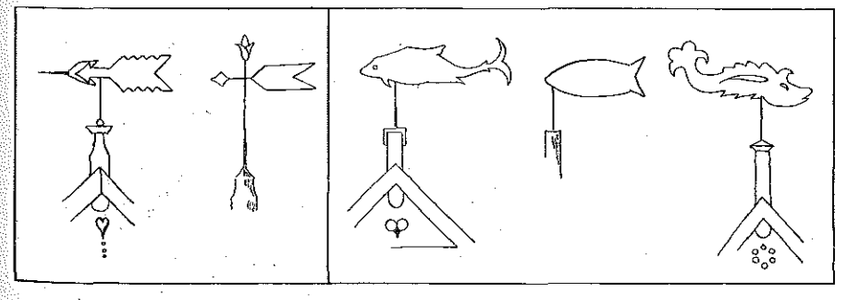
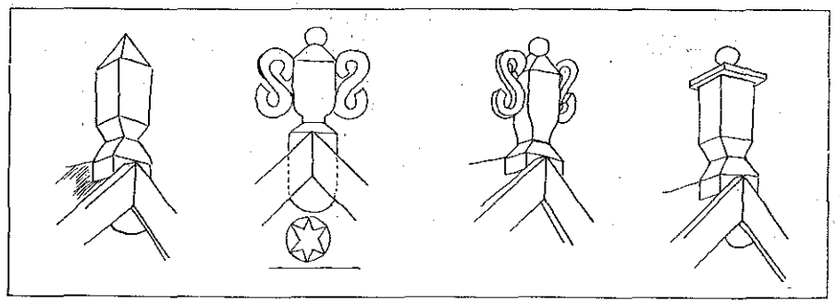


Abbildung 9. Windpfeile aus der Propstei. - Abbildung 10. Propsteier „Barse".

In den nördlichen Dörfern der Probstei finden sich nun in der gleichen Verwendung und Anbringung wie die Giebelpfeile Nachbildungen von Fischen als Firstschmuck. Dabei ist von Norden nach Süden ein ganz allmählicher, in vielen Zwischenformen sich vollziehender Übergang zwischen Pfeil- und Fischformen festzustellen. Die Anbringung der Fische auf kleinen Brantspießen weist darauf hin, daß es sich hier um eine Parallelform zur Verwendung eines Hirsches an dem bereits genannten Brantspieß aus dem Dorfe Hütten handelt. Nachweislich führte die Grundherrschaft der Dörfer Barsbeck und Stakendorf einen Barsch als Wappentier, woraus sich der Brauch ergab in diesen Bezirken den auch heute noch als „Bars" bezeichneten fischförmigen Firstschmuck zu verwenden. Außerhalb der Propstei findet sich ein fischförmiger Firstschmuck nur noch in Zarrentien und Güster-Siebeneichen. Hier ist dann eine Nachwirkung des christlich-kirchlichen Fischsymboles nicht zu übersehen.

Dritte Gruppe: Die Giebelurnen

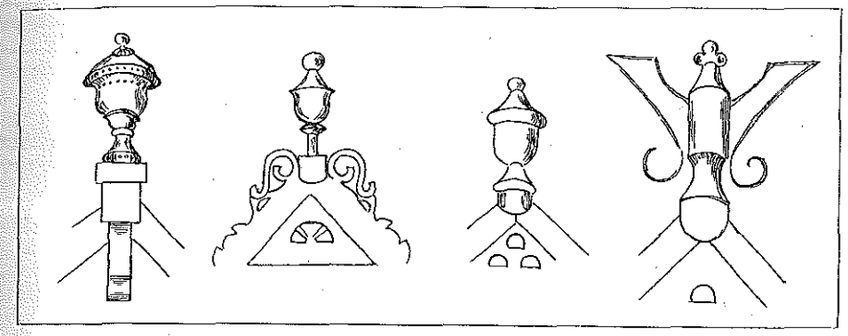
Völlig abweichend von den bisher genannten Formen des Giebelschmuckes scheinen die besonders im Lauenburgischen, Ratzeburgischen und in Stormarn in großer Anzahl zu beobachtenden urnenförmigen Firstaufsätze ausgebildet zu sein. Die Anbringung und Verwendung als Giebelschmuck entspricht genau der des Brantes. Besonders bei den einfach gehaltenen Vierkanturnen überrascht die geringe Abwandlung gegenüber den verschiedenen handwerklichen Gestaltungen des Giebelpfahles. So läßt sich gar nicht übersehen, daß die eine Grundform der Giebelurnen auf den Brant zurückzuführen ist.



Gleschendorf Langen-Niendorf Mönkhagen.

Abbildung 11. Einfache Urnenformen aus dem östlichen Holstein.

Daneben aber ist festzustellen, daß die Verwendung der mit Henkeln versehenen gedrehten oder gegossenen Rundurnen auf die Übernahme der aus der Gartenkultur der holsteinischen Gutshöfe und Schlösser bekannten Ziervasenformen zurückzuführen ist. Für die weitere Umgebung der Stadt Lauenburg ist die Verwendung bestimmter Wulstformen eine Verschleppung städtischer Vorbilder in bäuerlichen Bezirken sogar einwandfrei nachzuweisen.



Lauenburg Borsdorf Elmenhorn Castorf

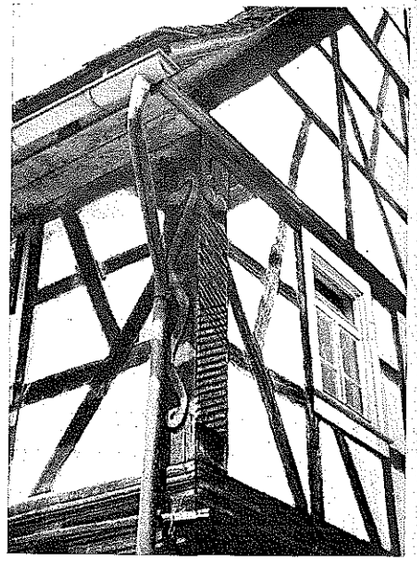
Abbildung 12. Gegossene und gedrehte Rundurnen aus dem Lauenburgischen.

Die bisher genannten drei Gruppen des Firstschmuckes – der Brant, der Brantspieß und die Giebelurnen – sind als kennzeichnend holsteinische Schmuckformen anzusehen. Neben ihnen tauchen in den Randgebieten Giebelverzierungen auf, die in ihrer Gestaltung einwandfrei als aus Nachbargebieten eingewanderte Formen zu erkennen sind. Zu diesen gehören die nach innen oder außen gewendeten Pferde- und Tierköpfe im Lauenburgischen, die Schwanenköpfe der Vierlande und die Giebelbretter im ehemaligen Fürstentum Ratzeburg. Ihre häufige Verbindung mit den eigentlich holsteinischen Firstschmuckformen ist dabei kennzeichnend für ihre Übernahme aus der Formtradition angrenzender Landschaften.

Eine rückblickende Zusammenfassung dieser kleinen Untersuchung zeigt, daß überraschenderweise die Vielzahl der Firstschmuckarten nicht ein Nebeneinander stammesgeschichtlich bedingter und gebietsmäßig eng begrenzter Formen ist. Vielmehr sind hier unter Verwendung einiger weniger Sinnzeichen – der einfachen und doppelten Spirale, des nach unten oder oben geöffneten Bogens, der Lilie, des sechs- oder achtstrahligen Sterns, des Reiters, des Hahnes und des Lebensbaumes – aus dem einfachen und schmucklosen Giebelpfahl Glanzstücke bäuerlichen Schmuckwillens erwachsen.

Die Sammlung der Firstschmuckformen erfolgte von 1934–1938 und berücksichtigte nur die zu der Zeit noch auf holsteinischen Bauernhäusern erhaltenen Giebelverzierungen. Unberücksichtigt blieben die nach 1890 angebrachten Firstzierden an den Wirtschaftsgebäuden der Güter und Großbetriebe.

Ellenbach/Odenwald. Aufn. Mößinger (4).



Glattbach/Odenwald.

Aus der Landschaft

Der wilde Mann und die Schlange am Eckbalken. Als ein gutes Beispiel zu den von K. Th. Weigel in Germanien 1941, S. 181, gebrachten wilden Männern als Wächtern am Haus sei hier der Eckbalken eines Hauses in Messel bei Darmstadt abgebildet. Er zeigt eine männliche Gestalt mit einem Spieß und einem schräg über die Brust gehenden Riemen. An diesem könnte, was allerdings am verwitterten Balken nicht zu sehen ist, wohl ein Horn oder ein Schwert (?) hängen. Dann würde diese Gestalt am Hause aussehen, wie früher in unseren Dörfern der Nachtwächter umging, und es ist kein Zweifel, daß in alter Zeit jeder auch den Sinn des hier eingeschnitzten Mannes verstand: Er bewacht das Haus! Die Zeit der Erbauung und auch der Schnitzarbeit ist 1706.

Dazu, daß man schon früh den wichtigsten Balken am Haus als „Mann" auffaßte, finde ich einen Beleg bei Heinrich Franke, Ostgermanische Holzbaukultur (Breslau 1936, 19). Er schreibt dort, daß schon in nordischen Sagas des 12. Jahrhunderts die Firstsäule sich als „Meniaß", d. h. als sogenannter Mannbalken, als „Mann" findet. Wenn nun auch in beiden Beispielen, in dem zuletzt angeführten wie in dem von Messel nicht eigentlich von einem „wilden" Mann die Rede ist, so gehört beides doch in den von Weigel angeschnittenen Fragenkreis. Die Meinung von Büch (Germanien 1941, 316) läßt sich meines Erachtens mit der von Weigel gut vereinen, wenn man weder den Begriff „Wächter" noch die Herleitung von Wodan zu streng und eng nimmt. Der wichtige Balken, Träger des Ganzen, Stütze des Daches, kultisch verehrt und als Bild einer die Welt tragenden Säule betrachtet, erhält das Zeichen (und später das Bild) des guten Hausgeistes, der Gebäude und Menschen in den Fährnissen des Tages beschirmt.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der auf den ersten Blick so sonderbaren Schlangen am Eckbalken gedacht. Sie kommen in Deutschland recht häufig vor, zumeist in der auffälligen Wurm-(Spiral-)Lage. Im Odenwald finden wir solche Schlangen in etwas anderer Form. In Glattbach, Hambach, Hornbach und Ellenbach trägt die Schlange ein Herz im Maul, in Schlierbach eine Tafel mit der Bauinschrift. Weit verbreitet ist der Glaube, daß eine Schlange der gute Geist des Hauses, seine und der Bewohner Beschützerin sei. Schlangen wurden bis vor kurzem noch wirklich gehegt und gefüttert. Zahllose Beispiele, die nicht nur sagenhafter Natur sind, ließen sich anführen. So bedeutet also – und deshalb wurden diese Beispiele hier gebracht – die Schlange am Eckbalken im Grunde nichts anderes als der Mann, sie behütet das Haus und alle, die darinnen leben. Sie ist der geheimnisvolle Schutzgeist und Wächter des Lebens.

Friedrich Mößinger

Schlierbach/Odenwald

Messel, Langgasse 21 (1706).

Radmähen. Über das Radmähen (vgl. hierzu meine Arbeit in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1940, S. 291 ff.) habe ich einige, z. T. wichtige Neubelege finden können.

Zahlreiche volkskundliche Aufnahmefahrten führten mich im Sommer 1940 und 1941 in das Neckarbergland, den kleinen Odenwald, den Winterhauch, in den östlichsten Odenwald, in das Bauland bis zum Taubergrund und in den südlichen Spessart. In vielen Dörfern dieses Gebietes läßt sich das Radmähen nachweisen. Noch wird es von zahlreichen Bauern hier geübt.

Durch Wehrmachtvorträge im Mittelrhein-

gebiet erhielt ich nun auch Belege für das Rundmähen aus der Eifel, sowohl aus dem Maifeld, wie auch aus mehreren Dörfern der Schnee-Eifel. Im hohen Vogelsberg ist diese Mähart nicht nur auf Wiesen, sondern auch beim Hafer noch bekannt. Z. Zt. führe ich in einem Reserve-Lazarett mit Leichtverwundeten volkskundliche Erhebungen durch. Obwohl die befragten Soldaten durchweg im Alter von 20 bis 30 Jahren stehen, konnte ich auch durch sie einige Neubelege für das Rundmähen erhalten für das Gebiet der Eder, des Erz- und Fichtelgebirges, den Nordwesthang des Bayerischen Waldes, den Südosthang des Böhmer Waldes und die Oststeiermark. Besonders wichtig sind die Angaben, die H-Sturmmann Zacharias Adolf, früher in Romanow II im Kreis Luck in der polnischen Ukraine, jetzt als umgesiedelter Wolhyniendeutscher im Warthegau, machen konnte.

Die deutschen Bauern in Wolhynien mähten bis zu ihrer Umsiedlung den Hafer und die Gerste, wenn die Halme schön stracks standen, rund. An der Sense hatten sie zum Ablegen der gemähten Halme ein „Gerüst" aus 4 Federn. Das Rundmähen begannen sie von innen oder von außen, immer aber mähten sie im Linkskreise. Begannen sie von außen, so blieb innen der „Pempik" (angeblich ein polnisches Wort für „das Letzte") stehen. Es sind dies einige Fruchthalme, die mit einem Hafer- oder Gerstenseil gebunden wurden. Der Boden unter dem Pempik wurde sorgfältig von allem Unkraut gereinigt. Begann man mit dem Mähen von innen, so blieb der Pempik außen stehen. Der Pempik wurde vom Umstürzen der Stoppeln und dem nachfolgenden Eggen nicht berührt. Erst unmittelbar vor der Aussaat wurde er untergepflügt. Die polnischen Ukrainer kennen das Rundmähen nicht. Sie lassen aber auch auf ihren Fruchtäckern einen Pempik stehen, den sie betend umknieen.

Einen Bericht ähnlichen Inhalts gab Gefreiter Fritz Locher für Mönchgrün im Kreis Schleitz in Thüringen. Hier wurde der Hafer ebenfalls rund, aber von außen nach innen, gemäht, wie man dies heute noch mit der Maschine tut. Beim Handmähen ließ man aber die Halme in der Feldmitte stehen. Die Schnitter setzten sich nach Beendigung ihrer Arbeit um diese Halme in der Feldmitte und aßen. Dafür erhielt jeder vom Bauer 5–6 gekochte Eier, Brot und auch Schinken. Diese Speisen gab es aber nur bei dieser Ernteart! Die Halme blieben auch nach diesem Essen stehen. Es gibt für diesen Brauch und für den Platz in der Feldmitte eine besondere Bezeichnung. Der Gefreite Locher konnte diese aber nicht angeben. Als er vor Jahren seinen Vater nach dem Grund für diesen Brauch frug, gab ihm dieser zur Antwort: „Es geht dir nix an!"

In der Oststeiermark, insbesondere in Leibnitz und Umgebung, werden heute noch Hafer, Gerste und die Wiesen gern rund gemäht. Man läßt hier ebenfalls die Mittelhalme stehen. Die Felder liegen über 1000 Meter hoch über dem Meeresspiegel!

In der Umgebung von Bamberg wird angeblich nicht rundgemäht. Manche Bauern lassen aber auf ihrem letzten Fruchtacker noch ein kleines Halmstück stehen und pflügen es erst beim „Hälmen" des Stoppelackers unter, nachdem Kinder es tanzend umsprungen und angezündet haben. Dieser Brauch war früher allgemein, heute ist er nur noch bei einigen Großbauern zu finden. In manchen Dörfern des Kreises Zwettl (Nieder-Donau) läßt man in der Feldecke nur wenige Halme stehen, faßt diese oben, dreht sie und bindet mit ihnen einen Knoten, so daß die Ähren nun abwärts stehen. Man nennt dieses Gebilde den „Winter".

Wenn auch die beiden hier zuletzt angeführten Belege sich nicht unmittelbar auf das Radmähen beziehen, so bieten sie dennoch gute Vergleichsmöglichkeiten mit dem Brauch um das Hafermännchen in der Mitte des Haferrades. Eingehendere Untersuchungen werden sicher ergeben, daß das Rundmähen einst überall in Deutschland verbreitet war. Es konnte sich aber nur in Gebirgslagen bis auf heute erhalten.

Heinrich Winter

Hieb und Stich

„Klassische" germanische Altertumskunde?
Zu Germanien 1940, S. 437–439.

Zu dem oben genannten Beitrag wird uns von der Gegenseite die nachstehende Erwiderung zugeleitet, der wir zur sachlichen Klärung Raum geben. Schriftleitung

Im Jahrgang 1940 dieser Monatshefte, S. 437–439, bringt Otto Uebel unter der Überschrift „Klassische" germanische Altertumskunde –? einen Angriff gegen die Germanische Altertumskunde, herausgegeben von Hermann Schneider (München 1938). Uebel wendet sich dagegen, daß da der Teil des germanischen Altertums, der nicht nur archäologisch, sondern auch literarisch bekannt ist, klassisches germanisches Altertum genannt und getrennt behandelt wird, und greift dann besonders scharf den Herausgeber und mich an. Ich muß da allerlei zurechtstellen:

1. Den Satz über Wohnstube, Kachelofen und Familienleben schreibt Uebel mir fälschlich zu und legt etwas in ihn hinein, was nicht darin steht.

2. Uebel tut, als hätte ich die Behauptungen der mönchischen Greuelpropaganda von der Roheit und Grausamkeit der Wikinger unbesehen übernommen. Ich habe nirgends Germanen „roh und grausam" genannt, habe ihnen vielmehr Grausamkeit abgesprochen und hinzugefügt, daß die grausamen Geschichten, die von den Feinden berichtet werden, nicht mehr Glauben verdienen als die Greuelhetzen der letzten Jahrzehnte (S. 211). Also ganz nach Uebels Wunsch. Zu der anschließenden Behauptung Uebels, ich schilderte die Wikinger als bloße Räuber, vergleiche man Altertumskunde S. 213, wo es außer anderem heißt: „Aber die Wikinger haben auch Schlachten geschlagen, Länder erobert und Reiche gegründet" (ähnlich auch S. 100).

3. Uebel sagt, ich schildere die Germanen als ein „Volk von Trinkern". Die Zitate, die er dafür anführt, sind herausgerissen, zum Teil unter Fortlassung einschränkender Satzteile, so daß das Bild arg vergröbert wird.

4. Ich sage in der Altertumskunde (S. 199): „Die geschlechtliche Ethik der Germanen war vom entarteten Rom aus gesehen sehr hoch, von den strengen christlichen Forderungen aus ziemlich niedrig. Deshalb das Lob der germanischen Keuschheit bei Tacitus, die Behauptung arger Zuchtlosigkeit in vielen kirchlichen Schriften." Diese Sätze sollen die Widersprüche in den Urteilen erklären und die Extreme etwas auf das rechte Maß zurückführen. Uebel zitiert nur „Die geschlechtliche Ethik der Germanen war ... von den strengen christlichen Forderungen aus gesehen ziemlich niedrig" und behandelt den Satz als eine Äußerung überspannter kirchlicher Sittenrichterei.

5. Nach Uebel habe ich festgestellt, daß auf den germanischen Schiffbau „der keltische wie der römische Schiffbau mancherlei Einfluß hatte". Ich habe dies nur für den westgermanischen Schiffbau gesagt und auch nur in der eingeschränkten Form „Wir müssen damit rechnen", und ich habe ein paar Einzelheiten zur Begründung genannt (S. 118). Kurz vorher steht der Satz „In den nordischen Schiffen der Wikingerzeit ist eine einfache

Grundform des Schiffes bis zu einer überraschenden technischen und künstlerischen Vollkommenheit fortgebildet. Dies war möglich, weil die Entwicklung in allem Wesentlichen bodenständig war ..." Uebel aber schließt an sein ungenaues Zitat die freundliche Bemerkung: „Wer denkt hier nicht an den bekannten Satz von M. Koch: Wertvolle Funde, die in Germanien gemacht werden, müssen notwendigerweise römisch oder keltisch sein, da es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen zuzuschreiben!"

6. Uebel behauptet, das Einzige, was in der Altertumskunde über Musik stände, sei meine Angabe, die Germanen hätten den barritus gebrüllt, „um sich mehr Mut zu machen". Dies habe ich nicht gesagt. Außerdem spreche ich an der gemeinten Stelle (S. 109) auch von Kriegsgesang.

Alles in allem: Uebel fällt über Satzteile her, die er aus ihrem Zusammenhang gerissen und zum Teil falsch verknüpft oder vergröbert hat, und schiebt ihnen einen Sinn und eine Gesinnung unter, die ihnen fremd sind und die an mehreren Stellen durch andere Äußerungen in der nächsten Nähe offen widerlegt werden. Ähnlich steht es mit allem, was er dem Herausgeber vorwirft. So hat Schneider die Frage, über die sich Uebel empört: „Gehört der germanische Glaube vorzugsweise zu den primitiven oder spätantiken Religionsformen?" gerade als ein Beispiel falscher Fragestellung genannt (S. 222). Was in der Altertumskunde gesagt wird, davon brauche ich hier nichts zu rechtfertigen, denn Uebel übergeht unsere Argumente und stellt keine dagegen, die etwas Neues bringen.

Hans Kuhn

*

Beihefte zu „Germanien".

Im Rahmen einer Monatszeitschrift ist es nicht immer möglich, größere Beiträge mit wichtigen und wesentlichen Arbeitsergebnissen aus unserm Forschungsgebiet vollständig abzudrucken. Da solche Arbeiten nun durchaus zum Gebiete der Zeitschrift „Germanien" gehören und unser Bild von der Germanenkunde ergänzen, so sollen sie unseren Lesern auf andere Weise zugänglich gemacht werden. Schriftleitung und Verlag werden von jetzt an in freier Folge Beihefte zu „Germanien" herausbringen, die größere Abhandlungen mit Bildern bringen und so ein Spiegelbild unserer Zeitschrift in größeren Ausmaßen darstellen werden. Als erste Hefte erscheinen demnächst die folgenden:

1. Fr. Altheim, Kimbern und Runen;
2. G. Innerebner, Sonnenlauf und Zeitbestimmung im Leben der Urzeitvölker (bereits lieferbar);
3. A. Bohmers, Eine Einteilung der Kunst der Aurignacgruppe.

Das Erscheinen der Beihefte wird jeweils im Anzeigenteil dieser Zeitschrift angekündigt.

GEORG INNEREBNER

Sonnenlauf und Zeitbestimmung

im Leben der Urzeitvölker

Format: 17 × 25 cm · 45 Seiten Text und 23 Abbildungen auf Kunstdruckpapier

Kartoniert ca. RM 2.—

Wie leitete wohl durch aufmerksames Verfolgen der Vorgänge am Himmel der Vorzeitmensch seine Zeiteinteilung daraus ab? Erstmalig wird hier versucht, die gesamte Ortungsfrage, wie man die Erforschung vorgeschichtlicher Zeitbestimmungsarten auch nennt, in ein einheitliches System zu bringen und von allen Seiten zu beleuchten. Dabei kommt der Freund von Natur und Himmelswelt auf seine Rechnung und auch der mathematisch geschulte Forscher wird wertvolle Hinweise und Anregungen für eigene Arbeit finden. Nach einer kurzen Behandlung der für das Verständnis notwendigen Voraussetzungen, werden die für die einzelnen geographischen Breiten vom Äquator zum Pol verschieden geltenden Grundbedingungen einander kritisch gegenübergestellt.
Alle Möglichkeiten der urzeitlichen Zeitbestimmung im Flachland, wie im Gebirge werden näher erörtert. — Sowohl die Jahreszeitenbestimmung aus Sonnenaufgängen und Sonnenständen, als auch die Tageszeiteinteilung aus der Schattenwirkung von Säulen und Stäben finden eingehende Würdigung. Eine Reihe ganz neuartiger Sonnenlauflichtbilder und zahlreiche Diagramme erläutern in klarer Weise den interessanten Text. Schließlich gibt ein neuentwickeltes Sonnenlaufdiagramm auch dem Laien die Möglichkeit, von einem beliebig gewählten Standort aus dem Jahresablauf des Sonnenweges am Himmel für seine Umgebung festzustellen. Vorgeschichtlich interessierte Leser werden dadurch in die Lage versetzt, auch ohne Vorkenntnisse der Erforschung urgeschichtlichen Zeitgeschehens wertvolle Dienste zu leisten.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

HAMER-VERLAG

Haag-Niederlande, Frankenslag 111

gibt folgende Zeitschriften heraus:

„VOLKSCHE WACHT"

Kampfblatt für Niederländisches Volksbewußtsein

„HAMER"

Ein reichbebildertes, in Tiefdruck erscheinendes Monatsheft über Volkskunde, Brauchtum, Vorgeschichte, Heimatkunde usw. Einzelheft kostet 0.30 RM.

„Hamer" und „Volksche Wacht" werden von sämtlichen völkischen Kreisen in den Niederlanden gelesen

Der Hamer-Verlag übernimmt Vertretungen von deutschen Verlegern auf völkischem Gebiet

Probenummern und Anzeigentarif auf Anfrage bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11

HAMER

Hiermit bestelle ich ein kostenloses Heft „Hamer"

Name: .....

.....

Anschrift: .....

.....

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte graflische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

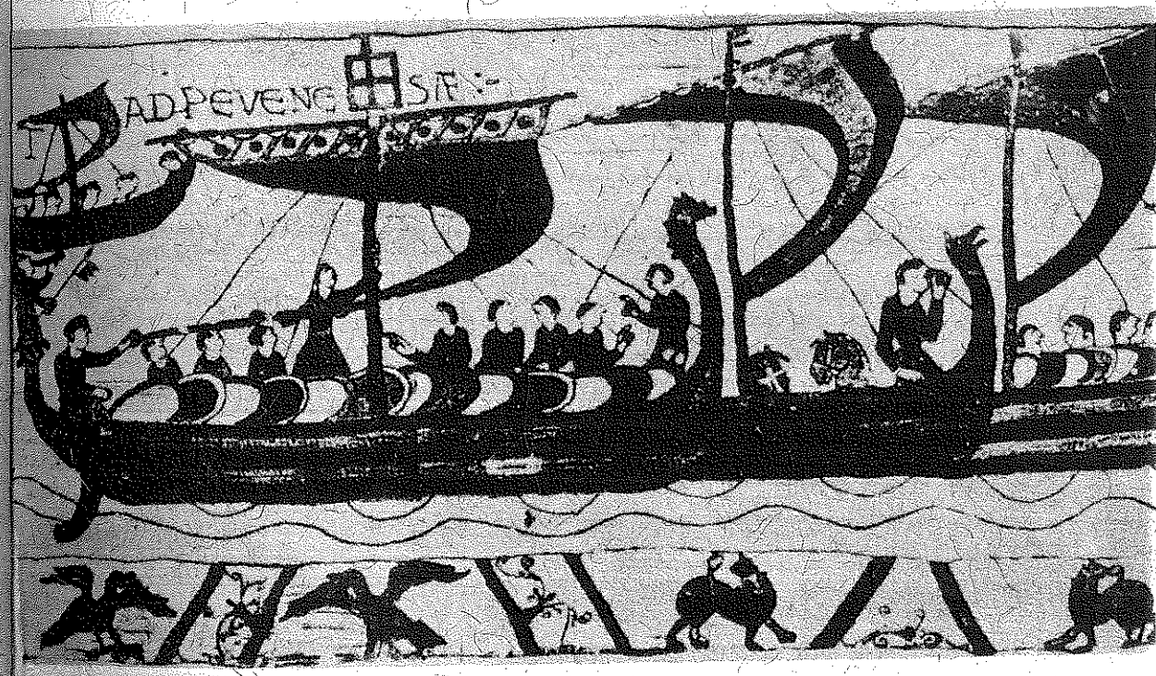
Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Monatshefte für Germanenkunde · Heft 3 · März 1942 · RM 0.60



Germanien

UNIVERSITETS BIBLIOTEKET LUND

Inhaltsverzeichnis

J. O. Plassmann	Wilhelm Teudt	81
J. O. Plassmann	Von der germanischen Totenehrung .	83
Oskar Fergg	Die Sonnenbilder der Felsritzungen und ihre Vorbilder am nordischen Himmel	88
Lothar F. Zotz	Die Ausgrabungen bei Moravany im Waagtal (Slowakei)	105
Hermann Matzen	Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte in Heide/Holstein	112
Die Fundgrube	Eine volkskundliche Quelle über die Externsteine aus dem Jahre 1845 . .	117
Die Bücherwaage	Wilhelm Reimold, Die Flurnamen von Echterdingen	119
	Josef Sturm: Die Rodungen in den Forsten um München	120

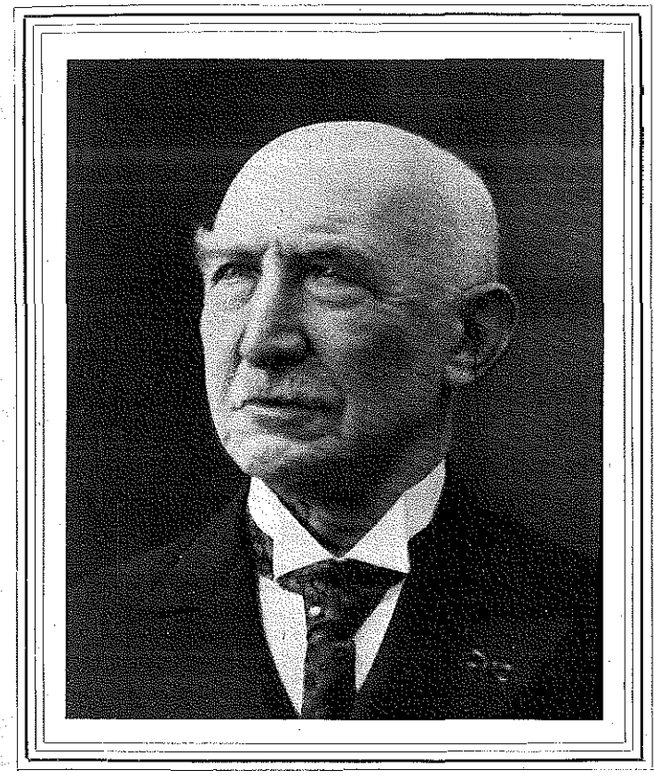
Der Umschlag, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, gibt einen Ausschnitt aus dem Bildteppich von Bayeux wieder, der die Fahrt der Normannen über den Ärmelkanal 1066 darstellt.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 3.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



Wilhelm Teudt

Es ist kaum ein Jahr vergangen, seitdem sich weite Kreise des deutschen Volkes zu dem achtzigjährigen Erwecker des germanischen Bewußtseins bekannt haben, da wurden sie von der Trauerkunde überrascht, daß Wilhelm Teudt am 5. Januar 1942 in Detmold gestorben ist. Unerwartet früh; denn als wir seines achtzigsten Geburtstages gedachten, da glaubten wir bei der Frische seines Alters noch auf manches Jahr der lebendigen Anteilnahme und Anregung durch den greisen Vorkämpfer hoffen zu dürfen, dessen Geist so jugendlich geblieben war, daß er noch immer den großen Fragen der Germanenkunde, die zum Teil durch ihn selbst aufgeworfen waren, seine lebendigste Aufmerksamkeit zuwandte. Nun ist sein ungebro-

chener Geist dem Ewigen gegenübergetreten und hat sein Erbe denen hinterlassen, die mit ihm und durch ihn zum geistigen Erbe der Ahnen geführt worden sind. Zu diesem seinem Erbe gehört vor allem diese Zeitschrift, die durch Wilhelm Teudt als eine Waffe im Kampfe um ein reineres und besseres Germanenbild geschaffen worden ist. Sie ist über den anfänglichen Rahmen, die germanische Landschaft um die alte Osningmark, inzwischen hinausgewachsen; aber der jetzige Herausgeber hat sie immer als ein Erbe seines reinen und starken Wollens geführt, nachdem er sie aus den verdienten Händen des ersten Schriftleiters vor nunmehr sechs Jahren übernommen hatte. Und es ist immer unser Bestreben gewesen, daß dies seinerzeit fast aus dem Nichts geschaffene Werkzeug – wenn man die Begeisterung und die Anteilnahme einiger hundert Germanenfreunde als ein Nichts bezeichnen darf – nie seine Kraft, nie seinen Geist vermissen lasse.

Der großen Verdienste des Verstorbenen als Anreger und Entdecker ist an dieser Stelle bei seinem achtzigsten Geburtstage gedacht worden; die ganze deutsche Presse hat sie jetzt bei seinem Tod gebührend gewürdigt. Darum will ich hier mehr seiner menschlichen Züge gedenken, die vor allem den in ihren Bann gezogen haben, der das Glück hatte, von allem Anfang an an seinen Entdeckungen und Forschungen teilnehmen zu können. Ich selbst bin im Jahre 1927 durch meinen mit ihm fast gleichaltrigen Vater zu ihm gekommen, als dieser in die Osningmark kam, um sich als einer der ersten deutschen Astronomen von Teudt über seine astronomischen Entdeckungen unterrichten zu lassen. Es war nicht einmal so sehr das wissenschaftlich Nachweisbare und Nachgewiesene, was alsbald einen Kreis von Männern und Frauen aus ganz Deutschland unter seiner Fahne sammelte; es war mehr noch seine starke und fortreißende Persönlichkeit und seine fast visionäre geistige Schau vom germanischen Wesen und von seinem Fortwirken, die das innere Auge öffnete und jenen Enthusiasmus erregte, dessen die forschende und wägende Wissenschaft nie entraten kann, wenn sie sich nicht im Kreise drehen und im Positivismus erstarren will. Deshalb kommt es auch nicht so sehr darauf an, ob man diesem oder jenem mit Skepsis und Kritik gegenübertreten mußte und ob dies und jenes erahnte Bild vor dem nachprüfenden Blicke wieder zerfloß: bei jedem, der seine Anregungen von ihm erhalten hat und der redliches Wollen zum weiteren Forschen mitbrachte, ist der innere Gewinn eine Beseelung der Forschung geblieben, die auch den Blick erweitert und die Herzen aufgeschlossen hat. Dessen wird sich ein jeder mit Dankbarkeit erinnern, der die ersten Tagungen der „Freunde germanischer Vorgeschichte" in der sonnigen Osningmark mitgemacht hat, auf denen das weiße Haupt und die flammenden blauen Augen des Rufers im Streite stets den natürlichen Mittelpunkt bildeten. Es gehörte zu seiner germanischen Vollnatur, daß er auch grollen und zürnen konnte, wenn er auf Widerstand und Widerspruch stieß, vor allem auf jene ironische Skepsis, die nicht immer ein Zeichen des wahren wissenschaftlichen Geistes ist. Aber er hat niemals einer ehrlichen Meinung auf die Dauer gezürnt oder denen gegrollt, die durch die Sache und durch die Umstände gezwungen waren, auch einmal andere Wege zu gehen. Das wissen alle, die unter den zahlreichen Gästen in dem „teutschen Hause" mit seinem frischen und lebensvollen Geiste weilen durften und ihn hier vor allem als den gütigen und großherzigen Menschen kennen lernten.

Aus der Fülle dessen, was er selbst an Aufzeichnungen hinterlassen oder was ihm an Mitteilungen und Anregungen aus ganz Deutschland zugeflossen ist, wird noch mancher Gewinn für die Germanenkunde zu ziehen sein. Dauerhafter wird noch der Gewinn sein, der von ihm

selbst und seiner Persönlichkeit auf die mit ihm Lebenden und Schaffenden ausgestrahlt ist. Wie manche junge Wissenschaftler haben sich erst, durch ihn angezogen, kennen gelernt, um fortan eine Forschungsgemeinschaft zu bilden, deren Ziel das germanische Wesen im deutschen Volke ist. Und der große Kreis derer, die in der geistigen Gemeinschaft dieser Zeitschrift vereinigt sind, wird auch in Zukunft in dem Wirken Wilhelm Teudts ihren Ursprung und Anfang sehen. Daß auch die Staatsführung seinem Wirken durch Titel und Auszeichnung gerecht geworden ist, das ist ein Erfolg, der nicht jedem Erwecker der Vorzeit beschieden gewesen ist. Unser Bestreben soll es sein, auch in diesen Monatsheften für Germanenkunde sein Erbe treu zu verwalten.

J. O. Plassmann

J. O. Plassmann / Von der germanischen Totenehrung

In der katalaunischen Schlacht von 451, in der um das Schicksal und die Zukunft Europas gerungen wurde, fand der westgotische König Theoderid den Tod. Seine mit Wunden bedeckte Leiche wurde unter den dichtesten Haufen der Erschlagenen gefunden und von seinen gotischen Getreuen in feierlichem Zuge zu Grabe geleitet. Dabei erschollen Lieder zu seinem Lobe, wie uns der Geschichtsschreiber Jordanes berichtet (1):

»Cantibus honoratum inimicis spectantibus abstulerunt. Videres Gothorum globos dissonis vocibus confragosos adhuc inter bella furentia funeri reddidisse culturam. Fundebantur lacrimae, sed quae viris fortibus impendi solent.«

„Indem sie ihn mit Liedern priesen, trugen sie ihn vor den Augen der Feinde davon. Du hättest die schwankenden Scharen der Goten sehen können, wie sie mit verworrenen Stimmen noch während der Schlacht dem Leichenbegängnis ihre Sorgfalt widmeten. Es wurden Tränen vergossen, aber solche, die tapferen Männern geweiht zu werden pflegen."

Die Totenehre, die hier auf dem Schlachtfelde Attilas Gegner mit Lobliedern auf seine Taten erfuhr, wurde nach dem Berichte des gleichen Jordanes (2) zwei Jahre später dem Hunnenkönig selbst zuteil; und zwar, wie man mit Sicherheit annehmen kann, von seiten der Ostgoten und auch nach ihrem Brauche. Attilas Leichnam wurde inmitten des Lagers aufgebahrt, von seidenen Zelten überdeckt. „Die auserlesensten Reiter aus dem ganzen Hunnenvolke umritten die Stelle, wo er aufgebahrt war, in künstlichen Gängen und priesen in einer Totenklage seine Taten wie folgt: ‚Der berühmte Hunnenkönig Attila, Mundzucs Sohn, Herr der tapfersten Völker, der mit einer vor ihm unerhörten Macht die skythischen und germanischen Reiche beherrschte und beide römischen Reiche durch Eroberung von Städten schreckte, aber um nicht alles der Plünderung preiszugeben, sich auf Bitten herbeiließ, einen jährlichen Zoll anzunehmen: und als er dies alles vom Glück unterstützt vollführt hatte, fand er nicht durch eine Wunde der Feinde, nicht durch Verrat der Seinigen, sondern unter seinem auf der Höhe der Macht stehenden Volke, von Freude umrauscht, froh und schmerzlos den

Tod. Wer sollte das für das Ende des Lebens halten, das niemand glaubt rächen zu können?' Nachdem er so in feierlicher Weise betrauert worden war, feierten sie auf seinem Grabhügel eine sogenannte strava (3), nämlich ein gewaltiges Trinkgelage, und ließen die Totenklage, Gegensätzliches in eins verschlingend, in Äußerungen der Freude übergehen. Nachts übergaben sie dann im Geheimen den Leichnam der Erde (4)."

Man hat längst erkannt, daß die Beisetzung des Hunnenkönigs nach germanischem Brauche erfolgt ist, und daß es die ostgotischen Krieger Attilas gewesen sein müssen, die in ihrer Sprache die Totenklage gesungen haben, deren Inhalt im wesentlichen eine dichterische Zusammenfassung der größten Taten des besungenen Helden ist. Man hat aus dem von Jordanes wiedergegebenen Text sogar die stabreimende gotische Vorlage heraushören wollen (5). Die germanische Dichtung hat nun selbst eine eindrucksvolle Schilderung von der Leichenfeier eines berühmten Helden erhalten; nämlich von der des Beowulf, die das angelsächsische Epos V. 3138 ff. ausmalt:

Him þá gegiredan	Ihm bereiteten da
Géata leode	die Gautenleute
ád on eordan,	einen Scheiterhaufen auf der Erde,
unwáclícne,	einen festgefügten,
helmum behongen,	mit Helmen behangen,
hilde-bordum,	mit Kampfschilden,
beorhtum byrnum,	mit glänzenden Brünnen,
swá he béna wæs,	wie er es angeordnet hatte;
álegdon þá tomiddes	sie legten mitten darauf
mærne þéoden	den herrlichen Herrscher,
hæled hiofonde,	klagend den Helden,
hláford leofne.	den lieben Gefolgsherrn.
Ongunnon þá on beorge	Dann begannen sie auf der Anhöhe
bæl-fyra mǽst	der Totenfeuer größtes,
wígend weccan:	die Kämpfer, zu wecken:
wudu-réc astáh	Holzrauch stieg auf
sweart ofer swiodole	schwarz über der Glut,
swógende lég,	der prasselnden Lohe,
wópe bewunden,	mit Klagelauten untermischt,
wind-blond gelæg,	wenn das Sturmgewühl ruhte,
od-þæt he þá bán-hús	bis sie das Beinhaus
gebrocen hæfde,	gebrochen hatte,
hát on hredre.	heiß in der Brust (1).

In den (teilweise verstümmelten) folgenden Zeilen wird geschildert, wie die Wedernleute auf der Düne einen hohen und breiten Grabhügel (hlæw) errichteten, den Seefahrern weithin sichtbar, und sie erbauten in zehn Tagen des Kampfberühmten Denkmal: „für des Helden Asche stellten sie eine Grabkammer her, wie es am geziemendsten alterfahrene Männer erfinden konnten. Sie taten in den Hügel Ringe und Sonnen, allerhand Schmuck,

wie es vom Horte vorher die kampfesfrohen Männer genommen hatten; sie gaben der Erde zu bewahren der Edlen Schatz, das Gold dem Staube, wo es fortan bleibt, den Menschen so unnütz wie es vorher war.

þá ymbe hlǽw riodan	Dann ritten um den Grabhügel
hilde-déore,	die Kampfeskühnen,
ædelinga bearn	zwölf Söhne
ealra twelfe,	von Edelingen,
woldon ceare cwidan,	sie wollten die Klage anstimmen,
kyning mǽnan,	des Königs gedenken,
word-gyd wrecan	der Rede ihren Lauf lassen
ond ymb wer sprecan;	und den Mann feiern;
eahtodan eorlscipe	sie priesen seine Ritterlichkeit
ond his ellen-weorc	und seine Krafttaten
dugudum démdon.	rühmten sie laut.
Swá hit gedéfe bid,	So ist es Pflicht,
þæt mon his wine-drihten	daß man seinen lieben Herrn
wordum herge,	mit Worten erhebe,
ferhdum freoge,	im Herzen seiner liebend gedenke,
þonne he forð scile	wenn er muß scheiden
of líc-haman,	von des Leibes Hülle,
læne weordan.	vergänglich werden.
Swá begnornodon	So betrauerten
Géata leode	die Gautenleute
hláfordes hryre,	ihres Gefolgsherrn Fall,
heord-genéatas,	die Herdgenossen,
cwǽdon pat he wære	sie sagten, er sei gewesen
wyruld-cyninga,	unter den Königen der Welt
manna mildust	der Männer freigebigster
ond mon-þwærust,	und leutseligster,
leodum líðost	den Leuten der lindeste
ond lof-geornost.	und lobfreudigste.

Der Vergleich dieser beiden Darstellungen, bei Jordanes und dem Beowulfdichter, läßt übereinstimmend drei wesentliche Bestandteile der germanischen Totenehrung erkennen: zuerst die eigentliche Klage (der ‚wôp', „wópe bewunden"), dann den kunstvollen Ritt um die Bahre, bzw. den Grabhügel des Helden, und drittens das Preislied auf den Helden, das seine Taten feiert (der ‚dôm'). Jordanes' Bericht von der Beisetzung Theoderids spricht von Tränen, die den tapferen Männern geweiht werden; und der Vergleich mit anderweitiger germanischer Überlieferung läßt erkennen, daß das wohl keine übertreibende Ausschmückung ist. Es ist kein Zweifel, daß die Schilderung im Beowulfepos ursprünglich ist und germanische Wirklichkeit wiedergibt, und nicht auf literarische Abhängigkeit zurückgeht (6). Das wird uns sogleich noch der Vergleich mit einer späteren germanischen Überlieferung zeigen.

Wenn Theoderid nach Jordanes ‚cantibus honoratus', mit Liedern geehrt wird, so ist damit sicher das gleiche Heldenlob gemeint, das in ausführlich berichteten Worten dem Attila, und in zusammenfassender Übersicht dem Beowulf geweiht wird. Das gleiche meint wohl jene Stelle im altsächsischen Heliand (V. 4001), wo es heißt, daß die Gefolgsleute dem Herrn willig in den Tod folgen sollen: ‚than lebot ûs thoh dôm aftar, gôd word fora gumun, — „dann überlebt uns doch der Ruhm, gute (ehrende) Worte vor den Männern". Dieser ‚dôm' ist im eigentlichen Sinne ein „Gericht" (7), das über den Toten abgehalten wird; so wird die Bezeichnung ‚déman' „richten", im altenglischen Beowulfepos für das Heldenlob am Grabhügel verwendet, wie wir sahen: ‚his ellen-weorc dugudum démdon' – „sie priesen („beurteilten") nach Kräften seine machtvollen Werke". Diese ‚ellen-weorc' (facta) werden bei Attila im einzelnen aufgezählt. Das „Gericht" über einen berühmten Helden besteht natürlich in dem Preise seiner Taten.

Wir haben nun aus dem 10. Jahrhundert eine Schilderung vom Heldenlobe an der Leiche eines hochberühmten Königs, die mir als ein letzter Nachklang der dichterischen Überlieferung von der germanischen Totenehrung erscheint. Widukind von Corvey gibt in seiner Geschichte der Sachsen (8) eine schöne Schilderung vom Tode Kaiser Ottos I. auf seiner Pfalz zu Memleben im Jahre 973, und berichtet dann, wie sein Tod dem „Volke", das heißt also seinen wehrhaften Gefolgsleuten, verkündet wird (III. Buch, cap. 75):

‚Et cum esset iam sero, nuntiatur populo mors eius. Populus autem pro eius laude et gratiarum actione multa locutus memoravit cum paterna subiectos rexisse pietate, ab hostibus eos liberasse, superbos hostes Avares, Sarracenos, Danos, Sclavos armis vicisse, Italiam subiugasse, delubra deorum in vicinis gentibus destruxisse, templa ministrorumque ordines constituisse; multaque alia bona invicem conferentes regali funeri insistebant' —

„Als es schon spät war, wurde dem Volke sein Tod verkündet. Das Volk aber sprach viel zu seinem Lobe und Danke und erinnerte daran, wie er mit väterlicher Milde seine Untertanen regiert habe, sie von den Feinden befreite, die übermütigen Feinde, die Ungarn, Sarrazenen, Dänen und Slawen mit den Waffen besiegte, Italien unterwarf, die Götzenbilder bei den Nachbarvölkern zerstörte und Kirchen und die Orden ihrer Diener ins Leben rief: und indem sie noch vieles andere Gute untereinander vorbrachten, wohnten sie der Bestattung des Königs bei."

Mit den letzten Worten verrät Widukind, wohin die Schilderung eigentlich gehört, nämlich zum Brauche der Bestattung des Helden – wenn nicht ‚funus' hier ausnahmsweise „die Leiche" heißen soll – denn von der Überführung nach Magdeburg und der Beisetzung dortselbst erzählt er erst im nächsten Kapitel. In dem, was Ottos Gefolgsleute zu Ehren des Toten rühmen, finden wir alle Elemente wieder, die die Totenlieder für Attila und für Beowulf enthalten, und teilweise mit wörtlichen Anklängen: es ist ein Gesamtüberblick über seine hervorragendsten Taten (ellen-weorc) wie bei Attila, mit der lobenden Erwähnung seiner persönlichen Eigenschaften wie bei Beowulf. Die ‚paterna pietas' erinnert an den ‚manna mildust ond mon-þwærust, léodum líodost'; die hinzugefügten Taten für Kirche und Christentum nehmen sich in dieser Umgebung zwar seltsam aus, doch gehören sie eben auch zum Bilde des deutsch-römischen Kaisers. Die ‚multa alia bona', die die Gefolgsleute voreinander rühmen, dürften die ‚gôd word fora gumun' aus dem Heliand wiedergeben.

Ich glaube, daß der Mönch von Corvey, der in seiner lateinisch geschriebenen Heldengeschichte

so manches unmittelbar aus germanischer Überlieferung übernommen hat (9), hier beim Tode seines hochgeehrten Helden eine Art von epischer Formel verwendet, die der germanischen Dichtung geläufig war. Um dieser Einfügung willen hat er anscheinend sogar den Gang seiner Erzählung unterbrochen; er bringt beim Tode des Helden die ihm geläufige Schilderung, welche die Wirkung des Todes auf die Gefolgsleute des Königs am besten wiedergibt. Merkwürdigerweise ist von Trauer nicht die Rede; auch das nächste und letzte Kapitel, das von der Beisetzung in Magdeburg berichtet, klingt in einem stolzen Heldenlobe des Herrschers aus.

Eine Spur der epischen Formel, die das Lob des Gefolgsherrn durch die Männer seines Gefolges wiedergibt – von Widukind sonst ‚populi' genannt, sowie altsächsisch ‚folk' bei gleicher Bedeutung in Einzahl und Mehrzahl gebraucht wird –, glaube ich in einer Formel des Heliand wiederzufinden; und es scheint mir bezeichnend für den Heliand-Dichter, daß er seine Formel an einer Stelle verwendet, die ihm, in ganz losem Zusammenhang mit dem Evangelientext, das Bild der Gefolgschaft vor das dichterische Auge treten läßt. Die Grundformel würde bei Widukind heißen: ‚Populus pro eius laude (et gratiarum actione) multa locutus (est).' Das heißt im Heliand (V. 412 ff.) wörtlich: ‚fagar folk . . filu sprâkun, lof-word manag liudio hêrron' „die glänzenden Gefolgsleute vieles sprachen, manche Lobworte für den Herrn der Leute". Hier bezieht es sich auf die Scharen der Engel, die nach Lucas 2, 15 die Geburt Christi verkündigen: ‚multitudo militiae caelestis laudantium deum et dicentium: gloria in excelsis.' Der Helianddichter sieht die Engelscharen unter dem Bilde des ‚heriskepi', des Heervolkes: ‚sô ward thar engilo te them ênum unrim cuman, hêlag heriskepi fon hebanwanga, fagar folk godes, endi filu sprâkun, lofword manag liudio hêrron' – „da kamen von den Engeln zahllose zu dem einen, ein heiliges Heervolk von der Himmelsaue, glänzende Gefolgsleute Gottes, und sie sprachen viel, manches Lobwort für der Leute Herrn". An eine literarische Abhängigkeit Widukinds vom Heliand ist hier sicher nicht zu denken; beide dürften aus dem reichen Schatze germanischer Dichtung schöpfen, der freilich größtenteils für uns unrettbar verloren ist.

(1) Kap. 41; vgl. Koegel, Gesch. d. deutschen Literatur I., S. 47 f. – (2) Jord., cap. 49: 124, 10 M., nach Priscus; s. Anm. 4. – (3) Das Wort strava ist gotisch: „es bedeutet eigentlich ‚Aufbahrung' und gehört zu straujan Koegel, a. a. O.). – (4) ‚Nam de tota gente Hunorum lectissimi equites in eum locum, quo erat positus, in modum circensium cursibus ambientes, facta eius cantu funereo tali ordine referebant: praecipuus Hunorum rex Attila, patre genitus Mundzucco, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit . . . Postquam talibus lamentis est defletus, stravam super tumulum eius quam appellant ipsi ingenti commessatione concelebrant, et contraria invicem sibi copulantes luctum funereum mixto gaudio celebrant noctuque secreto cadaver terrae recondunt.' Vgl. A. Holder, Jordanis De origine Actibusque Getarum; Freiburg und Tübingen 1882; wichtige Anmerkungen dazu bei Fr. Klaeber, Beowulf and the fight at Finnsburg, 3. Aufl. 1936, App. I. S. 268, § 12. – (5) Koegel a. a. O.: „wo gewiß für praecipuus gotisch mêrs gestanden und den Reimstab zu dem zweiten Halbverse . . . Mundiwaihwis sunus gebildet hat." – (6) Über die Jordanesstelle und ihre Beziehung zur Bestattung Beowulfs s. auch J. Hoops, Kommentar zum Beowulf (Heidelberg 1932), S. 324, zu V. 3137 ff. Hoops lehnt es mit Recht ab, an eine Beeinflussung der Schlußszene des Beowulfepos durch den Bericht des Jordanes oder gar durch homerische Vorbilder zu denken. Der Vergleich mit der unten von uns behandelten Widukindstelle zeigt, daß Brauch und Schilderungsweise bei Altsachsen und Angelsachsen zuhause waren. – (7) Vgl. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum Heliand, s. v. ‚dôm'. – (8) Die Sachsengeschichte des Widukind von Corvey, 5. Aufl., hrgg. von Lohmann/Hirsch, Hannover 1935; S. 153. – (9) Die Verwendung formelhafter Elemente aus der germanischen Dichtung in lateinischer Sprache durch Widukind von Corvey habe ich in einer eingehenden Untersuchung dargelegt, die allerdings wegen mancherlei widriger Umstände noch nicht veröffentlicht werden konnte. Der vorstehende Aufsatz ist ein kleines Teilergebnis dieser Untersuchung.

Oskar Fergg: Die Sonnenbilder der Felsritzungen und ihre Vorbilder am nordischen Himmel

Seit Almgreens grundlegenden Untersuchungen über die skandinavischen Felsbilder als religiöse Urkunden sind die Felsritzungen des Nordens mehr und mehr als Zeugnisse zur germanischen Glaubensgeschichte erkannt worden. Die gleichzeitig vor allem durch Otto Sigfrid Reuter geförderte Entdeckung der germanischen Himmelskunde hat uns ein weiteres Gebiet des Geisteslebens unserer Ahnen erschlossen. Den nachfolgenden Beitrag, in dem der Verfasser zu einer Zusammenschau dieser beiden Forschungsgebiete zu gelangen sucht, bringen wir als Anregung zu erneuter Beschäftigung mit der Felsbilderfrage. Die Schriftleitung

Für Ursache und Art der Entstehung der Sonnenbilder im allgemeinen gibt es verschiedene Deutungen. So hört man z. B., es handle sich vielfach um Beobachtungen des Sonnenlaufes. Die aus konzentrischen Kreisen aufgebauten Bilder sollen Darstellungen der verschieden großen Laufbögen des Gestirns während eines Jahres sein, während man hinter den 4-, 6- und 8-speichigen Sonnenrädern eine Aufteilung des Jahresringes nach ähnlichen Gesichtspunkten vermutet, also gar nicht an eigentliche Sonnenbilder denkt. Beim 4-speichigen Rad, dem wohl bekanntesten und häufigsten unter den alten Sonnenbildern hat sich die Vorstellung des über den Himmelsbogen rollenden Sonnenrades durchgesetzt. Daß auch damit eine durchaus nicht selbstverständliche gedankliche Weiterentwicklung des einfachen Sinneseindrucks verbunden ist, das kommt uns heute meist gar nicht mehr zum Bewußtsein. Es wird aber wohl das beste sein, für die Entstehung der Sonnenbilder die gleichen Grundsätze gelten zu lassen wie für die übrigen Sinnbilder, welche doch ebenso wenig irgend welchen geometrischen Konstruktionen oder gedanklichen Abstraktionen entsprungen sind, sondern den Niederschlag dessen darstellen, was das körperliche Auge sah, das Herz verarbeitete und die Hand zu kultischen oder magischen Zwecken nachbildete. Das gilt für Zwiesel und Donarbesen, wie ich an anderer Stelle (18) nachzuweisen versuchte ebenso wie für den Dreisproß, den Lebensbaum und andere. Es schließt selbstverständlich die Fortentwicklung zu Heilszeichen, die sich in Form und Sinngehalt oft weit von ihren Urformen entfernen, nicht aus.

Betrachten wir, wie ein Kind seine Sonne in die Landschaft setzt! Da sehen wir eine Scheibe oder einen kleinen Kreis mit mehr oder weniger langen und zahlreichen Strahlen verziert, so wie wir auch auf Bauernmöbel, Schnitzereien im Gebälk alter Fachwerkbauten usw. unsere gute Mutter Sonne in gleicher Weise antreffen, ja schon auf Tongefäßen der jüngeren Steinzeit (Abb. 15) neben anderen der Natur entnommenen Sinnbildern wie Tanne (Lebensbaum) usw. Kossinna (4) nimmt in der Tat an, die Sonnenstrahlen seien die Vorläufer der Speichen im Sonnenrad gewesen. Die Betrachtung der Mitternachtssonne soll dazu der Anlaß gewesen sein, sie als einen mächtigen Strahlenkranz nachzubilden, aus dem sich dann das Rad entwickelt habe. Aber gerade die ältesten Urkunden für solch' radförmige Sonnenbilder, die Felsritzungen Skandinaviens, ergeben keinerlei Anhaltspunkte dafür, im Gegenteil, wir sehen dort von Anfang an neben Scheibe und Ring das fast ausschließlich vierspeichige Sonnenrad. Woher stammt nun diese allem Anschein nach nicht abgeleitete sondern ursprüngliche Form? Dem einfachen Menschen der jüngeren Stein- und Bronzezeit ist ja kaum die Vorstellung zuzumuten, daß die goldglänzende Scheibe sich in rollender Bewegung befinde, nachdem doch das körperliche Auge nicht die leisesten Andeutungen einer solchen Drehung wahrnehmen kann.

E. Jung (3) will diese Schwierigkeit in anderer Weise als Kossinna vermeiden: „Die Bewegung des Himmelslichtes, das Nächstauffällige nach seiner Leuchtkraft und seiner Wärme, kann nur sinnbildlich dargestellt werden. Das rollende Rad ist das einfachste Bild dafür." Ähnlich G. Buschan (14). Das klingt recht einfach und würde m. E. noch gestützt durch alte Sonnenzeichen wie Scheibe, Ring mit Punkt, Radkreuz, welche in dieser Reihenfolge betrachtet die Entwicklung des Rades von der Baumscheibe zum Felgenrad mit Nabe und Speiche wiedergeben. Bei der ungeheuren Bedeutung dieser Erfindung wäre ein Einfluß auf die Herausbildung der ältesten Sonnenzeichen wohl denkbar. Aber auch der Ausweg, nicht die Sonne selbst sondern nur ihr Sinnbild in rollender Bewegung zu denken, befriedigt m. E. nicht ganz.

Es soll deshalb im folgenden versucht werden, alle auf den Felsritzungen vertretenen Sonnenbilder in einfachster Weise abzuleiten, nämlich aus unmittelbarer Naturbeobachtung am nordischen Himmel.

Es wird nötig sein, zunächst einiges über diese Felsritzungen zu sagen, wobei ich mich in erster Linie an die grundlegenden Arbeiten von Oskar Almgren (1) halte. Für die Auswertung dieser Bilder ist wichtig zu wissen, daß Almgren in ihnen den Niederschlag von Kulthandlungen, religiösen Feiern und Umzügen erblickt. Da werden Sonnenbilder und solche von Gottheiten mitgetragen, auf Schiffen mitgefahren oder auch aufgestellt, während andere von Menschen in Adorantenstellung umgeben sind.

Wenn wir die Sonnenbilder im einzelnen betrachten, so finden wir als einfachste Darstellung die völlig ausgefüllten, besser gesagt ausgehöhlten Scheiben. Sie bedürfen keiner weiteren Erläuterung, wenn wir von der später zu erörternden Möglichkeit von Monddarstellungen absehen.

Daneben tauchen aber Ringe auf sowie Kreise, welche oft ein Scheibchen oder einen kleineren Kreis einschließen. Sie leiten über zu jenen Sonnenbildern, die aus einer mehr oder weniger großen Zahl konzentrischer Kreise bzw. Ringe aufgebaut erscheinen.

Nach Zahl und Größe beherrschen aber die Radkreuze das Feld. Es sind fast ausschließlich solche mit 4 Speichen. Am auffallendsten unter ihnen sind jene, welche in einem zweiten großen Kreis zu schweben scheinen, manchmal sogar von einem dritten umgeben sind. Sie wurden auf langen Stangen getragen oder auf hohen Gestellen zur Schau gebracht. Es sind dies die wichtigsten und eigenartigsten Sonnenbilder der nordischen Felszeichnungen, denn gerade sie zeigen ihre Herkunft vom nordischen Himmel besonders deutlich, wie wir im folgenden sehen werden.

Der einfachste Eindruck, den die Sonne auf den Beschauer macht, ist der einer Scheibe. Als solche finden wir sie auch abgebildet, gelegentlich sogar in deutlicher Beziehung zu Kulthandlungen (Abb. 1). Diese Bilder bringen, wenn ich so sagen darf, die „Alltagssonne". Es ist deshalb zu verstehen, daß sie im Kult von den sogleich zu besprechenden Bildern in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Sonne hatte ja auch ihre Festtage, an denen sie sich mit besonderem Prunkgewand schmückte. Dies reizte mehr zur Nachbildung.

Dazu gehören die sogenannten Sonnenhöfe, auch Kränze genannt (10). Man versteht darunter farbige Ringe um Sonne (oder Mond). An die Lichtquelle schließt sich unmittelbar ein farbiger Hof, die Aureole, die innen bläulich, außen rot gefärbt ist. Es können sich aber unter günstigen Umständen noch mehrere solcher farbiger Ringe anschließen. Diese Erscheinung zeigt sich bei uns oft nur als heller Schein, ist aber auch dann sehr auffällig. Sie ist auf Brechung des Lichtes an Eiskristallen oder Wassertropfen zurückzuführen. Die Ringe sind bei bevorstehendem guten Wetter groß, andernfalls klein.

Jede Folge farbiger Ringe, die mit Rot abschließt, bezeichnet man als eine Abteilung und kennt Kränze mit drei und mehr solcher Abteilungen, was mindestens einem Dutzend von Farbringen entspricht (3 blaue, 3 gelbe usw.). „Es gibt Kränze von sehr geringer Schönheit ... dagegen sieht man auch wunderschöne Kränze, die in ihren Farbentönen rein und leuchtend sind und durch die Abstufungen in den Farben der aufeinanderfolgenden Ringe stets einen besonderen Eindruck auf den Beobachter machen" (16)

Eine ähnliche Erscheinung kann sich zeigen, wenn der Schatten des Beobachters, der sich auf einem Berg befindet (10), auf eine Wolkenwand oder Nebelschicht fällt. Man gewahrt um den Schatten (Brockengespenst) herum farbige Ringe von den gleichen Eigenschaften wie bei den „Kränzen". Diese Erscheinung wird „Glorie" oder nach ihrem ersten Beobachter „Ulloas Ring" genannt. Sie ist besonders bei tiefstehender Sonne zu sehen.

(Der Bishopsche Ring, eine im Zusammenhang mit starken Vulkanausbrüchen auftretende, durch die in große Höhen geschleuderten Aschenmassen hervorgerufene Erscheinung, kann wohl außer acht bleiben.)

Sind die Sonnenhöfe usw. an sich schon sehr auffällig, so werden sie noch betont durch die Tatsache, daß diese Ringe meist farbig sind. Gerade dies scheint mir für die Wertung dieser Erscheinung sehr wichtig. Wenn schon die Farbenpracht und der kühne Schwung des Regenbogens uns nüchterne Menschen von heute immer wieder in seinen Bann zieht, um wieviel mehr mußten solche Ringe, häufig in mehrfacher Anordnung um die goldene Sonnenscheibe gelegt, den Sinn der frühen Menschheit erregen. Man sah darin wohl das Festkleid, das sich die Sonnengottheit aus besonderem Anlaß umlegte, dem deshalb auch besondere Bedeutung zukam und das so in den Kult einbezogen wurde, um so mehr als, wie wir hörten, solche Kreise die Vorboten von schlechtem bzw. schönem Wetter sind: je größer der Ring desto schöneres Wetter konnte erwartet werden. Vielleicht hat diese Beobachtung die Größenverhältnisse bei der Anfertigung der Sonnenbilder für den festlichen Umzug beeinflußt.

Was in dem Gemüt jener „Urkinder Gottes" vorging, verstehen wir einigermaßen, wenn wir bei E. M. Arndt (Nordische Volkskunde) lesen, wie im heutigen Schweden „Männer und Greise, welche alle Länder Europas und Indien und Amerika durchreist sind, von dem Schimmer und Glanz der Farben gereizt und erfaßt werden, wie sie bei buntem Spielzeug und blanken Kleinigkeiten gleich kleinen kindischen Kindern stehen und gaffen und betasten und nicht fort können, sondern kaufen und bezahlen müssen, bis der letzte Heller aus der Tasche ist". Oder wenn wir sein mit überschwenglichen Worten geschriebenes Kapitel über „Das schwedische Licht" im gleichen Büchlein lesen. Dann verstehen und glauben wir ihm, daß er „verzaubert" war und dürfen dies auch von jenen Vorfahren der heutigen Skandinavier annehmen, denen wir die Felsritzungen verdanken. Da ruhte wohl beim Auftreten solcher Sonnenphänomene die Arbeit, es wurde zum Fest und kultischen Umzug aufgerufen, die mit Furcht oder Hoffnung geschaute Erscheinung nachgebildet, wahrscheinlich auch mit Hilfe dessen, was die Natur bot, farbig gestaltet und schließlich zur Erinnerung oder auch aus magischen Gründen in den Fels geritzt.

Zu solchen Bildern rechnen wohl in erster Linie jene, welche aus kleinen Scheibchen mit umbeschriebenem großem Kreise bestehen. Die eigentümlichen Rondelle auf mehreren Schiffen der großen Ritzung von Lökeberg (Abb. 10) erklärt Almgren aus dem kleinen Maßstab. Der die scheibenförmig gezeichnete Sonne umgebende Kreis ist nur in einem Falle geschlossen, wäh-

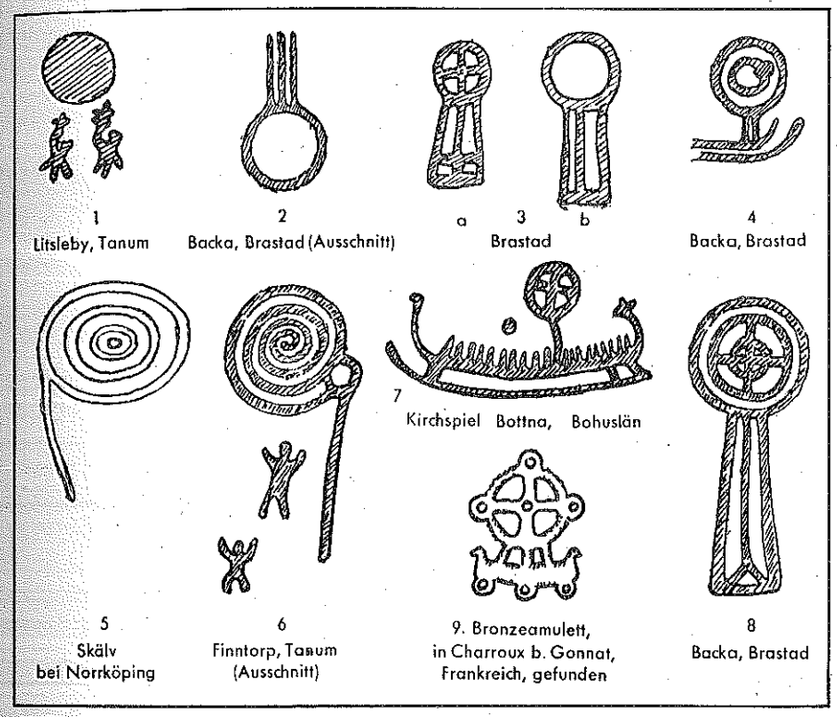


Abbildung 1-9.

rend er in den übrigen unmittelbar in die beiden Abstriche übergeht, welche die Tragstützen andeuten, so daß der Kreis unterbrochen erscheint. Sie gehen auf die Beobachtung einfacher Sonnenhöfe zurück. Die im Verhältnis zu den Höfen recht kleine Sonne wurde in manchen Bildern sogar ganz weggelassen. Ich möchte nämlich hierher auch die einfachen Ringe rechnen. Sie waren als Kultbilder sicher sehr groß gestaltet. Auf Abbildung 2 und 3 b sehen wir solche von nicht weniger als drei Stangen getragen! Es handelt sich also kaum um die Darstellung des Sonnenscheibenrandes sondern um Sonnenräder ohne Speichen, entstanden aus solchen Höfen. Die im Vergleich mit den oft riesigen Ringen recht winzige „Alltagssonne" konnte bei der Nachbildung wegbleiben, weil nur die auffallende farbenprächtige und seltene Erscheinung des Hofes selbst die Erregung und damit auch das Fest ausgelöst hatte. Das gleiche gilt für jene Sonnenbilder, welche aus zwei konzentrischen Ringen bestehen wie eines in Abbildung 4 zu sehen ist, auf dem offenbar eine „Elfenmühle" in den innern Kreis geraten ist, während auf Abbildung 5 drei Ringe noch deutlich ein Scheibchen einschließen. Die aus drei oder mehr Ringen aufgebauten Bilder könnten auch der Glorien-Erscheinung zugerechnet werden. Doch halte ich das nicht für wahrscheinlich, da bei diesem Phänomen, das meist nur wenigen gleichzeitig sichtbar wird, in der Mitte der farbigen Ringe die Gestalt des Beobachters in das Riesenhafte verzerrt zu sehen ist (Brockengespenst), was in den Felsbildern sicherlich Ausdruck

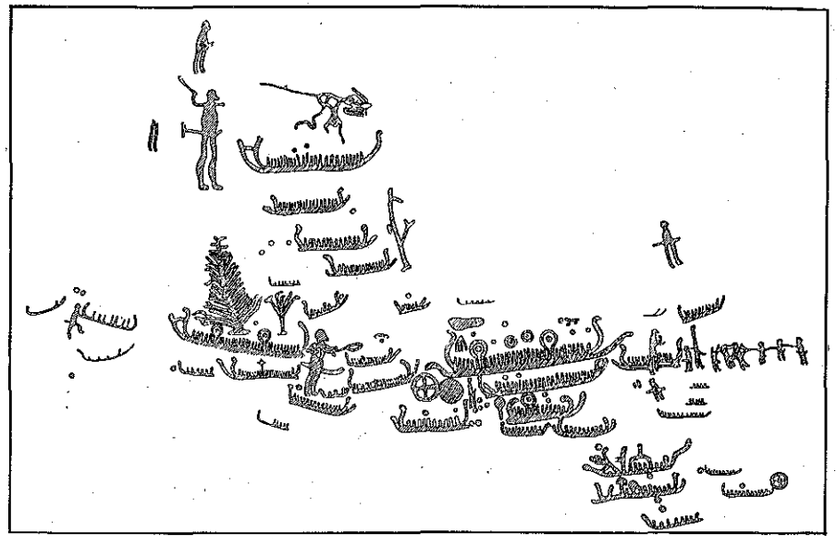


Abbildung 10. Lökeberget, Kirchspiel Foß, Bohuslän.

gefunden hätte. Wir werden also am besten wohl auch die Sonnenbilder mit mehreren Kreisen (Abb. 11) auf Sonnenhöfe (Aureolen) zurückführen, die ja, wie wir oben hörten, auch mit mehreren Ringen auftreten können. Bei starker Vermehrung der Kreise in einem Sonnenbild ist wohl, abgesehen davon, daß der Beobachter die wirklich vorhanden gewesenen Kreise wohl kaum gezählt bzw. im Gedächtnis behalten hatte, in erster Linie an eine bewußte oder unbewußte Häufung der Ringe aus magischen Wünschen heraus zu denken. Spätere, als Schmuckelemente verwendete Sonnenbilder zeigen oft eine derart große Zahl konzentrischer Ringe, daß dann wohl das künstlerische Bestreben, den Raum aufzulösen, den Ausschlag gab.

Während die bisher behandelten Sonnenbilder meist auf Schiffen gefahren oder an Stangen getragen wurden, denkt Kjellmark (Fornvännen 1909) nach Almgren bei den mächtigen Figuren der Zeichnung von Hjulatorp (Abb. 11) an Entsprechungen zur bekannten Sonnenscheibe von Trundholm. Er weist darauf hin, daß die besterhaltene von ihnen mit einem Bügel versehen ist, welcher der Öse der Trundholmer Scheibe entsprechen dürfte. Er vermutet weiter, daß die vier Räder neben dieser Scheibe einen Wagen andeuten sollen, der das Sonnenbild trug. Und dieses ist aus nicht weniger als neun konzentrischen Kreisen aufgebaut.

Auf einem Bild in Finntorp, Tanum (Abb. 6) finden wir ein mit Tragstützen versehenes und von Adoranten begleitetes Sonnenbild, das als Spirale gezeichnet ist. Dieser auf den Felsritzungen, soweit sie meiner Durchsicht in der Literatur zugänglich waren, sehr seltene Fall, läßt sich m. E. nicht, wie das bei ähnlichen Darstellungen späterer Zeit meist geschieht, als Konstruktion des jährlichen Sonnenlaufes vom kleinsten zum größten Bogen erklären. Die

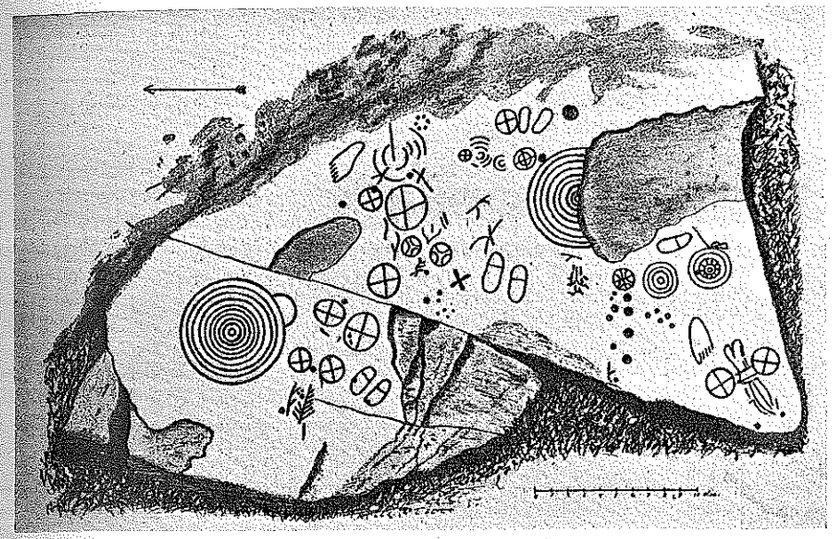


Abbildung 11. Hjulatorp, Kirchspiel Berg, Småland.

Abbildung 6 entspricht völlig einem aus konzentrischen Ringen aufgebauten Sonnenbild von Skälv (Abb. 5), das ebenfalls von einer seitlich angebrachten Stütze getragen wird. Ich vermute deshalb, daß diese Spiralen wenigstens hier die zeichnerische Fortentwicklung aus Kreisen sind. Man darf m. E. in solche Bilder nicht zu viel hineingeheimnissen. Wir kommen auf diese Frage nochmal kurz zurück.

Bezüglich des späteren Eindringens dieser Sonnenbilder – Scheiben, Kreise, Spiralen – in Kunst und Brauchtum der einzelnen Völkerschaften muß auf die einschlägige Literatur verwiesen werden, desgleichen bezüglich der Frage ihrer Fortentwicklung und Übernahme durch das Christentum, z. B. Aureole-Heiligenschein (14). Nur an eine bemerkenswerte Darstellung aus der jüngeren Eisenzeit sei erinnert. Auf schlesischen Urnen finden sich neben dem Dreischenkel u. a. „rote Scheiben mit braunem Saum, buntem Kranz und einigen Strahlen" (14). Es ist dies wohl ein Nachklang der, wie wir oben hörten, ursprünglich farbig ausgeführten und im Festzug mitgetragenen Sonnenbilder. Vielleicht gehören hierher auch die heute noch in der Gegend von Troja gebräuchlichen Malereien an den Friesdecken „neben dem Dreibein kleinere rote und blaue Punkte, die konzentrisch um einen größeren runden Fleck herumliegen" (14). Man vergleiche hierzu die zu einem Kreis zusammengestellten Punkte auf Bild 11, oben in der Mitte.

Eine wenigstens für unsere Breiten viel seltenere, dafür um so eigenartigere und herrlichere Erscheinung ist der sogenannte Halo. (Abbildung 16 bringt eine schematische Darstellung aus dem Handwörterbuch, Abbildung 17 ist aus Pernter-Exner (16) genommen.) Bei dieser (10) „nicht

gerade häufigen" Naturerscheinung verläuft im Abstand von 22° von der Sonne um diese herum ein heller Kreis, der sogenannte Halo. An ihm zeigen sich unter Umständen „Nebensonnen" in der Höhe der Sonne selbst. Sie sind auf der ihr zugekehrten Seite rot, dann gelb und grün und laufen nach außen in einen weißen Schweif aus. Auch der kleine Halo selbst zeigt diese Farben, wenn auch weniger kräftig. Außerdem trägt er oft oben und unten hörnerartige Fortsätze, die sogenannten oberen und unteren Berührungsbogen. Diese Hörner können sich bei steigender Sonne um den kleinen Halo herumschließen, so daß ein neuer, diesem umbeschriebener Kreis entsteht. Seine besondere Eigenart und Auffälligkeit erhält aber der Halo durch das Hinzutreten des durch Reflexion entstehenden weißen Horizontalkreises, der die ganze Erscheinung quer durchschneidet, sowie durch die sogenannten Lichtsäulen, d. s. helle oft sehr stark leuchtende Streifen, die von der Sonne nach aufwärts bzw. nach abwärts verlaufen. So entstehen die Kreuze, deren Schnittpunkt die Sonne ist. Dadurch, daß die Säulen sichtbar werden können, ehe die Sonne über dem Horizont steht und dann oft rot gefärbt erscheinen, erregen sie in hohem Maße die Aufmerksamkeit des Beobachters.

Zu dieser Erscheinung kann in Entfernung von etwa 46 Grad von der Sonne eine zweite ähnliche hinzutreten. Man spricht dann vom großen Halo.

Der kleine Halo entsteht durch Brechung des Lichtes an den in der Luft schwebenden Eisplättchen, der große wird in ähnlicher Weise durch säulenförmige Eiskristalle hervorgerufen, während die Lichtsäulen durch Spiegelung an den Eisplättchen erzeugt werden. „Deshalb tritt das sogenannte Halo-Phaenomen gerade in den Polargegenden, wo die Luft fast immer von Eiskristallen erfüllt ist, am häufigsten und vollständigsten auf. Nicht selten zeigen sich daselbst sogar mehrere Ringe um die Sonne . . , so daß ein geometrisches Gebilde in der Polarluft zustande kommt, das durch Harmonie und Farbenschmuck der Linien unsere Bewunderung erregt" (7).

Wir dürfen also das Auftreten der besprochenen Erscheinung um so häufiger und schöner erwarten, je weiter wir aus unseren Breiten nach Norden wandern. Dabei kommen wir gleichzeitig in jene Gegenden, in welchen der tägliche Laufbogen der Sonne einen immer spitzeren Winkel mit dem Horizont bildet, so daß sich das Gestirn monatelang nur wenig über ihn erhebt. Damit wird eine zweite wichtige Erscheinung begünstigt, das Entstehen der Kreuze im Halokranz, welche besonders bei tiefstehender Sonne sichtbar werden.

Andererseits wissen wir aber auch, daß sie gelegentlich sogar weit im Süden auftreten können. Chronisten aller Zeiten haben sie gewissenhaft aufgezeichnet, das Volk aber mit abergläubischer Scheu betrachtet als Zeichen des Himmels für bevorstehende schreckliche oder glückliche Ereignisse. Am bekanntesten wurde das Kreuz Constantins, das dieser als Labarum in seine Fahne aufnahm. Die uns überlieferten atmosphärischen Begleitumstände – der Himmel war mit einem grauen Schleier bedeckt und es gab bald darauf Regen – lassen deutlich erkennen, daß es sich um eine Haloerscheinung handelte (15).

Wenn nun schon die oben erwähnten gewöhnlichen Sonnenhöfe Anlaß zu Bewunderung und Nachbildung gegeben haben, um wieviel mehr mußte das beim Auftreten eines Halo der Fall sein, wenn zur Farbe sich die eigenartige Form gesellte. Bleiben wir zunächst beim kleinen Halo. Diesem entspricht das einfache Radkreuz, das sich in zahlreichen Fällen einwandfrei als Kultbild erweist. So zeigt Almgren z. B. eines, das drei Mann halten, ein weiteres, das von zwei Männern in Adorantenstellung umgeben ist. (Alle Bilder aus Tanum.) Vielfach ist das

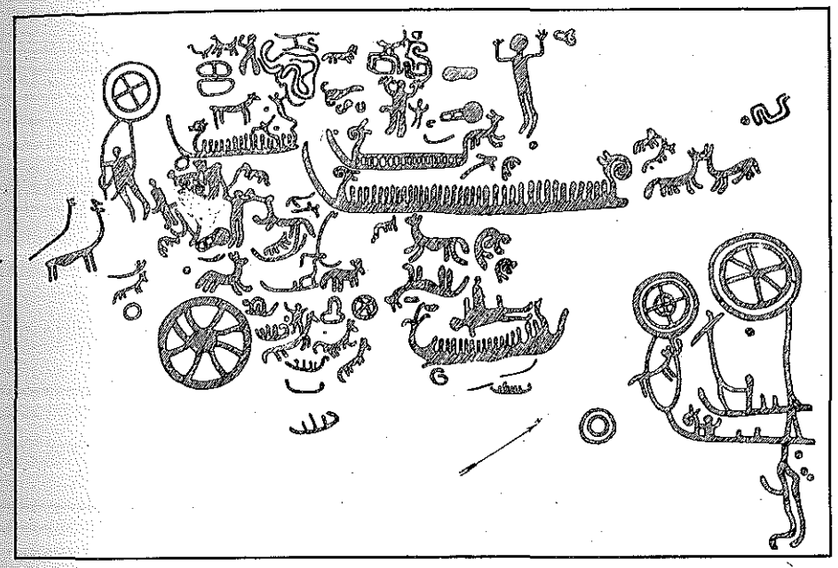


Abbildung 12. Stora Backa, Kirchspiel Brastad, Bohuslän.

Radkreuz an einer oder mehreren Stangen befestigt, zum Fahren auf einem Schiff (Abb. 7), oder zum Tragen bzw. Aufstellen (Abb. 3 a). Daß bei der Nachbildung dieser Erscheinung die Sonne selbst fast immer unterdrückt wurde, hatte wohl den gleichen Grund wie bei der Nachformung der Sonnenhöfe (s. o.). Nur auf einem Bild von Finntorp und einem von Aspeberget fand ich am Schnittpunkt der vier Speichen ein Scheibchen angedeutet, in dem mächtigen achtspeichigen Rad von Stora Backa (Abb. 12) eine verhältnismäßig große. Diese Unterdrückung der Nabe würde sicher unterblieben sein, wenn sie den „Weltnagel" hätte darstellen sollen. Aber die von O. S. Reuter (6) gegebene Ableitung des Himmelsrades mit dem Weltnagel vom Kreisen der Gestirne um die Weltachse, das wenigstens im hohen Norden einigermaßen parallel zum Horizont stattfindet, scheidet für unsere Felsbilder wohl gänzlich aus. Es müßten dann ja auch diese Räder nicht lotrecht stehend, sondern waagrecht, d. h. liegend dargestellt sein, was allerdings dem Ritzer erhebliche Schwierigkeiten bereitet hätte. Aber die Tatsache, daß eine Reihe von Bildern durch mehrere am Radkranz befestigten Stangen getragen werden, zeigt deutlich, daß eine waagrechte Lage nicht in Frage kommt.

Ob die oft eingestreuten kleinen Radkreuze (ohne sichtbaren Hinweis auf ihren Charakter als Kultbilder) nicht doch schon den ersten Schritt zur Wandlung zum reinen Sinnbild und Heilzeichen darstellen, kann wohl nicht ohne weiteres entschieden werden.

Diese Weiterentwicklung soll auch hier nicht untersucht werden. Wichtig ist vor allem die Erkenntnis, daß auch das Bild des Sonnenrades unmittelbar der heimischen Natur entnommen wurde. Wenn aber diese Form einmal gegeben war, dann lag schon frühzeitig eine gedankliche

Beziehung zum Wagenrad recht nahe, das Sonnenrad konnte so wenigstens in der Vorstellung zum Rollen kommen (E. Jung! s. o.). Auch die Möglichkeit der Vermehrung der Speichen war ohne weiteres gegeben, ohne daß man hinter einer solchen irgendwelche besonderen Absichten vermuten müßte. Unter den von Almgren gebrachten Felsbildern fand ich nur zwei mehrspeichige Räder (Abb. 12). Wir müssen auf diese Frage noch kurz eingehen, um dem Einwand zu begegnen, daß von Anfang an etwa das Wagenrad zum Sonnensinnbild erhoben wurde und so in die Kultumzüge und damit in die Felsritzungen kam.

Die Stange, welche das Sonnenrad trägt, ist immer am Radkranz befestigt, nie an der Nabe selbst. Da es sich um handgreifliche Kultgegenstände handelte, wäre letzteres, falls die Vorstellung des Rollens vorhanden gewesen wäre, recht nahe gelegen, um sie u. U. auch wirklich in Drehung zu versetzen, wie das im Volksbrauch heute noch geschieht. So teilt W. Schulte in Germanien (1941, S. 197) mit, daß beim Sternsingen ein Rad benutzt werde, das in dauernder Drehung gehalten werden müsse. Die Felsritzungen lassen aber keinen entsprechenden Schluß für die Bronzezeit zu. Teilweise sind es ja sogar mehrere Stangen, die das mächtige Sonnenbild tragen. Noch einfacher und sinnfälliger wäre es gewesen, wenn man das Rad selbst gerollt bzw. rollend hätte ziehen lassen. Auch dies finden wir im heutigen Brauchtum noch. So erfahren wir durch Schulte (s. o.), daß in manchen Gegenden an Weihnachten ein Rad durchs Dorf gerollt werde und der gleiche Brauch sich in Skandinavien am Julabend finde, was als kultische Unterstützung des neuen Sonnenlaufes gedeutet wird. Auch die vom Sonnwendfeuer zu Tal gerollten brennenden Räder gehören in diesen Kreis, ferner das in der Pfalz und seiner Nachbarschaft bis in die Neuzeit herein an Fasnacht, Sonnwende usw. geübte „Räderschieben" (12); eine sonderbare Bezeichnung, die aber wohl mit „schieben" nichts zu tun hat, denn auch bei diesem Brauch wurden die Räder gerollt. Aber auch für diese Art, das Sonnenbild im kultischen Umzug mitzuführen haben wir auf den Felsritzungen noch keine sicheren Hinweise, denn die das Sonnenrad umgebenden, manchmal allerdings stark stilisierten Gestalten, sind deutlich dessen Träger. In einzelnen Fällen wird es von mehreren zugleich in die Höhe gehalten. An ein rollendes Rad könnte man m. E. auf den Felsbildern höchstens bei den in der Literatur schon mehrfach wiedergegebenen kleinen Bildchen denken, welche ein von einem Pferd gezogenes Rad zeigen (Abb. 13 b). Aber auch hier führt der Strick deutlich zum Radkranz, nicht zur Nabe, was allerdings zeichnerische Ungenauigkeit oder Unzulänglichkeit sein könnte. Alles in allem müssen wir also wohl darauf verzichten, die Vorstellung des rollenden Sonnenrades oder wenigstens den Gebrauch rollender Sonnenbilder schon bis in die Zeit der Felsritzungen zurückzuverlegen. Man formte, trug oder fuhr das Sonnenbild so wie man es sah und ritzte es schließlich auch so in den Fels. E. Jung nimmt übrigens selbst an, daß in frühstufigem, kindlich-künstlerischem Veranschaulichungsbedürfnis der pferdebespannte Sonnenwagen den Zweck hatte, „die Bewegung der Sonne am Himmel zu verdeutlichen". Das zeigt deutlich, daß die Vorstellung des Rollens fehlte. Wann und wo diese zuerst auf das Sonnenbild und vielleicht auf die Sonne selbst übertragen wurde, das wissen wir nicht. Daß sie aber später die Formung der Sinnbilder beeinflußt hat, geht daraus hervor, daß aus dem Sonnenbild mit geraden Strahlen (s. u.) der „Sonnenwirbel" wurde. Auch der Ableitung des Hakenkreuzes vom Radkreuz liegt ja diese Vorstellung zugrunde. Ähnlich ist es beim Drei- und Vierschenkel.

An dieser Stelle muß noch auf das einfache Kreuz (ohne Felgenkranz) eingegangen werden.

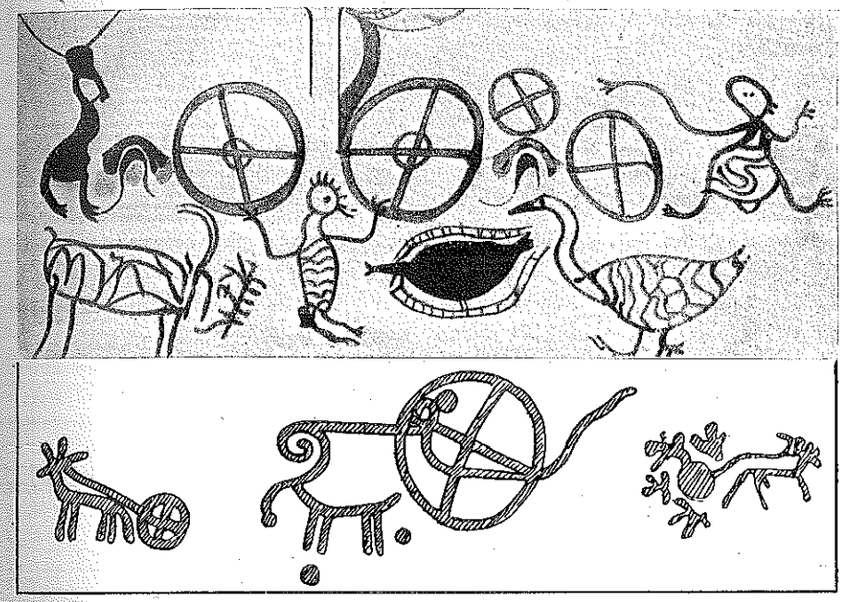


Abbildung 13 a (oben). Von einer Vase aus einem Kammergrab bei Mykenae. – Abbildung 13 b (unten). a) Kalleby, Tanum; b) Backa, Brastad; c) Lilla Arendal, Tanum.

Auch dies „findet sich, frei oder im Schiff und seine Weiterbildung zum Kreuz aus Spiralen" (17). Hermann Schneider faßt es als ein zerbrochenes Rad auf und erschließt aus dem Nebeneinander der Bilder eine Geschichte: „Der Wagen, das Rad, sie zerbrechen im Winter, es bleibt ein gebrochener Wagen, ein Speichenkreuz oder ein Rad mit gebrochenem Rand (Hakenkreuz). .... Das Kreuz ist das Symbol der besiegten Sonne." Bei den mitunter auftretenden Bildchen, welche ein Speichenkreuz mit Teilen des Felgenkranzes zeigen, könnte man vielleicht an die Darstellung zerbrochener Räder denken, ohne aber der angeführten Deutung folgen zu müssen. Wahrscheinlich sind es aber nur unvollständig gebliebene Zeichnungen. Die einfachen Kreuze dagegen möchte ich als Nachbildung der Halokreuze auffassen. Sie entstehen durch Spiegelung an den Eiskristallen und sind deshalb nie farbig, „bald von mildem Schein, bald von blendendem Leuchten. Wohl aber erscheinen sie häufig ganz rot, in der Farbe des Abendrotes, was einen besonders schönen Anblick bietet" (16). Voraussetzung ist, daß entweder senkrecht und waagrecht fallende Eiskristalle (Plättchen und Säulen) gleichzeitig vorhanden sind oder daß sich einem Horizontalkreis (als Querbalken) senkrechte Lichtsäulen (als Längsbalken) zugesellen. „Diese Erscheinungen sind wohl diejenigen, die das größte Aufsehen und ein an Verblüffung grenzendes Erstaunen hervorgerufen haben" (16). Es sei an das oben erwähnte Kreuz Konstantins erinnert.

Wenn die Bewölkung ungleichmäßig ist, dann können u. U. nur Stücke der Haloerscheinung sichtbar werden. Hierher möchte ich aber nicht die „zerbrochenen Räder" rechnen, wohl aber

vielleicht einige Ritzungen von Hjulatorp (Abb. 11). Dort ist übrigens auch ein schönes einfaches Kreuz zu sehen sowie einige Zeichnungen, die wohl als Sonderfälle des kleinen Halo am leichtesten zu deuten sind. Ein genaueres Eingehen auf solche Einzelformen und ihre Gleichsetzung mit Himmelserscheinungen ist hier nicht möglich, ihre Mannigfaltigkeit zu groß. Das häufigste allerdings ist der einfache Haloring. Vielleicht sind die oben zuerst behandelten einfachen Ringe (ohne Kreuz usw.) ebenfalls vom Halo abzuleiten, denn die Sonnenhöfe oder Kränze sind meist wegen der starken Blendung durch die Sonne selbst schlecht zu beobachten. Bei den Mondhöfen allerdings fällt diese Störung weg. Zudem sind die Haloerscheinungen bei uns nicht so selten wie meist angenommen wird. In Holland wurden im Verlauf von 7 Jahren nicht weniger als 1689 gezählt. Von diesen werden natürlich die meisten recht unauffällig gewesen sein, so erschien z. B. der gleich noch zu besprechende „große Halo" nur 38mal, das Kreuz 6mal. Die manchmal stark in die Breite gezogenen, als Queroval gezeichneten Sonnenbilder – Abb. 5 zeigt eines, bei dem diese Abweichung nur wenig hervortritt, bei anderen Ritzungen ist sie sehr auffallend und zweifellos beabsichtigt – zeugen von sehr guter Naturbeobachtung und sind ein weiterer Beweis dafür, daß die Vorlage dazu der Himmel selbst geliefert hat; wenn nämlich solche Erscheinungen in der Nähe des Horizontes auftreten, so sieht sie der Beobachter infolge der Refraktion tatsächlich in dieser elliptischen Form. Es handelt sich also nicht um schlechte, ungeschickte, sondern besonders naturgetreue Darstellungen.

Betrachten wir nun auf der Felsritzung von Stora Backa (Abb. 12) die Zeichnung ganz links oben. Wir haben da nach Almgren „ein Sonnensymbol, das in ritueller Weise herumgetragen wird". Das Radkreuz scheint in der Mitte eines zweiten großen Ringes frei zu schweben. Die Art der Befestigung hat der Ritzer weggelassen, da es ihm offenbar nur auf die Darstellung des Sonnenbildes selbst ankam, nicht auf die Aufzeichnung technischer Einzelheiten. Auf dem gleichen Felsen sehen wir ganz rechts ein großes Rad, das in ähnlicher Weise an zwei Stangen befestigt ist, die aber hier vom Steven eines Schiffes ausgehen. Dieses Sonnenbild entspricht besonders stark dem großen Halo, während dem Ritzer das dritte in Betracht kommende Bild ganz rechts außen offenbar weniger gut gelungen ist. Bemerkenswert ist aber an ihm, daß der Versuch gemacht wird, auch die Befestigung des inneren Rades am äußeren anzudeuten. Recht deutlich springt ferner die Übereinstimmung mit dem großen Halo bei einem Bild von Backa Brastad (Abb. 8) in die Augen, das sehr geschickt und genau geritzt ist. Das Sonnenrad wird von einem Gerüst aus drei Stangen getragen und war offenbar zum Aufstellen bestimmt. Im übrigen tritt der große Halo, weil er mehr den Polargegenden eigen ist, auf den Felsritzungen stark zurück gegenüber dem einfachen Radkreuz. Auf der großen Zeichnung von Hjulatorp in Småland (Abb. 11) z. B. finden wir rechts oben einen Doppelkreis, der von einem Kreuz durchschnitten wird, zwischen andere Sonnenbilder eingestreut.

Da es sich bei diesen Felsritzungen um die Festhaltung ritueller Umzüge usw. gehandelt hat, so dürfen wir erwarten, daß irgendwelche Andeutungen davon sich im Volksbrauch erhalten haben. Tatsächlich lassen sich solche Nachklänge beobachten. „Noch lebende Zeugen handgriffl icher Verwendung des Radkreuzes im Brauchtum des Jahreslaufes sind die archaisch an vier Speichen festhaltenden Osterfeuerräder von Lügde bei Pyrmont und der Pfingstbaum mit Kranz und Querbalken (Queste) in Questenberg im Südharz" (11). An eine solche Verbindung mit uralten Sonnenbildern denkt auch H. Winter (9), wenn er vermutet, „daß in einer tiefen Brauchtumsschicht der Nickel mit einem leuchtenden Sonnenbild an der Stange oder

an der Gabel zu uns kam. Aus nordischen Felszeichnungen kennen wir derartige Sonnenbilder. Sie sind aber auch heute noch im Brauchtum lebendig. Wir erinnern nur an die Sommertagsgabel der Südpfalz, die einen grünen Buchskranz an einem spiralig geschälten Gabelstock trägt". Hier schließen ferner die schwedischen Sternsinger an (Germanien 1940 S. 202), die ein Radkreuz auf einer Stange tragen (vgl. auch oben!).

Auf die Fortentwicklung zum reinen Sinn- und Heilszeichen sowie die späteren Beziehungen zum christlichen Kreuz kann hier nicht eingegangen werden. Eine solche Übergangsstufe sehen wir auf jenem Bronzeanhänger, der in Mittelfrankreich gefunden wurde und aus der späteren

Abbildung 14. Mondsee, Oberösterreich. Aus Kossinna (5).

Bronzezeit stammt (Abb. 9). Er stellt ein von einem Kultboot getragenes Radkreuz dar. Drei Achsenenden weisen kleine Ringe auf. Er sollte wohl ebenso eine „magische" Wirkung für den Träger sichern wie das nach Angabe von F. Mößinger (Germanien 1940, S. 205) nach einer Tiroler Sitte über die Stalltüre zum Schutz des Viehes aufgehängte Radkreuz, erinnert anderseits in der Form an das Pektorale von Köln mit den fünf Sonnenscheiben (E. Jung 345).

Ob bei manchen solcher Brauchtumsbilder der ganze Halo noch etwas durchschimmert, das läßt sich schwer entscheiden. Es wäre m. E. zu gewagt, etwa die Ringe des eben genannten Bronzeamuletts mit den Nebensonnen in Verbindung zu bringen, eher schon könnte man bei den Questen rechts und links des Questenbaums an solche Beziehung denken, da ja auch die Nebensonnen, wie wir hörten „in weiße Schweife" auslaufen. Daß sie auf den Felsritzungen nicht mit dargestellt sind, wäre kein Gegenbeweis, da ja diese Bilder alle so stark vereinfacht sind, daß wir nur das Allernotwendigste darauf angedeutet sehen. Auch wäre durchaus denkbar, daß solche Sonnenbilder, wenn schon nicht im Bereich jener Ritzer, so doch in anderen Gegenden üblich waren. Daß gerade diese Nebensonnen schon immer auch in unseren Breiten starke Beachtung fanden, geht u. a. daraus hervor, daß ihnen C. v. Megenberg – er nennt sie Parhelios – ebenso wie den Sonnenhöfen je ein kurzes Kapitel in seinem Buch der Natur widmet. Merkwürdig sind ja auch die eigenartigen Fortsätze oben auf den Sommertagskränzen

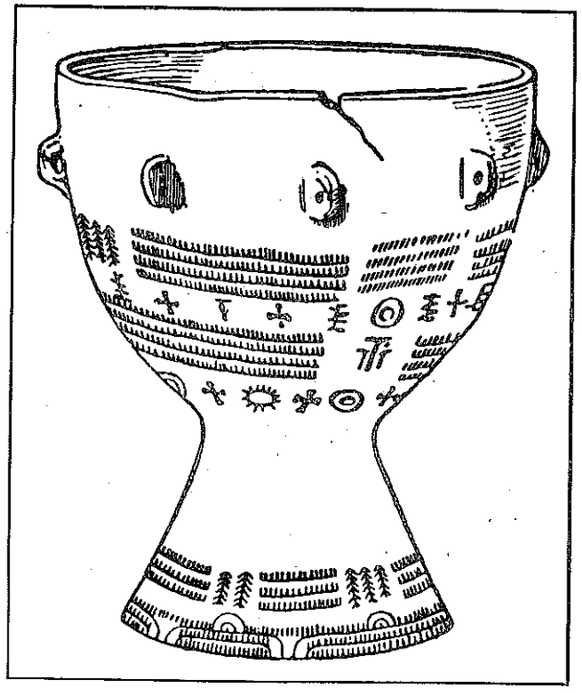


Abbildung 15. Hornsömmern, Kr. Langensalza. Aus Kossinna (5).

(vergleiche die Bilder vom Kriemhildenstuhl!), welche an der Stelle der „hörnerartigen" Berührungsbogen sitzen, die Form des Rhönkreuzes (Germanien 1940 S. 202) u. a. Wir müssen es aber beim Hinweis auf die Konvergenz der Erscheinungen belassen, wir finden ja auch unter den Radnadeln solche, welche mit dem großen Halo der Felsritzungen völlig übereinstimmen, ebenso gut aber dem freien Gestaltungstrieb des betreffenden Bronzegießers ihre Entstehung verdanken können.

Ferner sei noch darauf hingewiesen, daß sich bemerkenswerterweise auf Kalenderstäben von Skandinavien neben allerlei Sinn- und Kalenderzeichen alle bisher besprochenen Sonnenbilder der Felsritzungen wiederfinden, und zwar wie dort mit einem Stiel versehen. Bei einer genauen Betrachtung der in Germanien 1941, S. 149, abgebildeten Stäbe fand ich so den einfachen Kreis, mit und ohne „Hörner", ferner Kreise mit Punkt oder kleinerem Kreis in der Mitte, die Spirale (ebenfalls auf einem Stab!) und vor allem auch das Radkreuz, in einem Fall sogar von einem allerdings im unteren Teil nicht ganz geschlossenen zweiten Kreis umgeben. Es ist klar, daß dies kein Zufall sein kann. Es hat wohl jedes dieser Sonnenbilder im Verlauf der Jahrtausende seine besondere Bedeutung bekommen.

Den schönsten Nachklang des den nordischen Felsritzungen zugrunde liegenden Brauchtums finden wir aber in den aus der Zeit der Römerherrschaft stammenden Felszeichnungen des

Kriemhildenstuhls bei Bad Dürkheim. „Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung für sich, daß auf dem Felsen unsere Vorfahren Sonnwendfeiern abhielten und in Erinerung an ihre Erlebnisse die Felszeichnungen einmeißelten ... Das Rad erscheint zumeist in Verbindung mit Stäben. Auffallend ist die Ähnlichkeit dieser Radstäbe mit den Radnadeln der Bronzezeit, aber auch mit den Brezelstäben, die heute noch unsere Jugend zum Sommertag trägt. Derartige Radstäbe mögen die Teilnehmer an den Sonnwendfeiern bei ihren Aufzügen getragen haben" (13).

Sowohl das Radkreuz als Nachbildung des kleinen Halo, als die Erweiterung der Figur in Richtung auf den großen Halo, dürfen wir nach dem Vorausgegangenen in erster Linie im Norden erwarten, wo diese Erscheinungen am häufigsten und reinsten auftreten. Auffallend bleibt aber, daß in Einzelfällen beide Formen sehr weit im Süden auftauchen. So bringt Almgren ein Vasenbild aus einem Kammergrabe (Abb. 13 a) bei Mykenae, das neben zwei einfachen Radkreuzen zwei solche mit zusätzlichem kleinem inneren Ring aufweist. Sie gehören der spätmykenischen Zeit an. Almgren vermutet, daß nur ein Teil der Felsbilder rein nordischem Kult entstamme, während andere Elemente wie Lebensbaum, Donnerbeil und auch das Sonnenrad aus dem schon früher Ackerbau treibenden Zweiströmeland kamen. Nach unserem heutigen Wissen über die Wanderzüge der Jungsteinzeit, nach dem Fund des aus dem 4. Jahrtausend stammenden Holzpfluges von Walle in Ostfriesland usw. muß diese Ansicht abgelehnt und die umgekehrte Richtung angenommen werden. Für das Sonnen- bzw. Donnerrad als Attribut des Sonnengottes sowie des Blitz- und Donnergottes im Norden wie im Süden gilt ähnliches.

Wann und wo die Sonnenbilder zuerst entstanden sind, läßt sich heute nur sehr schwer sagen. Daß sie schon in der Jungsteinzeit verhältnismäßig häufig als Sinnbilder und Schmuckelemente vorkommen, ja in einzelnen Formen (Malteser Kreuz?) sogar schon eine gewiße Entwicklung hinter sich haben, das zeigt ein Blick in irgendein einschlägiges Werk. Von solchen Bildern konnte aber in vorliegender Arbeit nicht ausgegangen werden, da sie ihre Herkunft nicht so eindeutig erkennen lassen wie jene Felsritzungen.

Aber auf eine von Kossinna (5) gebrachte Abbildung muß kurz verwiesen werden. Er zeigt Tonkrüge aus der Mondseekultur, (Abb. 14) welche zwei Sonnenbilder tragen. Das eine von ihnen ist aufgebaut aus sechs um einen Mittelpunkt gezogenen konzentrischen Kreisen, deren äußerster einen Strahlenkranz trägt. Dieser soll offenbar besonders hervorheben, daß es sich hier um ein Bild der Sonne handelt. Ferner finden wir eine Spirale, deren äußerster Umgang sich wieder zum Kreis schließt und ebenfalls einen Strahlenkranz trägt. Also ist auch die Spirale hier ein Bild der Sonne. Der Zusatz des Strahlenkranzes wurde auch beim Radkreuz notwendig zu einer Zeit oder an einem Ort, da es allein nicht ohne weiteres als Urbild der Sonne gefühlt wurde. Dies sehen wir aus der Beobachtung, die Clemen (1) in seiner „urgeschichtlichen Religion" mitteilt, daß „in der Gegend von Nördlingen ein von Strahlen umgebenes Radkreuz noch jetzt auf bestimmten Gegenständen vorkommt und allgemein als Sonne erklärt wird".

Die zuletzt genannten Bilder sind wohl zu unterscheiden von jenen in der Volkskunst recht häufigen aber schon in der Jungsteinzeit auftretenden einfachen Kreisen mit Strahlenkranz. Man vergleiche z. B. die Handpauke des Anhalter Stils (Abb. 15) bei Kossinna (5). Es sind einfache Bildchen, wie sie auch unsere Kinder zeichnen. Mit Sonnenfesten haben sie wohl nichts

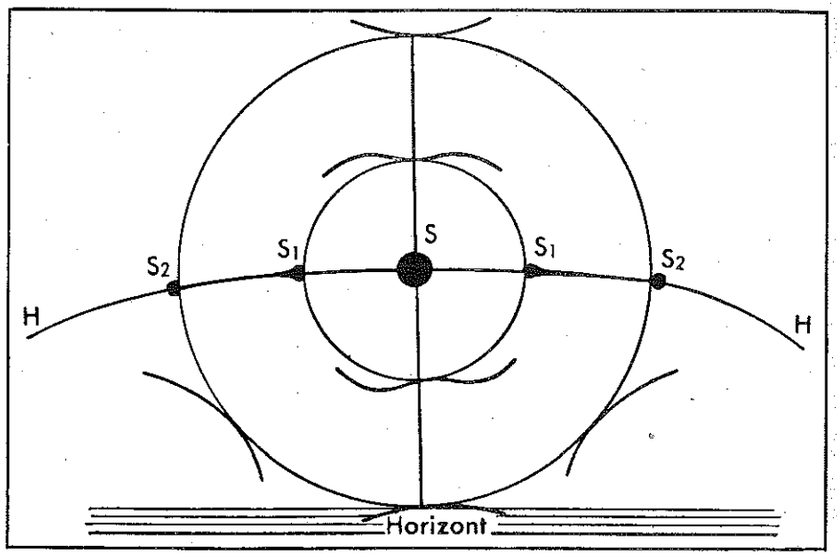


Abbildung 16. Schemir zum Halo. Handwörterbuch der Naturwissenschaften Band 1.

zu tun. „Daß die Strahlen des Sonnenhauptes ... älteste nordische Vorstellungen sind, geht aus den Strahlenhäuptern von Sonne und Mond von bronzezeitlichen Bildern hervor" (6). Und Tacitus berichtet in seiner Germania 45, daß man jenseits der Suionen, wo Abend- und Morgenschein der Sonne sich begegnen, die Strahlen des Sonnenhauptes zu sehen glaube (radios capitis adspici persuasio adicit). Wir brauchen zur Erklärung der Entstehung dieser Strahlenbilder nicht die Mitternachtssonne zu bemühen, wir können die Erscheinung der von der Sonne ausgehenden oftmals farbigen Strahlen beim Durchdringen des Lichtes durch Wolkenbänke, vor allem beim sogenannten „Wasserziehen" der Sonne immer und überall beobachten. Und wenn wir bei klarem Himmel versuchen in die Sonne zu sehen, schließen wir unwillkürlich wegen der starken Blendung die Augen möglichst stark und auch dann treten ähnliche „Sonnenstrahlen" auf. In der Volkskunst sind diese schlichten Bildchen häufig noch mit dem Gesicht der Mutter Sonne versehen. Auf einem Hause in Dörrenbach in der Pfalz sehen wir dies freundliche Sonnengesicht mit Sonnenwirbel, Palmette, Hakenkreuz und verschiedenen Sternen treu vereint, am Weintor ist es als Wappenbild von Schweigen in das Gebälk geschnitzt.

Zum Schluß muß noch auf zwei Himmelserscheinungen eingegangen werden, welche zur Erklärung der Felsbilder nicht herangezogen wurden. Da ist zunächst die teilweise, ringförmige und totale Sonnenfinsternis. Wie stark diese heute noch die Naturvölker, ja sogar den hasten-

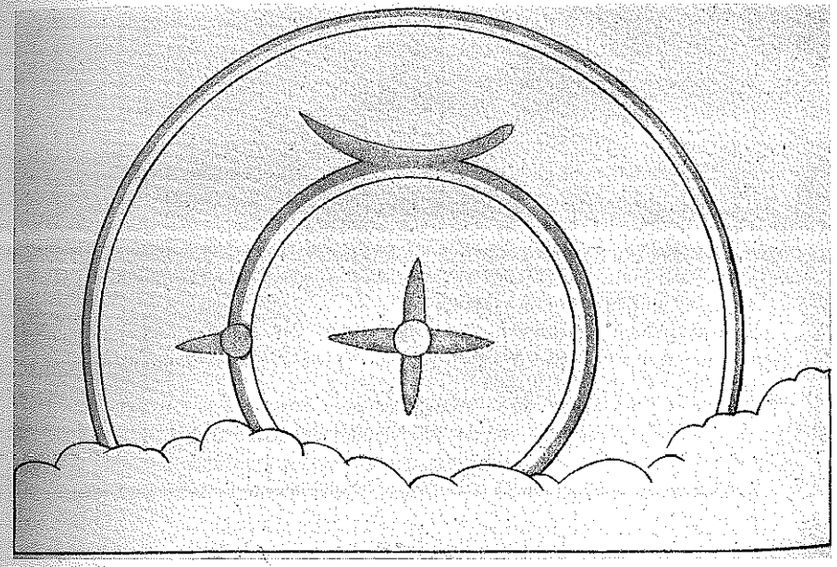


Abbildung 17. Halo mit Lichtsäulen. Aus Pernter-Exner, Meteorologische Optik.

den Großstadtmenschen in ihren Bann schlägt, ist bekannt. Ein solches Ereignis könnte also recht wohl ebenfalls seinen Niederschlag in Feiern anläßlich der glücklichen Wiedergeburt der Sonne und damit auch in Felsritzungen gefunden haben. Man könnte an all die völlig ausgehöhlten Sonnenscheiben denken. Es fehlen aber die bei den bisher besprochenen Sonnenbildern in die Augen springenden Parallelen. Man hat wohl die von solchen Scheiben manchmal wie Wurzeln nach allen Seiten hin ausgehenden Striche gelegentlich als Strahlen gedeutet, könnte in diesem Sinne also an die Sonnenkorona denken. Ich glaube aber, daß die übliche Deutung dieser Striche als menschliche Figuren richtiger ist, ganz abgesehen davon, daß eine Beobachtung der Sonnenfinsternis in ihren Einzelheiten mit bloßem Auge wenigstens bei klarem Himmel nicht ohne weiteres möglich war. Auf einem dieser nordischen Bilderbogen (Abb. 10) sehen wir eine Scheibe in Berührung mit einem gleichgroßen Radkreuz. Auch dies vermag nicht zu überzeugen, es ist wohl eher die neue, der Winternacht entronnene Sonne. Wenn O. S. Reuter (6) mitteilt, daß „die ostwärts gerichtete Bewegung der Verfinsterungen der Sonne nebst ihrem gleichzeitigen scheinbaren Hinabgerissenwerden nach Westen" schon von dem westgotischen Sisebut mit völliger Klarheit erkannt wurde, so beweist dies, daß der Himmel von den Germanen schon immer mit scharfem Auge beobachtet wurde. Da aber in der Frühzeit der forschende Verstand dabei wenig mitzureden hatte, sondern, je weiter wir zurückgehen um so stärker und ausschließlicher solche Naturerscheinungen vom Gemüt verarbeitet

wurden, so wäre, wie schon gesagt, an sich das Auftreten diesbezüglicher Bilder unter den Felsritzungen denkbar. Solange aber keine besseren Unterlagen vorhanden sind, wollen wir von der Einbeziehung der Sonnenfinsternis besser gänzlich absehen.

Ähnlich ist es mit der Frage, ob nicht der Wechsel von Vollmond zu Neumond in den Scheiben und Kreisen seinen Ausdruck gefunden hat, ist doch heute noch der Glaube an eine Wirkung auf Wachstum und Gedeihen von Pflanze, Tier und Mensch im Volk lebendig. Aber auch für ein Hereinspielen dieser Erscheinung in die Felsritzungen fehlen sichere Anzeichen. Für unsere Arbeit ist diese Frage auch nicht von grundsätzlicher Wichtigkeit, da auf diese Weise höchstens die einfachen Kreise und Strahlen ihre Erklärung finden würden, u. U. allerdings auch die Mondhöfe eine Rolle gespielt haben könnten.

Zusammenfassung: Die nordischen Felsritzungen entstanden nach Almgren im Zusammenhang mit Kulthandlungen im Dienst der Sonnenverehrung und des Fruchtbarkeitsgedankens. Dabei wurden auch Bilder der Sonne herumgetragen, gefahren oder aufgestellt. Diese Sonnenbilder nun sind nach meiner Meinung aus unmittelbarer Himmelsbeobachtung entstanden. Die farbenprächtigen Sonnenhöfe und Haloerscheinungen gaben Anlaß zu Festen. Die am Himmel geschauten Bilder wurden nachgeformt, bei den allgemeinen Licht- und Fruchtbarkeitsfeiern als Festtagsschmuck der Sonne beibehalten, wahrscheinlich auch mit bunten Blumen usw. farbig gestaltet, wie wir es ähnlich bei der Pfingstqueste, dem Sommertagsstecken usw. heute noch im Volksbrauch finden. Als Nachklang solcher Sonnenfeste entstanden Felsritzungen, sei es, um die Erinnerung der Nachwelt zu erhalten, sei es auch aus „magischen" Gründen (vgl. die eingestreuten „Elfenmühlen"[1]).

Der Grundsatz, der wohl für die Entstehung der meisten alten Sinnbilder Gültigkeit hat – unmittelbare Übernahme aus der heimischen Umwelt – wäre dann auch für die Sonnenbilder gewahrt. Auch sie entstammen der nordischen Heimat, nicht auf dem Umweg irgendeiner gedanklichen Abstraktion, sondern als unmittelbares Geschenk der Natur selbst, die von jeher „das Bild aller Bilder" war.

(1) Oskar Almgren: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Autorls. Übersetzung v. G. Brancken 1934. – (2) E. M. Arndt: Nordische Volkskunde. Herausgegeben von Dr. O. Huth (Reclam). – (3) E. Jung: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit 1939. – (4) Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte 1934. – (5) G. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen 1934. – (6) Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde 1934. – (7) A. Marcuse: Erdphysik (Weltall und Menschheit Bd. I). – (8) Germanien, Monatshefte für Germanenkunde 1940 und 1941. – (9) Jahrbuch des bayer. Heimatbundes 1938. – (10) Handwörterbuch der Naturwissenschaften 1921 Bd. I. – (11) Wörterbuch der deutschen Volkskunde von G. A. Erich und R. Beitl. – (12) Pfälzisches Museum – Pfälzische Heimatkunde 1924. – (13) F. Sprater: Die Saarpfalz in der Vor- und Frühzeit 1940. – (14) G. Buschan: Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen 1936. – (15) C. Flammarion: L'atmosphère. Paris 1888. – (16) Pernter-Exner: Meteorologische Optik 1924. – (17) Dr. Hermann Schneider: Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivic, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion. 1918. Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle. (18) Mitteil. d. Saarpfälz. Ver. f. Naturkd. und Naturschutz Pollichia, Band VIII, 1940 Kaiserslautern.

Abbildungen 1–9 aus Almgren (1), nachgezeichnet vom Verfasser. Abb. 1, 2, 5 und 8 sind etwa 2×, Abb. 6 etwa 3× größer als bei Almgren. Abbildung 10–16 Photokopie aus Almgren (1), Kossinna (5) und Handwörterbuch (10). Abbildung 17 Halo mit Lichtsäulen aus Pernter-Exner, Meteorologische Optik (16).

Lothar F. Zotz, Prag / Die Ausgrabungen bei Moravany im Waagtal (Slowakei)

Von den zahlreichen paläolithischen Fundplätzen der Slowakei ist bisher keiner planmäßig und nach den Erfordernissen unserer modernen Ausgrabungs- und Untersuchungsmethoden erforscht worden. Das ist um so bedauerlicher, als die Bedeutung der Karpatenländer für die Altsteinzeitforschung weit über das Lokale hinausgeht. Der Reichtum an Höhlen in fast der gesamten Slowakei und die weite Verbreitung des Lösses im Südwesten des Landes bedingen besonders günstige Erhaltungsmöglichkeiten für die Kulturen eiszeitlicher Menschenspuren. Ausschlaggebend aber für die Beurteilung der Gesamterscheinungen der Steinzeit in den Karpatenländern ist deren raumpolitische Lage.

Ein System von Flußtälern verbindet nämlich die Lößgebiete Galiziens und der Ukraine, die während der Steinzeit von kulturell weit fortgeschrittenen Völkern besiedelt waren, mit den ungarisch-rumänischen Tiefebenen. Die so stark in die Augen springende Achse des Waagtales weist aber über die Pässe der Weißen und Kleinen Karpaten ebenso nach Westen, nach Mähren, und nach Südwesten in das mittlere Donaugebiet der heutigen deutschen Ostmark. Aus diesem System der Flußtäler, die die östlichen Weiten auf Nord-Süd- und Ost-Westwegen verbinden, greife ich nur eine Verbindung heraus. Sie führt von der oberen Weichsel und der Krakauer Umgebung, die während der Altsteinzeit reich besiedelt war, an Dunajec und Popper aufwärts in das Zipser Becken. Die Schwelle der Wasserscheide zwischen Ostsee (Popper–Dunajec–Weichsel) und Schwarzem Meer (Schwarze und Weiße Waag–Waag–Donau) ist in dem Hochtal bei Strba kaum fühlbar, und auch an anderen Stellen sind die Niveauunterschiede der Quellgebiete der teils nach Norden und Osten, teils nach Süden und Westen abströmenden Flüsse erstaunlich gering.

Daß diese natürlichen Verkehrswege schon während der Altsteinzeit benutzt wurden, zeigt uns die Anhäufung paläolithischer Rastplätze in der Ukraine und in Galizien einerseits, im nördlichen Ungarn, der Südwestslowakei, Mähren und dem ostmärkischen Gau Niederdonau andererseits. Schon aus diesen raumpolitischen Überlegungen dürfen wir also schließen, daß das slowakische Paläolithikum den Schlüssel zur Erklärung gewisser Erscheinungen in den ältesten Kulturen des südöstlichen Mitteleuropa in sich birgt.

Während der letzten oder Würmeiszeit wurde das kulturelle Bild Europas mehr und mehr von einer hochbefähigten progressiven Menschengruppe bestimmt, deren Kultur man gewöhnlich als Aurignacien bezeichnet. Die Aurignacmenschen waren im Karpatenraum wirtschaftlich abhängig von der Jagd auf das Mammut, später auch von der auf das Rentier. Die Mammutjäger lebten oft längere Zeit an Plätzen, die für die Ausübung der Jagd besonders günstig lagen. Dort sind ihre einstigen Lager manchmal in riesiger Ausdehnung im Löß erhalten. Bekannte derartige Großrastplätze sind Unterwisternitz bei Nikolsburg in Niederdonau, Pschedmost bei Prerau in Mähren und die z. T. riesigen Rastplätze in der Ukraine, am Don und in Sibirien (1).

Zu den Großrastplätzen ist weiter Moravany (Bezirk Pistyan) in der Slowakei zu rechnen. 1935 habe ich die dortigen Fundplätze zum erstenmal begangen, und seitdem war es mir klar, daß man es dort mit einer Fundstelle von sehr großer Bedeutung zu tun hat, die verdiente,

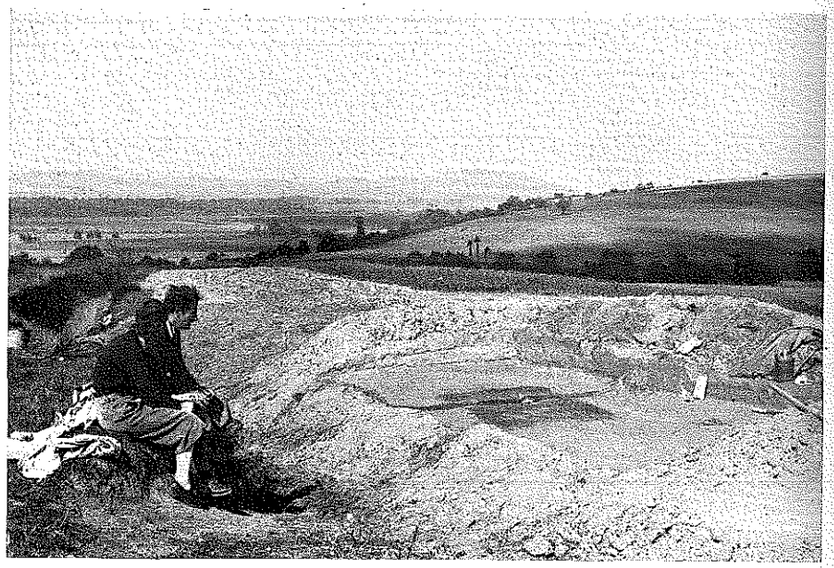


Abbildung 1. Ausgrabung Moravany. Zarkovska 1941. Altsteinzeitlicher Hüttengrundriß. Im Hintergrund Waagtal und Kleine Karpaten.

durch planmäßige Ausgrabungen erschlossen zu werden, ehe sie durch unsachgemäße Unternehmungen zerstört war (2). Von vorneherein war mir die sehr große Übereinstimmung der geographischen Lage von Moravany mit Unterwisternitz aufgefallen. Hier wie dort eine nicht allzu hoch über der Talaue liegende Lößschulter mit weiten Ausblicken in die Niederung, durch die einst die Herden der Mammute zogen. Über diese Beobachtungen habe ich dann zusammenfassend berichtet (3) und in einer späteren Arbeit (4) zugleich die Dringlichkeit planmäßiger Grabungen betont. Bereits in der größeren Arbeit über Moravany in „Quartär" konnte ich an Hand der prachtvollen großen Kerbspitzen vom Kostienkitypus auf wichtige fernöstliche Beziehungen der Mammutjäger des Waagtales hinweisen und damit die östliche Herkunft mindestens der gesamten Donaugruppe des Aurignacien wahrscheinlich machen. Meine späteren Ausgrabungen haben diese Meinung nicht nur bestätigt, sondern dank der von uns angewandten Grabungsmethode die Weltbedeutung des Großrastplatzes von Moravany gezeigt.

Im Herbst 1940 konnten die von mir geplanten Grabungen dank einer Beauftragung durch die Lehr- und Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin, die auch alle Kosten des Unternehmens trug, aufgenommen werden. Dabei habe ich in erster Linie seiner Exzellenz, Herrn slowakischen Ministerpräsidenten Prof. Dr. Tuka, für sein unseren Forschungen entgegengebrachtes Interesse zu danken. Gedankt sei ferner Herrn Ministerialdirektor D. Koso, Preßburg, und allen slowakischen Behörden, die uns unterstützten, vor allem Herrn Schulinspektor Opluštil in Pistyan. Auch die slowakische Presse hat regen Anteil an unseren Erfolgen genommen.

In der verhältnismäßig geringen Zeit von vier Wochen, die mir 1940 zur Verfügung standen, wurden zunächst Probegrabungen in der Flur „Noviny" und „Lopata" durchgeführt. Auf

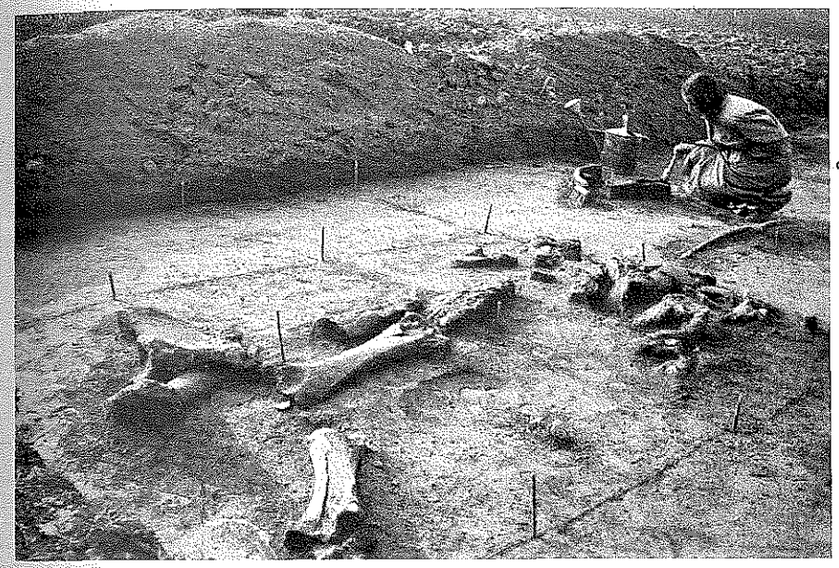


Abbildung 2. Ausgrabung Moravany. Lopata 1940. Mammutknochenlager.

Moravany-Noviny stießen wir in 0,60 m Tiefe auf eine 0,20 m dicke ungestörte Kulturschicht im Löß. Neben vielen zerschlagenen Waaggeröllen fanden sich wie üblich zerbrochene Tierknochen, vorwiegend vom Mammut und Rentier, seltener vom Pferd und Holzkohlenreste von der Kiefer (pinus silvestris). Die Steinindustrie entspricht z. T. dem, was für das sogenannte Spätaurignacien erwartet wurde, zum anderen Teil handelt es sich um große und grobe Geräte, die völlig in den Rahmen dessen passen, was Absolon in Mähren als „Quarzaurignacien" bezeichnet hat. Das Quarzaurignacien ist also mit dem Spätaurignacien verknüpft und gleichaltrig, eine im Hinblick auf die Verhältnisse im Fernen Osten wichtige Feststellung. Diese geologisch eindeutig in die Endphase der Würmeiszeit zu datierende, mit dem groben Quarz- und Quarzitaurignacien verknüpfte Kultur wurde die Wurzel für alles das, was man im Mesolithikum Nord- und Mitteleuropas als „grobgerätige" Kulturen zu bezeichnen pflegt.

Als Rohstoff, aus dem die feineren Werkzeuge geschlagen wurden, dienten vorwiegend Waaggerölle, so vor allem roter und grüner Radiolarit und der schon genannte Quarz. Nordischer Feuerstein ist verhältnismäßig selten.

Nachdem auf einer Fläche von 10 qm die Kulturschicht auf „Noviny" aufs sorgfältigste ausgegraben war, wurde 1940 noch eine weitere Versuchsgrabung auf der Gemarkung „Lopata" angesetzt. Dort gelang es, ein großes Lager von Mammutknochen freizulegen. Unter den Knochen lagen einige Feuerstellen mit Holzkohlen von pinus silvestris. Feuerstein- und Radiolaritgeräte fanden sich in verhältnismäßig geringer Zahl, und auch die großen und groben Quarz- und Quarzitsachen fehlten auf der Lopata nicht. Über diese Versuchsgrabungen habe ich vorläufig ganz kurz berichtet (5).

Schon 1940 hatte ich auf der Gemarkung „Žarkovska" eine besonders ergiebige Fundschicht mit

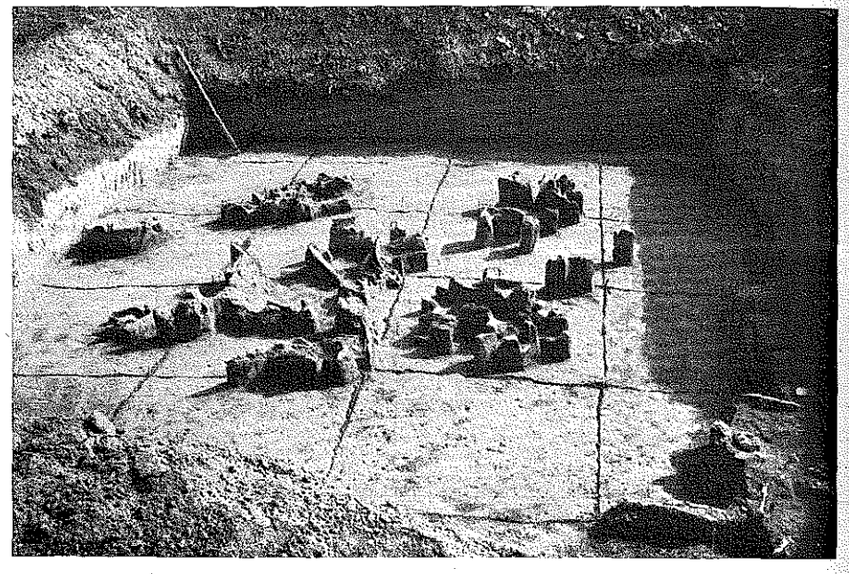


Abbildung 3. Ausgrabung Moravany. Lopata 1941.

Holzkohlen von pinus silvestris und pinus cembra festgestellt, deren Erforschung schon deshalb besonders wichtig erschien, weil sie mit der geologisch-stratigraphischen Gliederung des Lösses in unmittelbaren Zusammenhang gebracht werden konnte. Dieser, durch verschiedene Verlehmungszonen gekennzeichneten Lößgliederung und der Altersbestimmung der einzelnen Zonen habe ich schon in meiner angeführten Arbeit in „Quartär" Aufmerksamkeit geschenkt. Es war mir indes klar, daß eine wirklich zuverlässige geologische Datierung mit Hilfe der allgemein und gewöhnlich angewandten Methoden nicht erreicht werden konnte. Deshalb wurde bei den im September 1941 wieder einsetzenden Ausgrabungen Herr Prof. R. Lais, Freiburg i. Br., vom „Ahnenerbe" mit der speziellen Untersuchung der Lösse von Moravany betraut. Daneben haben wir die Morphologie des Fundgebietes, die durch die Waagterrassen, Lößaufwehung und pleistozäne sowie nachpleistozäne Erosion und Abschwemmung bestimmt wird, geklärt. Die Zonen verlehmter und nicht verlehmter Lösse wurden als die Zeugen eines Wechsels vom rein eiszeitlichen zum gemäßigten Klima durch zahllose Schlämmanalysen untersucht und die jeweilige Schneckenfauna als besonders empfindlicher Klima- und Vegetationsindikator bestimmt. Die Lößrastplätze von Moravany wurden also wie kaum ein anderer europäischer Rastplatz zuvor mit allen Mitteln neuzeitlicher Grabungstechnik in Verbindung mit geologischen, malakozoologischen, mechanischen und chemischen Untersuchungsmethoden aufgeschlossen. Wie stark sich das bezahlt machte, zeigt der erste Grabungserfolg von 1941. Auf der Zarkovska konnte zum erstenmal ein einwandfreier altsteinzeitlicher Haus- oder besser gesagt Hüttengrundriß freigelegt und sowohl kulturell als auch zeitlich eingestuft werden.

Hatte sich dieser Hüttenboden schon in 0,40 m Tiefe (6) als dunkler Flecken im hellen Löß bemerkbar gemacht, so hob er sich 0,10 m tiefer als scharf umgrenztes Rechteck von 2,50 × 1,40 m

Abbildung 4. Ausgrabung Moravany. Lopata 1941. Teilausschnitt aus obigem Bild.

überaus deutlich ab. Die schokoladebraune bis schwarze Füllerde war deutlich geschichtet und reichte bis in 0,85 m Tiefe. Makroskopische Holzkohlenteilchen wurden in diesem dunklen Hüttenboden nicht beobachtet, und auch Knochen waren sehr selten. Zwei Backenzähne eines jungen Mammuts lagen etwa in der Hausmitte. Steinwerkzeuge wurden sehr wenige gehoben, unter ihnen fallen einige Mikrolithen von größter Feinheit auf. An Schmuckstücken fanden sich eine durchlochte Schale der Kaurimuschel (Cypraeaart) und eine andere von einer Conusart. Die Füllung des Hüttenbodens stammt sichtlich von wiederholt in eine vertiefte Grube eingebrachten Lagen von Gras und Laub, aus dessen Vermoderung die dunkle Füllerde hervorgegangen ist. Einen Knochenabfallhaufen legten wir 2,50 m von der Hütte entfernt frei. Dort wurden auch größere Holzkohleflitter beobachtet und ziemlich viel Radiolaritgeräte geborgen. Ein besonders wichtiger Fund ist aber eine große durchlochte, langrunde, verzierte Knochenperle.

Noch vor wenigen Jahren wäre die Annahme, der auf der wirtschaftlichen Stufe des Jägers und Sammlers stehende Altsteinzeitmensch habe in Hütten gewohnt, abwegig erschienen, und selbst heute werden sich viele Forscher gegen eine solche Folgerung sträuben. Ich selbst habe allerdings schon vor Jahren und noch bevor Hüttengrundrisse der Mammutjäger aus Rußland bekannt waren (7), für Großrastplätze wie z. B. Unterwisternitz eine gewisse Seßhaftigkeit der Menschengruppen vorausgesetzt und an die Möglichkeit, durch entsprechende Grabungsweise Hausgrundrisse zu erhalten, gedacht (8). Aber weder Absolon noch Bohmers, der dies ausdrücklich betont (9), konnten unter den Pollauer Bergen etwas ähnliches beobachten. Allein diese altsteinzeitlichen Hausgrundrisse – wir ergruben später einen zweiten Grundriß auf der Lopata – von Moravany verleihen diesem Platz Weltbedeutung, konnte doch bisher an keiner anderen Stelle Mitteleuropas eine solche Siedlungsweise für eine so frühe Zeit nachgewiesen werden. Die

Lebensweise der würmeiszeitlichen Mammut- und Rentierjäger, die wir bisher mit den rein schweifenden Jägervölkern zu vergleichen gewohnt waren, war sichtlich schon stärker an den Ort gebunden und wird allenfalls mit jener der Lappen zu vergleichen sein, deren Koten das Volk vom Winter- zum Sommerrastplatz begleiten.

Die sich in der Steinindustrie ausdrückende Zivilisation von Moravany-Žarkovska ist von dem mit dem groben mousteroiden Quarzaurignacien verknüpften Spätaurignacien von Moravany-Noviny durchaus verschieden. Das äußert sich zunächst im Werkstoff. Die Geräte bestehen ausschließlich aus rotem Waagschotter-Radiolarit. Die groben Quarzitsachen fehlen völlig, aber auch nach den an den anderen Fundplätzen so besonders häufigen Sticheln sucht man vergebens. Es überwiegen Klingen und Mikrolithen von einer Feinheit, wie sie mir bisher aus dem Paläolithikum nicht bekannt sind.

Die Farbe des jüngsten hellen Lösses in dem der Hausgrundriß, die zugehörigen Abfallhaufen und die Steinindustrie eingeschlossen war, wurde bereits 1 m unter dem Haus mehr gelb. Es kündigte sich die obere, 2,20 m unter dem Hausgrundriß liegende weniger starke Verlehmungszone des zweiten Würminterstadials an, unter dem der Löß dann wieder heller wird.

Eine zweite Ausgrabung des Jahres 1941 galt der Weitererforschung der Lopata. Rings um einen Hüttengrundriß, der dem auf der Žarkovska ähnlich war, wurden mehrere Knochenabfallhaufen freigelegt. Neben den Resten des Mammuts sind besonders die des Rentiers und unter diesen Geweihreste häufig. Aber auch der Höhlenbär, der Eisfuchs, Pferd, Löwe oder Hyäne und Vögel wurden schon im Gelände erkannt. Sehr auffallend war, daß sich im Mittelpunkt mehrerer Knochenhaufen jeweils mehrere durchlochte Muschelschalen fanden, die dort absichtlich niedergelegt zu sein schienen. Dasselbe gilt für das Bruchstück einer kleinen Tierplastik aus Ton. Knochengeräte konnten nicht geborgen werden; einige Bruchstücke einfacher Pfeile des „Meiendorfer Typs" (10) sind aus Elfenbein hergestellt worden. Die Steinindustrie, hier durch die reichliche Verwendung nordischen Feuersteins gekennzeichnet, verkörpert teils ein Spätaurignacien mit reicher Entwicklung der Stichelformen, teils ein grobes Quarz- und Quarzitaurignacien ähnlich wie auf Noviny. Unsere erdgeschichtlichen Ergebnisse, die besonders dem Einsatz von Prof. Lais zu danken sind, können wie folgt zusammengefaßt werden:

Am Ende der Würmeiszeit hat die diluviale Waag das Tal bis zu einer Höhe von etwa 15 m über dem heutigen Flußlauf aufgeschottert. Zu gleicher Zeit erfolgte die Aufblasung des Lösses auf die das Tal begrenzende Randhügelzone des Inovecgebirges und der Kleinen Karpaten. Damals bildeten sich am Rande des Tals flache, gegen das Gebirge hin ziehende, wannenartige Täler. Die Aufschüttungsperiode wurde dann durch eine Zeit der Ausräumung abgelöst, in der die Schotter größtenteils weggeführt wurden und die Talsohle sich bis auf die heutige Höhe eintiefte. Dadurch bildete sich am Rand des Tales eine Steilstufe, an der der Löß sichtbar wird. In die alten Wannen haben kleine, vom Gebirge herabkommende Bäche tiefe Schluchten eingefressen, die im Gegensatz zu den alten Formen völlig unausgeglichen jugendlich aussehen. Der Löß der Umgebung von Moravany lagert auf einer rostbraun gefärbten lehmigen Verwitterungsschicht, in der die zahlreichen, im Untergrund entstandenen Gesteinstrümmer ein noch ziemlich frisches Aussehen hatten. Der Schneckenbestand dieser Schicht weist auf ein gemäßigtes Klima hin, unter dem auch wärmeliebende Arten gedeihen konnten.

Die geringe Verwitterung der Gesteine widerspricht jedoch der Annahme, daß diese Ablagerungen der letzten Zwischeneiszeit angehören könnten. Sie muß daher in die erste Rückzugsschwankung der Würmeiszeit (Würm I- bis Würm II-Schwankung) verwiesen werden. Dieser Zeit folgte ein Kälte- und Trockenheitsrückschlag, währenddessen neuer Löß aufgelagert wurde. Sie wurde ein zweites Mal abgelöst durch eine wärmere und feuchtere Periode, die aber nicht das Ausmaß der ersten erreichte. Sie ist gekennzeichnet durch eine schwache, gelbbraune Verlehmung des Lösses und einen größeren Reichtum an Schneckenarten, als ihn der rein eiszeitliche Löß zeigt.

Es folgte dann eine weitere Anwehung von Löß, der sich noch bis zu etwa 4 m Mächtigkeit anhäufte. Etwa 1 m unter der Oberfläche dieses Lösses liegen die paläolithischen Rastplätze der Mammutjäger. Sie sind also nahezu an das Ende der Würmeiszeit zu setzen. In der Nacheiszeit hat nur noch eine Abtragung des Lößmaterials stattgefunden, die auf den Hügelkämmen stellenweise ein so großes Ausmaß erreichte, daß die Kulturschicht völlig zerstört wurde und nur die unverwitterbaren Reste (Feuerstein) an der heutigen Oberfläche erhalten blieben oder unmittelbar unter der heutigen Oberfläche liegen. Die Abschwemmassen füllen heute die Talmulden bis zu etwa 2 m Höhe aus.

Wahrscheinlich hat dieser Abtragungs- und Anhäufungsvorgang nach der Entwaldung und Beackerung des Bodens in historischer Zeit sein größtes Ausmaß erreicht. Dies erklärt auch, warum Siedlungsstellen aus der jüngeren Steinzeit und den folgenden vorgeschichtlichen Perioden auf der Gemarkung Moravany von uns bisher nicht gefunden wurden. Sie liegen unter so mächtigen Anschwemmassen begraben, daß sie durch unsere Grabungen nicht erfaßt werden konnten.

Die gewonnene Gliederung konnte auf der Žarkovska in unmittelbaren Zusammenhang mit der Kulturschicht gebracht werden. Dort ist die erwähnte gelbbraune Verlehmung des zweiten Interstadials in dem zu unserer Grabungsstelle 1941 führenden Hohlweg aufgeschlossen und an der Grabungsstelle selbst durch Aufgrabung und Bohrung in 2,20 m Tiefe unter dem altsteinzeitlichen Hausgrundriß erschlossen worden.

Die reichen Ergebnisse, die während nur weniger Arbeitswochen im Gelände in den Kriegsjahren 1940 und 1941 gewonnen wurden, beweisen, daß dem altsteinzeitlichen Großrastplatz von Moravany in der Tat, wie ich es längst vermutete, allergrößte Bedeutung zukommt, so daß unsere Absicht, ihn weiter aufzuschließen, wohl keiner weiteren Rechtfertigung bedarf.

Ohne den selbstlosen Einsatz meiner Mitarbeiter für das Forschungsunternehmen Moravany wäre ich freilich nicht in der Lage, heute diese vorläufigen Ergebnisse, so wie es hier geschehen ist, zusammenfassend wiederzugeben. Deshalb nenne ich zum Schluß dankend Frau Stud.-Ass. Charlotte Zotz, die mir 1940, und Frau Anny Micko vom Institut für Ur-, Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Karls-Universität, Prag, die mir 1941 als Grabungsassistentin zur Seite stand. Daß Herrn Prof. Lais, Freiburg i. Br., wesentliche Fortschritte verdankt werden, wurde schon erwähnt, und so habe ich nur noch meinen beiden besonders geschickten und nun schon erfahrenen Vorarbeitern, den Kleinbauern Boljesik und Susic aus Moravany zu danken.

(1) F. Hančar in Präh. Zeitschrift XXX/XXXI, Berlin 1940, S. 85 ff. – (2) Man hat z. B., ein Verbrechen an der Wissenschaft, an einer der Fundstellen in Moravany absichtlich einen tiefgreifenden Traktor angesetzt, um durch diese Methode des Auspflügens Funde zu gewinnen. – (3) L. Zotz und W. Pik, Das Paläolithikum des Waagtales. Quartär II, Berlin 1939, S. 65 ff. – (4) L. Zotz, Neue Funde aus dem Aurignacien-Lößrastplatz von Moravany in der Slowakei. Wiener Präh. Zeitschrift XXVI, 1939, S. 52 ff. – (5) L. Zotz, Ein neuer Großrastplatz der Mammutjäger bei Moravany in der Slowakei. Forschungen und Fortschritte 17, 1941, S. 204. – (6) Der Ackerboden ist an der Fundstelle nur 0,20 m dick, da tiefer nicht gepflügt wird. Schon ab 0,30 m Tiefe war also der Löß völlig ungestört. – (7) Hančar, l. c. – (8) Vgl. L. Zotz, Die Beziehungen zwischen Altsteinzeit, Mittelsteinzeit und Donaukultur. Wiener Präh. Zeitschrift 1942. – (9) Bohmers in Germanien. – (10) A. Rust, Das altsteinzeitliche Rentierjäger-Lager Meiendorf. Neumünster 1937, Tafel 38, Abb. 6, 7.

Hermann Matzen / Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte in Heide / Holstein

Die Landschaft Dithmarschen, zwischen Elbe und Eider, Nordsee und Kaiser-Wilhelm-Kanal belegen, umfaßt eine Fläche von rund 1400 qkm und zählt kaum 100 000 Einwohner. Bildete sie einst eine große Einheit, so zerfiel sie doch sehr bald nach der Unterwerfung durch die Dänen und Holsten 1559 in zwei getrennte Verwaltungsbezirke, die Kreise Norder- und Süderdithmarschen, deren Schicksal eng an das ihrer Herren gebunden war und sie im Verlauf der Jahrhunderte nicht selten gegeneinander stehen ließ. Immer wieder aber einigte sie doch die Erinnerung an eine große Schicksalsverbundenheit im Kampf um ihre Freiheit; gemeinsam ist allen Dithmarschern geblieben der Stolz auf ihre einzigartigen geschichtlichen und kulturellen Leistungen, ist der Stolz auf einen Friedrich Hebbel und Klaus Groth, auf Barthold Georg Niebuhr, Adolf Bartels, Gustav Frenssen, der Stolz auf ihre vier Ritterkreuzträger; gemeinsam aber ist auch allen Dithmarschern das Bewußtsein um ihre Verpflichtungen gegenüber der Gegenwart und Zukunft.

Ausdruck des Stolzes auf eine große Vergangenheit und des Bewußtseins um die Verpflichtungen in Gegenwart und Zukunft sind die Museen der Landschaft, von denen sich hier fünf auf engem Raume zusammendrängen. Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte ist eine Einrichtung des Kreises Norderdithmarschen; die Stadt Heide ist an der Unterbringung und Unterhaltung des Museums finanziell stark beteiligt. In Personalverbindung mit dem Museum für Dithmarscher Vorgeschichte steht das Heider Heimatmuseum, Mittelpunkt der stadtgeschichtlichen Forschungsarbeit. Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte hat nicht nur die Vorgeschichte der Landschaft Dithmarschen zu betreuen und zu pflegen und in seinen Räumen zur Darstellung zu bringen, sondern darüber hinaus auch die heimatliche Natur zu erforschen, zu schützen und zu veranschaulichen.

Erwachsen ist das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte aus dem Heider Heimatmuseum, das auf eine private Gründung von Heider Bürgern im Jahre 1904 zurückgeht. Als ich im Jahre 1929 die Leitung des Altertumsmuseums übernahm, war es stark im Verfall begriffen. In einem vierjährigen Einsatz wurde eine Umwandlung und Neuordnung des Museums durchgeführt, wurde das Altertumsmuseum zum Heider Heimatmuseum und damit zu einem kulturellen Mittelpunkt der Stadt. Dadurch aber, daß das Museum gute vorgeschichtliche Bestände aufwies und es gelang, die Jugend in die Museumsarbeit einzubeziehen und die vorgeschichtliche Forschungs- und Sammeltätigkeit zu intensivieren, zeichneten sich sehr bald die weiteren Entwicklungslinien des Museums ab. In den Jahren von 1933 bis 1937 weitete sich das Arbeitsfeld über den engen Raum der Stadt auf die gesamte Landschaft Dithmarschen aus und wurden die Voraussetzungen geschaffen für die Neugründung des Museums für Dithmarscher Vorgeschichte. Bedeutete dieser Schritt einmal eine Verengung der Arbeitsaufgabe, so war er doch zum andern eine bedeutsame Erweiterung des Arbeitsraumes. Aus einer Stadt mit reichlich 12 000 Einwohnern war als Träger ein Kreis mit reichlich 43 000 Einwohnern geworden. Weil der Raum für die Unterbringung und Neuordnung der Sammlungen in dem bisherigen Museumsgebäude, einer alten Schule, nicht mehr ausreichte, wurde gleichzeitig die Übersiedlung des Museums in das alte ehrwürdige Rathaus am Markt in

Aussicht genommen und beschlossen. Trotz starker Behinderungen durch den Krieg konnte die Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Sammlungen im Hintergebäude des alten Rathauses in den Jahren 1937 bis 1941 soweit gefördert werden, daß das Museum im Februar 1941 in einer Feierstunde der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte ist ein Heimatmuseum. Es will die heimatliche Landschaft in ihren vielfältigen Wechselbeziehungen veranschaulichen und die Vor- und Frühgeschichte des heimatlichen Raumes verlebendigen. Unser Museum will im wahrsten Sinne des Wortes auswachsen zu einem „Volksmuseum", „lebendig, gegenwartsnah und schön", wirken.

Für das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte stehen vorläufig für Ausstellungszwecke fünf Räume von je etwa 8 × 9 m zur Verfügung. In der Mitte jedes Ausstellungsraumes steht ein Kernstück, um das sich bei geschlossenen Führungen eine Gruppe sammelt. Jeder Raum ist klar aufgegliedert und in sich abgeschlossen. An den Wänden rundum sind Bild und Gegenstand so aufgebaut, daß sie von jeder Stelle des Raumes gesehen werden können. In den Schaukästen an den Wänden führen Wort, Bild, Skizze, Karte, Gegenstand in buntem Wechsel, gleich wie in einem Bilderbuch, den Einzelbesucher unterhaltend und vertiefend in das an den Wänden dargestellte Thema ein.

Den Mittelpunkt des landschaftskundlichen Raumes bildet ein Hochbild der Landschaft Dithmarschen im Maßstab 1:25 000, das von jungen Mitarbeitern des Museums unter der Leitung eines Lehrers und eines heimischen Künstlers gefertigt wurde. Aus den Oberflächenformen und den in Niederungen und anmoorige Gebiete vorspringenden Geesthalbinseln wird verständlich, wie es den Dithmarschern immer wieder möglich war – bis 1559 hin – gegen mehrfach überlegene feindliche Kräfte die Freiheit zu wahren. Die hügelige Geest ist eine Ablagerung der vorletzten Vereisung. Eine Aufnahme von Prof. Dr. Gripp-Kiel aus dem grönländischen Inlandeis vermittelt ein lebendiges Bild davon, wie unsere Heimat aussah, ehe die ersten Menschen kamen. Der Geologe Dr. W. G. Simon-Hamburg erläutert an Hand von nordischen Geschieben aus dem dithmarscher Raum in anschaulicher Weise, aus welchem Material unsere Geest aufgebaut ist, woher es kam und wie es entstand und führt gleichzeitig in eine geologische Forschungsmethode ein. Das Alluvium Dithmarschens wurde durch Dr. Dittmer von der Forschungsstelle des Marschenbauamtes durch 39 Bohrungen einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Die Ergebnisse dieser Bohrungen werden kurz zusammengefaßt und aufgezeigt und durch Bohrproben belegt. Karten und Bilder verdeutlichen die Entstehung, Verbreitung und Kultivierung unserer Moore. Ein bisher einzigartiges Originalpräparat „Junger Nordseeanwachs – Sturmflutschichten" von Dr. E. Wohlenberg von der Forschungsstelle des Marschenbauamtes Husum vermittelt einen tiefen Einblick in das ewige Werden und Vergehen an unseren Nordseeküsten. In rund 500 Jahren wurden an der dithmarscher Küste 42 000 ha besten Marschlandes in heißem Kampfe dem Meere abgerungen. Eine Schrägbild-Luftaufnahme der Lufthansa gibt einen zusammenfassenden Überblick über die zerstörenden und aufbauenden Kräfte vor unserer Küste. In Übersichten wird auf Grund der Ernteflächenerhebung 1938 die wirtschaftliche Nutzung des Bodens gezeigt. Ganz anders als das Bild der Marsch ist das Bild der Geest, die auch in typischen Bildausschnitten gezeigt wird: Der Klev (= Kliff) an der Grenze zwischen Marsch und Geest, die Barlter Heide, das Kratt (Eichenniederwald), der Eichenmischwald (= Drei-Etagenwald), alter Weg mit Knick, der Buchenwald (= Zwei-Etagenwald), das niedersächsische Bauernhaus, der Fichtenforst

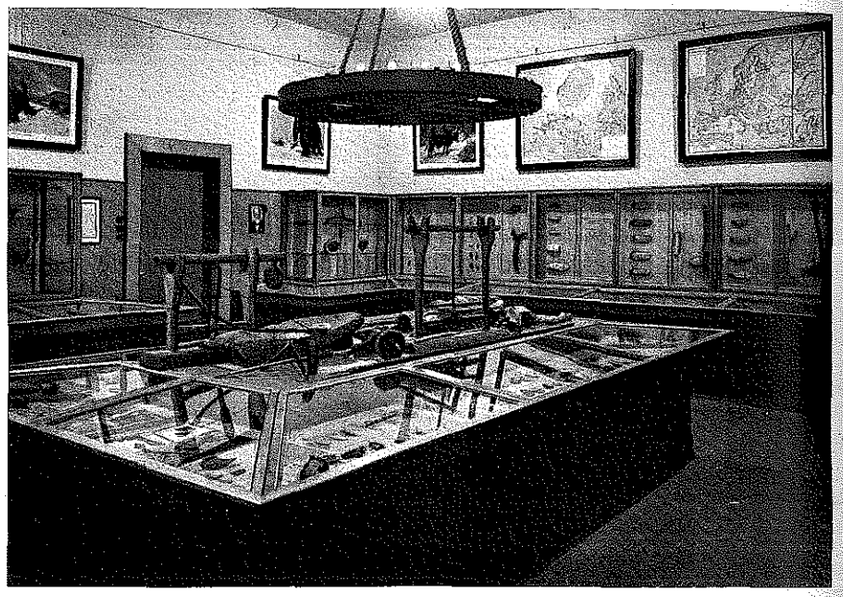


Abbildung 1. Die Steinzeit. Aufnahme Museum.

(= Ein-Etagenwald), Auniederung. Und zu den einzelnen Bildern werden kurz die Themen gestreift, die von überörtlicher Bedeutung sind: Die Entstehung unserer Ackerkrume, Ausbreitung und Kultivierung der Heide, die Bodennutzung der Geest, richtige und falsche Waldwirtschaft, der Wandel unserer Feldmark im Laufe der Jahrhunderte, das Bauernhaus in Dithmarschen. Ein schön erhaltener Schädel eines Urstiers, gefunden durch den Reichsarbeitsdienst „Friedrich Hebbel", läßt das Bild der Urlandschaft erstehen, den Wandel unserer Heimatlandschaft im Laufe der Jahrtausende lebendig werden.

Für den Auf- und Ausbau des steinzeitlichen Raumes ist die jahrelange Erfahrung der Arbeit an und mit der Jugend von entscheidender Bedeutung gewesen. Alle Wissenschaftlichkeit tritt bewußt zurück, das Technische, Handwerkliche steht hier – wie auch im bronzezeitlichen Raum – im Vordergrund, und damit erweckt das Museum auch die Teilnahme weitester Volksschichten. Fast mag es vermessen erscheinen, eine Jahrtausende umfassende Kultur in einem Raume aufzeigen zu wollen. Nur große Entwicklungslinien heben sich heraus. Jeder Fund ist für die Vorgeschichte von Bedeutung, zur Mitarbeit sind alle, vor allem aber unsere Jungen und Mädel, aufgerufen und verpflichtet. Wo das Wissen aufhört, beginnt die Deutung, und hier sind für die Vorgeschichte Gefahrenklippen. Wir sind uns ihrer bewußt und gestehen sie ein. Der tüchtige Handwerker kennt das Werkmaterial genau. Darum gehen wir zunächst auf den Flint und seine Eigentümlichkeiten ein. Wenn die Jugend mitarbeiten soll, muß sie sehen und beobachten lernen, und so zeigen wir zunächst, wodurch sich ein bearbeitetes von einem unbearbeiteten Flintstück unterscheidet, machen auf Schlagmarke und

Abbildung 2. Die Bronzezeit. Aufnahme Renziehausen.

Schlagnarbe, auf Retusche und Nutzbucht aufmerksam, lassen die einfachsten Werkzeuge und Geräte entstehen, die auch noch heute im Hause und in der Werkstatt gebräuchlich sind, und arbeiten mit ihnen. Durch Herausstellen von Typenreihen deuten wir eine vorgeschichtliche Forschungsmethode an und lassen wir einen Blick tun in die Werkstatt des Forschers. In klaren Linien zeigen wir dann die Kulturen der Großsteingrab- und der Einzelgrableute und ihre Verschmelzung zu den Kulturen der Germanen der Bronzezeit auf. Ein besonderes Kapitel widmen wir der Arbeit der Frau und der Sammel- und Forschungsarbeit unserer Jugend. Insgesamt sind seit 1933 durch unsere jungen Mitarbeiter schätzungsweise etwa 300–400 000 Oberflächenfunde von vielleicht 30 qkm eingeliefert worden. Arbeitsversuche werden mit steinzeitlichen Geräten angestellt, Modelle und Nachbildungen gefertigt.

In den Großsteingrableuten prägt sich uns ein seßhaftes Bauerntum aus, wir bewundern ihr handwerkliches Können und ihre künstlerische Begabung. Die Einzelgrableute zeichnen sich aus durch ihre Waffenfreude und ihren Waffenstolz und ihre politische Führereigenschaften. Bei den Germanen der Bronzezeit spüren wir deutlich das Ahnenerbe nachwirken und sehen wir sich eine Kultur entwickeln, von deren Schönheit, Reichtum und Fülle wir nur ein lebendiges Bild geben können, wenn wir versuchen, sie nachzugestalten. Und so arbeiten wir in dem bronzezeitlichen Raum vor allem mit meisterhaften Nachbildungen.

Der eisenzeitliche und der Stellerburgraum haben bisher noch nicht fertiggestellt werden können, doch gehen die Arbeiten für ihre Einrichtung ununterbrochen weiter. Ein Ausstellungs- und Vortragsraum bietet die Möglichkeit, die Arbeiten des Museums in wechselnden

Ausstellungen und Vorträgen nach jeder Seite hin lebendig zu gestalten und zu vertiefen, Themen, die in den Ausstellungsräumen angeschnitten werden, durch Bild und Wort ausführlicher zu behandeln. Wir stellen den Raum auch anderen Organisationen für Veranstaltungen kultureller Art zur Verfügung. So wird das Museum mehr und mehr zu einem Mittel- und Sammelpunkt des kulturellen Lebens der Landschaft und der Stadt.

Wenn unser Museum auch ein Museum für Vorgeschichte und Naturkunde ist, so ist es doch natürlich, daß in einem landschaftlich gebundenen Heimatmuseum alle Fäden der Heimatpflege und der Heimatforschung sich berühren oder gar zusammenlaufen. Der Museumsleiter ist der Kreisbeauftragte für Naturschutz. Neben der Museumsbibliothek, die sich vor allem auf Veröffentlichungen aus dem Arbeitsgebiet des Museums beschränkt, steht die Kreisbücherei, die vor allem Bücher einstellt, die die Gesamtlandschaft und die Provinz umfassen. Vom Museum aus wird auch das Archiv des Kreises Norddithmarschen mitverwaltet und die Archivpflege für den Kreis betrieben. Mit Hilfe der zahlreichen jungen Mitarbeiter wird das Zeitungsausschnitten-Archiv aufgebaut und laufend ergänzt.

Mit den Schulen der Landschaft sucht das Museum engste Verbindung zu bekommen und zu behalten. Geplant ist für später die Einrichtung eines Museumsheims, um die Kinder der Landschaft, bevor sie die Schule verlassen, noch einige Tage im Museum zu unterrichten. Das Heim wird dann auch Schulen anderer Bezirke und Jugendgruppen zur Verfügung stehen können. Um allen Kindern des Kreises einen Besuch des Museums zu ermöglichen, hat der Kreis für die Kinder wirtschaftlich schwacher Eltern in seinen Haushalt einen Betrag zur Verfügung gestellt.

Unser Museum ist im Aufbau begriffen. Der Krieg hat die Arbeit des Museums wohl in einigem behindern, aber nicht stillegen können. Trotz des Krieges ist die Arbeit ein gut Stück vorangetragen worden, und wir hoffen, daß gleich nach Beendigung des Krieges auch für unser Museum der weitere Ausbau – Errichtung von vorgeschichtlichen Freilicht-Häusern, Anbau an das jetzige Gebäude – bald möglich sein wird. In den ersten 10 Monaten nach Eröffnung des Museums gingen rund 10 000 Menschen durch seine Räume. Erfreulicherweise marschiert in der Zahl der Besucher unsere Jugend an der Spitze. Unsere Jungen und Mädel sind weiterhin bereit, sich mit ihrer Begeisterung und ihrem Opferwillen für unsere Arbeit einzusetzen, sie sind auch die künftigen Träger der Arbeit. Wir wissen: So groß unser Wollen, so stark unser Einsatz, so klar unser Ziel, so herrlich unser Erfolg! Und wenn Kreis und Stadt wie bisher in vorbildlicher Weise bereit sind, die Arbeit des Museums auch weiterhin zu fördern und sich hinter die Verwaltung die Einwohner unserer Landschaft und unserer Stadt stellen, wird das Volksmuseum einmal Wirklichkeit werden müssen. Als Hans Friedrich Blunck vor einigen Jahren gelegentlich eines Besuches in Heide auch unserm Museum einen Besuch abstattete, faßte er seinen Eindruck in die Worte zusammen: „Der einzigartige neue Weg, der hier beschritten ist, um die Vorgeschichte lebendig werden zu lassen, hat mich veranlaßt, ... einen Blick in diese Arbeit zu tun. Auf meinen vielen Auslandsreisen habe ich viele Dithmarscher getroffen, die genau verfolgen – und gleich mir bewegt sind –, was in Dithmarschen geschieht, was hier für das große Deutschland getan wird. Mein Dank gilt denen, die nicht nur in den Tag hineinleben, sondern sich immer der Erinnerung an die Freiheitsgeschichte und die daraus sich ergebenden Verpflichtungen bewußt sind. Dithmarschen hat zu gestalten und zu bewegen auch im neuen Reich der nationalsozialistischen Bewegung."

Die Fundgrube

Eine volkskundliche Quelle über die Externsteine aus dem Jahre 1815. Wichtig für Geschichte und Deutung der Externsteine sind neben den Ergebnissen der Spatenforschung besonders die Quellen der verschiedenen Jahrhunderte. Dazu gehört auch eine bisher fast unbekannte kleine Schrift, die den Titel „Alte Sagen zu Fallrum am Teutoburger Walde, die Hermanns-Schlacht betreffend" trägt, die von Hans Freiherrn von Hammerstein verfaßt und im Jahre 1815 in Hannover bei den Brüdern Hahn erschienen ist. Das Heftchen umfaßt 42 Seiten und behandelt die heute noch im Mittelpunkt vieler Untersuchungen stehende Frage nach der Örtlichkeit der Hermannsschlacht, ohne allerdings zu einwandfreien Ergebnissen zu kommen. Und bei diesen Forschungen kommt der Verfasser, der seine Veröffentlichung „dem Herrn Staats-Minister Grafen von Münster ehrerbietig gewidmet" hat, einleitend auch auf Sinn und Aufgabe sowie Methodik der landes- und heimatkundlichen Forschung zu sprechen.

Und wie gegenwartsnah mutet es an, wenn auf Seite 6 die Worte stehen: „Ein treuer Verein sollte sich bilden, aus dessen gemeinsamer Arbeit unendlichen Sammlens die Wahrheit frei und siegend hervorginge." Oder etwas weiter: „Es wird sich einer Menge schon gefundener und verwandter Gegenstände anreihen, und ein Licht wird aufgehen, welches zaubervoll die Geschichte der theuren Vorzeit aus der Vergessenheit Gräber hervorrufet, und mit ihr des alten großen Volkes Geist, um wieder über uns zu schweben." Wie eine ernste Mahnung, das Ahnenerbe wieder lebendig zu machen und zu ehren, klingt, was wir auf Seite 8/9 lesen: „Daß doch nicht die Wetter neuer Jahrhunderte über die Denkmale der heiligen Vorzeit wieder gehen, bevor wir sie wie Reliquien gesammelt haben. Doch wehe dem, der Denkmale aus eitler Neugierde ferner zerstöhret. Sie gehören dem Volke an. Und ein getreues Bild öffentlich als Angedenken aufzustellen, wo das Alte einmal durchaus dem Neuen, oder einer rein beabsichtigten Untersuchung weichen muß, ist wenigstens heilige Pflicht." Auf seinen Wanderungen zu den in verschiedenen Quellen des Altertums genannten Örtlichkeiten der Hermannsschlacht und auf der Suche nach deren genauer Lage kommt von Hammerstein von Oriburg aus über die hohe Egge und zu einer Beschreibung der dortigen Gegend. Und hier gibt er uns nun auch eine eingehende Beschreibung der Externsteine, die wir aus der liebevollen Beschäftigung des Verfassers mit seiner Heimat und den Quellen zu deren Geschichte verstehen müssen. Sieht er bei der Schilderung der Steine manches auch falsch oder zumindest anders als es die heutige Forschung festgestellt hat, so sind seine Ausführungen quellenmäßig und aus der Zeit vor 1¼ Jahrhunderten heraus verstanden doch von Bedeutung. Im folgenden nun der wörtliche Auszug aus des Verfassers Schrift (Seite 11–16):

„Hier aber im Teutoburger Walde: Römerfeld, Römerberg, Römergrund und Kempen dicht umher, und das Winnefeld weiterhin, und aus dem Hain riesenhaft die Eggestern- (falsch: Exstern) Steine hervorragend.

Diese Steine sind wie die Ribben eines unter schreckhaften Bewegungen der Erde abgeschwemmten Berges isoliret stehen geblieben, und scheinen, wie ähnliche an vielen Orten unter dem Nahmen Teufelsmauern, ein grauenvolles Andenken aus der Väterzeit in Legenden übertragen zu haben. Häufig sind sie durch Kreuze und Klausen, als Wall-

fahrts-Orte bezeichnet, was sie vielleicht vor den christlichen Zeiten schon waren. Auch hier sind Grotten künstlich und zusammenhängend in den Stein gegraben, denen die Volks-Sage einen heidnischen Ursprung giebt, aber christliche Klausner mit ihrem siegenden Glaubens-Bilde aus den frühesten Zeiten stempelten. Recht geistvoll und schön. Tief unten am Fuße das ausgehauene Grab, wie die Sarcofagen der Franken, nur des Körpers enge Form im hohlen Steine, die Kniebank davor, wo er gelegen. Ein Pfad hinauf zur Grotte, und darüber der Erlösung heiliges Bild, im Styl der Umrisse zum Ottfried (1). Das griechische Kreuz, in den Glorien wiederholet, Sonne und Mond auf den Seiten. Gottvater mit dem Sieges-Pannier, das Band des gekreuzigten Armes lösend, und die heiligen Männer, die die dürre irdische Hülle in Trauer und Demuth empfangen. Hoher Relief, magere Zeichnung, scharfer treffender Ausdruck, durch die Verwitterung noch unverkennbar ansprechend: so rein ging er durch alle Züge. Allein unter diesem Bilde nun eine eigne, höchst merkwürdige Gruppe, von großer Bedeutsamkeit. Mächtige Figuren knieend, von einer riesenhaften Schlange in vielfachen Knoten umwunden. Wer würde an dieser Stätte, welche die Sage für einen Opferplatz des früheren Glaubens anspricht, nicht die geschichtliche Auslegung von selber finden?

Wir haben eine Menge von Beispielen, daß die christlichen Glaubensverbreiter gerade die Orte für ihren Cultus wählten, welche den Älteren des Volkes heilig waren. Der weise Gregor spricht in seinen Briefen an Augustin, dem Bekehrer der Angelsachsen, den Klugheits-Grund dafür ganz deutlich aus. „Dort vor allem nicht die Tempel zu zerstöhren, räth er, sondern sie umzuwandeln in Kirchen, damit das Volk, welches die ihnen heiligen Orte geschonet sähe, ohne Bitterkeit den Irrthum ablege, und die wahre Gottheit nun verehrend, vertraulicher den alt gewohnten Plätzen nahe" (2).

Wenn andere fanatische Stürmer theuer bezahlten, von dieser weisen, freundlichen Lehre abgewichen zu seyn, die so treffend den Charakter des Volkes ergreift, auf den sie wirken wollten, so waren doch die mehrsten Apostel der Zeit gerade aus jener angelsächsischen Schule. Karl bauete Kapellen an der Stelle, wo die Irmensäule, wo der Grote = Große (Allemannisch Krote, und Latinisirend Crodo ausgesprochen) verehret wurden. Domstifter entstanden an solchen Orten. In Halberstadt steht noch unversehrt ein Denkmal dieser Vorzeit mitten in der Stadt vor der Stiftskirche. Ich habe keine Nachweise darüber in den Werken finden können, welche doch die Nahmen aller Klöster, und Aufschriften der Glocken geben. Allein vor dem Thore ragen auch Steine aus einer Berg-Egge hervor, mit eben solchen Grotten, und der nemlichen Sage von Haiden und Klausnern, und Urnen, welche man dicht umher ausgräbt, bestätigen sie unleugbar. Die alte Ehrfurcht vor diesen wunderbaren Erscheinungen der Teufelsmauern oder Eggensteine zeigt sich beinahe allgemein, und könnten wir um diese im Teutoburger Walde, das Schlachtfeld Hermanns, nachweisen; so fänden sie ihre Stelle in der Geschichte dann wohl von selbst. Sie mit heiligem Schauer für diejenigen Ara anzusprechen (3), wo der Unterdrücker Blut der angebeteten Freiheit floß, wäre nur billig. Ein aus dem eilften Jahrhundert erhaltenes Diplom (4), bezeuget schon aus der dritten vorhergehenden Generation die Bedeutsamkeit dieses Steines, die denn gewiß auf noch frühere Zeiten sich erstreckte.

Drei Gebrüder edler Abkunft theilten nach demselben ihre Erbschaft: Kolstedde fiel dem einen, Oberholzhausen den andern, und Unterholzhausen dem dritten, Nahmens Immico, zu: diese Orte liegen nahe in der Gegend. Die beiden Aelteren verschenkten ihre Güter an Kirchen, und damit Immico es genehm halten möge, gab der Zweite ihm von seinem Theile: „Lapidem Agistersteyn in vicino nemore" — wem fallen da nicht „lucis propinquis Barbarae arae" ein. Von Immicos Sohnes Erben erkaufte 1093 das Gut, „cum lapide jam dicto, et cum vicino nemore", die immer in dieser bedeutsamen, gewiß uralten Verbindung bleiben, der Abt von St. Peter und Paul in Paderborn. Weitere Notizen über diesen Gegenstand wird jeder Freund der vaterländischen Geschichte aus dortiger Gegend leicht zu sammeln im Stande seyn, und so das künftige Gemählde dieses classischen Grundes mit allen Zügen, die bis auf den Kleinsten nach uns da theuer sind, ausschmücken helfen, um es immer, wahrer und ansprechender zu machen."

Nach diesem ausführlichen, wenn auch nicht abschließenden Bericht über Lage, Aussehen und Geschichte der Externsteine beschäftigt sich der Verfasser mit den mutmaßlichen Örtlichkeiten und Ereignissen der Hermannsschlacht, wobei er hauptsächlich auf einem Bericht eines Dorfältesten der Gegend, Herman Beyer, fußt und diesen auch „in seiner Sprache" wiedergibt „getreu, so weit der Dialect meiner eigenen Gegend, der mir anhängt, denselben nicht in Aussprache und Schreibart verändert" (Seite 17/18).

Uns geht es dabei vor allem noch um jenen Abschnitt auf den Seiten 40 und 41, in dem v. Hammerstein die Externsteine mit den Vorgängen bzw. Nachspielen der Hermannschlacht in Zusammenhang bringt:

„An dem Eggester-Stein und in seinem heiligen Haine wurden die Centurionen der siegenden Freiheit Deutschlands geopfert. Dem Feldherrn schenkte man ein Grab, die übrigen deckten mit ihren gebleichten Gebeinen die weiten Gründe des Waldes, als Germanicus nach sechs Jahren erschien, um ihnen den Hügel (5) – für ein Heer wohl die Hügel – aufzuwerfen, und die Germanen stürzen sie wieder zusammen" (6).

Die Volkstumsforschung kann in von Hammerstein einen der aufrechten deutschen Männer achten, die aus heißer Liebe zu ihrem angestammten Volkstum dieses zu erforschen und das Erbe der Ahnen zu ergründen suchten, in einer Zeit, als dieses Volk das Joch fremder Herrschaft abgeschüttelt und wieder zu sich selbst gefunden hatte.

Albert Hiß

(1) Schilteri Thesaur. Antiquit. Teuton. — (2) Bedae histor. ecclesiastic. Anglosaxon. — (3) „Lucis propinquis Barbarae arae apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant." Tacit. Ann. 1. 61. — (4) Schaten Annal. Paderbornens. L. 7. de ann. 1093. — (5) Sueton in Caligula 3, Tacit. Ann. 1. 61. seq. — (6) Tac. Ann. 2. 7.

Die Bücherwaage

Wilhelm Reimold, Die Flurnamen von Echterdingen, Leinfelden, Unteraichen, Oberaichen, Musberg und Stetten auf den Fildern. Tübinger germanistische Arbeiten. Herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Schneider, 28. Band. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart-Berlin, 1941. RM. 12.—.

Die planmäßige Sammlung der Flurnamen einzelner geschlossener Gebiete und ihre Erforschung hinsichtlich ihrer geschichtlichen Bezeugungen, ihrer lautgeschichtlichen Schicksale, ihrer sachlichen Bedeutung im Rahmen der landwirtschaftlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten wie auch etwaiger vorgeschichtlicher und rechts- und volksgeschichtlicher Zusammenhänge – das ist eine Aufgabe, die sich die neue, „intensiv" arbeitende Volkskunde gestellt hat und erfolgreich auf zahl-

reichen Teilgebieten löst. Die vorliegende Arbeit, die noch durch den rühmlich bekannten Tübinger Germanisten und Volksforscher Karl Bohnenberger angeregt ist, hat sich ein Gebiet abgesteckt, das zwar geologisch und geographisch keine Einheit ist, das aber früher einmal größtenteils eine politisch-kirchliche Sonderstellung genossen hat und vorwiegend zur Filder-Ebene gehört, also schwäbisches Kerngebiet ist. Der Verfasser schickt dem Hauptergebnis einige geschichtliche und sprachgeschichtliche Arbeitsergebnisse voraus, um dann in alphabetischer Reihenfolge die Flurnamen der einzelnen Gemarkungen phonetisch und vor allem auf Grund sämtlicher historischer Belege zu verzeichnen und zu erklären. Die Ergebnisse werden zum Schluß aufgegliedert nach Naturnamen (Geländenamen, Pflanzennamen, Tiernamen), Nutzungsnamen (Wirtschaftsnamen, Besitzverhältnissen) und Ereignisnamen. Solche Arbeiten sind vor allem dann auch für die Zukunft wertvoll, wenn das behandelte Gebiet von verkehrsmäßigen Umgestaltungen bedroht ist, die oft das wertvollste Namensgut spurlos vernichten. J. O. Plassmann

Josef Sturm: Die Rodungen in den Forsten um München. Schriftenreihe der Hermann-Göring-Akademie der Deutschen Forstwissenschaft. Band 1. Mit 6 Karten und 152 Seiten Text. J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt am Main. RM. 5.–.

Der Verfasser untersucht die sprachlichen Denkmäler der Wald- und Ortsnamen der Umgebung von München, um damit, unter Zuhilfenahme der pflanzengeographischen Nachweise und der Gegenüberstellung der geschichtlichen Quellen des Hochstiftes Freising, den Rodungsraum innerhalb des örtlichen Waldbestandes nachzuweisen. Dieser neue forstgeschichtliche Forschungsweg führt zur genauen Begrenzung frühgeschichtlicher Gebiete gemischter lichter Laubwälder aus Eichen, Linden und Birken, worunter besonders die Buche vorherrscht. Erst weit später lassen sich Nadelhölzer nachweisen, die schließlich fast ganz den früheren Laubwald verdrängten. In diesem einst zusammenhängenden Laubwaldgürtel begannen die Bajuwaren bei der Landnahme ihr großes Rodungswerk, wobei ihnen die bereits bestehenden Römerstraßen und die Reichenhaller Salzstraße, ferner die Flußläufe der Isar und Würm als Zugangswege dienten. Aus gleichen Quellen schöpft der Verfasser die Hinweise über den Rodungsvorgang, über den großen Einfluß der Urpfarreien als Mittelpunkte der Rodungsräume und den Zehnten als besonderes Bindungsmittel zwischen Urpfarrei und Rodungsraum, wobei besonders die „ing-Dörfer" wie Gräfelfing, Aubing usw. auf die Uranfänge der Rodungsräume hinweisen. Die Urgemarkungen hatten damals schon große Ausdehnung. Zeitlich läßt sich die Waldrodung auf das erste Zweieinhalb-Jahrhundert nach der bajuwarischen Landnahme zurückführen. Das Rodungswerk wurde bereits dann Ende der Agilolfingerzeit (788) abgeschlossen. Rechtlich war schon frühzeitig der Forst in Nutzwald und Rodungswald geschieden. Die Errichtung von Pfarrkirchen innerhalb des Rodungsraums setzt grundherrliches Rodungsrecht voraus. Dieses konnte nur mit Hilfe eines arbeitsamen Bauerntums ausgeübt werden. Zur Entstehungsfrage der Hochäcker führt Verfasser die Wichtigkeit der Römerstraßen als Zugangswege an und läßt auch eine spätere Überackerung derselben zu. Die Bannung der Forste wird teils im mittelalterlichen, teils in späterem königlichen Sinne erwähnt. Die Abhandlung und die beigegebenen Karten lassen eine gewaltige Kulturarbeit eines deutschen Volksstammes im ersten Vierteljahrtausend auf dem Münchner Raum erkennen. Ph. v. Luetzelburg

19.5.1942.

W. WÜST

Indogermanisches Bekenntnis

Etwa 200 Seiten. Gebunden etwa RM 4.80

In den schicksalsvollen Jahren 1936—1941 bei gewichtigen wissenschaftspolitischen Anlässen einer deutschen Öffentlichkeit vorgetragen, wollen diese sieben Reden, ob sie nun Geist und Wirklichkeit, Sinn und Sendung unserer hohen Ahnen wiedererstehen lassen oder sich mit verpflichtenden Forderungen an die gegenwärtige Forschung wenden, stets nur Eines: das Ewige sichtbar machen, das inmitten alles Kulturgeschehens, aus der gesamten Welt unserer völkischen Überlieferung unzerstörbar, unverlierbar zu uns spricht und immerdar sprechen wird. So, als Gestaltwerdung dieses Ewigen, werden die hier zusammengefaßten Reden in und mit ihrer wissenschaftlichen Strenge zu einer Handhabe ureigensten Glaubens, zu einem Bekenntnis, in welchem Deutsches, Germanisches, Arisches, Indo-Germanisches als Kraftquell eines Ahnenerbes mächtig zusammenfließt.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 4 / April 1942

RM 0.60

UNIVERSITETS BIBLIOTEKET LUND

Inhaltsverzeichnis

O. J. van der Ven	Niederländische Windelbahn- und Reigentänze	122
Kurt Gerlach	„Heilige" oder zweckmäßige Linien über Böhmen	143
Die Fundgrube	Hans Scheele: Die Verwendung des Notfeuers gegen Viehseuchen	155
	Hermann Harder: Heid	156
Die Bücherwaage	Emmerich Schaffran: Die Kunst der Langobarden in Italien	158
	Magnus Weidemann: Unsere nordische Landschaft	159
	Anton Lübke: Freundschaft mit seltenem Handwerk	160

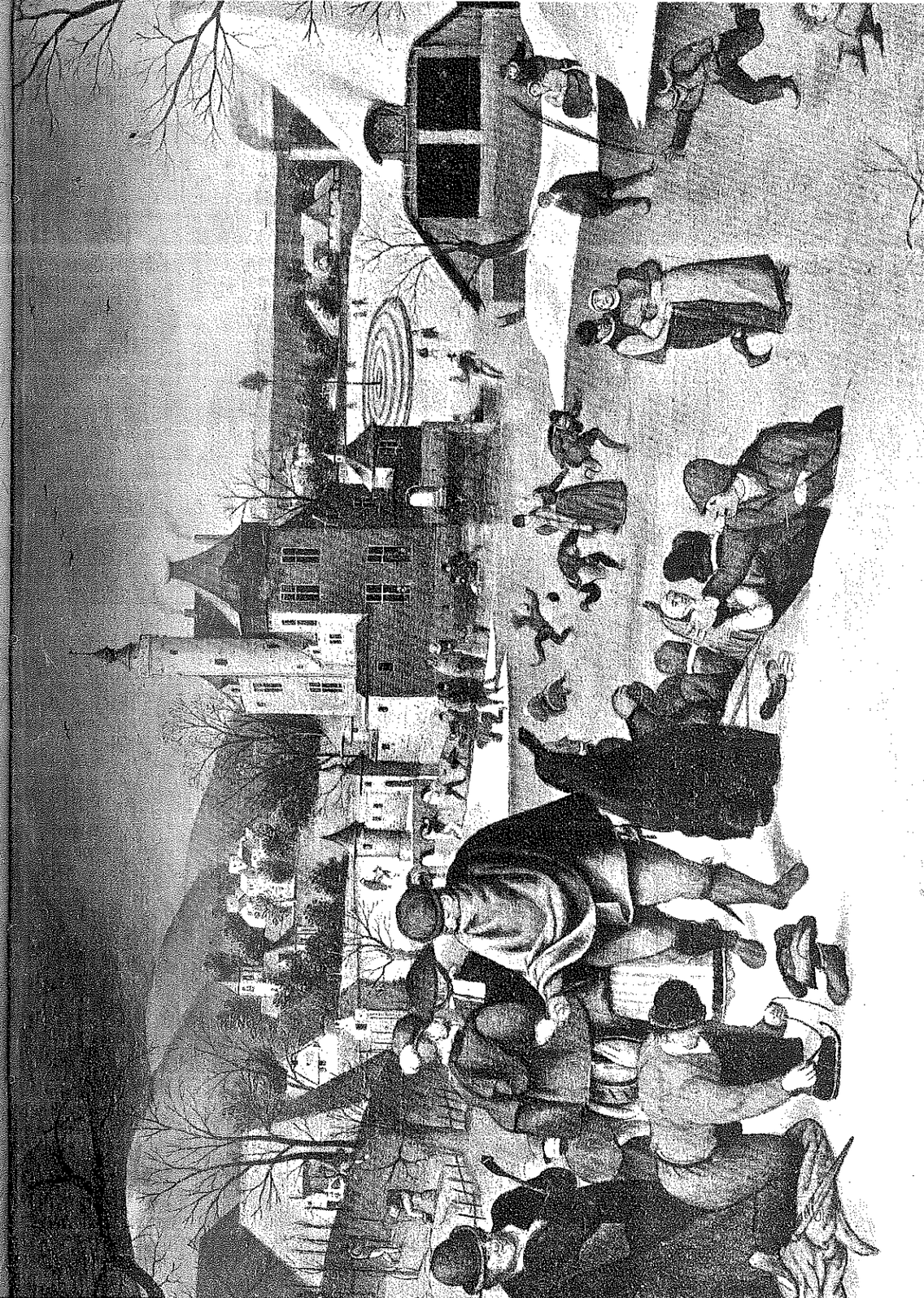
Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet, unter Verwendung seines Holzschnittes aus dem Buche Plassmann, Der Jahresring.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 4.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



D. J. van der Ven / Niederländische Windelbahn- und Reigentänze

Der lehrreiche Aufsatz von Friedrich Mößinger „Baumtanz und Trojaburg" („Germanien" 1940, S. 182–289) und der angefügte Nachtrag von J. O. Plassmann über „Die Trojaburg als Torzeichen", geben mir willkommenen Anlaß, einiges über den uralten Brauch mitzuteilen, der jedes Jahr an Ostersonntag und Ostermontag in dem Städtchen Ootmarsum geübt wird und der als „vlöggelen om den stiepel" bekannt ist.

Bevor ich jedoch diesen zu einer feierlichen Prozession gewordenen Frühlingsreigen einer näheren Betrachtung unterziehe, sei hier zur Ergänzung der von Mößinger gebrachten Abbildung (S. 288), einem beschnittenen Baum, der auf einer Stufenpyramide im Mittelpunkt eines Labyrinths aus konzentrischen Kreisen steht, auf das Gemälde „Der Winter" von Abel Grimer im Museum zu Antwerpen hingewiesen. Es ist eines von den vier für das Studium des niederländischen Volkslebens zu Beginn des 17. Jahrhunderts außergewöhnlich wichtigen Gemälden aus seinem berühmten Jahreszyklus. (Abb. 1.)

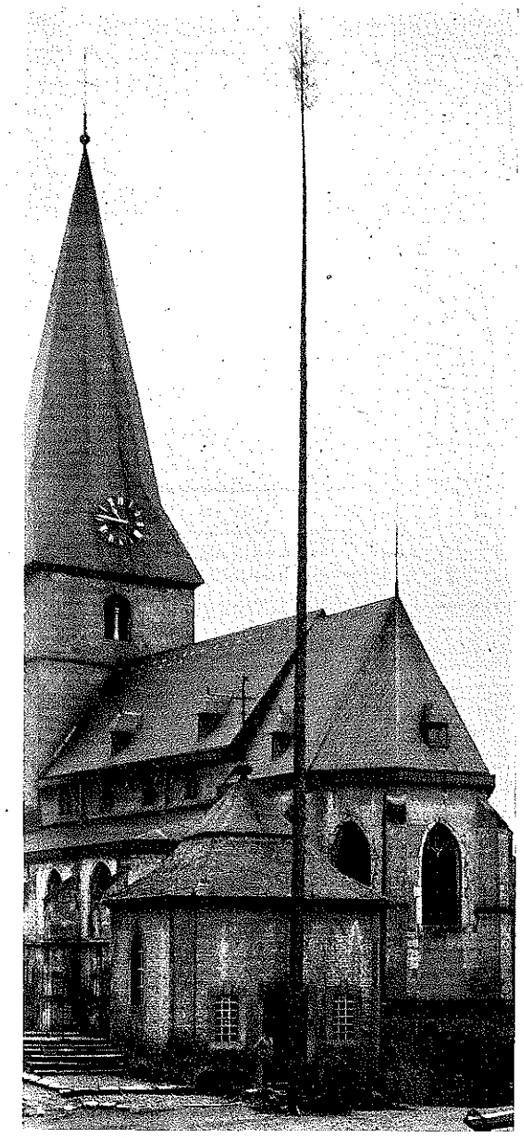
Es steht dort inmitten von fünf sichtlich beschnittenen, konzentrischen Hecken ein bis an die Spitze ganz kahler Stamm, bekrönt von einer kegelförmigen Tannenspitze, so wie wir ihn auch bei dem Kultbaum in Bayern (Germanien 1938, S. 146) antreffen und wie er in den Niederlanden jedes Jahr am zweiten Samstag nach Ostern vor dem der hl. Brigitte geweihten Barock-Kapellchen in dem auf der Belgisch-Niederländischen Grenze liegenden Dörfchen Noorbeck errichtet wird. (Abb. 2 und 3.)

Auch Valkenburg kennt noch den gleichen beschnittenen Maibaum, der jedes Jahr am Maiabend durch die Jugend nach einem festlichen Rundgang gepflanzt wird. Außer diesen Maibäumen, die in ihrer Form deutlich den Charakter von Kultbäumen haben, kennen wir in den Niederlanden verschiedene andere Formen von Maibäumen. Ich denke hier an den im Namen verchristlichten Osterpfahl von Denekamp, der mit vielen Zeremonien umgeschlagen und beim Osterfeuer aufgerichtet wird, wobei der „Judas" eine große Rolle spielt. Ich denke auch an den sehr bemerkenswerten „Kallemooi" von Schiermonnikoog, der auf der Spitze einen Korb mit einem lebenden, gestohlenen Hahn trägt, der während der drei Pfingsttage, mit reichlichem Futter versehen, aufgehängt bleibt. Nächst diesem Pfingstmast sei hier der Pfingstpfahl zu Oosterend auf der Watteninsel Terschelling erwähnt, der mit seinen großen Blumenkränzen an die „Queste" von Questenberg erinnert, und worunter die Bauern noch immer ein Milchopfer bringen. In mehr als hundert niederländischen Orten ist der „Palmpaasch" noch im Schwange, und in ihm sind allerlei Maibaumformen zu erkennen. Aus dieser nur oberflächlichen Aufzählung von Kultbäumen im niederländischen Volksleben, die u. a. durch die Kultpfähle von dem süd-niederländischen großen „Bronk" zu Gronsveld und durch den Stiepel von Ootmarsum noch beträchtlich vergrößert werden kann, geht überzeugend hervor, daß die Niederlande viele und wertvolle Beispiele für den germanischen „Weltbaum" liefern können.

Volkskunde und niederländische Malerei.

Zwischen der von Mößinger (S. 288) gebrachten Abbildung von Hans Bol (1543–1593), einem Ausschnitt aus seiner Radierung „Der Lenz", und dem Gemälde von Abel Grimer (1577–1615) ist eine so auffallende Übereinstimmung, daß man geneigt sein könnte zu ver-

Abbildung 1 (auf Seite 121). „Der Winter" von A. Grimer (1577–1615); Gemälde im Museum zu Antwerpen. Der Kultbaum in einer Anlage von konzentrischen Kreisen auf dem Eise. – Abbildung 2 (nebenstehend). Der „St. Brigida-boom", der das ganze Jahr hindurch zu Noorbeck vor der Seitenkapelle der Kirche steht.



muten, daß Hans Bol's Zeichnung zu Abel Grimers Gemälde Vorbild gewesen ist. Große Ähnlichkeit besteht in der Stellung des Baumes zu dem nahebei gelegenen Schloß, ebenso wie in der Form des Teichufers mit dem Bauernhof, dessen Dach sich in dem Gehölz erhebt. Bol

gibt das merkwürdige Pyramiden-Fußstück, das wir bei Grimer vermissen, und seine Zeichnung zeigt die Anlage im Frühling, wobei die konzentrischen Kreise oder Hecken eine Insel darstellen, während auf Grimers Gemälde die Schlittschuhläufer lustig um die konzentrischen Wällchen oder Heckchen des von der Eisfläche so fest umschlossenen Baumlabyrinths schweben.

Auch die Dachbekrönung des Ecktörchens ist von einer zu auffallenden Ähnlichkeit, als daß wir dies nur dem Zufall zuschreiben könnten, und so zeigt auch der Hintergrund mit der gegen die Hügel gebauten Kirche und Stadt, die auf Bol's Zeichnung mehr nach rechts verschoben ist, größte Ähnlichkeit. Es ist ein Beweis dafür, wie sehr Volkskunde und Kunstgeschichte bei der Erforschung der an volkskundlichen Einzelheiten so außergewöhnlich reichen niederländischen Gemälde, Radierungen und Zeichnungen einander ergänzen können.

Wir wissen, daß vor allem im 17. Jahrhundert nicht nur Maler wie Jan Steen, Teniers, van Ostade, sondern auch ein Rembrandt in ihren Gemälden das niederländische Bürger- und Bauernleben für die Dauer festhielten. Schätze der Wissenschaft von der noch unerforschten völkischen Gesellschaft sind in den überreichen Kunstmuseen der Niederlande auszugraben, worauf bisher selten oder gar nicht das volkskundliche Augenmerk gerichtet wurde.

Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, weiter auf die Rolle einzugehen, die der Lebensbaum im niederländischen Volksleben gespielt hat und auch jetzt noch spielt, da ich etwas länger bei der ergänzenden Mitteilung zu dem „Nachtrag" von J. O. Plassmann verweilen will.

Der Gang um den Stiepel.

Was Plassmann über den Labyrinthtanz unter der großen Hoftür berichtet, wie er für Münster in der Röchellschen Chronik aus dem 16. Jahrhundert bezeugt ist, und der da noch eine weltliche Volksbelustigung zu sein scheint, das behauptet sich bis heute zu Ootmarsum als volksreligiöser Brauch am Ostersonntag und Ostermontag ungefähr um fünf Uhr.

Um die volkskundliche Bedeutung dieses noch lebenden und durch die Jahrhunderte unverändert gebliebenen Brauches in ihrem vollen Umfang zu verstehen, müssen wir das feierliche Umschreiten des „Stiepels" (Torpfahl) in Verbindung mit der Gesamtheit von Handlungen betrachten, an der jedes Jahr die ganze Bevölkerung des Städtchens teilnimmt.

Dieser „geschrittene" Tanz steht jedoch als eine Freudenäußerung nicht ganz allein; er ist eine der vielen brauchtümlichen Handlungen, welche die jährliche Osterfeier in Ootmarsum noch zu einer im Wesen völkischen Lenzfeier stempeln. Mehr als 1000 Jahre des Christentums haben das alte Brauchtum nicht wesentlich beeinflussen können, wenn dies auch äußerlich durch die alten christlichen Auferstehungslieder übermalt erscheint.

Wichtig ist vor allem, daß der Osterprozessionstanz rund um den „Stiepel" geführt wird, um den großen Mittelpfahl der „Niendeur" (Niendör), der allein beim Einfahren von Ernte- und Hochzeitswagen weggenommen wird, und der in der Gelderschen Achterhoek „middeller" oder „middeldure" heißt.

Abbildung 3 (rechts nebenstehend). Einholung des St. Brigittenbaumes am Samstag nach Ostern.

Abbildung 4. Ausfahrt der Wagen zum Holen des Osterholzes.

Die Blöggelkommission der „Poaschkerls".

Die Führung bei diesem Brauche hat ein Ausschuß von sechs jungen geborenen und dort erzogenen Ootmarsumern, die „Poaschkerls" (Osterkerle) genannt, die sich jedes Jahr durch den Austritt von zwei alten und die Aufnahme von zwei neuen Mitgliedern selbst erneuern. Ohne sehr ernste Gründe kann kein junger Mann die Aufforderung abweisen, in die Kommission einzutreten. Wird sein Bedenken als begründet angesehen, hat er einen bestimmten Betrag zu bezahlen. Die so ausgewählten Mitglieder werden während der Fastenzeit endgültig eingesetzt und empfangen von den anderen am Karfreitag ihre Instruktionen. Wir sehen die Tätigkeit der Poaschkommission streng an bestimmte katholische Feiertage der Fasten gebunden, und hierin zeigt sich schon der Einfluß, den die Kirche dauernd auf die Verchristlichung der Bräuche des altgermanischen Lenzkultes auszuüben getrachtet hat.

So beginnt die Kommission am ersten Sonntag in den Fasten (Invocabit) ihre Tätigkeit, die sich darauf erstreckt, das Osterholz anzukaufen. Es folgt dann ein Spürzug durch die hügelige Umgebung des freundlichen Städtchens nach sogenannten „Opslagboomjes", die durch die jährliche Verbreitung des Tannensamens überall in der Heide aufgeschossen sind. Daß allein dieses Holz für das Osterfeuer in Betracht kommt, hat seine Gründe nicht nur in materiellen Erwägungen. Kann man doch vor allem in diesem „von selbst" in Gottes freier Natur aufgewachsenen, ewig grünen Tannenbäumchen ein Lebenssinnbild verehren. Dies Holz hat

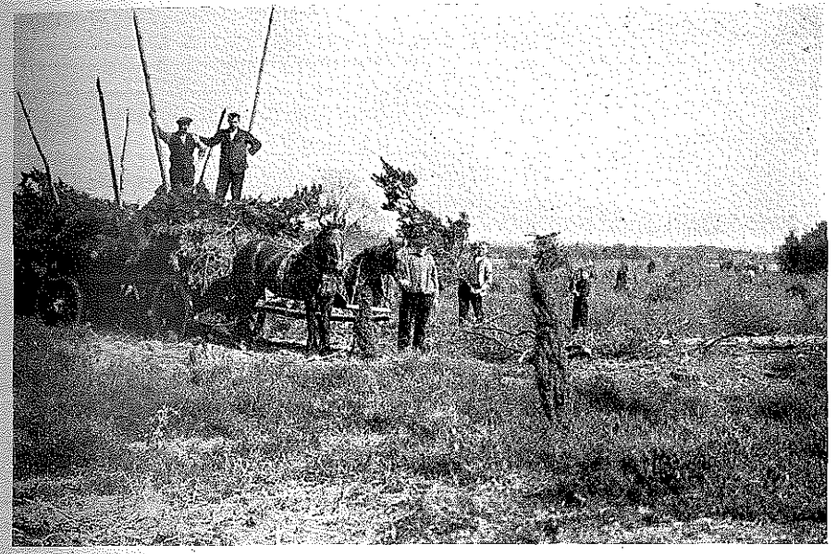


Abbildung 5. Aufladen des Osterholzes.

wenig Handelswert; und so bekommt man gegen einen geringen Preis die Verfügung über eine sehr große Menge „Opslag", die überlieferungsgemäß drei Wagenfrachten umfassen muß, die am Ostersonnabendmittag unter festlichem Gesang eingeholt werden. (Abb. 4 und 5.)

An einem der nächsten Sonntage in den Fasten wird dann das gesuchte Holz von der ganzen Kommission besichtigt und festgelegt, wann es gekauft werden soll, während an Palmsonntag die Kommission die letzten Vorbereitungen trifft.

So besucht man die zwei Bauern in Ootmarsum, deren Geschlecht seit Generationen zwei Garben Roggenstroh zum Entzünden des Osterfeuers zur Verfügung gestellt hat. Jeden Palmsonntag muß die Kommission gemeinsam diese Bitte stellen, die natürlich nicht zurückgewiesen wird. Aber der Form muß genügt werden, denn für beide Bauern hat die Schenkung zweierlei Charakter: das Aufrechterhalten eines alten Familienrechts und das Schenken einer Gunst an die Osterkommission.

Entsprechend ist die Bitte an die drei Fuhrleute, die das Osterholz fahren sollen; sie wird auch niemals verweigert, muß aber immer gestellt werden. Also eine wechselseitige Bindung zwischen der Gemeinschaft und dem in ihrem Dienste stehenden Einzelwesen. Das äußert sich materiell in der jährlich festgelegten Belohnung von 2 Gulden für jeden Fuhrmann, während am Ostermontag die Fuhrleute mit ihren Frauen in einem Ootmarsumer Wirtshaus auf Kosten der Osterkommission freie Zeche haben.

Am Sonntag nach Ostern laden die Poaschkerls die Fuhrleute mit ihren Frauen ein, ebenso

Abbildung 6. Die acht „Poaschkerls" eröffnen den Blöggeler-Zug, der aus vielen hundert singenden Menschen besteht.

wie den Besitzer des Osterkamps, der stets seine Wiese für das traditionelle „Moalken" (Mahl) zur Verfügung stellt, so daß auch diese gemeinsame Mahlzeit ein Kennzeichen des echten Gemeinschaftsgeistes ist, der in seinem Wesen zurückgeht auf das gemeinschaftliche Verzehren des Opfers.

Ist endlich der Ostersamstagmorgen angebrochen, wird durch den Stadtausrufer mit Beckenschlag gebeten, um ein Uhr nachmittags auf dem Markt zusammenzukommen, um mit den drei leeren Wagen in die Heide zu fahren (Abb. 4) und beim Umschlagen und Aufladen des Tannenopflags hilfreiche Hand zu leisten (Abb. 5)..

Am selben Ostersamstagmorgen müssen während der Messe beim „Gloria" die Glocken von den Poaschkerls geläutet werden, die ebenfalls gemeinsam den Pfarrer bitten müssen, an beiden Ostertagen die Vesper früher anzusetzen und schon um zwei Uhr zu beginnen, um mehr Zeit für das „Blöggelen" zur Verfügung zu haben.

Aus dieser Zusammenarbeit des Priesters mit den Poaschkerls, wobei der kirchliche liturgische Dienst an den Hochzeiten von Ostern verschoben wird, um den doch weltlichen Tanzumgang des Blöggelens zu seinem vollen Recht kommen zu lassen, wird ersichtlich, wie sehr sich hier neben dem kirchlichen der volksreligiöse Brauch behauptet hat. Darin spielen der Stiepel in seiner Beziehung zum Heilssymbol des Lebensbaumes, und das Osterfeuer als nur oberflächlich verchristlichtes Sonnensybol eine große Rolle.

Abbildung 7. Das „Blöggeln" um den „Stiepel" eines Bauernhauses zu Ootmarsum.

Osterſingen und Osterholzholen.

Von dem Augenblick ab, da die Wagen rüttelnd und schüttelnd über das Pflaster des alten Städtchens ausfahren, bis spät in die Dämmerung, als ich die Pferde von einem müden Knecht in den Stall führen sah, ist die Luft erfüllt von dem schönen Ostergesang.

Es gilt nämlich als ein Gesetz, daß, wie schwer die Arbeit auch ist, das Osterholz zu Ootmarsum singend gekauft, singend aufgeladen und singend eingeholt werden muß und so hallt von Ostersamstag ein Uhr ab die Luft wieder von dem alten Auferstehungslied, das einsetzt mit:

„Halleluja, den blijden toon."

So hoch stapelt man das Holz auf den Wagen, daß mehr als einmal, wie ich gesehen habe, eine ganze Ladung an einer Krümmung des wagenschüttelnden Sandweges vom Wagen stürzte. Auch ist es wohl geschehen, daß durch unkundiges Aufladen eine Achse oder ein Rad brach. Aber auch bei dergleichen kleinen Störungen klingt unaufhörlich das Singen weiter, das den Twenther Osterbräuchen eine so große Weihe gibt und das seinen Höhepunkt in den getragenen Auferstehungsliedern erreicht, die überall während des Blöggelens in dem Städtchen aufklingen und die Freude der Bevölkerung über die Rückkehr der „bleuiende tied van't joar" zum Ausdruck bringen.

Abbildung 8. Kapitän und Leutnant der Jungmannschaft ziehen mit Musik durch Elsden.

Ostersonntagmorgen auf der Osterwiese.

Oftmals habe ich der Reihe der Osterbräuche von dem Augenblick an beigewohnt, da die Osterwagen am Ostersamstag ausfuhren, bis zum späten Ostermontagabend, wenn in den Wirtshäusern Bauer und Bäuerinnen nach dem feierlichen und auch wohl einmal in Lärm übergehenden Blöggelen zum modernen Ostertanz übergingen.

Aber nie vergesse ich den Ostersonntagmorgen 1921. Schon früh hatte für mich der Tag begonnen, denn ich wollte Zeuge beim Aufbauen des großen Osterholzstoßes sein, und das geschieht überlieferungsgemäß im dämmernden Morgengrauen. Um fünf Uhr, als sich der Mond hinter einer schweren Wolke versteckte, stapfte ich durch die Dotmarsumer Gäßchen. Hinter der großen geschlossenen Niendeur hörte ich einen Bauernknecht schon singen: „dat nu het fest van Paaschen is", gefolgt von einem langgezogenen „Hallelujah".

Als ich durch die „Osterkampsteege" auf die Osterwiese kam, die an dem Abhang des 75 Meter hohen Kuipersberges gelegen ist, waren da schon die Poaschkerls damit beschäftigt, unter dauerndem Singen den Brandstapel aufzurichten. Mittlerweile wurde es hell und heller; die grauen Nachtwolken färbten sich goldgelb und aus dem zarten Rosa erhob sich über der

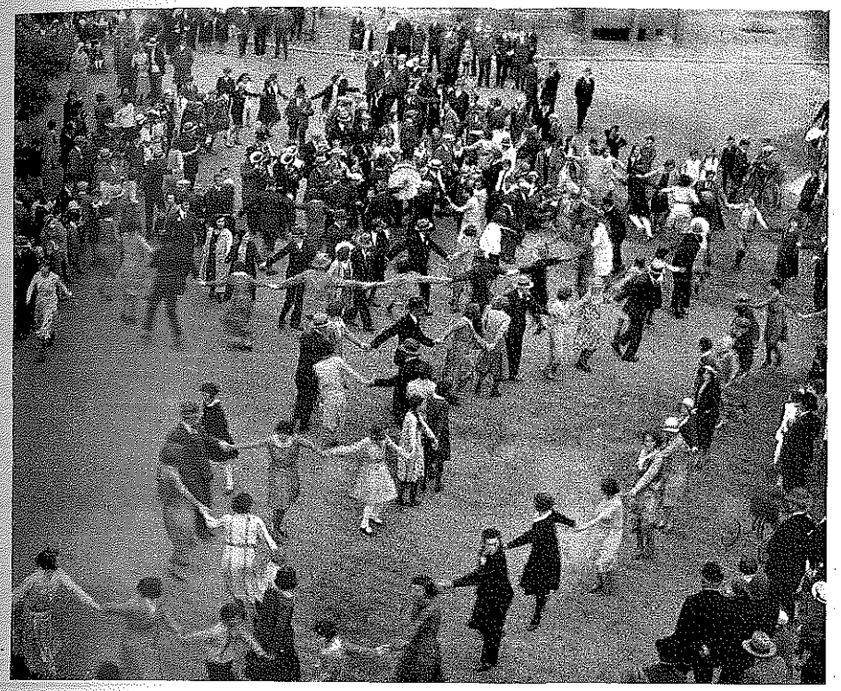


Abbildung 9. Die Jugend von Elsden tanzt seit unvordenklichen Zeiten den berühmten Schlingertanz, den Cramignon.

Dächersilhouette von Dotmarsum die strahlende frohe Ostersonne, die die ganze Landschaft prächtig erstrahlen ließ.

Der Osterholzstoß wurde immer höher, bis ungefähr um sieben Uhr alles Holz aufgestapelt lag und die ersten Krämer kamen, um ihre Stände mit den Osterkuchen und Apfelsinen aufzurichten. Wie niemals zuvor und nie mehr danach habe ich diesen Ostersonntagmorgen auf dem Dotmarsumer Osterkamp das Wunder der Naturauferstehung und des neuen Lichtes miterlebt.

Die Osterwecker.

Ein paar Stunden später, ungefähr um neun Uhr, sah ich die unverheirateten Männer feierlich durch das Städtchen ziehen, wie sie schon vor Jahrhunderten zogen, langsam wie in einer Prozession, und immer den gleichen Weg wählend. Endlich versammelten sich alle auf dem großen Markt vor dem Rathaus, um noch einmal alle zehn Verse des Osterliedes zu singen. Sie erfüllten dann wieder ihre Osteraufgabe als Wecker mit dem uralten Osterruf: „Steht auf, jung und alt, dient Gott dem Herrn."

Danach gehen sie zur Kirche; mittags gegen halb zwei Uhr zieht man wieder ebenso feierlich durch das Städtchen, worauf dem Vesperdienst beigewohnt wird. Darauf zieht alt und jung nach der Osterwiese, um sich bei den Buden zu ergötzen und die Kinder im Überfluß mit Leckereien zu beschenken. Gegen fünf Uhr habe ich es oft auf dem Osterkamp erlebt, daß plötzlich im Kirmesgewühl und Gedränge das Auferstehungslied erklang, das mit forscher Stimme vom Vorsänger angestimmt und sogleich von den Poaschkerls aufgenommen wurde.

Erst liefen nur kleine Kinder hinter der singenden Kommission her, die stets wie in einem magischen Bannkreisgang um den hohen Stapel weiterschritt, aber es dauerte nicht lange, bis auch ältere Jungen und Mädchen, Männer und Frauen zusammenströmten, so daß der Ostergesang immer mächtiger anschwoll.

Als sich alle Osterkampgänger in einem ungeregelten Zug angeschlossen hatten, zogen auch wir durch die schlammige Osterkampstiege mit ungefähr fünfhundert feierlich singenden Menschen stadtwärts. Bei der Butterfabrik wurde angehalten: der wichtigste Augenblick des ganzen Jahres für den ältesten Poaschkerl!

Ernst wie bei einer religiösen Handlung legt er seine linke Hand auf den Rücken, die gleich von der rechten Hand des Kommissionsmitgliedes, das hinter ihm geht und das mit ihm dieses Jahr abtreten muß, ergriffen wird. Dieser tat wie sein Vorgänger, das dritte, vierte, fünfte und sechste Mitglied folgten, und dann kamen die zwei jungen Männer, die in der Fastenzeit schon bestimmt waren, im nächsten Jahr als Kommissionsmitglieder einzutreten. Im Handumdrehen war die ungeordnete Menschenmenge in eine riesenhafte, rhythmisch-gebundene Volkskette verwandelt, die feierlich „schreitend" dem Vorsänger auf der seit Jahrhunderten festgelegten Blöggelbahn folgte. (Abb. 6.) Wir wogten mit über das Kopfsteinpflaster, vorbei an einem alten Schwengelbrunnen, kamen in ein paar von den vielen Höfen, die wie ein grüner Kranz um das Städtchen liegen, „schlugen" danach um einen Stiepel um und zogen in eine „Bovendeure" ein; wir liefen durch eine Küche mit einer Anrichte voller Tassen, Schüsselchen und kleinen Gläsern, um zum Schluß in ein Gastzimmer einzutreten, das voll war von Bauern und Bäuerinnen, die alle mitsamt der Wirtin das Osterlied mitsangen. Zwischen den Stühlen war ein Gang für den Durchzug der „Blöggelaars" freigehalten. Vier unentwegte Kartenspieler blickten kaum auf, ließen ein lautes „Hallelujah" erschallen, um danach wieder mit „Panduren" oder „Klaverjassen" fortzufahren. Oben auf einem hohen, altmodischen Kanonenofen standen acht randvolle Gläschen mit Genever, die der Wirt vor dem Wegnehmen „in dengaank" für die Poaschkerls im voraus bereit gestellt hatte. Diese ließen eben die Hände los, kippten im Umsehen die Herzstärkung hintenüber, um danach noch kräftiger den soundsovielten Vers von „Halleluja den blijden toon" anzustimmen.

Die Blöggelspirale auf dem Markt

So zieht man quer durch verschiedene Wohnungen von der „Niendeur" bis zur „Bovendeur", und rund um die Kirche zum Marktplatz, wo sich die ganze Menschenkette um den Anführer spiralenförmig aufrollt. Ist zum Schluß der letzte Blöggelaar auf dem Markt erschienen, so daß dieser von der Menschenmenge ganz gefüllt ist, so wird noch einmal feierlich das zehn Verse lange Lied gesungen, während bei dem Schluß-Hallelujah mit Hüten und Mützen geschwenkt wird und alle kleinen Kinder, meist von ihren eigenen Vätern, dreimal in die Höhe gehoben

werden. Damit sind die jährlichen Osterbräuche, soweit sie das Blöggelen betreffen, beendet. Gegen Abend erfolgt dann unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung und von Hunderten von Fremden das Anzünden des gewaltigen Osterfeuers, das aus Heimatstolz alle Osterfeuer in weiter Umgebung an Größe und Leuchtkraft übertreffen muß. Dasselbe geschieht jedoch in dem nahegelegenen Denekamp und dem etwas weiter entfernten Markelo, wobei viele Bauernschaften einander in der Höhe der „boaken" (1) zu übertrumpfen suchen. Diese werden sehr sachkundig aus brennbarem Stoff aufgebaut, der oft in siebzig oder mehr Karrenfrachten herangeführt wird. Diese Twenther Boakenfeuer werden von einer oder mehreren Teertonnen gekrönt, die auf ein altes Wagenrad gestellt sind. Manchmal wird in dem Feuer eine Judaspuppe verbrannt, die in einem Falle einen zweiköpfigen Janus darstellt. In dem mächtigen pyramidenförmigen Aufbau gleichen die Twenther „Boakens" den „Funken" von Vorarlberg und den „Burgen", die in der Eifel entzündet werden. Am zweiten Ostertag wird das Blöggelen wiederholt. Aber es trägt jetzt einen weniger feierlichen Charakter, und das „Halleiujah den blijden toon" wird mehr im Marschtempo gesungen mit dem Zusatz „surrexida", woraus manchmal „zie rechts, zie daar" gemacht wird, eine Verstümmelung des Antiphons „Regina coeli, rusurrexit, sicut dixit".

Der Rundtanz um das Osterfeuer.

Unzweifelhaft ist unter kirchlichem Einfluß der Prozessionstanz von dem heidnischen Osterfeuer in das Städtchen verlegt werden, aber in dem nahegelegenen Sibculo ist es noch heute Brauch, daß jung und alt, wenn die kleineren Osterfeuer in den verschiedenen Bauernschaften ausgebrannt sind, alle zu dem größten ausziehen, um dort Hand in Hand einen Rundtanz auszuführen. Auch in der Gelderschen Achterhoek ist bei den Alten heute die Erinnerung an den Ostertanz, dreimal linksum und dreimal rechtsum, noch nicht ausgestorben.

Ein in einem Kinderspiel zu Borssel erhaltenes Reimchen zeugt noch davon:

„Hei in de Mei en de muts op zij,
Van linksum, van rechtsum en keer ve weer rum."

Mindestens sechsmal hatte ich die Freude, dem Blöggelen beizuwohnen, und ich konnte dabei feststellen, daß trotz drohender Verflachung durch Alkoholmißbrauch und Fremdenindustrie doch stets ein großer Kern von geborenen und dort erzogenen Ootmarsumern mit weihevollem Ernst, vor allem am ersten Ostertag, das Blöggelen ausführen.

Das Blöggelen in der Geschichte.

Wie fast überall liefern die geschichtlichen Quellen dem Volkskundler auch hier wenig Beweismaterial, aber ich habe doch in einigen Notizen, die sich auf die Ortsgeschichte von Ootmarsum beziehen, Hinweise gefunden, in welcher Richtung die volkskundliche Untersuchung gehen muß. Zuerst fand ich in dem Buch „Bijdragen tot de geschiedenis van Twenthe" von Pastor J. Geerdink, der in Ootmarsum gewohnt hat, daß da seit undenklichen Zeiten „gevöggelt" worden ist, wobei Geerdink den Ausdruck gebraucht per modum processionis, also in der Art einer Prozession. Ihm zufolge nahmen mitunter mehr als 300 Personen daran teil, doch die Einführung und den Anlaß dazu nennt er ein Rätsel.

Ferner heißt es im Volksmund, daß die geistlichen Jungfrauen aus dem Stift in Weerselo zu Ostern die Ootmarsumer Kirche besuchten, und daß sie Hand in Hand singend in das Städt-

Abbildung 10. In sausender Fahrt tanzen die „Cramignonneurs" durch die Dorfstraße von Eijsden.

chen einzogen, woraus das Blöggelen entstanden sein soll. Nun hat in der Tat zu Weerselo eine Benediktinerabtei bestanden, deren Stiftung auf 1152 zurückgeht, aber die unsicheren Verhältnisse in Twenthe veranlaßten die Mönche, schon im späten 13. Jahrhundert nach der St. Paulusabtei in Utrecht umzuziehen, so daß das Kloster in Weerselo leer stand. Die Edlen von Twenthe wandten sich nun mit der Bitte an den Abt, ob der Bau ihren Töchtern, die der Welt zu entsagen wünschten, zur Verfügung gestellt werden könne. Diese Bitte wurde erfüllt, und so wurde die Abtei von St. Remigius ein Kloster für adelige Benediktinerinnen. Das Kloster behielt das Patronat über die Kirche von Ootmarsum, und die Schwestern sollen einer alten Tradition zufolge zu Ostern in Prozession nach dem Städtchen gezogen sein, um hier das Officium zu singen und dem feierlichen Hochamt beizuwohnen.

Was bedeutet „vlöggelen"?

Andere Geschichtskundige glauben im Blöggelen die letzten Reste der schon im 13. und 14. Jahrhundert umherziehenden Geißelprozessionen der Flagellanten zu erkennen, die Almosen sammelnd von Dorf zu Dorf gingen und vor allem im Münsterland zu einer wahren Landplage wurden. Diesen Forschern zufolge soll der Name Blöggelen von flagellare, geißeln herzuleiten sein, und so soll also der Ootmarsumer Osterbrauch aus einer kirchlichen Bußprozession entstanden sein.

Abbildung 11. Wie in Ootmarsum zieht man in Eijsden Haus ein, Haus aus.

Über den Sinn von „vleugelen" und „vleugelaar" sind die Sprachforscher sehr wenig einig. Neben der Ableitung von flagellare, sei hier auch erinnert an vleugelen in der Bedeutung von „die Arme binden"; wie es bei Vondell vorkommt in: „wat vogel brengt ge dus gekneveld en gevleugeld?" Aber unzweifelhaft ist auch eine Beziehung zwischen „vleugelen" und „Flurgang" möglich, und damit kommen wir über die kirchliche Erklärung zu der volkskundlichen, wonach das Ootmarsumer Blöggelen eine niederländische Variante der über ganz Europa verbreiteten Feldumgänge oder „Flurgänge" mit Reigentänzen wäre, so wie wir sie schon in den schwedischen Felszeichnungen ausgebildet sehen (2).

Ringelreihen, Blöggelen und Emmausgang.

Eine wichtige Mitteilung in dem obengenannten grundlegenden Werk von Geerdink bestätigt, daß wir den Ursprung des Blöggelens sehr weit in der Vergangenheit zu suchen haben. Der Ausgangspunkt wird dabei unzweifelhaft nicht in den Prozessionen der Stiftsjungfrauen aus Weerselo zu finden sein, die erst ungefähr um 1280 ihren Anfang nahmen, sondern in viel älteren Feldumgängen. Teilt Geerdink uns doch mit, daß im Jahre 1215 von dem Magister Olivarius Canonicus aus Paderborn in Enschede ein Kreuzzug gepredigt worden sei, aber daß der Kanonikus bei seiner Ankunft die Enscheder Bevölkerung einen „Reijgentanz" ausführen sah, so daß man seinem Zuspruch nicht lauschen wollte. Wenn wir nun lesen, daß im 16.

Jahrhundert dasselbe dem Bischof Latimer in England begegnete, der auf einer Predigtfahrt eine ganze Stadt ausgezogen fand, da das Volk „Robin Hood's day" (1. Mai) draußen im Wald mit der Aufführung eines englischen Morristanzes feierte, so daß seine Durchlauchte Hochwürden unverrichteter Sache weiter reisen mußte, so finden wir es geschichtlich bestätigt, daß sowohl im England des 16. Jahrhunderts wie im Twenthe des 13. Jahrhunderts ein Tanz ganze Stadtbevölkerungen in einem Frühlingsbrauch vereinigte, der später zu Osterprozessionen und Sakramentsumzügen verchristlicht werde, worauf auch für Enschede der Name „Emmausgang" hinweist.

Westfälische und niedersächsische Entsprechungen zum Ootmarsumer Blöggelen.

Nach A. Benthem Gzn., Geschichte von Enschede (1914), wurde dieser Emmausgang auf dem Püttenkamp aufgelöst, wo eine Osterkirmes abgehalten wurde. Auch in dem westfälischen Dorsten und Borken lebt der in Enschede außer Gebrauch gekommene Emmausgang weiter in dem vielleicht auch jetzt noch in Ehren gehaltenen „Noah Emmaus gohn". Die Bauern von Germete zogen in feierlicher Osterprozession nach der alten „Austerlinde", die an der Stelle der längst verschwundenen Kapelle von Andessen stand. Dort zog nach dem „Palmstecken" der Roggenfelder in Belmede alt und jung unter Ostergesang nach einem hochgelegenen Wasserbecken. Hier machte man aus dem Stand des Wassers Voraussagen über den kommenden Regenfall und die zu erwartende oder nicht zu erwartende Fruchtbarkeit der Felder, wie A. Kuhn in „Sagen und Märchen aus Westfalen", S. 144, mitteilt. Diese westfälischen Osterbräuche, die noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unversehrt geblieben waren, wie Sartori in seiner „Westfälischen Volkskunde", S. 158, berichtet, haben sehr viel Ähnlichkeit mit dem Ootmarsumer Blöggelen. Wir verlieren uns nicht in allzu gewagte Annahmen, wenn wir unser niederländisches Blöggelen als einen mehr oder weniger verchristlichten „Flurgang" ansehen. Dergleichen „Flurgänge" mit damit verbundenen „Reigentänzen" kannte man im 16. Jahrhundert noch in dem westfälischen Fürstentum Minden, wo sie unter lautem Geschrei unter einer alten Eiche ausgeführt wurden.

Im ganzen Münsterland und Westfalen, auch im Oldenburger Saterland, kommen oder kamen bis vor dem Weltkrieg 1914–1918 Osterbräuche vor, die allerlei Analogien und Parallelen zu dem Ootmarsumer Blöggelen aufwiesen. In seinem Buche „Wald- und Feldkulte" berichtet Wilh. Mannhardt (nach Aussage von Strackerjahn), daß in dem an Twenthe grenzenden und mit ihm in Volksart und Volkskultur eine Einheit bildenden Münsterland Hunderte von Menschenpaaren sich auf dem sogenannten Oster- oder Paskeberg versammelten und daß die verheirateten Männer um den Holzstoß einen Kreis bildeten, um den die Menge, Osterpsalmen singend, in großen Bogen lief, bis mit dem Einstürzen des Feuers für sie der Augenblick gekommen war, durch das Feuer zu springen. Das Fest endete mit einem „dreimaligen Umzuge um die Kirche unter Absingung geistlicher Lieder", ein Brauch, der, wie ich oben auseinandergesetzt habe, auch jedes Jahr am Ostersonntag von den singenden Poaschkerls in Ehren gehalten wird; morgens vor der Messe, mittags vor dem Anfang der Vesper und gegen Abend im Blöggelen.

Auch in der Umgebung von Hildesheim müssen in einigen Dörfern bei dem von Alt und Jung umringten Osterfeuer Choräle gesungen werden, und in Warburg bei Paderborn wurden

während des Umkreisens des Osterfeuers ebenfalls Auferstehungslieder gesungen, während die Jugend Strohfackeln an langen, mit Pech beschmierten Zweigen anstecke. Nach A. Kuhn, „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen", wurden die Ostergänger beim Abstieg von dem Berg von der zurückgebliebenen Bevölkerung gemeinsam mit Gesang und flatternden Fahnen am Eingang des Dorfes empfangen, wo „man sich wechselseitig bei der Hand fassend, Osterlieder sang und beim Hallelujah die Stäbe zusammenschlug".

Das Blöggelen um den Stiepel als Kultpfahl.

Daß das Blöggelen als ein rein bäuerlicher Brauch in Ootmarsums Mauern verpflanzt wurde, braucht uns nicht zu verwundern, wenn wir sehen, daß in vielen niederländischen Städten bis auf den heutigen Tag noch Landwirtschaft getrieben wird und wie auch in dem malerischen Ootmarsum noch manches altsächsische Haus mit der großen „Niendeur" das Straßenbild beherrscht. Beim Herannahen der Blöggelaars werfen die Bauern die beiden Niendeuren wagenweit auf, und die singende Menge tanzt um den Stiepelpfahl, also genau dieselbe Figur bildend, wie sie J. O. Plassmann (a. a. O. S. 290) über der Stiepeltür des Bauernhauses in Marmeke im Sauerland angetroffen hat (3) (Abb. 7).

Die Bewohner dieser städtischen Bauernhöfe halten besonders auf die Ostertradition, und darin zeigt sich wieder das Ursprüngliche der Kulthandlung, wobei der Stiepel oder „Middelaar" der Kultpfahl ist. Dieser Hauskultpfahl spielt auch im Volksglauben eine ganz besondere Rolle, und zahllos sind die Sagen, worin das Stiepelzeichen das Haus vor Unglück bewahrt hat. In ganz Twenthe z. B. ist die Volkserzählung von dem Knecht verbreitet, der die weißen Weiber im Kornland ausgescholten und verhöhnt hat, worauf er, von den in Wut entflammten Furien mit einem glühenden Bratspieß verfolgt, noch gerade seinen, dem Tode nahen Leib retten konnte, indem er zu Pferde in die Niendeur hineinstob und diese hinter sich zuschlug. Der glühende Spieß, der ihm nachgeworfen wurde, bleibt in all diesen Geschichten eben über Mannshöhe in dem Mittelpfahl stecken. An dieser Stelle findet man überall in Twenthe das rautenförmige Heilszeichen, die bekannte Jahrrune mit dem Malkreuz oder die Hagalrune. Oft hat man versucht, diese „heidnischen" Heilszeichen zu verchristlichen, indem man Kreuze darauf anbrachte. Diese Zusätze haben jedoch das ursprüngliche Heilszeichen nirgendwo verbannen können, und daraus zeigt sich, daß man den völkischen Gemütswert auch jetzt noch sehr hoch anschlagen muß. Eine Aufstellung der Twenther Stiepelzeichen und eine Feststellung ihrer geographischen Verbreitung sind Aufgaben für den praktischen Volkskundler, die unzweifelhaft zu sehr überraschenden Resultaten führen werden. Da Twenthe ein westliches Tochterland von Westfalen und damit von Niedersachsen ist, würden die Resultate dieser Untersuchung auch der Volkstumsforschung des sächsischen Stammes zugute kommen.

Übrigens können die großen, aufgeschlagenen Torflügel mit den prächtigen Bögen sinnbildlich auch wieder auf die Sonnenbahn und die Zweiteilung des Jahres hindeuten. An den Twenther Höfen, die sich unter dem Laub von mächtigem „Eekenholt" verstecken, wurde im allgemeinen das Holzwerk nicht bemalt. Aber wo dies in späterer Zeit doch geschah, ist der oberste Teil des Stiepels, ebenso wie der mächtige Torbogen, grellweiß bemalt und der Pfahlteil unter dem Stiepelzeichen dunkelgrün oder schwarz.

Wir können also den Umgang zu Ostern in Ootmarsum als einen verchristlichten Lenz-Umgang bezeichnen, der überall, wo er hinzieht, Segen und Wohlfahrt bringt. Wenn auch die

gegenwärtigen Besitzer der Bauernhöfe nicht gleich jedem zugeben wollen, daß sie mit dem Besuch der Blöggelaars eine solche Erwartung verbinden, würden sie es doch ungern sehen, wenn damit aufgehört würde. Als in den Jahren 1870–1875 ein „fortschrittlicher" Bürgermeister diesem Brauch ein Ende machen zu müssen glaubte, indem er befahl, die Niendeuren geschlossen zu halten, brach unter der sonst so ruhigen Bevölkerung ein förmlicher Aufstand aus. Mit Gewalt wurden die Niendeuren aufgebrochen und feierlicher als je zuvor wurde um den Stiepelpfahl gevlöggelt; Brauchtum, auf das man nicht minder Wert legte, wie auf die überall in Twenthe abgehaltenen Feldumgänge mit Heiligenbildern. So wird u. a. in einer Urkunde aus dem benachbarten Vassen mitgeteilt: „Nai der wijze als men de hillige dar draget van den eenen huze totten anderen."

Der Lenzreigentanz, der „Cramignon".

Wenn wir das Blöggelen also als einen im Ursprung sakralen Lenzumgang bezeichneten, den die Kirche wenig beeinflußte, so braucht es uns nicht zu wunden, wenn wir anderswo Entsprechungen zum Ootmarsumer Blöggelen in Verbindung mit Sakramentsprozessionen antreffen. In den Niederlanden hat diese den noch am meisten völkischen Charakter in dem Süd-Limburger Bronk, wo in den Bereich der damit verbundenen weltlichen Festlichkeiten – wie die Bronk-Kirmes und den Umgang der Jugend – auch immer das Tanzen des Ringelreigens, das Cramignon aufgenommen ist.

Vor allem in Eijsden, Gronsveld, Mheer und Banholt ist dieser allgemeine Dorftanz noch sehr volkstümlich. Sein fröhlicher Charakter wird durch den Ausdruck gekennzeichnet, daß man den Cramignon „fährt", während das Blöggelen „geschritten" wird. Die Rolle der Poaschkerls ist hier der Jungmannschaft unter Führung eines Kapitäns mit dem Adjutanten anvertraut, der den Rhythmus des Schlingertanzes durch das Schwingen eines großen, bunten Blumenstraußes angibt (Abb. 8).

Die Führerolle übernimmt ein junger Mann mit gutem Namen und Ruf, denn es ist immer noch eine hohe Dorfehre, zum Führer des Cramignon gewählt zu werden. Auch legt man hohen Wert darauf, die Gefährtin, der Schatz oder die Braut des Kapitäns zu sein. Hier schimmert vielleicht noch eine leise Erinerung an die einstige leitende Stellung durch, die die Frau beim Ringelreigen einnahm. In dem „Roman de la Rose" aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts kann man in Vers 727–776 sehr bezeichnende Anweisungen finden; dort wird eine ausführliche Beschreibung des Reigentanzes gegeben, den „une dame", Leece geheißen, vorsingt und vortanzt (4). Auch bei dem Königs- und Kaisercramignon der Schützengilde von Gronsveld fährt J. M. die Königin; aber das hängt mit anderen Ämtern in diesem großen niederländischen Dorffest zusammen, von dem ich später noch einmal ausführlich hoffe berichten zu können.

Sakramentsprozession und Cramignon.

Ebenso wie in Ootmarsum nimmt Alt und Jung, Reich und Arm an dem allgemeinen Ringelreigen teil, der in Eijsden stets am sogenannten Bronkkirmesmontag und -dienstag nach Bronksonntag gehalten wird (Abb. 9 und 10).

Es muß wohl einmal geschehen sein, daß das leichtherzige Limburger Volk und vor allem die Lütticher manchmal den Tanz an die Stelle der Prozession treten ließen, woraus sich also im

Abbildung 12. Der Cramignon, der gemeinschaftliche Dorftanz. Aufn. van der Ven (12).

volkskundlichen Sinne tatsächlich ein Atavismus ergab, den wir in der Echternacher Springprozession in einer merkwürdigen Form bis heute erhalten sehen. Der Süd-Limburger Cramignon, den wir dem benachbarten Lütticher Land entlehnt haben und der dort an den parochialen Festtagen bezeichnenderweise „fiêsse di porodje" heißt, wird übrigens wie das Ootmarsumer Blöggelen abgehalten, dem er im Wesen völlig gleicht.

Die Osterwecker sind hier „Tanzwecker" geworden, denn zuerst gehen die Mitglieder der Jugend, d. i. die Organisation der unverheirateten jungen Leute, die auch bei der Sakramentsprozession bestimmte Ämter ausüben, und für die auch am Morgen des Cramignontages eine Messe gehalten wird, dreimal um den Platz. Wenn sie auf den Broenhof an das alte Kirchmäuerchen kommen, wird dort „gekamerd"; d. h. man zündet eine Reihe von Pulvertöpfen an, die dröhnend der Bevölkerung verkündigen, daß der Reigentanz beginnt. Dies „Kameren" findet auch statt beim Umziehen der Sakramentsprozession, und so gibt es verschiedene Beziehungen zwischen dem weltlichen Tanz und dem kirchlichen Umzug, ebenso wie zwischen dem liturgischen Osterdienst und dem profanen Blöggelen. Eine nähere vergleichende Untersuchung wird auch für das Heimatland des Cramignons, das Lütticher Land, diese Übereinstimmung noch auffallender machen. So lesen wir in dem „Calendrier walon": „Grands et petits circulent par nos rues en fête, décrivant de gracieux méandres. Le cramignon fait irruption dans les cabarets, dans les boutiques, dans les habitations bourgeoises, où un sourire indulgeant les reçoit toujours. Les viellards voyant passer

l'interminale serpentine des danseurs, disent mélancoliquement: ‚Jadis nous fîmes de même!'"

War es nun schlechtes Wetter, so daß die Prozession mit ihrem kostbaren Reliquienschatz und ihrem Prunk nicht als „Bronk" ausziehen konnte, dann muß es mehrmals geschehen sein, daß das Volk, des Wartens müde, „se met a cramignoner", wobei ein Spottliedchen auf die protestantische Obrigkeit in Holland gesungen wurde, unter der das Prozessionsverbot streng durchgeführt wurde. Dieses merkwürdige „Cramignondeun", bei dem der Rhythmus des Gesanges zugleich auch den Rhythmus des Tanzes angab, lautete in dem wunderlichen Patois des Lüttlicher Landes:

„Vive le fièsse sins procêsion,
Nos vikans come dès bièsses!"

was in verständlichem Französisch bedeutet:

„Vive la fête sans procession,
Nous vivons comme des bêtes!"

Altgermanische Tanzlust behauptet sich in den niederländischen „Reigentänzen".

Dergleichen „gefahrene" Tänze oder „geschrittene" gemeinschaftliche Rundgänge sind in dem jetzt noch volkstümlichen Cramignon und im Blöggelen heutige niederländische Varianten der altgermanischen Reigen, wovon schon Neidhardt von Reuenthal berichtet, und die sich auch weiter in vorchristliche Zeit verfolgen lassen; vielleicht bis zu den schwedischen Felszeichnungen aus der Steinzeit, die schon ähnliche, für die Volkskunde höchst wichtige Bilder zu deuten geben.

Bonifazius hat im 5. Kanon des Concilium Germanicum vom 21. April 742 ein Verbot religiöser Tänze erlassen, das durch das Konzilium von Liftinae im Jahre 743 erneuert wurde. Auch Bischof Burchard von Worms hat in seinem „Beichtspiegel" aus dem Jahre 1024 die Reigentänze verboten, und nach ihm hat sich die katholische Geistlichkeit stets grimmig dagegen gewandt, doch veranlaßte in einigen Gegenden die niedere Geistlichkeit an bestimmten Tagen, z. B. am Johannistag, selbst solche Rundtänze. So ist es bekannt, daß in Marseille der Lazarustag am 17. Dezember trotz des Widerstandes der höheren Geistlichkeit Jahrhunderte lang mit Gesang und Reigentänzen gefeiert wurde, wobei die Einwohner sich possierlich verkleidet haben müssen, um unter Begleitung von Geigen- und Flötenspiel singend durch die Straßen zu ziehen. Endlich legte das Konzil von Würzburg fest, daß Teilnehmer an Reigentänzen drei Jahre lang aus der Gegend verbannnt wurden. Damit erließ man also eine strenge Verurteilung des schon fünf Jahrhunderte alten Brauchtums, das der hl. Eligius formuliert hatte: „choraulas vel cantica diabolica". Aber in zwanzig Jahrhunderten Christentum behauptete sich diese in den sinnbildlichen konzentrischen Kreis- und Labyrinthfiguren um den Maibaum als Kultpfahl der Dorfgemeinschaft und um den Stiepel als Kultpfahl der Sippe.

In der Tat nimmt jetzt noch die ganze Bevölkerung daran mit voller Hingabe teil; teils in dem halbkirchlichen, geschrittenen Osterumgang des Blöggelens in Ootmarsum, teils an dem schnelleren, „gefahrenen" Cramignon von Süd-Limburg (Abb. 12), der tatsächlich mit der Sakramentsprozession verbunden ist. Beide geben ein lebendiges Beispiel für „eine Handlung

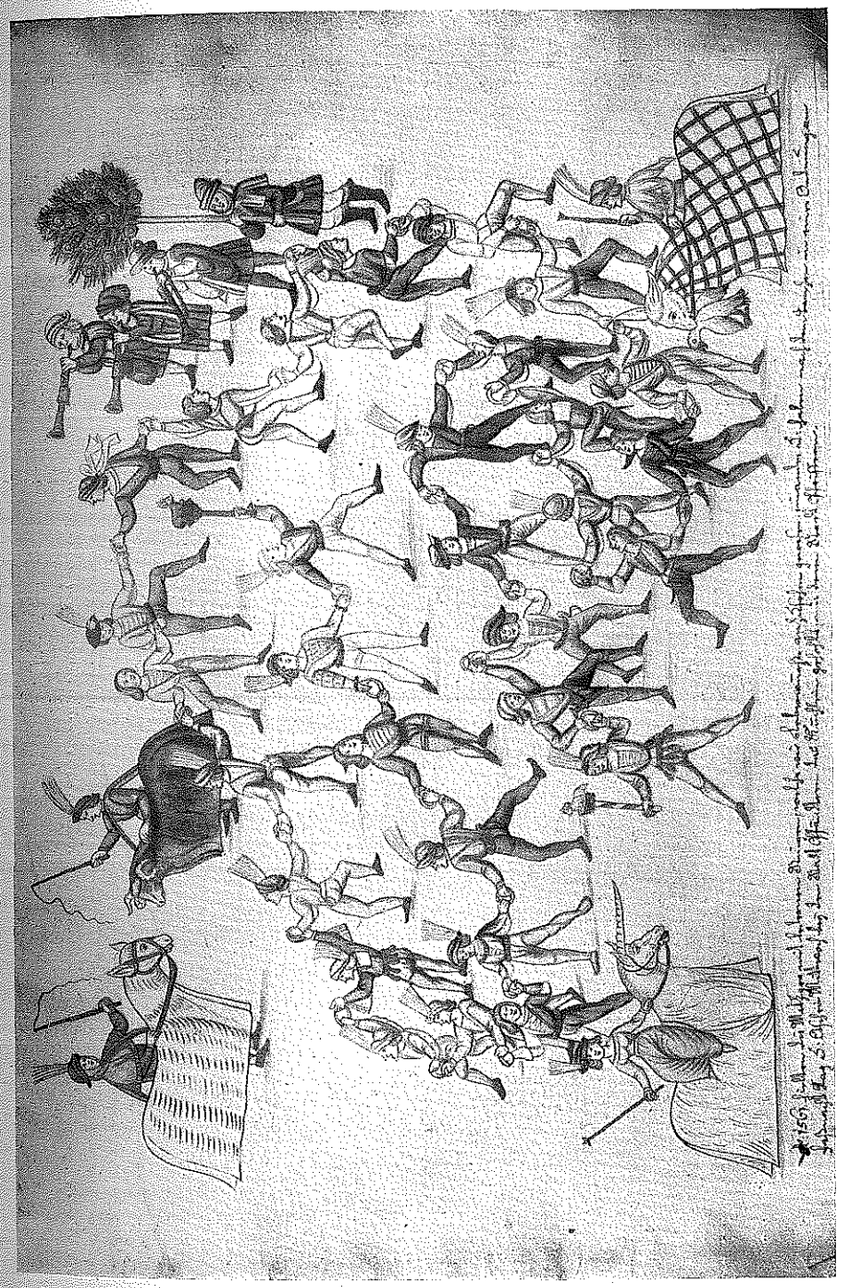


Abbildung 13. Der Schembartlauf der Nürnberger Metzgerzunft. Einzelblatt des Nürnberger Kupferstichkabinettes, nach einer farbigen Handzeichnung von 1561. Aufnahme Historischer Bilderdienst.

von zweifellos heilbringender Bedeutung", wie sie Plaßmann für den Tanz um die Heilszeichen im allgemeinen nachgewiesen hat.
Es ist mir eine besondere Freude, diese ergänzenden Mitteilungen zu Friedrich Mößingers „Baumtanz und Trojaburg" geben zu können, weil das Blöggelen in Ootmarsum und der Süd-Limburger Cramignon – und hier mache ich mir gerne die Worte von J. O. Plaßmann zu eigen – „Sinnbild und Brauch in einer höchst seltenen Verbindung" zu erforschen geben.

*

Nachtrag.

Um zu zeigen, wie sehr der heute lebende Brauch mit seiner Gestalt vor vierhundert Jahren übereinstimmt, geben wir als Ergänzung zu den Abbildungen 10 und 12, die den Cramignon in Süd-Limburg und im benachbarten Lütticher Land zeigen, eine Wiedergabe des Nürnberger Metzgertanzes (Scheinbartlauf). Es ist eine farbige Handzeichnung von 1561 und ein Einzelblatt des Nürnberger Kupferstichkabinettes. Nach der ganzen Anordnung scheint es sich um eine Kopie des Schembartblattes von 1490 oder 1500 zu handeln, das ich in meinem oben erwähnten Aufsatz (Germanien 1939, S. 112) abgebildet habe. Wenn es sich um eine Kopie handelt, so sind allerdings einige Einzelheiten vertauscht; so ist der geschmückte Baum, der auf dem Schembartblatt links oben steht, auf der Handzeichnung rechts oben und im Gegensatz zu dem ersten belaubt. Die Tanzfigur entspricht fast ganz der des Cramignon auf Abb. 12; auf dieser scheint der Anführer des Zuges in der Mitte soeben zum „Gegenzuge" anzusetzen. Nach der Angabe in Röchells Chronik wird der Rundtanz nach dem Tanz durch die Häuser auf dem Markte wiederholt (a. a. O. S. 112), also ähnlich wie in Eijsden (Abb. 10 und 12). Es scheint also allgemein so gewesen zu sein, daß der „Schwengel", die Tanzkette zuerst durch die einzelnen Häuser zog (Abb. 8 und 11), um dann auf dem Markte die große Schlußfigur zu tanzen. All diese Vergleiche geben uns das Bild einer jahrhundertealten, über Ober- und Niederdeutschland verbreiteten Überlieferung Plaßmann.

(1) Die Bezeichnung „boaken" stellt das Osterfeuer in die Reihe der „heiligen Zeichen", der Zeichen mit kultischer Bedeutung: altsächsisch bôkan, altenglisch béacen, fries. bîken („Birkenbrennen") usw. Pl. – (2) Das Wort „flöggeln" erklärt sich vielleicht sehr einfach, wenn man die Bezeichnung für den Labyrinthtanz in Alt-Münster, der ja dem „Blöggeln" in jeder Hinsicht genau entspricht, zum Vergleich heranzieht. Er heißt bei Röchell der „Schwengel", seine Ausführung dürfte also mit „schwengeln" bezeichnet worden sein. Wie dies mit „schwingen" in einem Ableitungsverhältnis steht, so anscheinend „flöggeln" mit „fliegen" (vgl. „flügge"). Beim „schwengeln" werden die Teilnehmer zum „schwingen" gebracht, beim „flöggeln" zum „fliegen". Die Worte „Schwinge" und „Flügel" sind bedeutungsgleich. Pl. – (3) Eine ausführliche Schilderung des altmünsterschen Brauches habe ich in dem Aufsatz „Die Metzgergilde beim Fasnachtsbrauch" (Germanien 1939, S. 109–115) gegeben. Es heißt da (S. 111 f.) nach der Chronik von Röchell: „Ein jeder Fleischhauer und insbesondere die Knechte halten einen Kranz (Ring), aus einem Schnupftuch oder aus einem andern Stoffe gemacht, in der Hand. Wenn sie vor eines Fleischhauers Haus kamen, so mußte man ihnen die untere Tür (Niendör = niedere Tür"; beim sächsischen Hause ist der Herd „oben", die Einfahrtstür „unten") ganz öffnen. Dann blieben die, die zu Pferde waren, vor der Türe auf der Straße halten, die Gildemeister mit der „Braut" gingen in einer Reihe in das Haus und faßten in die Ringe, die sie in den Händen trugen, und der eine zog den andern nach. Wenn es dann an die Knechte kam, so zogen diese den Schwengel, so daß der eine hier, der andere dort hinfiel, worüber sich großes Gelächter erhob." – Der lebende Brauch in Ootmarsum ist eine Bestätigung für diesen alten Bericht, wie man sie in der Volkskunde nur selten

findet. Er zeugt auch, daß der Zug durch das Tor – ich erinnerte schon damals an den Durchzug der Wilden Jagd – wesentlich bei dem Umschreiten des „Stiepels" ist, der hier Bedeutung und Namen des alten Kultpfahles getreu bewahrt hat (Stapel, altf. stapel, neuengl. steeple „Kirchturm" ist der Kult- und Gerichtspfahl). Die Ringe, die wir in Alt-Münster und auch in Alt-Nürnberg finden, werden in Ootmarsum wohl nicht mehr gebraucht; man faßt sich dort einfach an den Händen. Der große Ringeltanz auf dem Markt, den wir in Nürnberg bezeugt finden, lebt in allem wesentlichen in dem unten behandelten „Cramignon" weiter. – (4) Diese „Dame" als Anführerin des Zuges tritt auch in Münster auf (bei Röchell, a. a. O. S. 11): „Nach diesen Pferden (mit den Metzgerbuben) folgten die zwei andern Gildemeister mit der Braut zu Fuße . . . Die Braut, die sie so einherführten, war keine (wirkliche) Braut, sondern die älteste Tochter, die in dem Amte (Gilde) war und noch Jungfrau war; dieselbe wurde auch von dem Amte mit einem Kleide beschenkt, wenn sie so mit umging."

Kurt Gerlach / „Heilige" oder zweckmäßige Linien über Böhmen

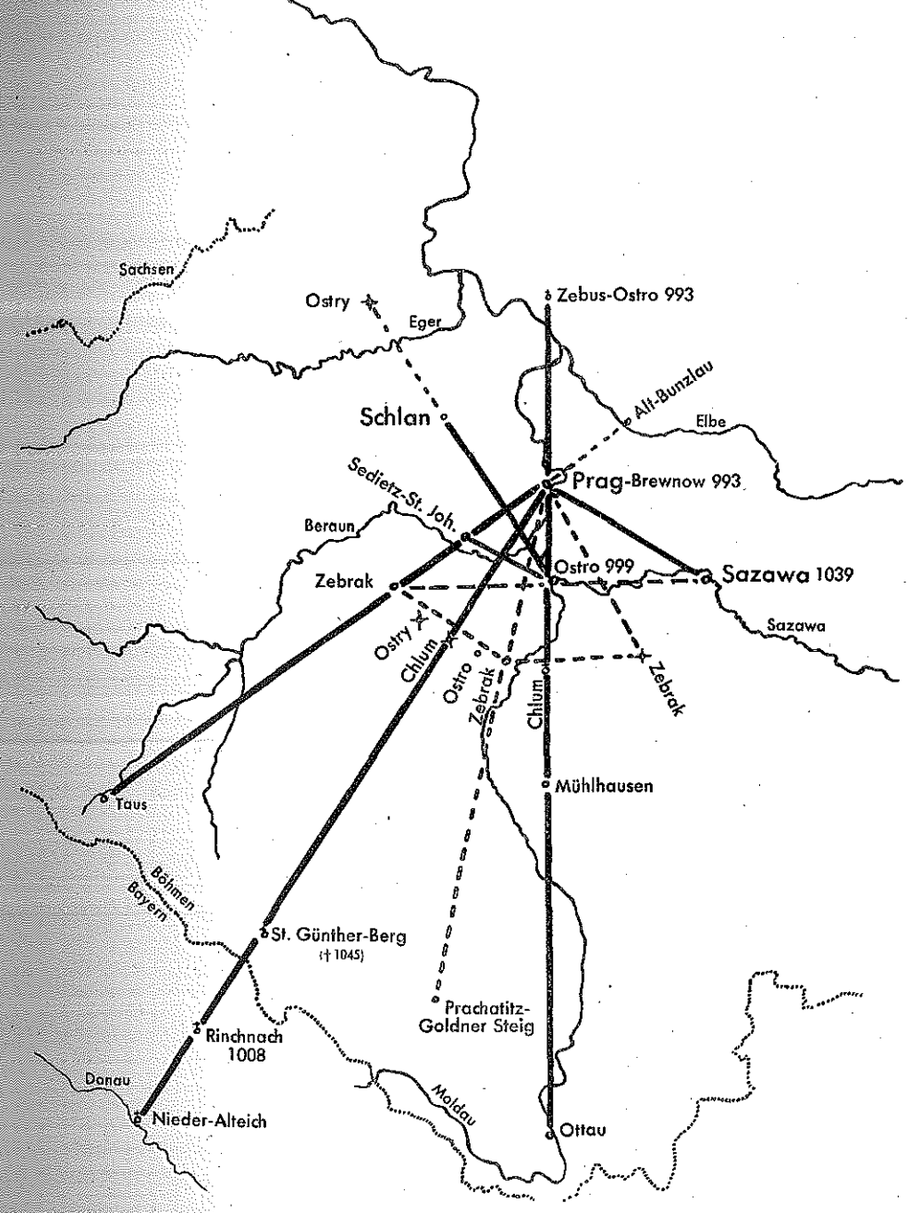
Eine Ordnung aus astrologischen Gesichtspunkten ist weniger im Sinn des Deutschen. Eine Ordnung aus zweckmäßigen Gesichtspunkten wird er anerkennen. Hier wird nun ein Liniennetz über die Landschaft aufgewiesen, das trotz seiner Unmäßigkeit einleuchten muß, weil es praktisch ist und zudem nicht von uns konstruiert, sondern aus geschichtlichen Gegebenheiten abgeleitet, also tatsächlich ist.
Den Lesern der Zeitschrift „Germanien" ist schon im siebenten und achten Heft des Jahrgangs 1940 eine erste unvollkommene Stoffsammlung aus einem System von Linien vorgestellt worden, das folgende Kennzeichen trug: Gleichbenannte Orte, im gleichen Entfernungsrhythmus ausgelegt, durch die Tatsache gleicher Grundherrschaft aufeinander bezogen, führten auf eine Zentrallinie, die auf der Höhe der Prager Burg wurzelte. – In Heft zwölf des Jahrgangs 1940 der vorliegenden Zeitschrift wurde eine Erweiterung dieses Schematismus über Prag hinaus nach Süden, durch die Zebrak-Orte, gegeben. Hier mußte solange eine Lücke in der Forschung entstehen, als ein kleinlicher Sinn Gutratender, denen solche Aufweisungen „phantastisch" erschienen, Zurückhaltung gebot. Erst als wir die Fesseln der Scheu vor der Annahme weitgeltender, überstämmischer und übernationaler, also reichsmächtiger oder kirchlicher Einrichter und Lokatoren abstreiften, konnten wir weiter kommen: Wir stachen nun vom Südwesten her, von der Hauptstadt des Ottonenreiches, in unser System hinein, und wir trafen den Kern der Sache.
Im vierten Bande auf Seite 280 in seiner „Kirchengeschichte Böhmens" (Prag 1878) bringt der Leitmeritzer Bischof Anton Frind beiläufig die Bemerkung, daß auch Taus ehedem eine Propstei des Inselklosters Ostrow (am Einfluß der Sassau-Sazawa in die Moldau gelegen) gewesen sei. Damit war der Schlüssel gegeben. Die Linie von Taus nach Prag führt über die Königsburg Zebrak-Betlarn und über St. Johann unter dem Felsen an der Lodenitz, auch eine Propstei von Ostro St. Johann. Der Wüstenheilige Johannes der Täufer war der Patron der Einsiedler, die das Inselkloster ansetzte. Es hatte noch Propsteien in Ottau-Zaton bei Krummau ganz im Süden des Böhmerlandes an der Moldau, und in Schlan. Ottau liegt als Abschluß an der Linie, die von Prag aus durch Ostro hindurchläuft. Die Punkte Prag–Ostro–St. Johann unter dem Felsen bilden ein gleichseitiges Dreieck mit einer Seitenlänge von

22 Kilometern. Nach Schlan kommt man durch Halbierung der Strecke St. Johann–Prag oder Halbierung des Winkels bei Ostro. Die Strecke Ostro–Schlan ist 44 Kilometer lang.

Suchen wir nun zu dieser Linie Prag–Taus über Burg Zebrak, – die nichts weiter bedeutet als die Richtung der Hauptstraße ins Reich und 44 Kilometer von Taus entfernt über die alte Radina-Gauburg Alt-Pilsen führt –, eine Entsprechung über dem zweiten Zebrak-Orte weiter südlich von Prag, so kommen wir nach Prachatitz, dem Endpunkte des „Goldenen Steiges", der von Passau her über das Gebirge in den böhmischen Kessel hinein steigt. Nun erinnern wir uns des angeblichen Baumeisters dieses „Goldenen Steiges", – des Gebirgsheiligen des Böhmerwaldes, des Einsiedlers Günther, und spüren dessen Vergangenheit nach, die wir zur Begründung des Folgenden hier aufrollen müssen.

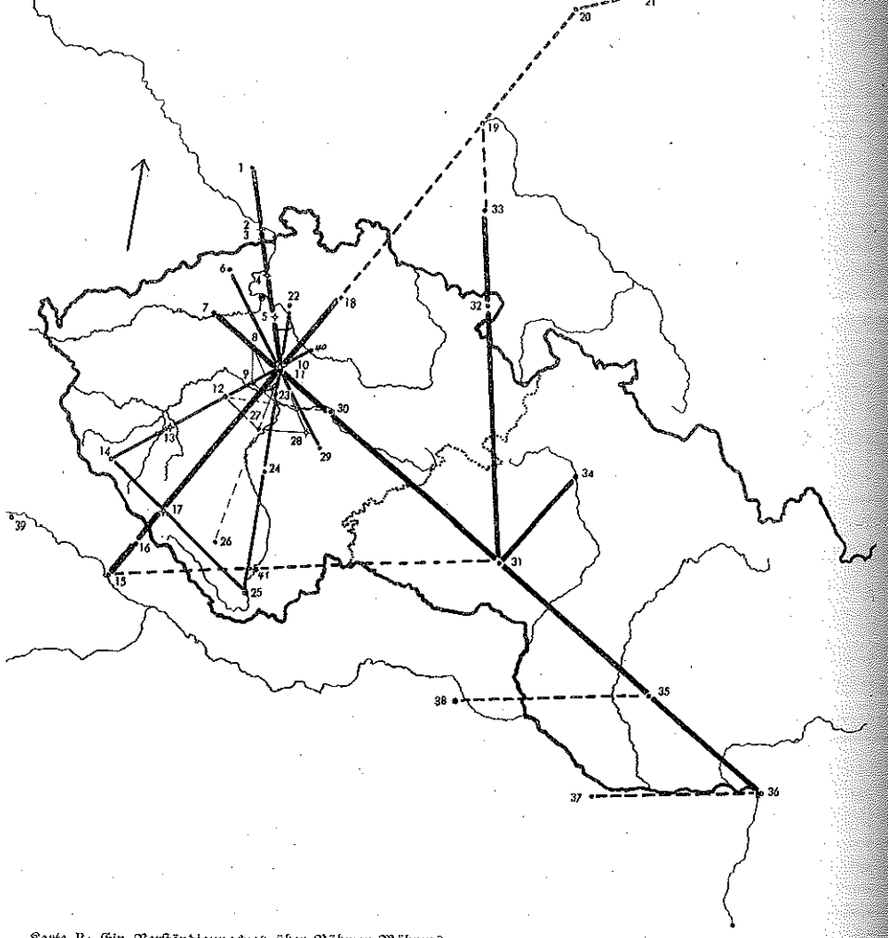
Der Einsiedler Günther war ein thüringischer Edelmann, ein Vorfahr des Geschlechtes der Schwarzburger Fürsten. Nach einer Romreise vertauschte er im Jahre 1008 im Kloster Nieder-Alteich bei Deggendorf an der Donau in Bayern den Waffenrock mit der Kutte eines Laienbruders der Benediktiner, – in Rinchnach gründet er drei Zellen und ein Kirchlein des heiligen Johannes des Täufers und dringt von dort aus immer weiter in das Gebirge vor, manche geistliche Zelle stiftend, in die er sich zu Zeiten zurückzog. In seiner Zelle bei Guthwasser-Hartmanitz ist er im Jahre 1045 gestorben. Im Jahre 1618 hat man dort auf dem St. Günther-Berge, der 1009 Meter hoch ist, eine steinerne Kapelle an Stelle seiner hölzernen Klause errichtet. Der Herzog Bretislaw aber ließ seinen Leichnam nach Prag bringen und bestattete ihn im Kloster Brewnow. So berichtet A. Frind in seiner „Kirchengeschichte Böhmens" (I, S. 316, Prag 1864). Es muß uns wohl wundern, wenn A. Bachmann in seiner „Geschichte Böhmens" (Gotha 1899, Band I, S. 198) anführt, der Eremit Günther habe „trotz der Abgeschiedenheit des Ortes innerhalb der weiten jungfräulichen Forste mit dem Kaiser wie mit den benachbarten Fürsten vielfache Beziehungen" unterhalten.

Aber wir kartieren zunächst die Orte Nieder-Alteich, Rinchnach und den St. Günther-Berg, – siehe da! es sind von Niederalteich bis Rinchnach genau so viele Kilometer wie von Rinchnach zur St. Günther-Klause, im ganzen aber fünfundfünfzig. Und dieser ausgemessene in Nieder-Alteich abstoßende Strahl fährt geradewegs über die Chlum-Höhe in der Mitte unseres Zebrak-Systems bei dem Kloster Brewnow nach Prag auf die Höhe der Burg und des alten Kultplatzes. Demgemäß haben wir wohl mehr vom Einsiedler Günther zu halten, als daß er ein Einsiedler war, – er hat offensichtlich, wie sein Staatsbegräbnis in Brewnow beweist, im Dienste auch einer irdischen, sehr praktischen Aufgabe gestanden, und die Würdigung seiner Verdienste hat ihn die letzte Stätte dort finden lassen, wohin er täglich geschaut hat und von wo aus er geheime Fäden weiter spann, wie der Zusammenhang ergibt. Daß man von St. Günthers Berg Prag sehen konnte, bemerkt jeder Reiseführer des Böhmenwaldes. Auch Taus und Prachatitz liegen dem Blicke offen. Wenn das Volk den Wegebau als die Tätigkeit des Eremiten im Sinne behalten hat, so hat es gemerkt, was es versteht. Kein Bau indes gelingt ohne Plan, – des Eremiten Plan, wenn anders wir nun unser Zebrak-System als ein Stück seines Werkes ansehen dürfen, war gewaltig, riesenhaft, unmäßig, wenn man von dörflichen oder kleinlandschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, – er entsprach dem weiten Raume des böhmischen Kessels, den man von seinem erhabenen Standpunkte aus fast in seiner Gänze überblickt, und er durchbrach diesen an einer bezeichnenden Stelle. Und er war ein Stück der großen Planung des Reiches!



Karte A: Von Nieder-Alteicher Benediktinern angesetzte Einsiedler, Klöster und Probsteien, nebst dem Zebrak-System.

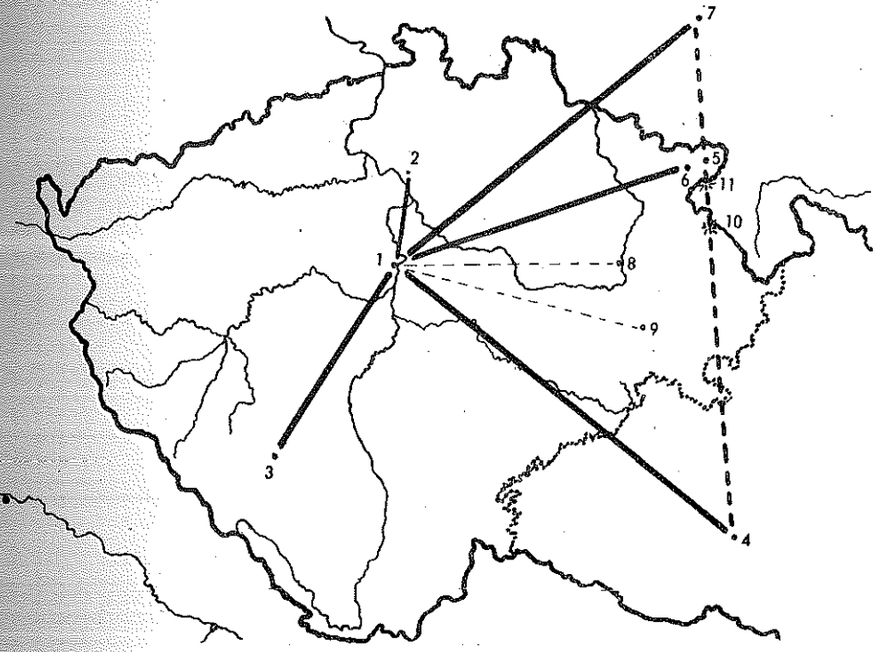
Politisch lagen die Dinge damals so, daß nach dem dritten Ottonen, der sich in Italien verschwärmte, der Bayer Heinrich II. im Jahre 1002 die Führung des Reiches antrat. Regensburg mußte als Vorort des Reiches noch bedeutungsvoller für auswärtige Beziehungen werden. In den auswärtigen Beziehungen aber spielte damals gerade Böhmen eine be-



Karte B: Ein Verständigungsnetz über Böhmen-Mähren?
1. Königsbrück. 2. Königstein. 3. Hoher Schneeberg. 4. Matzenstein. 5. St. Georgsberg-Reif. 6. Teplitz. 7. Postelberg. 8. Schlan. 9. St. Johann unter dem Felsen. 10. Prag, St. Georg, Dom. 11. Brewnow. 12. Burg Zebrak. Bettlarn. 13. Radina – Alt Pilsen. 14. Taus. 15. Nieder-Alteich. 16. Rinchnach. 17. St. Günther-Berg. 18. Münchengrätz. 19. Glogau. 20. Posen. 21. Gnesen. 22. Zebus. 23. Ostro-Inselkloster. 24. Mühlhausen. 25. Ottau-Zaton. 26. Prachatitz. 27. Zebrak, Dorf. 28. Zebrak, Berg. 29. Launowitz. 30. Sassau-Sazawa. 31. Raigern. 32. Braunau. 33. Wahlstatt. 34. Olmütz. 35. Neutra. 36. Waitzen. 37. Raab. 38. Wien. 39. Regensburg. 40. Alt-Bunzlau. 41. Goldenkron.

deutende Rolle. Polen war dort vorgedrungen und Boleslaw Chrobry hatte seine Kräfte bis vor Meißen gebracht. 1004, nach der Rückkehr aus dem Süden, wo er sich die lombardische Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, befreit Heinrich Böhmen und setzt den rechtmäßigen Herzog Jaromir als lehnspflichtigen Vasallen des Reiches ein. Auf einem zweiten Italienzug wird Heinrich II. 1014 in Rom zum Kaiser gekrönt und unternimmt dann 1015 einen Strafzug gegen Boleslaw Chrobry, der versucht hatte, die Böhmen zum Abfall vom Reiche zu veranlassen.

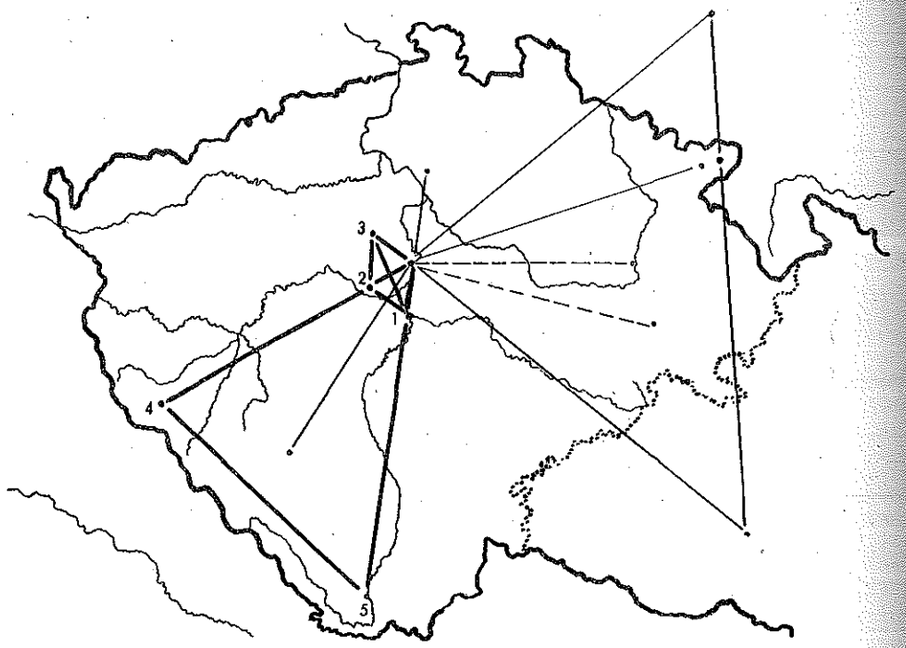
Böhmen hatte sich in der Wahl zwischen der Bindung nach dem Osten oder Westen schon



Karte 1: Die Prager Burgstätte mit dem heidnischen Kultplatz „Zizi", an den sich Marienkirche, St. Georgskirche und Nonnenkloster und als erster Steinbau die St. Wenzelskirche anbauen. Dort nahebei errichtet 993 der Slavnikinger Vojtech-Adalbert das Benediktinerkloster St. Margaret-Brewnow (1), in das zwölf italienische Mönche einziehen. Das Kloster erhält im Jahr der Gründung u. a. die hochliegende Kirche von Zebus (2) mit 2 Höfen und dem Berg Ostro. Als Propstein von Brewnow werden später Nezamysl (3), Kosteletz in Böhmen (?), Raygrad-Raigern (4), in Mähren, Braunau (5), Politz (6) bei Braunau und Wahlstatt (7) in Schlesien genannt. In Opatowitz (8) und Podlaschitz (9) befinden sich später bei der Gründung von Klöstern bereits Zellen von Einsiedlern aus Brewnow. Die Strecke von Raigern nach Wahlstatt ist über die Große Deschnaer Koppe, 1114 m hoch (10) und die Heuscheuern, 919 m hoch (11), visiert.

unter dem Herzog Wenzel I. für den Anschluß an das Reich entschieden und hatte dann, da es noch altgläubig war, die ersten Kirchenbauten und seine kirchliche Betreuung von Regensburg her erlebt. Jetzt greift beides kräftig nach Böhmen hinein: die westliche Kultur mit den Klostergründungen und die Reichsgewalt, die doch eine schnelle Verständigung mit dem wertvollen Teilstaate brauchte. So wie der Mainzer Erzbischof beides war, Kirchenfürst und Kanzler des Reiches, so dürfte die kirchliche und weltliche Verständigung des Reiches mit Böhmen gern auf einer Linie gegangen sein, – wie es scheinen kann, auf der Linie des Einsiedlers Günther von Nieder-Alteich nach Prag.

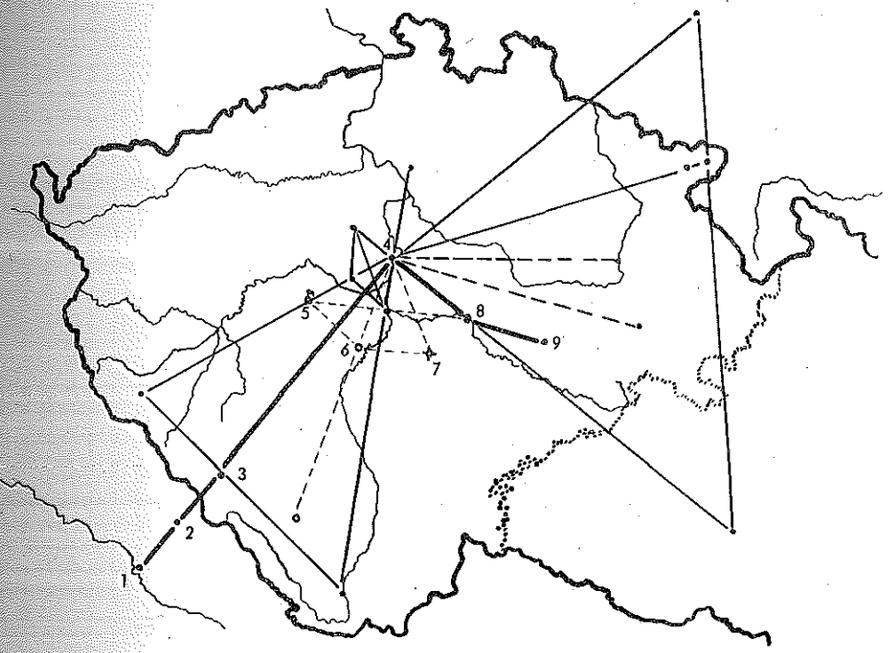
Zwar ist diese Linie früher schon angebahnt, aber noch nicht dermaßen betont gewesen wie zu seiner Zeit. Heinrich II. errichtete im Jahre 1004 das Bistum Bamberg. Eine Linie von Bamberg nach Rinchnach schneidet die Linie Nieder-Alteich–Prag rechtwinklich, ebenso wie die Linie Taus-Prachatitz. Diese Linien in der Südostrichtung dürften neu sein wie die Aus-



Karte 2: Im Jahre 999 wird das Kloster St. Johann auf der Insel (am Einfluß der Sassau-Sazawa in die Moldau) auch Ostro (1) genannt, gestiftet. Es liegt 22 km südlich von Prag. Von hier gehen Einsiedler nach St. Johann (2) bei Sedletz an der Lodonitz, 22 km von Ostro wie von der Prager Kultstätte entfernt gelegen. Propsteien von Ostro befinden sich in Schlan (3), 44 km von Ostro entfernt auf der Verlängerung der Strecke Raigern–Prag–Taus (4), auf der Verlängerung der Strecke Prag–St. Johann unter dem Felsen (pod skalou) gelegen, und Ottau-Zaton (5) auf der Nord-Südlinie von Zebus über Prag und Ostro hinaus zu treffen.

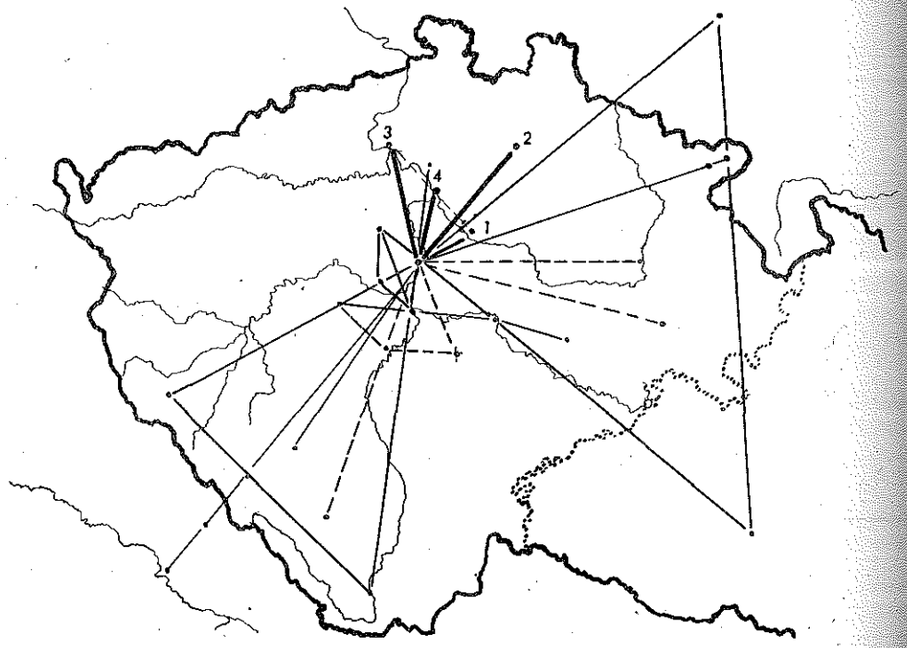
ziehung einer älteren schon vorhandenen, von der wir bei der Betrachtung der in jener Zeit entstehenden Klöster sprechen müssen.

Im Jahre 993 nämlich hatte Adalbert-Voitech, ein Prinz aus dem Geschlechte der Slawnikinger, von Mutterseite Verwandter des sächsischen Hauses, der in Magdeburg studiert und in Prag den Bischofsstuhl nach dem Deutschen Dietmar eingenommen hatte, nach einer fluchtähnlichen Romreise und einem Aufenthalt auf dem Monte Cassino, dem Ausgangspunkt Benedikts, in Brewnow dicht an der Burgstätte Prags das Kloster St. Margaret gegründet und zwölf italienische Mönche dort angesetzt. Brewnow hatte bei der Gründung die hochgelegene Kirche zu Zebus mit zwei Meierhöfen und dem Berge Ostro 44 Kilometer im Norden Prags erhalten. Als Propsteien werden genannt Nezamysl, Kostelez in Böhmen (?), Raygrad-Raigern in Mähren, Braunau, Politz bei Braunau und Wahlstatt in Schlesien. In Opatowitz und Podlaschütz befinden sich später bei der Gründung von Benediktinerklöstern schon Einsiedlerzellen der Abtei Brewnow. Wenn man die Linie Raigern (südlich Brünn) –Wahlstatt auszieht, berührt man auch Braunau und trifft den Heuscheuer-Berg, 919 Meter hoch, und die Große Deschnaer Koppe, 1114 Meter hoch. Von letzterer aus dürfte man die Raigerner Station wohl haben sehen können.



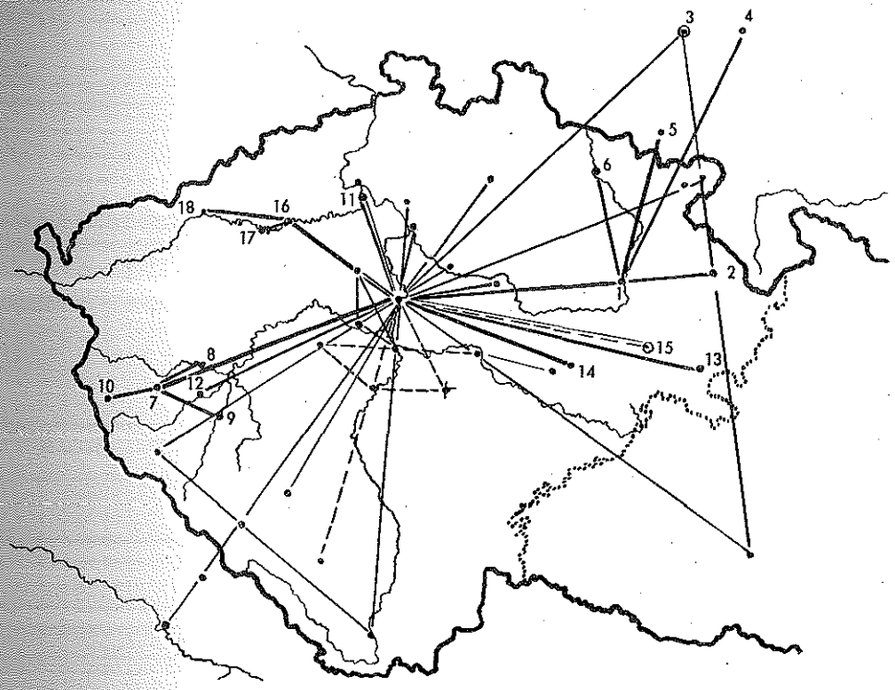
Karte 3: Der thüringische Edelmann Günther, ein Vorfahr der Schwarzburger Fürsten, kehrt im Jahre 1008 von einer Romreise zurück und vertauscht in Nieder-Alteich (1) dem bayrischen Kloster an der Donau abwärts Regensburg das Waffengewand mit der Kutte eines Laien-Bruders des Benediktinerordens. Er gründet darauf das Einsiedlerkloster Rinchnach (2), nämlich drei Zellen und ein Kirchlein des Hl. Johannes des Täufers, dringt immer tiefer in das Gebirge ein – wie man sieht in der Richtung auf Prag – und stiftet manche geistliche Zelle, in die er sich zu Zeiten zurück zieht. Der Ausbau des „Goldenen Steigs", des alten Säumerpfades von Passau nach Prachtitz, soll sein Werk sein. Er stirbt in seiner Klause in Gutwasser-Hartmanitz auf dem St. Günther-Berg (3) und wird von Herzog Bretislaw im Kloster Brewnow begraben. Die Linie Nieder-Alteich–Prag durchsticht ein rätselhaftes Liniennetz, das durch drei Orts- und Bergnamen „Zebrak-Bettler" (5, 6, 7) und gleiche Entfernungen von 44 km nach Prag, 33 km untereinander gekennzeichnet ist. 1032 zieht ein Einsiedler Prokop in die waldige Einöde an der Sassau und haust in einer Höhle, bis 1039 Herzog Bretislaw ein prachtvolles Kloster Sassau-Sazawa (8) dort errichtet. Sassau liegt auf der Linie Prag-Raigern, 44 km von Prags Kultstätte entfernt. Es hat später eine Propstei in Zbisow, 33 km von Sassau entfernt gelegen (9).

Die Propstei zu Schlan nun, die zum Inselkloster Ostro gehört, liegt auf der Verlängerung des Stranges Raigern–Prag über Prag hinaus. Das Kloster Ostro aber, im Jahre 999 von Boleslaw dem Frommen gegründet, erscheint von Anfang an und durchaus als Tochteranstalt des bayrischen Klosters Nieder-Alteich, denn von dort her bezog es nicht nur seinen ersten Abt, den Deutschen Lambert, sondern auch alle geistlichen Brüder. So ist es wohl nicht fehl gedacht, wenn wir den Thüringer Edelmann Günther, den Einsiedler des Böhmerwaldes, der in Nieder-Alteich die Kutte nimmt, mit den Unternehmungen des Inselklosters Ostro in Beziehung bringen. Nicht, daß er die große Planung der Verständigungslinien über die Berge hinweg geschaffen habe, wohl aber, daß er sie bedient und erweitert habe und offenbar für die Sammlung der Meldungen zuständig war, soll gesagt sein. Denn wozu wurden die Zellen und Propsteien, das sind also kleinere Niederlassungen bis zu sechs Brüdern, in solchen



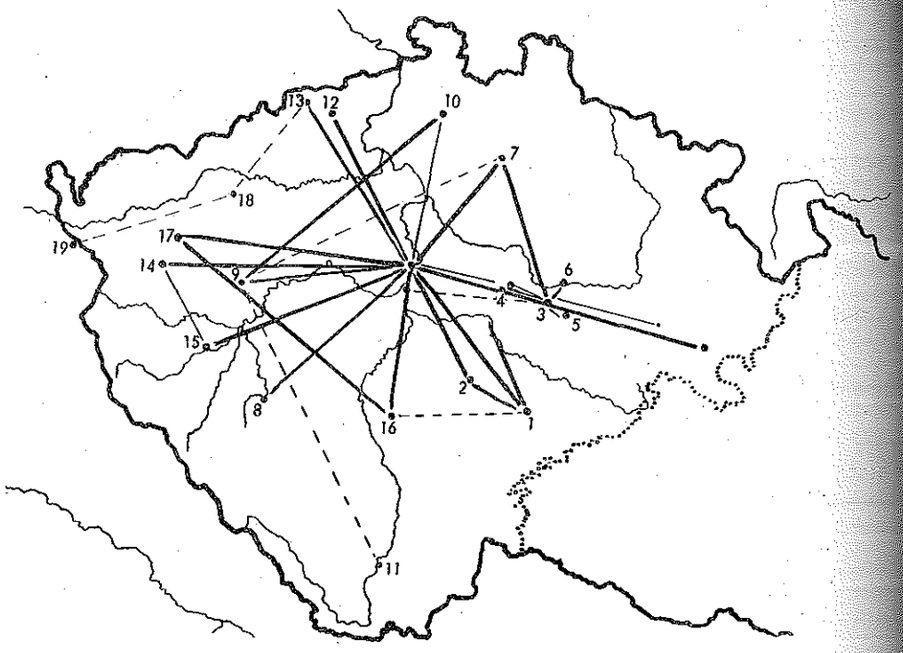
Karte 4: Im Jahre 1045, dem Todesjahr des Einsiedlers Günther, wird durch die Errichtung des Kollegiatstiftes Alt-Bunzlau (1) durch Herzog Bretislaw I. die Linie Taus–Prag über Prag hinaus um 22 km verlängert. Im Jahre 1054 gründet (der Bischof Fried von Leitmeritz sagt hier „angeblich") ein Hermann von Roll, das war nach einer anderen Quelle ein Deutscher aus dem Wendenlande, ein Benediktinerkloster in der Nähe des heutigen Münchengrätz (2) und besetzt es mit deutschen Mönchen aus Tornach. Dieser Hermann verlängert also die Linie Niederaltelch-Prag hinaus um 66 km. In Leitmeritz (3) entsteht 1057 und in Melnitz (4) 1086 ein Kollegiatstift.

Entfernungsrhythmen von Tages- oder Halbtagsläufen angelegt, wenn in diesem System nicht etwas Althergebrachtes und Zweckdienliches lag? Schon Herodot berichtet, daß der Perserkönig Xerxes die Meldung von der unglücklichen Seeschlacht bei Salamis über den Hellespont nach Susa auf dem dort eingerichteten Melderweg über dreitausend Kilometer Entfernung hinweg gegeben habe. „Nichts auf der Welt kann geschwinder sein als diese Boten, und das ist eine Erfindung der Perser. Nämlich sie sagen, so viel Tagereisen der ganze Weg beträgt, so viel Pferde und Leute sind ausgestellt, nämlich auf jeder Tagereise steht ein Pferd und ein Mann, und da hält sie nicht Schnee, noch Regen, noch Hitze, noch die Nacht ab, – seine vorgeschriebene Bahn muß jeder auf das eiligste vollenden. Der erste Eilbote nun übergibt den Befehl dem zweiten, der zweite dem dritten, und so bekommt es immer einer von dem andern, wie bei den Hellenen die Fackelwanderung an dem Feste des Hephästos. Diese reitende Post nennen die Perser Angareion." Eine solche hier 480 vor der Zeitwende benutzte Einrichtung gab es ähnlich im germanischen Heere durch Rufposten. Die Einrichtung der christlichen Klöster und Kirchen im Gebiete der altgläubigen Slawen bedeutet die Schaffung von Brückenköpfen und vorgeschobenen Posten im Feindesland. Zu ihrer Sicherung war eine



Karte 5: Im Jahre 1086 wird in Opatowitz (1) an Stelle der Zelle ein Kloster errichtet. Es hat später Propsteien in Pečin–Bescin (2), also auf dem Schnitt der Linien Prag–Opatowitz und Ralgern–Wahlstatt – in Wahlstatt (3), Neumarkt (4), Grüssau (5) und Hohenelbe (6). Anscheinend setzt die Strecke Grüssau–Prag die Strecke Taus–Prag über Alt-Bunzlau hinaus fort. 1108 gestiftet, 1115 vollendet wurde Kladrau (7), das die Linie Braunau–Prag (Brewnow) über Prag hinaus um 99 km verlängert und Propsteien in Tuschkau (8), Prestitz (9) und Schloß Pfraumberg (10) anlegte, letztere 22 km westlich von Kladrau. Königin Gertrud, die 2. Gemahlin Wladislaws, stiftete 1144 das Prämonstrantenserinnenkloster zu Dozau (11), nachdem Wladislaw selbst 1138–43 dicht am Prager Burgberg das Stift Strachow errichtet hatte. Der Propst von Dozau wurde von Strachow gestellt – beide Klöster liegen 44 km auseinander. Zu Dozau gehörte Chotuschau (12) schon 1145. Im Jahre 1154 räumten auch die Benediktiner zu Litomischl (13) ihr Ordenshaus den Prämonstrantensern ein. Schon 1120 hatte Graf Wilhelm von Sulzbach ein neues Benediktinerstift in Wilemow (14) gegründet. Die Propstei Podlaschitz auf der jetzigen Domäne Chrast erhob König Wladislaw 1159 zu einer Abtei (15). Sie blieb jedoch der Erzabtei zu Brewnow unterstellt. Das Benediktinerkloster Postelberg entsteht im Anfang des 12. Jahrhunderts. Es verlängert die Linie Ralgern–Prag über Schlan hinaus bis zur Eger (16). Propsteien entstehen in Weberschen bei Postelberg, in Saaz (17) und in Klösterle (18).

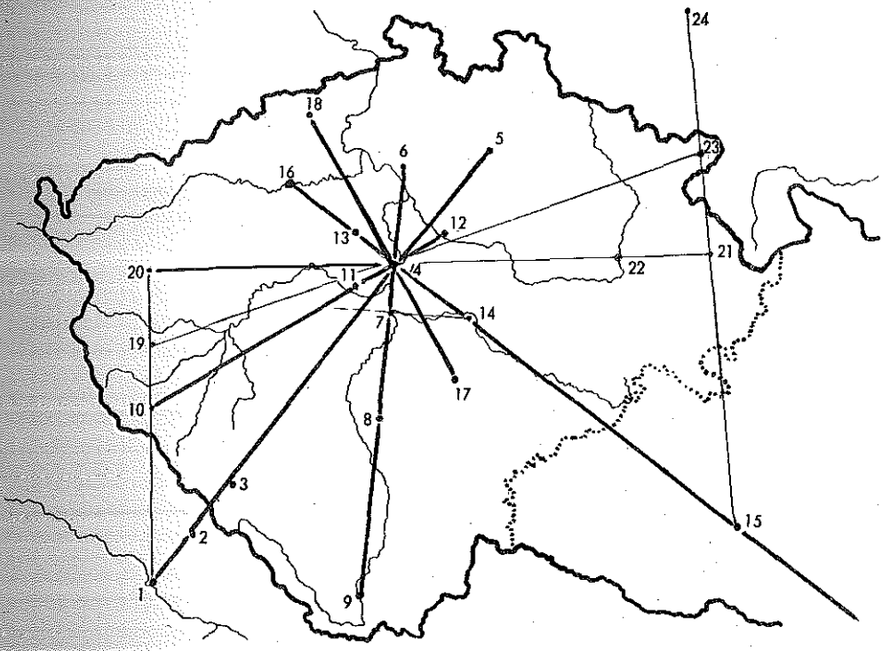
Etappe nötig. Die Etappe Nezamysl, die oben genannte Propstei des Klosters Brewnow, nähert sich von Prag her dem St. Günther-Berge auf 22 Kilometer, einen halben Tagesweg für einen Boten zu Fuß. Sie hält freilich nicht die genaue Richtung auf St. Günthers Klause ein, – sie ist ja auch keine Einrichtung der Nieder-Alteicher Mönche in Ostro. Aber wo sogar der Landesherr, der Herzog Jaromir, im Jahre 1002 von seinen Nebenbuhlern, den Wschowezen, auf dem Berge Welis überfallen und an einen Baum gebunden wird, wo diesem selben Jaromir sogar vom eigenen Bruder das Augenlicht genommen werden kann, in einem Lande mit solcher Derbheit der Äußerungen kann das Kulturwerk der deutschen Mönche nicht ohne die Aufsicht und den Schutz der Heimat bleiben. Der Prager Bischof, wenn er auch Deutscher war wie Dietmar, der erste, Thiddag aus Neu Corvey, der dritte oder



Karte 6: 1139 entsteht das Benediktinerstift Selau (1). Gründer ist der Abt Reginard von Sassau-Sazawa. Selau liegt 44 km von Sassau. Gleichzeitig mit dem späteren Prämonstratenserstift in Selau (1148) erhebt sich das Jungfrauenstift Launiowitz bei Wlaschim (2) – 1143 wird das erste Kloster zu Sedletz (3) erbaut, durch Zisterzienser. Es hat Propsteien in Kaurin (4), Chotusitz (5) und Elbeteinitz (6). Kaurim liegt 22 km von Sedletz ab. Zu Sedletz gehörte Münchengrätz (7), wo alsbald wieder ein selbständiges Kloster entstand. Die Seiten des Dreiecks Prag–Sedletz–Münchengrätz sind je 66 km lang. Schon 1130 soll das Kloster Nepomuk mit Ordensbrüdern aus dem fränkischen Eberach gegründet worden sein (8). 1146 wird der Grundstein zum Stift Plaß (9) gelegt. Es wird mit Mönchen aus dem ostfränkischen Kloster Langheim besetzt, hat eine Propstei in Böhmisch-Leipa (10) und schickt neue Ordenskolonien nach Münchengrätz und Goldenkron (11). Die Königin Judith errichtet 1146 das Benediktinerinnenstift in Teplitz (12). Die Linie Teplitz–Prag setzt die Linie Launiowitz–Prag fort. Das Zisterzienserkloster Osseg entsteht 1194 (13). Es befand sich zuerst in Maschau (18). 1193 wurde Kloster Tepl (14) angelegt. Die Schwestern des Stiftes von Tepl gründeten das Prämonstratenserkloster in Chotuschau (15), 44 km von Tepl. 1184 stiftete Graf Georg von Mühlhausen das Kloster Mühlhausen (16). Der Bruder Gerlach aus Selau wurde dort Abt, die ersten Mönche kamen aus Selau. Als Propstei von Mühlhausen wird Theusing (17) genannt. In Waldsassen (19) entsteht 1132 eine Zisterzienserabtei.

Ekhard, ein Verwandter Kaiser Heinrichs II. der vierte, war doch nur der Protektor der deutschen Einsprengsel im Feindesland.

Die Gründung des vierten böhmischen Klosters im Jahre 1032 beweist das nicht abzuleugnende systematische Vorgehen der Prager Mittelsstelle bei der Wahl des Ortes. 1032 zog der Einsiedler Prokop, nachdem er zuvor anscheinend in Brewnow das Gelübde abgelegt hat, in die waldige Einöde an der Sassau-Sazawa und haust dort, ganz wie der Einsiedler bei St. Johann unter dem Felsen, in einer Höhle, bis, der Sage nach ebenfalls wie dort durch eine Hirschkuh, der Herzog Bretislaw ihn entdeckt und ein prachtvolles Kloster, Sassau-Sazawa, dort errichtet. Die Stelle ist aber vierundvierzig Kilometer von Prag entfernt und liegt auf dem Strange nach Raigern, auf dem wir nun zwei Klöster und zwei Propsteien



Karte 7: Das Ergebnis der planmäßigen, systematischen und schematischen kulturellen Anbindung Böhmen-Mährens an das Reich: 1. Nieder-Altaich. 2. Rinchnach 1008. 3. St. Günthers-Klause 1045. 4. Brewnow-Prag 993. 5. Münchengrätz 1054. 6. Zebus zu Brewnow 993. 7. Ostro 999. 8. Mühlhausen 1184. 9. Ottau 1040. 10. Taus. 11. St. Johann unterm Felsen 1040. 12. Alt-Bunzlau 1039–1052. 13. Schlan? 14. Sassau 1032–39. 15. Raigern, Propstei von Brewnow? 16. Postelberg 1110? 17. Launiowitz 1148. 18. Teplitz 1146. 19. Kladrau 1108–1115. 20. Tepl 1193. 21. Pečin, Propstei von (22) Opatowitz 1086. 23. Braunau, Propstei von Brewnow und 24. Wahlstatt, Propstei von Brewnow.
Der an die Achse St. Günthers angesetzte Querbalken über Sassau setzt sich durch Raigern fort bis Neutra und Waitzen.

finden, – zuviel, um die Anlage als Spiel des Zufalls ansprechen zu dürfen. Sassau hat später eine Propstei in Zbischow, dreiunddreißig Kilometer in östlicher Richtung entfernt gestiftet.

Hier ist es nötig, Adalberts noch einmal zu gedenken, – des zweiten Bischofs, der durch die Grafen Wrschowezen in dem Blutbade von Libitz seiner ganzen Verwandtschaft beraubt wurde und der aus Überdruß vor der slawischen Unbildsamkeit und Roheit sein Bischofsamt aufgab und vom Papst als Kulturträger in eine Richtung geschickt wurde, die uns nur zu bekannt ist, nämlich jene, die hernach St. Günther durch seine Stationen festgelegt hat, – von Nieder-Altaich über Prag hinaus. Verlängern wir nämlich diesen Strang in gerader Richtung, so schneiden wir den Zug Raigern–Wahlstatt nahe bei oder in Glogau, kommen aber schließlich in Posen an. Diesen Weg muß Adalbert von Prag aus gezogen sein, – in Preußen ist er im Jahre 997 erschlagen worden, in Gnesen hat man ihn beigesetzt. In Gnesen hat Kaiser Otto III. dann ein Erzbistum errichtet und hat eine Wallfahrt zum Grabe Adalberts unternommen, wobei, wie Samuel Großers „Lausitzsche Merkwürdigkeiten" (Leipzig und Bautzen 1714) zum Jahre 1001 bemerken, der vierundvierzig Kilometer lange Weg von Posen bis

Gnesen mit farbigem Tuche belegt war! Das ist gewiß ein Beweis für die Wertschätzung der kulturellen Bahnbrecher des Ostens von seiten der Reichsgewalt einerseits wie für die technischen Mittel der Zeit anderseits. Über die technischen Mittel jener Epoche unterrichtet uns ein Wort Henne am Rhyns in seiner „Kulturgeschichte des Deutschen Volkes" (I, S. 228), der im Papste jener Zeit, Silvester II., vorher Gerbert, „eine außerordentliche Erscheinung" sieht, von besonderer Ausbildung in bestimmten technischen Wissenschaften. „Um 950 in der Auvergne geboren, kam er durch die Gunst des Grafen Borrell von Barcelona in die Schule des Bischofs Hatto von Vich in der spanischen Mark. Daselbst wurden diejenigen Wissenschaften gepflegt, welche die benachbarten Araber von den Spätgriechen erhalten und vor dem christlichen Abendlande voraus hatten, nämlich Mathematik, Astronomie und die Theorie der Musik." – Gerbert studiert auch in Italien, er hilft dann dem deutschgesinnten Erzbischof Adalbero von Reims, die dortige Schule zur ersten des Landes zu erheben. Er begleitet den Kaiser Otto II. nach Italien und lernt dabei den gelehrten Otrik von der Magdeburger Schule kennen. „Er verfertigte einen Himmelsglobus und richtete ihn so ein, daß er den Aufgang und Untergang der Sterne anschaulich machte, ferner ein Instrument zur Berechnung der Tages- und Nachtlängen, eine Armillarsphäre mit den Bahnen der Planeten und eine solche mit Absteckung der Sternbilder, eine Rechentafel (Abakus), eine Sonnenuhr nach Beobachtung des Polarsterns durch ein Sehrohr usw. Ungebildete Kreise hielten ihn daher für einen Zauberer." – Er kam 999 zur Papstwürde und starb 1003. Man wird seiner Zeit, in der ja auf Island einfache Bauern wie der „Stern-Odd" den Himmel beobachteten, die Anlage von Etappen in unserem Sinne wohl zutrauen. Und auch Adalbert wurde nach seinem Tode in das Prag zurückgeholt, wo er gewirkt und für dessen Verfeinerung er gedient hatte. Das geschah im selben Jahre, in dem Sassau erstand, – Herzog Bretislaw und der Prager Bischof trugen den Sarg Adalberts selbst vom Rokitnitzabache bis in die Burg. In Alt-Bunzlau errichtete dann Herzog Bretislaw I. im Jahre 1045, dem Todesjahre des Einsiedlers Günther, ein Kollegiatstift. Damit verlängert er die Strecke Taus–Prag über Prag hinaus um 22 Kilometer.

Die Linie Raigern–Prag ist erst im Anfang des 12. Jahrhunderts durch Gründung des Klosters Postelberg bis zur Eger durchgeführt worden. Ihre volle Bedeutung als Hauptzug des böhmisch-mährischen Raumes wird erst erkenntlich, wenn man die Bistümer Neutra und Waitzen in unsere Karte einträgt, die auf ihr angelegt wurden. Dann ergeben sich zu der Strecke Raigern–Nieder-Alteich Parallelen von Neutra aus nach Wien und von Waitzen aus nach Raab, wo gleichfalls Bistümer entstanden. Nach dem Bistum Olmütz führt eine Senkrechte auf diesem Zug, in Raigern wurzelnd.

Auch in der Anlage der vielen folgenden Klöster in Böhmen, hauptsächlich der Gründungen der Benediktiner und kaum über das Jahr 1200 hinaus, zeigt sich die Ausrichtung, die Ortung nach schon festgelegten Geländepunkten und die Abmessung der Wege. Und nicht nur in Böhmen läßt sich an Kult- wie an Profanbauten der deutschen Frühzeit zeigen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, Horatio, als eure Schulweisheit sich träumen läßt! Wenn aber das, was wir nach den Angaben der Chronisten nüchtern kartieren, Phantastik ist, – was ist dann Wissenschaft?

Die Fundgrube

Die Verwendung des Notfeuers gegen Viehseuchen. Der religiöse Kultus der alten Deutschen fand seinen Mittelpunkt im Kult des häuslichen Herdaltars. Dieser selbst war ursprünglich der in der Mitte des damals noch recht primitiven Hauses gelegene Steinblock, auf dem das Feuer erzeugt wurde und auf dem man das Opfer darbrachte. – Das Feuer wurde entweder mit 2 Hölzern angefacht, die man sehr schnell gegeneinander rieb oder aber mittels des sogenannten Feuerquirls. In späteren Jahrhunderten, aber auch noch im 18. Jahrhundert, als man das Feuer allgemein mit dem Feuerstein und dem sogenannten Pinkschwamm gewann, bestand die Erzeugung des Feuers mit dem Feuerquirl zu besonderen Zwecken nach wie vor und dieses wurde als Notfeuer bezeichnet. Das Notfeuer wurde in Anwendung gebracht, wenn das ständig brennende Herdfeuer erlosch oder beispielsweise am Ostersonntag früh, nachdem das Herdfeuer von Karfreitag bis Ostern zum Erlöschen gebracht worden war.

In nachstehendem soll über einen sonderbaren Fall berichtet werden, bei dem das Notfeuer gegen Viehseuchen verwendet worden ist. Der Fall liegt erst etwa 180 Jahre zurück und spielt in Breitenhagen bei Aken a. d. Elbe. Es ist mir gelungen ,aus einer älteren Familienchronik einer altangesessenen Bauernfamilie in Breitenhagen die wörtliche Beschreibung des ganzes Vorganges zu erhalten. (Stilisierte Fehler des Verfassers sind, soweit es notwendig war, hierbei beseitigt, die Schreibweise der heutigen angeglichen.) Der Berichterstatter schreibt wörtlich: „In vorstehender Rechnung hat Peter Ilau Holz zum Notfeuer bezahlt erhalten. Wozu sich unsere Vorfahren des Notfeuers bedient haben, möchtet ihr geliebte Nachkommen wohl so gern wissen, wie ich. Ich frug deshalb meinen Vater, der erzählte mir:

‚Als ich noch in die Schule ging (etwa 1760) entstand in hiesiger Gemeinde ein Viehsterben unter dem Rindvieh, so daß täglich mehrere Stücke fielen. Die Gemeinde beschloß nun, da sie die Erlaubnis zuvor vom Amte erhalten hatte, als Heilmittel bei dieser Seuche ein Notfeuer anzumachen und das noch gesunde Vieh hindurchzutreiben, um damit, wie sie im Aberglauben dachten, der Seuche auf einmal Einhalt zu tun.

Die Anstalten dazu wurden folgendermaßen gemacht. Zwei ganz trockene Eichensäulen wurden in die Erde gegraben in der Stärke eines starken Ladebaumes. Diese wurden nebeneinander wie zwei Torsäulen gesetzt; in jeder Säule wurde ein Loch gebohrt und eine runde Eichenwelle mit ihren hölzernen Zapfen in die Löcher der Säulen eingelassen. Oben waren beide Säulen mit einem Strange wie eine Handsäge zusammengespannt. Um die Welle war nun noch einmal herum ein Strang genommen und zwei leibliche Brüder (es war dazu der Kossat Christian Radespiel und der Anspänner Andreas R. auserseh̃en) mußten nun die Enden des Stranges ergreifen und die Welle rum und rum so lange Treiben, bis sie sich durch das eben immer mehr Zusammenspannen an den Löchern in den Säulen entzündete und man daran faules Holz anstecken konnte.

Nun wurde in der Trift, welche vor der Separation nach dem Damme hin weit und dem Dorfe her enge war, zwischen zwei hohen Wällen und tiefen Gräben an der engsten Stelle Bundholz (= Holzbünde) von einem Ende des Walles bis an den anderen quer gelegt, angebrannt und das Vieh durch Männer, Mäden und Jungens unter Lärmen,

Jauchzen und Brüllen des Viehs mit Gewalt hindurchgetrieben. Es hatte aber nichts geholfen, die ganze Herde war bis auf 15 Stück gefallen.'

Euch, Ihr guten Vorfahren war es 100 Jahre vor unserer Zeit noch nicht gelungen, die Heilmittel der Tierarzneikunde, welche wir im verflossenen Säkulum kennen gelernt haben, zu kennen und anzuwenden. Es war Euch daher wohl nicht zu verdenken, daß Ihr solche Mittel anwendet, da Ihr kein anderes kanntet. Wir wollen daher nicht über Euren Aberglauben spotten und uns viel klüger denken als Ihr. Denn nur dem Fortschritt in der Tierarznei und in den Volksschulen haben wir es zu danken, daß wir so weit gekommen sind; hätten wir unter Euch gelebt, so hätten wir es auch wie Ihr getan. Noch vor 60 Jahren mußte mein Vater sich mit unerfahrenen Schmieden und Quacksalbern behelfen." – Hans Scheele

*

Die Chronik, aus der die vorstehende Mitteilung entnommen ist, befindet sich im Besitze einer Bauernfamilie in Breitenhagen, die sich in berechtigtem Familiensinn geweigert hat, das wertvolle Zeugnis der Familiengeschichte abzugeben. Wir werden bei nächster Gelegenheit eine Lichtbildwiedergabe der für die Geschichte des Feuerbrauchtums in Germanien höchst wichtigen Urkunde bringen. Mit dieser Miteilung soll sie zunächst einmal der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorgelegt werden. Schriftleitung

Heid. In dem berühmten altisländischen Gedicht „Völuspa" (Der Seherin Gesicht) wird von einem unheilbringenden Weibe namens „Heidhr" berichtet, die Unfrieden in das Goldne Zeialter der Götter trägt. „Gullveig" ist ihr Name, doch „man hieß sie Heid (Heidhr), wo ins Haus sie kam, das weise Weib; sie wußte Künste, sie trieb Zauber, betörte den Sinn. Immer ehrten sie arge Frauen" (Genzmer).

Der Stamm heid in germanischen Namen, vor allem weiblichen Geschlechts, ist häufig. Wir denken an deutsche Personennamen wie „Albheid", „Adelheid". Welchen Sinn birgt dieser Wortstamm? Er liegt im Gotischen vor in der Form haidus und bedeutet dort „Art, Beschaffenheit". In althochdeutscher Zeit diente das Wort vor allem zur Umwandlung von Eigenschaftswörtern in Hauptwörter vergeistigender Prägung, wie Kühnheit, Klugheit, Tätigkeit (aus Tätigheit). Kühnheit heißt also „kühne Art", Klugheit „kluge Art".

Es liegt nahe, in dem Namen der nordischen Unheilbringerin „Heid" (Heidhr) nichts als die Kurzform eines Frauennamens wie etwa Adelheid, d. h. „die von adliger Art" zu sehen. Das Wort heidhr bedeutet im Altnordischen vornehmlich „Stand, Rang, Ehre, Glanz", also „edle Art", und „Heidhr", „die mit Glanz oder Würde Begabte", könnte man sich gut als Frauennamen denken. Aber dieser einfachen Auffassung stehen Schwierigkeiten entgegen.

Zunächst: die germanischen Personennamen sind ursprünglich zweistämmig, die Götternamen hingegen einstämmig, also „Eberhard" (aus den zwei Stämmen „Eber" und „hard") gegen „Donar" (einstämmig). Nun finden sich allerdings bei den Personennamen häufig Abkürzungen wie „Wolfgang" zu „Wolf". Dennoch ist ein einstämmiger Name hier, in feierlicher Dichtung und religiösem Zusammenhang, verdächtig. Er weist auf ein übermenschliches Wesen. Diese Meinung wird dadurch bestärkt, daß, wie Gering in seinen Erläuterungen zur Edda bemerkt, Heidhr in den nordischen Quellen mehrfach als „Name von Zauberern oder Hexen" begegnet. Gering verweist auf Müllenhoffs Meinung, dem Namen sei „appellative Bedeutung" beizumessen: „Heidhr (eine ‚Erzzauberin') hatte man sie (die Gullveig) genannt.

Und noch eine Verwendung des Wortes heidhr tritt hinzu, um das geheimnisvolle Gewölk um den Namen der „Heid" zu verdichten. Das Wort begegnet in kultischer Bedeutung. Odin erfindet die Runen, berauscht von einer Flüssigkeit, die aus dem Schädel des Riesen Mimir herniederrinnt, der Heidhdraupnir (d. h. „Heidh-Träufler") genannt wird. Der Weltenbaum heißt auch Heidhvanr (d. h. „der an Heidh Gewöhnte"), vermutlich nach dem Saft, der von ihm herabträufelt. Die Ziege, deren Euter den Met spendet, den die Helden Odins, die erdentrückten Krieger, trinken, trägt den Namen „Heidhrun", d. h. „die geheimnisvoll heidhr Hervorbringende". Daher schließt de Vries, heidhr sei ein rituelles Wort für „Opfermet" gewesen, für den Rauschtrank im germanischen Gottesdienst.

Dieser Schluß erscheint berechtigt. Doch wie verbindet sich die Bedeutung „Opfermet" mit der ursprünglichen: „Art, Stand, Würde" und dem Namen der Zauberin Heidhr? Ich glaube, die Brücke ist folgende: Schon Müllenhoff erkannte: „Die Ziege führte deshalb den Namen „Heidhrun", weil sie durch den Met den einherjar (den toten Kriegern Odins) ihre heit, d. h. ihre Art und ihr eigentümliches Wesen erhielt und nährte.

Heidhr hieß also eine Flüssigkeit, ein Saft, der die „Art" der Menschen steigerte, ihnen „Schönheit" und erhöhte „Lebenskraft" verlieh; alles Bedeutungen, die dem Stamme heid innewohnten, den man mit dem Sanskritwort ketus „Lichterscheinung, Bild, Gestalt" in Verbindung bringt. Weiterhin fällt auf diesen Stamm ein blitzartig erhellender Strahl durch eine altdeutsche Glosse. Darin überträgt der Mönch das deutsche Wort heit ins Lateinische als sexus, d. h. „Geschlecht" im engeren Sinne des Wortes.

Wie konnte die Bedeutung „Art" mit der von „Geschlecht" sich paaren? Alles Lebendige empfängt seine „Art" durch Zeugung und Empfängnis; Aufblühen und Dahinwelken auch des Menschen ist an seine Geschlechtskraft gebunden. Was jüngste Wissenschaft von den Wirkstoffen (Hormonen) des Leibes enträtselte, das wußte schon der naturgläubige Sinn der germanischen Vorfahren. Darum ist anzunehmen, daß auch bei den Nordgermanen die Bedeutung „Geschlecht" dem Stamme heid verbunden blieb. Erst diese Annahme gibt den Schlüssel für den mythologischen Gebrauch des Wortes. Heidhr heißt der befruchtende Saft, der von der Weltesche strömt. Sie, die immergrüne, die den Weltbrand überdauert und in deren Stamm sich das neue Menschenpaar birgt: „Lif" und „Lifthrasir", „Leben" und „Lebensmut", ist der Lebensbaum. Sein Saft ist lebenweckend und -erhaltend. Der Opfermet hieß vermutlich deshalb heidhr, weil er den gottesdienstlich ihn Trinkenden erhöhte Lebenskraft, d. h. Fruchtbarkeit, verleihen sollte; und heidhr hieß die Milch der Ziege Heidrun, aus der die irdisch Gestorbenen in Walhall jene Lebenskraft schöpften, die der Verwesung entgegenwirkte; heidhr schließlich steigert Odins geistige Schöpferkraft zur Findung der Runen.

Den Germanen als einem naturnahen Volk der Ackerbauer und Viehzüchter nordisch-fälischer Rasse lag die Entwertung des Geschlechtlichen, wie sie etwa im Buddhismus oder im wüstenländischen Alten Testament uns entgegentritt – Zeugung und Geburt als Sündenfall des ersten Menschenpaares – ebenso fern wie die Übersteigerung des Sexus in manchen orgiastischen Tempelbräuchen Vorderasiens (Ištar); doch sie erkannten auch die zerstörende Kraft, die dem Geschlechtstrieb, wenn irregeleitet, innewohnt. Die Sa-

gas, nach Heusler „das keuscheste Schrifttum der Welt", wissen davon ebenso zu berichten wie mancher eddische Sittenspruch und vor allem Erzählungen von der Göttin Freyja, der Venus Germaniens. Jene „Heidhr" der Völuspa – in unserer Deutung vom Südgermanischen her „Sexus" – ist wie „Gullveig" (die „Goldreiche") nach Ansicht fast aller Forscher ein Beiname oder eine Abspaltung Freyjas. Die unheildrohende, das Goldene Zeitalter der Götter zerstörende Macht fesselloses Geschlechtsverlangens ist in dem zauberischen Weibe Heidhr, das „den Sinn betört" verkörpert. Zugleich erklärt sich auch Gerings Hinweis, daß „Heidhr" im Norden wiederholt als „Name von Zauberern oder Hexen" angetroffen wird, durch die weltweit bezeugte Verbindung zwischen abwertigem Sexus und Magie.

Nachdem wir den Umkreis des Wortstamms heid in seinen Höhen und Tiefen abgeschritten haben, seien noch einige Worte gesagt, um einen naheliegenden Irrtum zu vermeiden. Man könnte meinen, unser Wort „(der) Heide" hänge mit dem eben behandelten Wortstamm zusammen und bedeute etwa „der Trinker des Opfermets". Dieser Schluß wäre falsch. Wie jedem Sprachkundigen vertraut, geht „Heide" zurück auf ein germanisches Wort, das im Gotischen als haithi vorliegt und in unserm Wort „(die) Heide" fortlebt. „(Der) Heide" (in der älteren Form heidin) ist ursprünglich ein Eigenschaftswort zu dem Hauptwort „(die) Heide". Es bedeutet „Heidebewohner" und ist nachweislich nichts als eine Übersetzung des lateinischen paganus, d. h. „Bewohner des flachen Landes", der als solcher vom Christentum noch nicht erfaßt, sondern altgläubig geblieben ist. Zwischen den beiden Wortstämmen, gotisch haidus, „Art", und haithi, „Heide, besteht kein engerer Zusammenhang. Hermann Harder

Die Bücherwaage

Schaffran, Emmerich: Die Kunst der Langobarden in Italien. Jena: Eugen Diederichs 1941, 196 S. 207 Abb. auf 67 Taf., 24 Zeichnungen im Text. Gr. 8°. RM. 9,50.

Mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat Schaffran das erhaltene langobardische Kunstgut zu erfassen sich bemüht. Zumal in der Baukunst mußte er es häufig aus Umbauten und Überbauungen späterer Jahrhunderte herausschälen. Von den in alten Nachrichten genannten Bauwerken des 7. und 8. Jahrhunderts sind nur 18 in Resten und von weiteren 10 skulpierte Teile der Bauplastik erhalten. Die Datierung ist in den meisten Fällen unsicher. Daneben stehen zahlreiche undatierte Reliefplastiken, Kapitäle und Bronzearbeiten. Sie in eine Entwicklungsreihe zu ordnen, ist nur mit vielen Einschränkungen möglich. Sch. mußte in erster Linie das überkommene Material sichten, zusammenstellen und als langobardisch bestimmen. Das ist ihm gelungen. Dank seiner sorgfältigen Arbeit besitzen wir nun einen guten Überblick über den Umfang langobardischer Kunsttätigkeit. Die Übersichten, die Sch. gibt, sind besonders dankenswert. Vieles bleibt noch fraglich, aber eine Grundlage ist geschaffen, die Herkunft aus germanischen Voraussetzungen einerseits, provinzialrömischen und byzantinischen Quellen, die er gerecht abwägt, andererseits, ist klargestellt, eine gewisse Ordnung nach Jahrhunderten wenigstens ist gewonnen und die besonderen Eigenschaften langobardischer Kunst sind eindeutiger als zuvor erhellt. Um weiterzukommen, wird es nötig sein, die Kunst des Mittelmeerraumes in diesen Jahrhunderten besser

als es der Fall ist, zu erkennen, andererseits die Kunst der anderen großen in diesen Jahrhunderten künstlerisch schöpferischen germanischen Stämme, zumal der Goten und Burgunder, in ihrem Charakter klarer zu erfassen.

Als Ziel hat Sch. erkannt, daß die Forschung über die Sammlung und Beschreibung des Materials zu einer stilkritischen und stilgeschichtlichen Darlegung gelangen muß. Er hat sich – und das gibt seinem Buch einen besonderen zukunftweisenden Wert – um diese Aufgabe bemüht. Sowohl in abschließenden Betrachtungen über die Baukunst wie über das langobardische Ornament stehen in dieser Hinsicht wichtige Hinweise. Es würde zu weit führen, auf Sch.s Ansichten im einzelnen einzugehen, es wäre notwendig, dann selbst eine umfängliche Untersuchung zu schreiben; im wesentlichen stimmen wir dem Verfasser zu. Nur sei gefragt, ob die wenigen Baureste wirklich zu sagen erlauben, die Einführung des Querhauses sei kennzeichnend für langobardische Baukunst. Uns scheint das nicht der Fall zu sein, und auch die spätere langobardische Baukunst spricht dagegen. Heikel ist auch die Frage nach einer langobardischen Malerei. Sch. weist auf Naturns und Verona hin, betont aber selbst mit Recht, daß es in dem strengen Sinne, wie es eine langobardische Schmuckkunst und Baukunst gab, sicher keine Malerei gegeben hat.

Wichtige Darlegungen behandeln am Schluß die Nachwirkungen der langobardischen Kunst in Italien und ihre Fernwirkung nach Norden und Osten. Die lombardische baut zweifelsohne in wesentlichen Elementen auf ihr auf. Sch. weist sonderlich auf S. Abbondio in Como und San Michele in Pavia hin. Diese lombardische Kunst gehört ja geschichtlich gesehen auch noch in den Rahmen einer deutschen Kunstgeschichte. Nicht geringer ist die Wirkung der langobardischen Kunst auf das Alpengebiet. Man wird hier wohl noch weiter gehen können, als es Sch. tut.

Diese wenigen Zeilen, die genügen müssen, seien mit Worten des Dankes an den Verfasser beschlossen. Wir begrüßen seine Arbeit aufrichtig und dankbar und freuen uns ihrer als eines wertvollen Beitrages zur Erhellung germanischer Kunst in diesen dunklen Jahrhunderten. A. Stange

Magnus Weidemann, Unsere nordische Landschaft. Mit 13 Vierfarbendrucken und 68 einfarbigen Abbildungen nach Gemälden, Studien und Zeichnungen des Verfassers. Verlag E. F. Müller, Karlsruhe 1939. Geb. RM. 7,80.

Magnus Weidemann legt ein Buch eigener Gemälde, Studien und Zeichnungen in geschmackvoller Ausstattung unter dem Titel „Unsere nordische Landschaft" vor, das in manchem den Betrachter stark anspricht. So wird man Bildern wie „Nordischer Vorfrühlingsabend" (S. 13), „Friesisches Gehöft" (S. 17), „Ein Sonnenuntergang" (S. 61) „Watt bei Tiefebbe" (Titelbild und S. 93), „Morgenlicht und Neuland" und dem sehr guten „Reste eines Wracks" (S. 27) gerne zugestehn, daß sie nicht nur „gekonnt" sind, sondern für ein beachtliches Einfühlungsvermögen in das, was das eigentlich Nordische unserer deutschen Küstenlandschaften ausmacht, sprechen.

Anderes ist weniger geglückt oder nicht bis zum Ende künstlerischen Ringens ausgereift. Nicht immer kommt die Klarheit, Größe und herbe Schönheit nordischer Landschaft zu dem ihr gemäßen künstlerischen Ausdruck.

Der vielfach sehr ansprechende Begleittext ist bisweilen leider etwas zu schulmeisterlich gehalten.

Im ganzen gesehen ist dieser Bilderband jedoch eine recht gute Erscheinung. Mit mancher Meisterleistung, die heutigentags aus

der Betrachtung nordischer Landschaft entstanden ist – man denke nur an W. Heerings herrliches Buch „Das unbekannte Island" – hält er allerdings keinen Vergleich aus. Heinz-Joachim Graf

Anton Lübke. Freundschaft mit seltenem Handwerk. Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig 1939. Geb. RM. 4,80.

Viel zu selten denken wir im Ablauf unserer Zeit an die kleinen und unscheinbaren Dinge des Tages, die unser tägliches Leben als sogenannte Gebrauchsgegenstände begleiten und über deren Herkunft und Geschichte und Entstehung wir eigentlich nur in den seltensten Fällen etwas wissen.

Wenn Anton Lübke sein Büchlein „Freundschaft mit seltenem Handwerk" nennt, so sind die Dinge, die er uns hier liebevoll nahebringt und über deren historische Entwicklung er so ausgezeichnet Bescheid weiß, eigentlich gar nicht so selten, wie es den Anschein hat. In etwa 20 verschiedenen Kapiteln führt er uns durch die Werkstatt eines Holzschuhmachers, eines Zinngießers, eines Kerzenmachers, eines Geigenbauers, eines Pumpernickelbäckers und zahlreicher anderer Handwerker, die in Jahrhunderte alter Überlieferung ihres Berufes leben und so sehr zu einem guten Teil unserer völkischen Kultur geworden sind, daß wir uns gar nicht mehr ohne sie denken können. Das mit zahlreichen anschaulichen Abbildungen geschmückte Buch zu lesen, bedeutet neben der Belehrung über das verschiedenartigste Handwerk zugleich eine Steigerung der Freude an kleinen Dingen und großem Können besten und schöpferischen Gewerbefleißes. Heinz E. Kroeger

Wer mitten in der Flammenwuth
Von Tod und von Gefahr umringt,
Der Seele Ruhe beibehält,
Mit Gleichmut alles überschaut,
Verdient den Namen Philosoph
Und ist ein Weiser, ächt und wahr;
Die Andern sind es nur zum Schein.

Friedrich der Große

Voranzeige

Beiheft 1 zu „Germanien", Monatshefte für Germanenkunde

F. ALTHEIM und E. TRAUTMANN-NEHRING:

Kimbern und Runen

Untersuchungen zur Ursprungsfrage der Runen

Die Frage nach dem Ursprung der Runen gehört zu den brennendsten der germanisch-deutschen Frühgeschichte. F. Altheim und E. Trautmann-Nehring, bekannt durch ihre Felsbildfunde in der Val Camonica, haben sich schon einmal zu dieser Frage geäußert. Ihr Buch vom Ursprung der Runen hat allgemeine Aufmerksamkeit erregt; es steht gegenwärtig im Mittelpunkt der Erörterung. Getreu ihrem bewährten Grundsatz, versuchen die Verfasser auch diesmal, durch Vorlage von Neufunden oder durch neue Deutung von Vorhandenem die Grundlagen zu verbreitern. Sinnbilder auf nordischen und italienischen Felszeichnungen, aber auch norditalische Inselschriften werden erstmalig vorgelegt. Sie bilden den Ausgangspunkt, eine Schilderung der geschichtlichen Umwelt den Höhepunkt der scharfsinnigen und gelehrten Darlegungen. Damit erschöpft sich der Inhalt keineswegs. Kimbern und Illyrier, Alpenstraßen und Handelsgeschichte, Felsritzungen und Loshölzer – diese und andere Teilfragen werden in neues Licht gerückt.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 5 / Mai 1942

RM 0.60

UNIVERSITETS BIBLIOTEKET LUND

Inhaltsverzeichnis

J. O. Plassmann	Der Dreistufenbaum in der deutschen Mystik	161
Friedrich Mößinger	Dreischalenbrunnen und Dreistufenbaum	167
Otto Stelzer	Die Kunst des Nordens und die Gegenströme ihrer Umwelt	185
Die Fundgrube	H. J. Graf: Ein orientalischer Augenzeugenbericht vom Tode Friedrich Barbarossas	192
Die Bücherwaage	Johannes Neil: Die Externsteine als Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit	195

Der Umschlag wurde gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, unter Verwendung seines Holzschnittes aus dem Buche von J. O. Plassmann, „Der Jahresring". Das Motiv ist einem Siegel von Thorshälla in Schweden entnommen, das König Olaf auf einem Wikingerschiff darstellt.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 5.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. O. Plassmann / Der Dreistufenbaum in der deutschen Mystik

Mit seinen Arbeiten über „Maibaum, Dorflinde, Weihnachtsbaum" (Germanien 1938, S. 145–155) und „Die Dorflinde als Weltbaum" (ebd. S. 388–396) hat Friedrich Mößinger der germanischen Volkskunde eine neue Entdeckung zugeführt, der er sogleich auch die richtige Deutung gegeben hat. Der Dreistufenbaum erweist sich danach als ein altes – wahrscheinlich uraltes – Abbild des Weltbaumes und der Weltordnung; diese Beziehung kommt vor allem in seiner Verwendung als Gerichtsbaum zum Ausdruck, die, wie spätere Arbeiten erwiesen haben (1), ihre Zeugnisse von den Pergamenten der Notariatsakten bis zu den lebendigen Zeugen in der deutschen Volkslandschaft findet. An dem Alter der Bäume und insbesondere der damit verbundenen Vorstellung ist nach den beigebrachten Zeugnissen kein Zweifel. Diese sind ausnahmsweise fast ausschließlich bildhafter Art, während – abweichend von der sonstigen Regel – die literarischen Zeugnisse fast völlig fehlen. Solche wären nun vor allem für die Zeit des hohen Mittelalters bedeutsam; denn die Erfahrung zeigt, daß Vorstellungen, die sich bis zum 13. Jahrhundert nachweisen lassen, sicherlich auch ein weit höheres Alter beanspruchen können. Wenn, wie Mößinger (2) erwähnt, solche „geleiteten" Linden schon von Wolfram von Eschenbach genannt werden, so kann man sich aus dieser Erwähnung doch kein rechtes Bild machen. Um so bedeutsamer erscheint es mir, wenn ich bei einer Zeitgenossin Wolframs, die auch seiner Gedankenwelt sicher nicht fernstand, einen solchen Baum erwähnt finde, der deutlich als dreistufig bezeichnet wird; und zwar in einem höchst bedeutsamen Zusammenhange.

Es ist die Mystikerin Hadewych, von der wir wenig mehr wissen, als daß sie in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Brabant lebte (3). Sie hat eine große Menge von Gedichten und eine Sammlung von Briefen und Visionen hinterlassen, die zu den ältesten Prosawerken in niederländischer Sprache gehören. In der ersten dieser Visionen schildert sie nun ein mystisches Erlebnis, das uns auf einen bedeutsamen Schauplatz führt (4): „Ich wurde auf ein Gefilde geführt, das war wie ein Baumgarten und hieß die Weite der vollkommenen Tugenden. Ich wurde zu den Bäumen geführt, die darin standen, und ihre Namen und die Wesensart ihrer Namen wurden mir erklärt. Der erste Baum hatte eine verfaulte Wurzel, die war ganz morsch, aber ein festes Kernholz. Darauf wuchs eine wunderschöne Blume; aber sie stand ganz lose, und wenn ein Sturmwind kam, so fiel sie um und verdorrte (5). Und der mich führte, war ein Engel von den Thronen, die die Unterscheidungskraft besitzen ..." (6). Bei diesem und den anderen Bäumen – es sind im ganzen sieben – wird nun jeweils die Bedeutung erklärt: „Dann führte er mich weiter zu einem Baume, der ganz niedrig war und schöne, üppige Blätter hatte, mit allerlei Farben gesprenkelt, die hübsch anzusehen waren. Über den schönen Blättern aber hingen verdorrte Blätter, die all die schönen Blätter verdeckten ... Dann führte er mich weiter bis zu einem großen Baume mit starken großen Blättern ... Daneben stand ein großer Baum mit vielen Zweigen, der hatte seine Zweige durch die des anderen Baumes gesteckt."

Der fünfte Baum ist nun offensichtlich ein Baum mit drei Stufen: „Und weiter leitete er mich bis an einen wunderschönen Baum, der hatte dreierlei Zweige; und von jeder Art waren da drei; drei oben, drei in der Mitte und drei unten. Und wieder sprach der Engel

zu mir: ‚O die du besorgt bist um das ungewisse Schicksal deiner Zukunft ... versteh diese drei untersten Zweige, denn an ihnen bist du bis zu den obersten Zweigen hinaufgeklommen'. Und ich verstand. All die Blätter waren scharf (spitz) und lang und von sattgrüner Farbe; und auf jedes Blatt war ein Herz gemalt. Auf jedem der drei untersten Zweige waren Herzen von roter Farbe; die drei mittleren Zweige hatten Herzen von weißer Farbe, und die Herzen an den drei obersten Zweigen waren von Gold."

Die mystische Erklärung besagt, daß der Baum die Weisheit ist; die drei untersten Zweige bedeuten die Furcht (der „Anfang der Weisheit") in ihren verschiedenen Bedeutungen; die mittleren die Reinheit, die drei oberen die Minne. Bedeutsam ist nun noch der Baumgarten selbst und seine Anordnung, die sich aus der weiteren Schilderung ergibt: „Dann führte er mich weiter in die Mitte der Ebene, in der wir wandelten. Da stand ein Baum, der hatte die Wurzeln aufwärts und den Wipfel nach unten gerichtet. Der Baum hatte viele Zweige. Von den untersten, die den Wipfel bildeten, waren der erste der Glaube und der zweite die Hoffnung, mit denen die Menschen beginnen. (Hier ist offenbar der dritte, die Liebe, versehentlich nicht genannt: also drei Wurzeln = Zweige, was ihn bereits neben den Weltbaum Yggdrasil rückt.) Und wieder sprach der Engel zu mir: ‚Meisterin, die du diesen Baum vom Anfange bis zum Ende zur tiefen Wurzel des unbegreiflichen Gottes hinaufklimmst, versteh, wie dies der Weg der Beginnenden zur Ausdauer der Vollendeten ist.Und ich verstand, daß es der Baum der Erkenntnis Gottes war, die man mit dem Glauben beginnt und in der Liebe vollendet ... Bei diesem Baume stand noch ein anderer, der hatte runde und breite Blätter ...". Die gesamte Vorstellung ist nun die, daß der Baumgarten aus sieben Bäumen besteht, deren größter in der Mitte steht; wenn er die Wurzeln aufwärts und die Zweige abwärts trägt, so geht das auf uralte indogermanische Vorstellungen zurück (7). Wir dürfen vermuten, daß sechs Bäume ringförmig um den siebten und größten angeordnet sind; das Bild einer Baumsetzung, auf welche die zahlreichen Flurnamen wie Siebeneichen, Siebenlinden usw. zurückzugehen scheinen, die einmal in diesem Zusammenhange erforscht werden müßten. Ich werde sogleich noch auf einen solchen „Ring von Bäumen" näher eingehen. Der Baum in der Mitte hat nun offenbar drei (abwärts gerichtete) Zweige, die die drei Kardinaltugenden bedeuten. Ich lasse dahingestellt, ob wir darin einen kultsymbolischen Zusammenhang vermuten dürfen.

Uns geht vor allen der Baum mit den drei Stufen von Ästen an. Wenn die „Blätter" von sattgrüner Farbe und scharf (spitz) und lang sind, so könnte man überhaupt in den Blättern Nadeln sehen und einen Nadelbaum darunter verstehen. Nur kann man sich nicht recht vorstellen, wie auf diese Nadeln die Herzen von drei verschiedenen Farben gemalt (ghescreven) sein sollen. Höchst bedeutsam sind nun diese drei Farben selbst, die die drei Stufen des Baumes bedeuten, der sich dadurch m. E. eindeutig als der dreistufige Weltbaum erweist. Sie sind rot, weiß und gold. Ich will dazu Mößinger selbst zitieren (Germanien 1938, S. 149):

„Die drei Kränze (des Maibaumes) aber sind die Welten, die dieser Baum in sich vereinigt. Dies ist besonders deutlich in einem Märchen (Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm, 2, S. 139), wo ein Hirtenknabe einen Wunderbaum erklettert; er gelangt zuerst in eine kupferne, dann in eine silberne, dann in eine goldene Welt."

Nun sind rot, weiß und golden die Farben des Kupfers, des Silbers und des Goldes; die

Stufen in Hadewychs Stufenbaum sind also durchaus gleichbedeutend mit denen in unserem Märchen. In beiden Überlieferungen ist außerdem die Vorstellung vorhanden, daß der Dreistufenbaum erklettert wird („versteh diese drei untersten Zweige, denn an ihnen bist du zu den obersten Zweigen hinaufgeklommen"). Auch auf den Baum in der Mitte klimmt die Mystin hinauf bis zu den Wurzeln Gottes. Wir dürfen in diesen hierdurch sicher bezeugten Vorstellungsbereich jetzt auch die Leiter am Lebens- und Weltbaum stellen, über die ich früher in dieser Zeitschrift geschrieben habe (8); in einem der dort gebrachten Bildbelege führt die Leiter bis zu den unteren Ästen eines Dreistufenbaumes hinauf (9).

Wenn es nun bei Hadewych zweifelhaft bleibt, ob es sich um einen Laub- oder einen Nadelbaum handelt, so fällt es auf, daß Mößinger schon in seiner ersten Arbeit (Germanien 1938, S. 147) betont, „daß hier einer Linde durch künstliches Zurechtschneiden die Form eines Nadelbaumes gegeben werden soll. Dazu müssen wir bedenken, daß im Norden im eisigen Winter vor allem die Tanne oder Fichte als immergrüne Pflanze zum Sinnbild des nie ersterbenden, immer neu aufwachenden Lebens werden konnte ...". Ich möchte hier an einen ganz besondern Nadelbaum denken, dem Franz Rolf Schröder kürzlich im Rahmen einer grundlegenden Arbeit (10) höchst bedeutsame Ausführungen gewidmet hat: die Eibe. Er versucht dort auf Grund einer Theorie von Nordenstreng den (m. E. gelungenen) Nachweis, daß der Weltbaum Yggdrasil, trotz der Bezeichnung als „Esche" (die als eine Art von Kenning für „Baum" überhaupt zu werten sei), ursprünglich ebenso eine Eibe gewesen sei, wie der berühmte, von Adam von Bremen geschilderte Kultbaum zu Uppsala (S. 9 ff.). Ich werde zu dieser Frage in einer späteren Arbeit noch Wesentliches beibringen; hier will ich erwähnen, daß F. R. Schröder – wohl ohne Mößingers und meine Arbeiten zu kennen – den schon von Mößinger (a. a. O. S. 151) mit dem Stufenbaum in Zusammenhang gebrachten Namen „miǫtvidr" (Maßbaum) für Yggdrasil mit einer sibirischen Abart des Stufenbaumes in Verbindung bringt (S. 13 ff.). Bei einer altaischen Schamanenzeremonie werden mit einem Beil in einen Birkenstamm neun tiefe Kerben gehauen, die „Stufen" (tapty) heißen; sie bedeuten nach der Erklärung des Schamanen die neun Himmelsschichten, durch die er emporsteigt, um die neun Himmel zu besuchen. Daneben gibt es auch in analoger Verwendung die Weltsäule, oft mit sieben Kerben versehen, „die den sieben Planetensphären entsprechen" (11). Bei dieser Vorstellung „konnte auch je ein besonderer Baum als Symbol der einzelnen Himmelsschichten dienen, so daß die Zahl der Bäume der der Himmelsschichten entsprach", wie Schröder (S. 14 f.) U. Holmberg zitiert. Sowohl den Baum mit den neun Stufen – es sind bei Hadewych dreimal drei Zweige! – wie auch die sieben Bäume, die die sieben Himmelsschichten bedeuten, finden wir nun vollzählig in der deutschen Mystik wieder. Wir bedürfen also nicht unbedingt der sibirischen Schamanenvorstellungen zur Erklärung der vielumstrittenen Verse der Völupsa:

nío man ek heima, nío iviði,
miǫtvið mæran fyr mold neðan,

„neun Welten erinnere ich mich, neun iviði, des berühmten miǫtvið, der bis in die Tiefe der Erde hinabreicht". In den „iviði" erkennt Schröder (S. 15) mit Hugo Pipping ein urnordisches *iwa-widja „Eibenbaum"; die neun Eiben „wären dann die kleineren Bäume, die neben jenem das ganze All symbolisierenden Baum bestehen und deren jeder eines der neun

‚Weltheime' erfüllt„ (Schröder ebd.). Sie würden den sechs Bäumen entsprechen, die um den großen Weltbaum in Hadewychs Baumgarten stehen. Ich frage mich aber, ob *widja wirklich „Baum" heißt oder nicht vielmehr als Ableitung von altnord. *vi̇́r*, „Baum" etwa „Zweig" bedeutet. Dann wäre die Rede von „neun Eibenzweigen", die zusammen den „Maßbaum" bilden, und sie würden genau den neun Zweigen an Hadewychs Baume entsprechen. Und wenn diese neun Zweige den neun „Weltheimen" entsprechen, so sei daran erinnert, daß in dem oben erwähnten Märchen die drei Stufen des Baumes drei Welten sind, deren jede wiederum in drei „Heime" geteilt wäre. Man kann auch an den „Maßbaum" denken, welcher der ganzen Welt Maß und Gesetz gibt, wenn der Engel zu Hadewych spricht: „Die du die wahre Minne allein in deinem Gott durch vollendeten Tugendwandel suchst, der in dem heiligen Gesetz vorgeschrieben ist ..., versteh die drei obersten Zweige" (S. 74) (12).

Ich erwähnte schon, daß die „Blätter" des Baumes, die „von sattgrüner Farbe und scharf (spitz) und lang waren, und an jedem Blatte war ein Herz gemalt" (alle die bladere waren van sat groendere varuwen ende scarp ende lanc, ende an elc blat was ene herte ghescreven) an die Nadeln der Eibe denken lassen, die all diese Eigenschaften haben. Ob die Herzen, die „daran geschrieben" sind, ursprünglich aus der Form der Nadeln hergeleitet sind, die ja breiter sind als die jeder anderen Konifere, will ich dahingestellt sein lassen (13). Jedenfalls steht unserer Annahme, daß es sich bei dem dreistufigen Baume des Aufstiegs um eine Eibe handeln kann, nichts entgegen. Wie ich schon erwähnte, kommt in einem Wappen der Dreistufenbaum vor, an den eine Leiter gelehnt ist; bemerkenswerterweise steht an der anderen Seite ein aufgerichteter Ziegenbock, was in anderem Zusammenhange für die Theorie von Fr. R. Schröder wichtig ist (14). Der Gedanke an die Ziege Heidrun, die am Baume Yggdrasil frißt, liegt natürlich sehr nahe. Die Leiter am Baume erklärte ich als ein Determinativ, ein Erklärungszeichen: es bedeutet, daß es sich hier um den Baum des Aufstieges, den Weltbaum handelt, der erklommen wird; sie entspricht ja genau den neun Sprossen am Baume des sibirischen Schamanen. Und das erwähnte Zaunertsche Märchen „Der Wunderbaum" gibt sogar diese Vorstellung deutlich wieder: „Ein Hirtenknabe ... erblickte eines Tages, als er die Schafe weidete, auf dem Felde einen Baum, der war so schön und groß, daß er lange Zeit voll Verwunderung dastand und ihn ansah. Dann aber trieb ihn die Lust, hinzugehn und hinaufzusteigen; das wurde ihm auch sehr leicht, denn an dem Baume standen die Zweige hervor wie die Sprossen einer Leiter (!). Er zog seine Schuhe aus und stieg in einem fort neun (!) Tage lang. Siehe, da kam er auf einmal in ein weites Feld; da waren viele Paläste von lauter Kupfer, und hinter den Palästen war ein großer Wald mit kupfernen Bäumen, und auf dem höchsten Baume saß ein kupferner Hahn. Unter dem Baume war eine Quelle von flüssigem Kupfer ..." Der Hirtenjunge wäscht sich in dieser Quelle die Füße, die kupferfarben (rot) werden und bricht einen kupfernen Zweig von dem Baume. Dies wiederholt sich auf der silbernen und der goldenen Stufe; im Silberquell wäscht er seine Hände und im Goldquell sein Haar; die Dreistufigkeit der Metalle im Baume wiederholt sich also an ihm selbst. Der Aufstieg in die nächste Sphäre dauert jeweils neun Tage; auf jeder Stufe des Baumes wiederholt sich anscheinend der kosmische Hain – denn das ist wohl ursprünglich der „große Wald" – in dem Hadewychs Stufenbaum steht. Der Hahn, der jeweils auf dem höchsten Baume sitzt, läßt an den goldenen (!) Hahn Widofnir denken, der auf dem Weltbaume sitzt. Die Schönheit des Baumes wird im Märchen und bei Hadewych hervorgehoben. Die

Vorstellungswelt der Mystik schöpft, wie ich schon anderswo dargelegt habe (15), vielfach aus mythischen und volkläufigen Vorstellungen.

Der Gedanke Mößingers, daß die dreistufigen Laubbäume in der Gestalt einen Nadelbaum nachahmen sollen – nach meiner Meinung eine Eibe – würde nun Fr. R. Schröders Ansicht bestätigen, daß der ursprüngliche Weltbaum Yggdrasil dem Namen und seinem Wesen nach eine Eibe gewesen sei (16). Der Grundgedanke wäre dann der, daß all diese Dorflinden als Weltbäume den einen Urbaum nachahmen, der auch in ehrwürdiger Gestalt in dem Heiligtum von Uppsala stand. Wenn Schröder darin ursprünglich einen Gegenstand des Kultes der Muttergottheit sehen will (17), so will ich ihm darin zwar nicht in jeder Hinsicht folgen; bemerkenswert ist aber doch, daß nach Mößinger (Germanien 1938, S. 396) ein Dreistufenbaum in Hohenzell bei Ried im Innkreis ein Marterl trägt, vermutlich das einer Madonna. Dahin gehören denn auch all die Legenden von dem Madonnenbilde, das an Wallfahrtsorten aus einem uralten Baume gefallen sein soll. So spricht auch zu Jeanne d'Arc die Muttergottes „aus des Baumes Zweigen". Daß gerade die Eibe in den zugeschnittenen Bäumen nachgeahmt werden soll, schließe ich auch aus der pyramidalen Form, die die Eibe annimmt, wenn sie frei wächst und nicht in Horsten lebt. Sowohl diese pyramidale Form wie auch die Dreiteiligkeit sind mit dem Begriff der Eibe verbunden, wie ich in meinen Untersuchungen über die Rune Yr, „Eibe", und das Fortleben ihres Namens und ihrer Gestalt in brauchtümlichen Sinnbildern dargelegt habe (18). Ich kann diese Zusammenhänge, die ich demnächst in weiterem Rahmen erneut behandeln werde, hier nur streifen; die vertikale Dreiteiligkeit der Weihnachtspyramiden, Klausenbäume (19) und vor allem der von mir behandelten westfälischen Lichterpyramide, die vor 400 Jahren noch ‚taxus' hieß, entspricht wohl der horizontalen Dreiteiligkeit in den Dorflinden, den Maibäumen, den Reifenbäumen und Weihnachtspyramiden.

Das Märchen hat uns, wie wir sahen, manche dieser Vorstellungen treu bewahrt. Mir scheint, daß ein solches auch eine Vorstellung von dem Baumgarten erhalten hat, in dessen Mitte der große Weltbaum steht, der von einem Ringe von sechs Bäumen umstanden ist. Das berühmte Märchen vom Bärenhäuter (Grimm KHM. Nr. 101) erzählt: „Der Soldat hatte nichts übrig als sein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Heide, auf der nichts zu sehen war als ein Ring von Bäumen; darunter setzte er sich ganz traurig nieder und sann über sein Schicksal nach ... Auf einmal hörte er ein Brausen, und wie er sich umblickte, stand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht stattlich aussah, aber einen garstigen Pferdefuß hatte." Er schließt hier nun den bekannten Pakt mit dem Teufel; ein Überlieferungszug, aus dem Otto Höfler (20) weitgehende Folgerungen für den Brauch der germanischen Männerbünde gezogen hat. Merkwürdigerweise hat man dabei den sonderbaren Schauplatz, auf dem dies Verlöbnis mit dem Kriegsgott (so dürfen wir es wohl mit R. Much seinem ursprünglichsten Sinne nach bezeichnen) vollzogen wird, gänzlich unbeachtet gelassen. Er scheint mir aber gerade deshalb beachtenswert, weil es sich hier um einen Zug handelt, den wir als „Verlöbnis im Ringe" bezeichnen; und zwar in seiner urtümlichsten, wenn auch dämonisierten Form. Es ist zwar nicht gesagt, daß auch ein Baum in der Mitte stand; aber ursprünglich war es wohl dieser, aus dem der Dämon erscheint (21).

Aus Märchen und lebendigem Volksbrauch konnten wir schon öfter die Zeugnisse für das Fortleben der alten germanischen Geisteswelt sammeln. Zu diesen tritt die deutsche Mystik,

in der sich der deutsche Geist ein eigenes Glaubensreich geschaffen hat, in dem sich die Glaubensvorstellungen der vorchristlichen Zeit häufig wie in einem „inneren Universum" spiegeln.

(1) Vgl. J. O. Plassmann, Die Stufenpyramide; Germanien 1940, S. 91–102. – Derf., Die Stufenpyramide in der Landschaft; Germanien 1941, S. 100–109. – Otto Huth, Weltberg und Weltbaum; Germanien 1940, S. 441–446. – (2) Germanien 1938, S. 153. – (3) Ich zitiere nach der von mir besorgten deutschen Ausgabe, Die Werke der Hadewych, Hannover 1923, S. 73 ff.; dazu die Anmerkungen S. 128 ff. Sie beruht auf der diplomatischen Ausgabe „Werken der Zuster Hadewych", Gent 1895, Maatschappij der Vlaamsche Bibliophilen. Zur Person der Hadewych f. mein Nachwort. – (4) Meine Ausgabe S. 73. – (5) Das Bild eines solchen Baumes, aus dessen Wurzel eine Blume hervorwächst, findet sich auf einem Wandteppich im Schloßmuseum zu Quedlinburg im Rahmen einer antik-mittelalterlichen allegorischen Darstellung. — (6) In dem Grimmschen Märchen Nr. 31, Das Mädchen ohne Hände, wird ebenfalls eine Jungfrau von einem Engel durch einen Baumgarten geführt, von dessen Bäumen sie Birnen ißt. Das Märchen berührt sich insofern mit dem vom Bärenhäuter (f. u. Anm. 23), als das Mädchen ebenfalls dem Teufel verschrieben ist. – (7) „Aufwärts die Wurzeln, abwärts die Zweige hat der ewige aśvattha; er heißt Samen, er Brahman, er amrtam, in ihm beruhen die Welten, über ihn hinaus ragt keiner", Kathaka Upanishad VI, 1; vgl. Kuhn, Herabkunft des Feuers, S. 114. (8) Die Leiter als Weihnachtssinnbild, Germanien 1940, S. 466 ff. – Die Leiter als Sinbild, Germanien 1941, S. 153 ff. – (9) Germanien 1941, S. 153. – (10) Franz Rolf Schröder, Ingunar-Freyr; Untersuchungen zur germanischen und vergleichenden Religionsgeschichte, Tübingen 1941, S. 1 ff. – (11) So habe ich auch in meinen Anmerkungen zu meiner Hadewych-Übersetzung (S. 128) die sieben Bäume in dem „kosmischen Hain" gedeutet; ich möchte das jetzt allerdings nicht unbedingt aufrecht erhalten. – (12) Vgl. dazu auch Bagavadgita XVI, 1: „Der aśvattha, dessen Blätter die Metra sind, wer ihn kennt, ist der Veden kundig"; ebenso Rigveda I, 24, 7. – (13) Die Nadeln der Eibe sind dunkelgrün, dunkler als die anderer Nadelhölzer, und lanzettförmig, also lang und spitz (das ist hier wohl unter „scharf" zu verstehen). Das Herz gilt in der Sinnbildforschung durchweg als Sinnbild der „Mutter Erde". Ob das zu erweisen ist, weiß ich nicht; jedenfalls würde es gut zu dem Gedankengange von Fr. R. Schröder über den „Mutterbaum" stimmen. – (14) Vgl. Fr. R. Schröder, Skadi und die Götter Skandinaviens (Tübingen 1941), S. 30 f., S. 46 f., S. 131 f. – (15) S. die Anmerkungen zu meiner Hadewych-Ausgabe, ferner „Das Fürspan" in „Kleine Kostbarkeiten aus Kunst und Geschichte" (Berlin-Dahlem 1940), S. 74–78, insbesondere über die Übereinstimmung zwischen Minnesang und Mystik. In dem Andersenschen Märchen „Das Feuerzeug"(Deutsche Gesamtausgabe von 1860, Halle a. d. S., S. 169 ff.) steigt ein Soldat mit Hilfe einer Hexe von oben in einen hohlen Baum und findet dort drei Kammern, in denen, von Hunden bewacht, je eine Kiste mit Kupfermünzen, mit Silbermünzen und mit Gold ist. Wie im Bärenhäutermärchen handelt es sich um einen (abgedankten) Soldaten. Das Feuerzeug, das er dort findet, entspricht der Pfeife des Soldaten in dem Grimmschen Märchen Nr. 116, Das blaue Licht. Andersen folgt hier gewiß einer volkläufigen Überlieferung, die wiederum die drei Metalle mit einem Wunderbaum in Verbindung bringt. – (16) Ingunar-Freyr, S. 10 f., nach der Etymologie von Rolf Nordenstreng: Aggdristl = „Eibensäule". – (17) Ingunar-Freyr passim, vor allem auf S. 25 ff. – (18) Runenformen in brauchtümlichen Sinnbildern, Germanien 1936, S. 105–114, vor allem S. 113 f; Lambertusfeier, Lambertuspyramide und Lambertuslied, Zf. Westfalen 1938, S. 74–82, insbes. 78 f. – (19) Vgl. Otto Huth, Der Lichterbaum (Berlin 1938), vor allem Abbildungen 23–25. – (20) Kultische Geheimbünde der Germanen, S. 4, Anm. 6, vgl. R. Much, Germania-Kommentar, S. 296. – (21) Bei Hadewych spricht der Engel am siebten Baume: „‚Kehr dich um und du wirst den finden, den du stets gesucht hast . . .'" Beim Umkehren sieht sie hinter einer Sonnenscheibe, die auf einem Tische sich dreht, den Gott sitzen. Im Märchen sagt der Teufel zu dem Soldaten: „schau hinter dich! Der Soldat kehrte sich um und sah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutrabte." Da der Bär wohl ursprünglich selbst der Dämon ist, dessen Gestalt der Bärenhäuter (Berserkr) annimmt, so scheint in dem Umkehren eine besondere Bedeutung zu liegen; vgl. meine Hadewychausgabe, S. 129, zu S. 76. Übrigens wird der kosmische Hain auch von Hildegard von Bingen erwähnt und in einer Handschrift nach ihren Angaben als ein Ring von Bäumen dargestellt, wie ich der noch ungedruckten Arbeit von Helga Böcker-Bits, Das Weltbild der Hildegard von Bingen, entnehme.

*

Friedrich Mößinger / Dreischalenbrunnen und Dreistufenbaum

Die tiefe Bedeutung des Brunnens im Leben unseres Volkes liegt in zahllosen Sagen und Märchen, in Glaube und Brauch derart deutlich vor uns, sie ist schon früh und später immer wieder von der volkskundlichen Forschung dargestellt worden, daß allgemeine Ausführungen sich gänzlich erübrigen. Betrachten wir aber die Brunnen selbst, ihre äußere Gestalt, ihr wirkliches Aussehen, so fällt eine Form auf, die bisher von volkskundlicher Seite kaum Beachtung gefunden hat, die aber unter neuen Gesichtspunkten zu eigenartigen Zusammenhängen hinleitet.

Einer der schönsten Brunnen dieser Art ist der im württembergischen Kloster Maulbronn (Abb. 1). In einem kapellenartigen Ausbau des Kreuzganges läßt er leise perlend sein Wasser verströmen. Sonne und Wind spielen zu den hohen offenen Fenstern herein. Ihr einfaches gotisches Maßwerk trennt gleichwohl einen Raum ab, in dem alles zu einer wundervollen Einheit verschmilzt, Brunnen und Boden, Wand und Gewölbe. Hier faßt uns, vor allem genährt vom gleichmäßigen Rinnen des lebendigen Wassers, ein eigentümliches Gefühl. Das Geheimnis einer zauberhaften innerlichen Lebendigkeit scheint hier Gestalt gewonnen zu haben in einer über die Jahrhunderte hinweggehenden Beständigkeit.

Wenn wir uns nachdenklich Rechenschaft geben über die Gründe dieser tiefen Wirkung, so liegt diese keinesfalls im gotischen Raum. Dieser wäre ähnlich oder noch besser auch sonst zu finden. Er ist nur Hülle, ist Umkleidung für den Brunnen, der in einfacher Form und in strenger Geschlossenheit jene eigenartige Wirkung hervorbringt. Schwer und sicher lastet er auf der Erde und hebt sich doch frei und kraftvoll zur Höhe in drei übereinandergestellten kleiner werdenden Schalen, die von einer nur ganz leicht verzierten Spitze gekrönt werden. Fest auf dem Boden stehend, wächst er doch gleichsam in den Raum hinein.

Brunnen von solch reinem und klaren Aufbau gibt es noch öfter. So findet sich ein ähnlicher in Hirsau, der in unserer Gegenlichtaufnahme geheimnisvoll im sprühenden Wasser ein Leuchten ausstrahlt (Abb. 2). Ein anderer aus dem 13. Jahrhundert, ganz schlicht und ohne jede Zierform, steht in Külsheim in Baden. Hier sitzt die unterste Schale dicht auf dem Boden, und aus der dünnen Spitze in der Mitte der kleinsten Schale spritzt ein Wasserstrahl in die Höhe. Auch in Norddeutschland kommen derartige Brunnen vor, so etwa in Goslar, wo auf der Spitze ein gekrönter Adler seine Flügel breitet (Abb. 3), oder in Braunschweig, wo der Brunnen von 1408 trotz seiner reicheren gotischen Formen die drei Schalen noch zeigt und also der althergebrachten Überlieferung im Grunde folgt. Ähnlich erhebt sich in drei Stufen der gotische Brunnen vor dem Rathaus in Wernigerode. Auch weit im Süden, in St. Veit a. d. Glan in Kärnten zeigt der Marktbrunnen über einem Becken zwei kleiner werdende Schalen. Gotische mehrstufige Brunnen finden wir weiterhin auf einem Bildteppich aus der Zeit um 1500 (1). Das bei ihm stehende Liebespaar deutet uns an, daß wir in diesem Brunnen einen tieferen Gehalt vermuten dürfen. Es ist der Liebes- und Lebensbrunnen, der im Verein mit dem Baum in unseren Maibräuchen eine besondere Rolle spielt. Der gleiche Sinn steckt auch in einem Holzschnitt aus der Zeit um 1470/80, hier durch den Hirsch bei dem Mädchen und dem Hund bei dem Jüngling noch besonders hervorgehoben. Es liegt der Darstellung ohne Zweifel jene alte Sage von der als Hirsch gejagten Jungfrau zugrunde, die hier

am Brunnen dem Verfolger entgegentritt (Abb. 4). So wie anderwärts der Baum, befindet sich hier der mehrstufige Brunnen bei dem Liebespaar.

Es ist nun sehr aufschlußreich zu sehen, daß auch im 16. Jahrhundert solche Dreischalenbrunnen in den Bildern unserer großen Maler eine wichtige Rolle spielen. Dabei ist deutlich zu spüren, daß in den allermeisten Fällen nicht nur wirklich vorhandene Brunnen in der Art des Maulbronner einfach nachgeahmt werden, weil sie besonders häufig, besonders beliebt oder schön gewesen wären, sondern daß man mit solchen Brunnen besondere Vorstellungen verband und daß man diese auch zum Ausdruck bringen wollte. Dabei ist weiterhin deutlich zu spüren, daß alle Beschauer diesen geheimen Sinn sehr wohl verstanden, auch wenn er im übrigen in der Darstellung wenig zum Ausdruck kam. Hubert Schrade (2) hat diesen Bildern seine Aufmerksamkeit gewidmet und eine Anzahl davon veröffentlicht. Da ist zuerst Altdorfers Gemälde von 1510, die heilige Familie am Brunnen. Letzterer hat nur zwei Schalen, von denen die obere außerdem sehr klein ist, so daß die Wirkung ganz anders und viel weniger geschlossen ist als etwa in Maulbronn. Das Ganze „wächst" nicht, obwohl die Mittelsäule sehr hoch und reich mit Gestalten geziert ist. Die Spitze bildet ein antiker Gott, an den der kleine Amor mit Pfeil und Bogen sich schmiegt. Viel gleichmäßiger und der frühen Grundform ähnlicher ist der Brunnen in Altdorfers Holzschnitt von 1520 (3). Hier sind die Schalen reich verziert, und auf der Spitze kauert ein Männchen mit einer Leuchte. Beachtenswert ist die Zeichnung Lautensacks von 1530, die als Schilderung der „Frauen der Welt" Tanz, Gesang und fröhliches Mahl dem Beschauer vor Augen führt, in der Mitte aber einen Dreischalenbrunnen zeigt, der dem von Altdorfers Holzschnitt sehr ähnlich ist und sogar das Leuchtemännchen auf der Spitze trägt. Man könnte in diesen Brunnen ganz nüchtern nur Abbilder der Wirklichkeit, höchstens einer künstlerisch im Geschmack der Zeit verschönten Wirklichkeit sehen; man würde dann die romanischen und gotischen Brunnen unserer Städte mit Renaissanceformen überkleidet in diesen Werken des 16. Jahrhunderts zu erblicken haben und somit nur eine künstlerische Wertung für möglich und angemessen halten. Einige Bilder aber führen uns, wie die schon vorhin genannten, doch tiefer. So eine Zeichnung aus dem Gebetbuche des Kaisers Maximilian (4), wo aus einem kugeligen Oberteil das Wasser spritzt, um dann in drei Schalen aufgefangen zu werden. „Ein Brunnen sprudelt inmitten eines Ährenfeldes, und alt und jung kommt, aus ihm zu schöpfen. Den Greis sowohl, der nur mehr mühsam am Stocke gehen kann, wie das langlockige Mägdlein, das sich in der Zierde ihrer Jugend naht, führen – lebendiges Sinnbild – nackte Buben zum Brunnen des Lebens. Denn das muß der Brunnen der Mitte sein" (Schrade). Ist dieser dreischalige Brunnen der Brunnen des Lebens, dann wird auch Lautensacks Zeichnung mit ihrem Brunnen sofort klar. Über Vermutungen hinaus hebt uns ein großer Holzschnitt Sebald Behams (Abb. 5). Der Jungbrunnen ist dargestellt mit einem weiten Becken, in dem sich nackte Menschen badend, redend und kosend tummeln. Drei mächtige Schalen, mit Weinlaub und anderen Pflanzenranken verziert, erheben sich übereinander, Gestalten klettern in die Höhe; zu oberst strömen zwei Strahlen aus den Ohren einer faunartigen Phantasiefigur. Eigentümlicherweise hat auch der Jungbrunnen auf einem Wandgemälde zu Manta (5) aus der Zeit um 1400 eine zweite kleinere Schale über dem Becken am Boden, in die ein Paar geklettert ist. Auf der Spitze der Mittelfiale steht der Gott Amor mit Pfeil und Bogen. Wir denken dabei an die häufige Darstellung des kleinen Liebesgottes (oder der Venus!) im Baum (6), der von dort aus seine Pfeile zu den Menschen sendet.

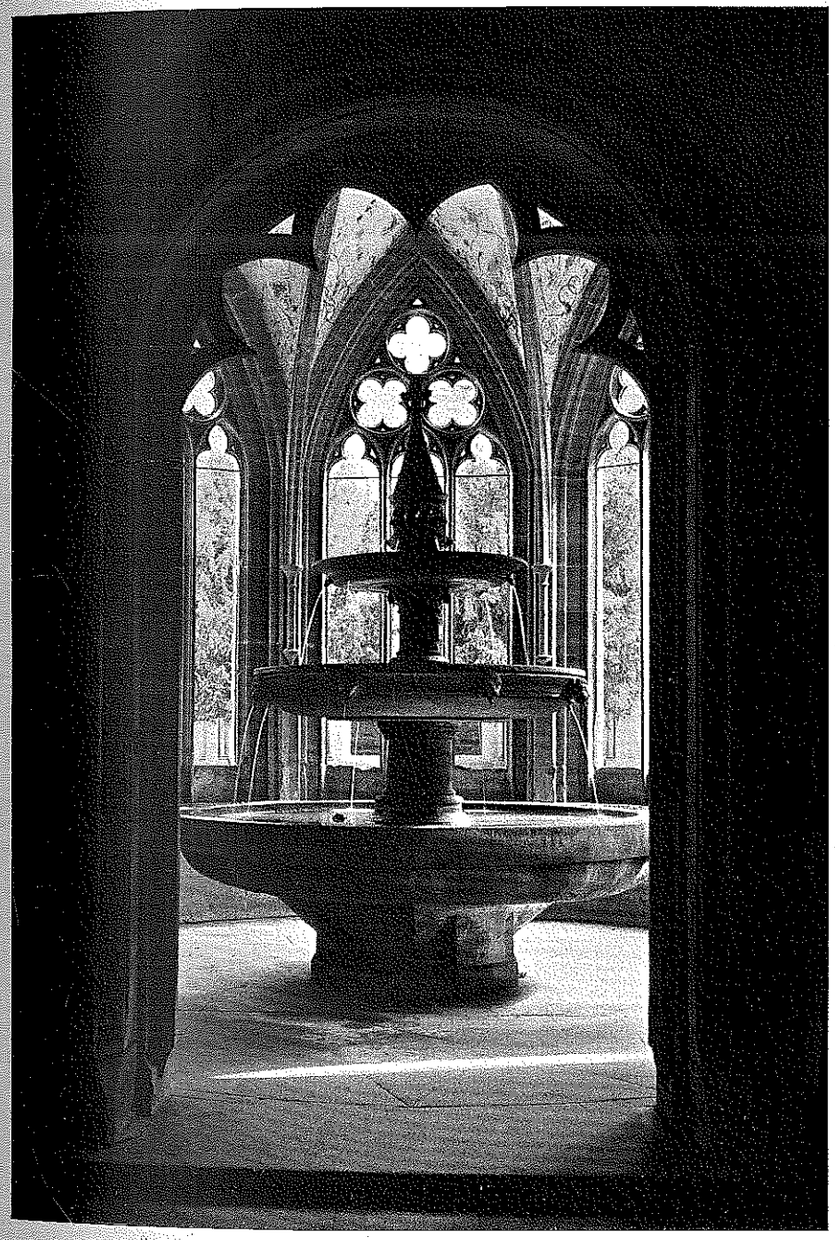


Abbildung 1. Maulbronn, Dreischalenbrunnen. Aufnahme Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart. Nr. 20 541.

Welche weitreichenden Vorstellungen mythischer Art sich an diese Göttin oder Jungfrau im Baum knüpfen, sei hier nur angedeutet; uns ist hier wichtig, daß in diesem Beispiel vom Gott auf der Brunnenspitze der Gleichsinn von Brunnen und Baum hervorleuchtet.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Vorstellung des Jungbrunnens in engster Verbindung mit der des Lebensbrunnens und mit der des Liebesbrunnens steht. Dafür sind vor allem unsere Märchen vom Lebenswasser ein klarer Beweis, denn ihnen zufolge wird ein alter und kranker König durch einen Trunk aus dem Brunnen des Lebens gesund und kräftig gemacht. Jungbrunnen bedeutet also zugleich Lebensbrunnen, und die leichte Wendung ins Lustige und Scherzhafte, die dieser Jungbrunnen öfter erfahren hat und die auch in Behams Holzschnitt anklingt, läßt dennoch den tiefen symbolischen Gehalt noch ahnen, der in der überirdischen Kraft des Lebenswassers beschlossen liegt.

Viel später ist diese Vorstellung vom Brunnen des Lebens noch deutlich vorhanden. Ins geheimnisvoll Magische gezogen, nicht mehr im klaren Lichte selbstbewußten Glaubens, mit allerlei antiken Elementen und kabbalistischen Künsten verbrämt, fern der alten Einfachheit findet sich der Brunnen des Lebens in einem Buche von 1613 (Abb. 6). Es ist nicht nötig, alle hier zusammengefügten Vorstellungen entwirrend zu erklären. Neben christlichen Gedanken finden wir Sonne und Mond und tief in dunkler Felsenhöhle die fünf alten Planeten in menschlicher Gestalt unter zwei gekreuzten Flammenschwertern. Sonderbarerweise aber stehen diese Planetengestalten, nun aber mit den Merkzeichen der entsprechenden antiken Götter, auch an den drei Schalen des Lebensbrunnens, Merkur mit Flügelhut zu oberst, darunter Saturn als Kinderfresser und mit der Sense, Jupiter mit dem Blitz, ganz unten Mars als Krieger und Venus mit dem flammenden Herz. Dies aber ist uns das Erstaunlichste und Bemerkenswerteste, daß nämlich der Lebensbrunnen, der diese Bezeichnung hier sogar angeschrieben trägt, als Dreischalenbrunnen gebildet ist und somit die alte Form, trotz aller sonstigen geheimnisschweren Hinzufügungen, in aller Klarheit bietet.

Es erhebt sich nun die Frage, ob diese eigenartige Gestalt des Lebensbrunnens mit den drei Schalen einer rein künstlerischen Eingebung oder gar einem willkürlichen Zufall ihr Entstehen verdankt oder ob sie irgendwie durch die mythische Vorstellung vom Lebensbrunnen hervorgerufen und also durch alte Glaubensvorstellungen bedingt ist. Da gibt es nun eine auch für den flüchtigen Beschauer auffallende Ähnlichkeit dieser dreistufigen Lebensbrunnen mit den dreistufigen Bäumen unseres Brauches. Dorflinden, Maibäume und Weihnachtsbäume, auch die mittwinterlichen Lichtergestelle zeigen eine höchst altertümliche Form mit drei Kränzen, die sie den hier beschriebenen Brunnen aufs Engste ähnlich macht, oder sagen wir umgekehrt: Alle Dreischalenbrunnen vom einfachen romanischen bis zu den reichen des 16. und 17. Jahrhunderts lassen eine Baumgestalt in sich selbst ahnen, sie sind Bäume, denen das kostbare Lebenswasser entsprießt. Ganz deutlich ist dies bei Dürers Tafelbrunnen (7). Der große Tischbrunnen wirkt nicht nur im Gesamtaufbau baumartig und einem der eben genannten Dreistufenbäume sehr ähnlich, nicht nur legt sich aller gotische Zierat wie verschlungenes Astwerk um das Ganze, nein, auch die Einzelformen sind wirklich baumartig gestaltet mit knorrigen, krumm in die Höhe strebenden Stämmen und verschnörkelten eingerollten Blättern. Daß ein solcher Baumbrunnen in der Tat als Lebensbrunnen aufgefaßt werden muß, daß er auch zugleich als Lebensbaum angesprochen werden kann, daß also beide Vorstellungen gleichbedeutend sind und mit derselben Sache verknüpft werden können, zeigt ein Holzschnitt eines un-

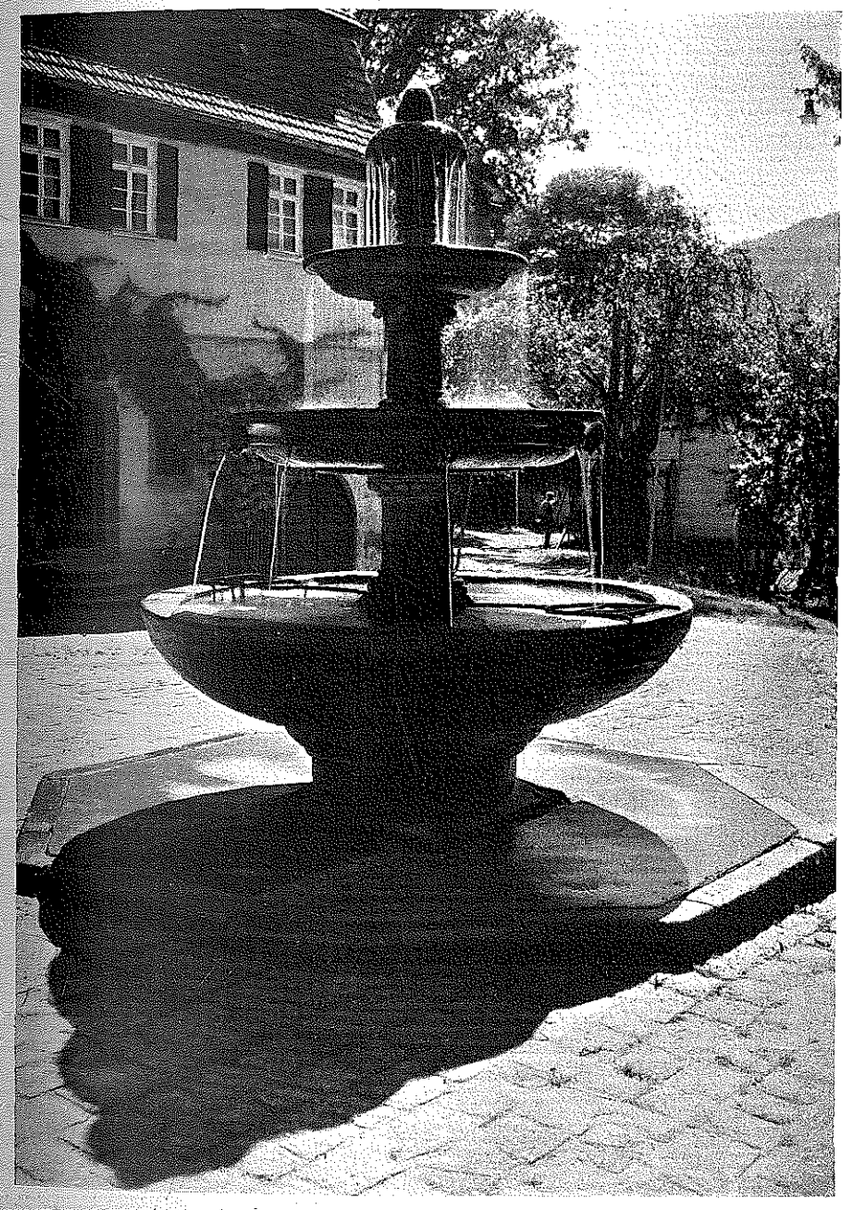


Abbildung 2. Hirsau, Klosterbrunnen. Aufnahme Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart. Nr. 24 716.

bekannten Meisters (Abb. 7). Die Spitze des Brunnens wird gekrönt von Christus am Kreuz, aus dessen Wunden das Blut als Wasser des Lebens strömt. Zwei Schalen, verziert mit Weinlaub und Ranken, dazu dicke Weinstämme, die sich umeinander schlingen, geben ein deutliches Bild eines Baumes. Es handelt sich hier um die Darstellung Christi als Weinstock und seines Blutes als Lebenswasser. Noch klarer ist der Baum auf einem Andachtsbild aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (8). Hier ist in einem Garten das Kruzifix als Lebensbrunnen dargestellt. Das Kreuz aber ist derart dicht mit Laub hinterlegt, daß es vollkommen wie ein lebendiger Baum wirkt. Vergleichsweise sei hier angeführt, daß Christus außerordentlich häufig am Lebensbaum hängt oder daß sein Kreuz dessen Spitze krönt, ein Motiv, das fast nur im Norden vorkommt und das von der Kunstforschung mit Recht dem Einfluß germanischer Gedanken zugeschrieben wird. Im Holzschnitt des 16. Jahrhunderts und im Andachtsbild ist der Baum als Brunnen gestaltet, der in Christi Blut zugleich das Heil für die Gläubigen verströmt. Daß aber auch der Ursprung dieser Vorstellung nicht in der christlichen Lehre liegt, sondern daß diese Identität von Baum und Brunnen, daß dieser Lebenswasser spendende Baum in alten volkstümlichen Vorstellungen seinen Grund hat, ist leicht deutlich zu machen. Man denke etwa an das Neben- und Ineinander von Goldbaum und Lebenswasser im Märchen, an Jungbrunnen, Liebesbrunnen und Baum der Liebe in unseren Sagen, an Maibrunnen und Maibaum unserer Bräuche. Hierhin gehört also das Baumkruzifix, das als Brunnen dient. Wie weit die Ursprünge dieses Glaubens in unsere Vorzeit zurückgehen, wie fest sie von alters her in unseren Mythen verankert sind, wird noch angedeutet werden.

Zuvor aber seien noch einige Züge genannt, die uns jene Identität von Baum und Brunnen klar erkennen lassen. Dabei ist auffällig und in unserer Betrachtung neu die Erkenntnis von der Dreistufigkeit der Brunnen, die sich immer mehr bei tiefer dringender Forschung als ein wichtiges Kernstück sehr alter Überlieferung erweist und beide, Baum wie Brunnen, in der äußeren Form und im inneren Gehalte eint. Begreiflicherweise haben unsere Märchen mit ihrer unveränderlichen Überlieferung Züge, die hierher gehören, bis heute erhalten. Im Grimmschen Märchen von den drei „Bügelkens", einer Fassung des Märchens vom Lebenswasser, wächst aus dem Brunnen ein Baum, an dem der Käfig mit dem seltenen Vogel hängt. In einem oberpfälzischen Aschenputtelmärchen (9) ist statt des Baumes ein Brunnen der Spender der kostbaren Gewänder für das Küchenmädchen. Baum und Brunnen sind hier also entweder ganz eng verbunden oder gar auswechselbar und wohl als gleichwertig empfunden. Sehr kennzeichnend nennt auch ein Märchen aus Kärnten als Wasser spendenden Baum eine Linde, den Baum also, der seit Jahrhunderten als Dorf- und Gerichtsbaum, als Fest- und Tanzbaum inmitten unserer Dörfer steht und der als alter Kultbaum, zumal in der Form einer geleiteten oder gar dreistufigen Linde, die unwandelbare Liebe und Verehrung unseres Volkes bis heute genießt. In diese Linde des genannten Märchens ist durch eine Hexe das Brunnenwasser der Stadt verwunschen worden, „und das weiß niemand, und die Lind'n ist dem Volk sein Abgott, und sie beten sie an, und Tag und Nacht steht die Wacht dabei, daß ihr nichts geschehen kann. Wenn ma aber die Lind'n auf alli vier Seiten anbohrt, bis auf'n Kern, da is Wasser g'nuag für die ganze Stadt". Als nun der Held der Geschichte mit vieler Mühe die Erlaubnis zum Anbohren der Linde erhält, geht er mit sechs Mann zu ihr hin. „Wie er aber die Linde auf allen vier Seiten angebohrt hatte und den Bohrer herauszog beim vierten Loch, kam kein Wasser. Die Mannschaft wollte ihm nun den Kopf weghauen,

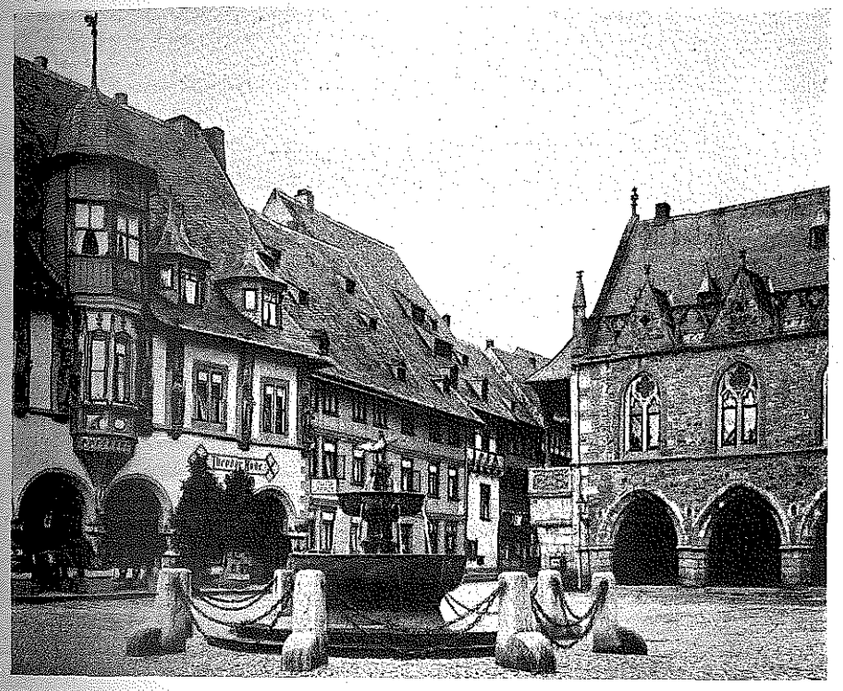


Abbildung 3. Goslar, Marktbrunnen. Aufnahme S. Hohmann.

aber er sagte, er wolle noch tiefer bohren, er sei noch nicht auf dem Kern gewesen. Und als er noch einmal ansetzte und den Bohrer herauszog, da rann auf allen vier Seiten soviel Wasser heraus, daß die Zimmerleut schnell das Wasser mit Rind'l haben müssen in die Kanal' leiten, damit nicht die Keller alle voll Wasser würden" (10). In dieser Geschichte ist, zwar in eine märchenhafte Handlung eingebettet, aber doch scharf und deutlich, der Baum selbst als Spender des lebendigen Wassers aufgefaßt. Brunnen und Baum sind hier vollkommen eins; und daß es sich nicht um einen beliebigen Baum handelt, der im mehr oder weniger zufälligen Fluß der Handlung zum Wasserspender wird, sondern um eine abgöttisch verehrte Linde, die als solche die Kraft hat, das Heil der ganzen Stadt in sich zu bergen, wird zur Genüge nicht nur angedeutet, sondern auch ausgesprochen. So hat das Kärntner Märchen einen Urmythos überraschend treu bis heute erhalten. Erstaunlich ist, daß derartiges nicht nur in der phantastischen Ausprägung eines Märchens sondern auch in der Wirklichkeit und zwar bezeichnenderweise ins Kirchliche gewendet vorkommt. Weinhold berichtet in seiner Arbeit über die Verehrung der Quellen in Deutschland, daß in Weihenlinden bei Högling in Oberbayern aus dem Stamm der Linde, in deren Ästen ein Marienbild befestigt ist, ein Wasserstrahl kommt, der in Röhren gefaßt ist und in einen Brunnen von großer Heilkraft fließt. Auch hier also deutlich, die Linde als Brunnen!

Es verdient noch eingeschoben zu werden, daß zwar sehr häufig bei unseren Dorf- und Markt-

linden Brunnen zu finden sind, daß sie fast unerläßlich zu ihnen gehören und also dies Nebeneinander die Einheit von Baum und Brunnen gut bezeugt, daß aber bis jetzt nur ein wirklicher Baum bekannt ist, bei dem das Wasser nicht am Fuße des Baumes aus der Erde quillt, sondern aus der Höhe, also aus dem Baum selbst entspringt. Es handelt sich um die längst verschwundene, schön geleitete, unterstützte und „geschorene" Linde der Armbrustschützen von Schaffhausen. Schon nach dem Reisetagebuch des Michel de Montaigne von 1580 ist unter der Linde ein Springbrunnen, der sein Wasser höher als die Galerie des ersten Stockes wirft. Merian erzählt 1654, daß in diesem Lindenbaum Raum ist für 17 Tische und daß dorthin das Wasser mit Röhren geleitet wird. Noch deutlicher ist Rochholz in seinen Schweizersagen, der von dem Springbrunnen berichtet, daß er über den unteren waagrechten Ästen, also im Innern und zugleich in der Höhe des Baumes sein Wasser verspritzt. Daß derartige Bäume selten waren, versteht sich leicht; die immerhin verwickelte und umständliche Einrichtung war einer größeren Verbreitung solcher Wasser spendender Bäume hinderlich. In den meisten Fällen wird es zugegangen sein wie in Danzig am Ende des 15. Jahrhunderts (11). Als hier die Schützenhalle erneuert wurde, pflanzte man Linden und Eichen „und ließ do drei Faß hinsetzen mit kupernen rören, dar das wasser aus dem einen in das andere lieff", man errichtete also einen dreistufigen Brunnen. Aber selbst dieses scheinbar ganz natürliche Begebnis läßt noch den tieferen Sinn ahnen, wenn wir bedenken, wie sehr das Schützenfest als uraltes Frühlingsfest in enger Verbindung mit dem Baum steht, sei es einer natürlichen und dabei oft reich geschmückten Dorflinde oder einem mehr oder weniger künstlichen Maibaum.

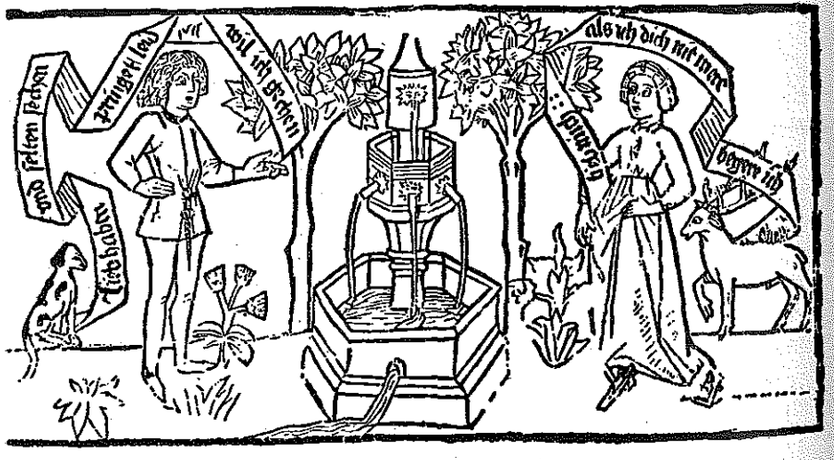


Abbildung 4. Liebespaar am Lebensbrunnen, um 1470/80. Heitz, Primitive Holzschnitte. Straßburg 1913. Nr. 47.

Hierher gehört nun noch das in unseren Volksbräuchen überlieferte Schmücken und Beleuchten der Brunnen. Es entspricht vollkommen dem Schmücken und Beleuchten der Bäume an den Frühlingsfesten und zeigt damit in seiner Art ebenfalls den inneren Zusammenhang,

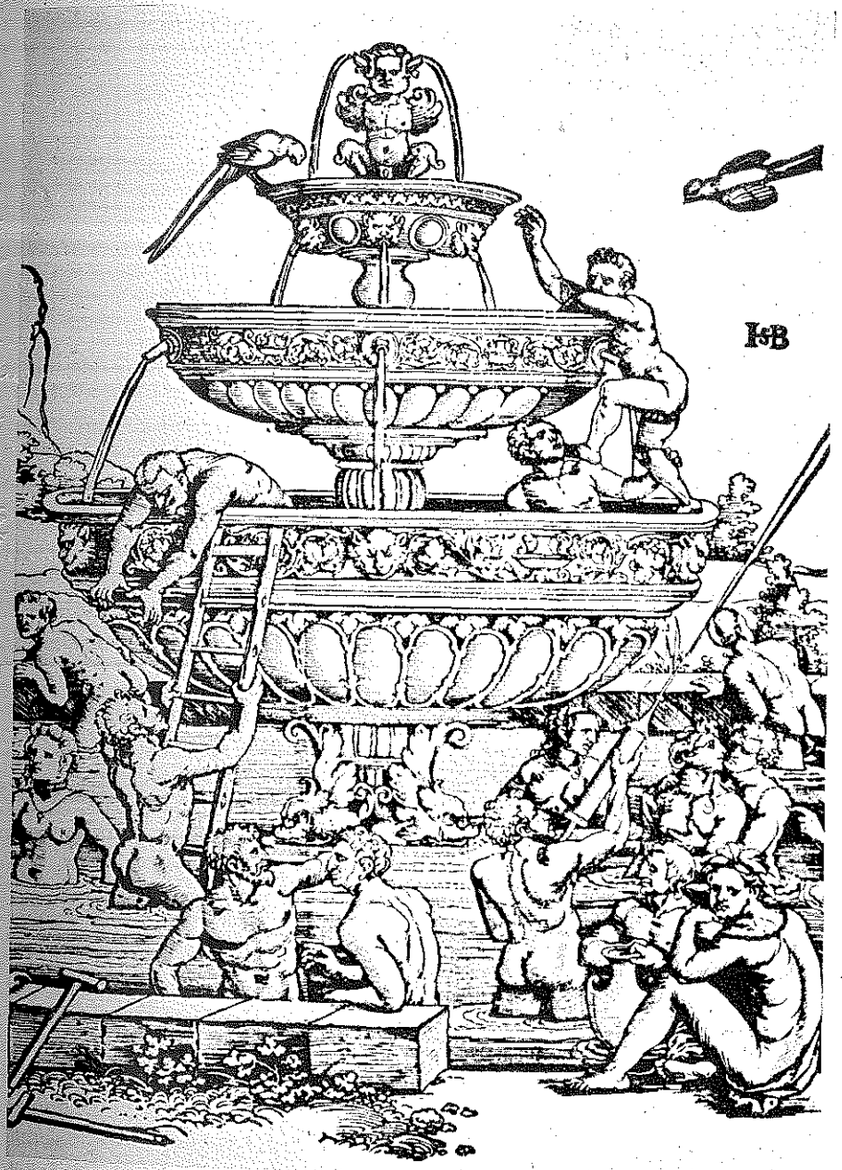


Abbildung 5. Sebald Beham, Der Jungbrunnen, um 1536 (Ausschnitt).

ja die Gleichheit von Baum und Brunnen, wozu man noch bedenken möge, daß man die Brunnen sehr häufig geradezu mit Bäumen schmückt, sie so mehr oder weniger dadurch in Bäume verwandelt.

Weiter zurück als diese Beispiele in Schaffhausen und im Märchen führt uns nun ein für den Khan der Tataren von einem französischen Goldschmied im 13. Jahrhundert geschaffenes Bäumchen (Abb. 8). Es ist silbern und trägt goldene Blätter; auf der Spitze steht ein geflügelter Genius mit einer Trompete. Zwar sind es hier Schlangen, aus deren Mäulern das Wasser strömt, das Ganze aber ist doch eine Darstellung eines wunderbaren Baumes als Brunnen, so wie Sage und Märchen es schildern, Bild also einer mythisch beeinflußten Phantasie, das sich in solcher Form verwirklicht hat. Eigentümlicherweise wird in einem seltsamen Märchen aus der Oberpfalz für einen kranken König neben Paradiesäpfeln auch Schlangenmilch geholt, die somit eindeutig an der Stelle des sonst immer genannten Lebenswassers steht (12). Es ist hier nicht der Ort, diesen Goldbäumen im Einzelnen nachzuspüren. Sie leben nicht nur in unseren mittelalterlichen Epen, in Sagen und Märchen, wo sie bisweilen ihren Platz mit „Feuer" tauschen können (13), sondern finden sich auch als Werke der Goldschmiedekunst in Byzanz, führen weiter in den persischen Bereich, ja bis ins alte Indien. Da sie selbst meist nicht als Brunnen dienen, können sie hier weiterhin unberücksichtigt bleiben. Wohl aber müssen nun noch Brunnen verfolgt werden, deren Zusammenhang mit dem Baum offensichtlich ist. Schon vor Jahren wies Strzygowsky auf eine Miniatur des 11. Jahrhunderts hin (14). Dort ist ein Springbrunnen dargestellt, dessen zwei Becken von einem Pinienzapfen überragt sind, dem das Wasser nach allen Seiten entströmt. Unter dem Zapfen strecken zwei Schlangen ihre Mäuler nach der Seite und speien Wasser. Pinienzapfen, Schlangen und Becken sind goldfarbig angemalt. Ein ganz ähnliches Bild (Abb. 9), eine etwas spätere Miniatur, zeigt einen mehrstöckigen Brunnen mit Pinienzapfen, bei dem nur die Schlangen fehlen. Wo bei dem schon gezeigten Schmiedewerk für den Tatarenkhan die Zweige und Goldblätter des Baumes und die geflügelte Gestalt sich befinden, ist hier der goldene Pinienzapfen. Er steht also an der Stelle des Goldbaumes und ist ihm ohne Zweifel gleichbedeutend; der ganze Aufbau aber erinnert durchaus an unsere deutschen dreistufigen Brunnen. Zur Deutung des Brunnens und seines Pinienzapfens ist nun ein Bericht aus Byzanz sehr wichtig (15). Hier befand sich in der Hofmitte des Kaiserpalastes eine eherne Brunnenschale, deren Rand mit Silber eingefaßt war und die von einem goldenen Pinienzapfen gekrönt wurde. Dieses Becken füllte man an bestimmten hohen Festtagen mit den jeweils zeitigen Früchten, Pistazien, Mandeln und Piniennüssen, während aus dem Pinienzapfen süßes Getränk floß. Ohne Zweifel sind in diesem Festbrauch in schöner und augenfälliger Weise zwei mythische Vorstellungen miteinander verbunden, die des in seinen Früchten Fülle und Segen spendenden Lebensbaumes und des in seinem süßen Safte Gesundheit und Leben weckenden Brunnens; darüber hinaus aber ist hier jene uralte Vorstellung noch zu ahnen, daß auch der Lebenssaft, das süße Wasser von einem Baume trieft und also Baum und Brunnen hier eins sind, der Brunnen zugleich Baum, der Baum auch Brunnen ist, ja daß eigentlich überhaupt nur von einem Baum geredet werden darf, obwohl rein äußerlich gesehen ein Brunnen im Hofe aufgerichtet ist. Und nur weil der Brunnen ursprünglich wirklich noch als Baum empfunden wurde, weil die Überlieferung vom Lebenswasser spendenden Baume (nicht Brunnen!) noch bekannt war, konnte man nicht anders, als den Brunnen baumähnlich darzustellen, gab man ihm die Form des dreistufigen Kultbaumes.

Von hier aus verstehen wir auch die so häufige Verwendung des Pinienzapfens als Wasserspeier. An diese Kunstform haben sich schon vor längerer Zeit die verschiedenartigsten Be-

Abbildung 6. „Lebensbrunnen". Nach Johann Faulhaber, Himmlische Geheime Magia. Ulm 1613.

trachtungen geknüpft (16). Dabei ist als wichtiges Ergebnis hervorzuheben, daß der Pinienzapfen nicht etwa frühchristlich oder gar byzantinisch ist, sondern daß er als Wasserspeier in der Antike beliebt war. Ein solcher hat sich in Avenches aus römischer Zeit erhalten, zwei weitere, alle innen hohl und mit vielen Löchern versehen, fanden sich in Pompeji. Darüber hinaus ist erwiesen, daß noch früher in hellenistischer Zeit „pneumatische Druckwerke" (nach dem Prinzip der Springbrunnen gebaut) Pinienzapfen als Endigungen von Stäben kannten, an denen Wasser herausfloß. In einem Automatentheater war z. B. ein Bakchos mit einem Stab, der

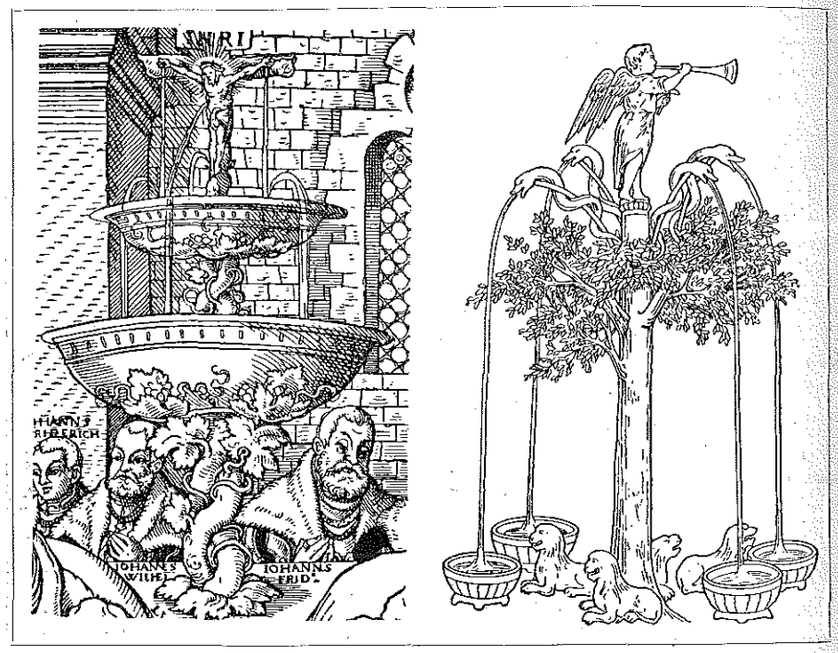
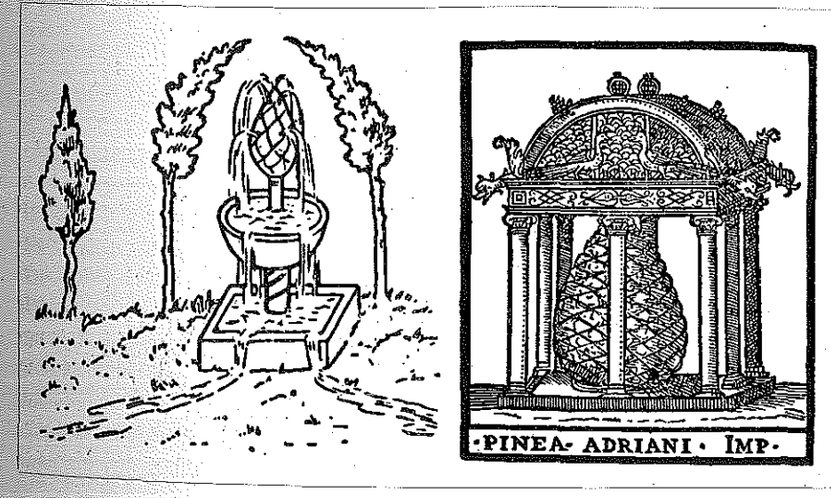


Abbildung 7 (links oben). Lebensbrunnen. Teil eines Holzschnittes 16. Jahrhundert. – Abbildung 8 (rechts oben). Goldbaum, Schmiedearbeit des 13. Jahrhunderts. Nach Gothein, Gartenkunst I, 1914, 147. – Abbildung 9 (nebenstehend rechts unten innen). Mehrstufiger Brunnen. Miniatur des 12. Jahrhunderts. Nach Gothein, Gartenkunst I. 1914. 145. – Abbildung 10 (nebenstehend rechts unten außen). Der große Pinienzapfen zu Rom. Holzschnitt von G. Ferrucci 1588.

in einen Pinienzapfen endete, aus dem Milch strömte. Aber schon hier, bei diesem göttlichen Thyrsos, ahnen wir, daß der Pinienzapfen als eine Art Lebensbaum oder -zweig in der Hand des Fruchtbarkeitsgottes zu deuten ist. Darüber hinaus erwies Strzygowski (17) den Zapfen als altassyrisches und persisches Symbol, besonders in Verbindung mit dem Lebensbaum und in der Hand der Genien und Könige. Neben diesen für die Zeitstellung der Pinienzapfen wichtigen Belegen war es insbesondere der große, heute noch vorhandene Zapfen in Rom, der zu mancherlei widersprechenden Meinungen Anlaß gab (Abb. 10) (18). Unser Bild gibt den Zustand nach 1575 wieder. Man hatte damals die zwischen den Säulen befindlichen Platten, die ein Becken bildeten und das aus dem Zapfen rieselnde Wasser am Wegströmen verhinderten, entfernt, weil schon längst kein Wasser mehr aus dem Zapfen floß. Unzweifelhaft sicher ist, daß er wirklich lange Zeit als Brunnen Wasser verströmte, wenn auch das über ihm errichtete Tempelchen wohl nicht von Anfang an vorhanden war. Dieses selbst aber ist ein deutliches Zeichen, daß man den Pinienzapfen als Bild eines Lebensbrunnens empfand, denn man findet es in zahlreichen frühmittelalterlichen Miniaturen über der Schale des Lebensbrunnens gemalt (19). Daß der Zapfen im letzten Grunde aber nicht als Brunnen sondern als Lebensbaum betrachtet wurde, lehrt ein dem römischen ähnlicher in Aachen (20). Hier sind nämlich am bronzenen Zapfen unten die Reste von vier Gestalten zu sehen, die in einer

Inschrift sogar genannt werden als die vier Paradiesflüsse Phison, Gehon, Eufrates und Tigris. Nun steht nach der Legende der Lebensbaum inmitten dieser vier Flüsse, die von ihm nach den vier Haupthimmelsrichtungen wegströmen. Aachen liefert so den schlüssigen Beweis, daß der Pinienzapfen als Bild eines Baumes, deutlicher als Sinnbild des Lebensbaumes zu betrachten ist. Dabei wird allerdings noch eine Sache deutlich: Nach altchristlicher Vorstellung ist es wohl verständlich, daß – wie in Aachen – die Ströme von den Wurzeln des Baumes wegfließen, nicht aber, daß das Wasser aus der Krone des Baumes strömt und ihn also ganz überfließt, so wie dies bei den meisten Pinienzapfen nach den Bildern und den Löchern in den noch erhaltenen Stücken der Fall ist. Schon Petersen (21) machte auf diesen Zwiespalt aufmerksam, ohne eine Lösung auch nur anzudeuten. Nach all dem Gesagten aber ist für uns diese Sache klar. Es handelt sich hier um eine altindogermanische Vorstellung von dem Weltbaum als Spender des Lebenssaftes, eine Vorstellung, die nicht nur von der nordgermanischen Weltesche Yggdrasil bekannt ist, sondern auch vom persischen Haoma- wie vom indischen Soma-Baum. Wenn der indoarische Weltbaum auch „somaträufelnd" genannt wird (22), wenn er als leuchtend vorgestellt wird, wenn der Tau, der von der Weltesche herabfließt, als Honig und Met gedeutet wird, dann haben wir hier das mythische Urbild des goldenen Pinienzapfens, der süßes Getränk verströmen läßt.

Das Christentum, dem diese Vorstellung im Tiefsten fremd blieb, übernahm den Zapfen als Baumsinnbild, legte aber die Ströme an die Wurzeln des Baumes, wie es in Aachen deutlich zu finden ist, ohne allerdings an anderen Stellen die zähe und dauerhafte eigenständige Überlieferung ändern zu können. Dies beweisen die Miniaturen mit den Brunnen, von deren Spitzen das kostbare Naß herabströmt. Dies beweisen auch die dreistufigen Baumbrunnen mit dem Kruzifix, dem das Blut als Heilspender entquillt. Hier ist nur ganz äußerlich ein christlicher Überzug über einem in Wirklichkeit uralten arischen Glauben. Dazu scheint mir nennenswert ein sehr früher Türsturz aus Bierstadt bei Wiesbaden (23). Ein einfaches Kreuz,



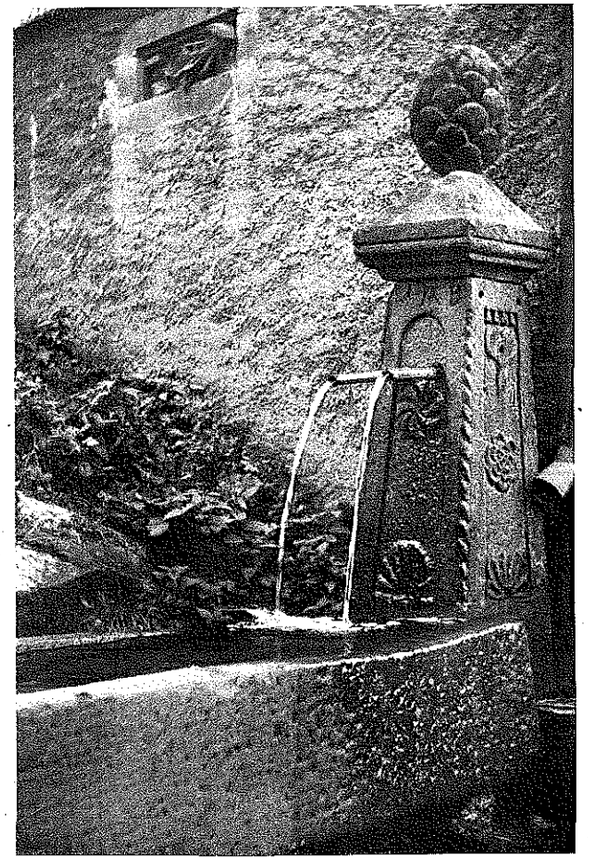


Abbildung 11. Brunnen mit Pinienzapfen. Lampenhain (Odw.). Aufnahme Mößinger.

von zwei stilisierten Bäumen begleitet, ist von einem Liniengewirr umgeben, das von einem Dreieck eingerahmt ist. Nahrgang deutet diese Linien wohl mit Recht als „Wasser des Lebens", das offensichtlich vom Kreuz herunter, nicht an seinem Fuße strömt. So hat in diesem Werk des 9. Jahrhunderts der Steinmetz wie in vielen derartigen frühen Arbeiten Germanisches mit Christlichem ineinandergewoben und damit im Grunde nichts anderes dargestellt als der Holzschnitt der Reformationszeit auch: Den Lebens- und Weltbaum, der vom Lebenswasser überströmt und umflossen ist. Wie wenig christliche Vorstellungen hier allein herrschend sind, wie tief wir uns in älteren Glaubensschichten bewegen, beweisen ja die schon genannten Jungbrunnen und Liebesbrunnen, bei denen nun die dreistufige Baumgestalt ihre Enträtselung gefunden hat, insofern es der Weltbaum in Brunnenform ist, der den kostbaren Lebens- und Verjüngungssaft ausgießt.

Bemerkenswert erscheint unter diesem Gesichtspunkt, daß viele Odenwälder Brunnenstöcke

Abbildung 12. Wappen von Gattich. Aus dem Fahnenbuch von Jakob Köbel, Nördlingen 1540.

als Bekrönung einen solchen Pinienzapfen tragen (Abb. 11). Schon vor Jahren hat Winter (24) auf diese einfachen, aber ansprechenden Sandsteinarbeiten hingewiesen und dabei insbesondere die Schmuckmotive als alte Sinnbilder des volkstümlichen Schaffens gekennzeichnet, auch auf den Baumcharakter des Brunnenstockes überhaupt das Augenmerk gelenkt. In unserem Zusammenhang gewinnen derartige Gedankengänge besondere Bedeutung, und die Brunnen dieser Form erscheinen uns als gute Zeugen sehr alter Überlieferung, wenn auch keineswegs in ihrer Gesamtheit sondern nur in den Einzelzügen.

War so der Pinienzapfen als Baumsinnbild bei Brunnen ein wichtiges Beweismittel unseres Satzes, daß die dreistufigen Brunnen im letzten Grunde Darstellungen von Bäumen sind, so muß noch ein Vorkommen dieser Zapfenform genannt werden, das ebenfalls eine Deutung als Baum nahelegt. In Sachsenspiegelhandschriften von Heidelberg und Oldenburg wird das höchste Gericht durch einen Stangenkolben gekennzeichnet (25). Daran erinnert auffallend die

Krönung vieler Gerichtssäulen und Marktkreuze, besonders in Flandern und England. Für uns ist nun besonders wichtig, daß diese Gerichtswahrzeichen mit dem Pinienzapfen auf einem zumeist dreistufigen Unterbau stehen oder oberster Teil eines mehrstöckigen Aufbaus sind, also den Dorf- und Gerichtsbäumen, überhaupt unseren Festbäumen auf Dreistufenbergen ganz entsprechen. Ich nenne etwa Verviers, Huy oder Lüttich (26), wo sogar der Dreistufenberg mit der Säule und dem Zapfen im Stadtwappen auftritt (Abb. 12), und in dieser einfachen Form jeden Zweifel beseitigt, daß man den wirklichen Aufbau etwa anders deuten könnte oder ihn gar nur künstlerisch und nicht auch symbolisch zu werten habe. Weiterhin sind diese „Perrons" oft zugleich Brunnen, wenn auch in keinem mir bekannten Falle das Wasser aus dem Zapfen fließt. Aber ihre Deutung ist klar. Sie geht in derselben Richtung, die wir schon seither einschlugen: Es handelt sich auch bei diesen Gerichtswahrzeichen mit dem Pinienzapfen letztlich um Darstellungen des Weltbaumes, hier im besonderen als Gerichtsbaum, der auf dem dreistufigen Weltberg steht und das Segen bringende Naß spendet.

Abbildung 13. Wilder Mann, 1635. Nach Withington, English pageantry, Cambridge 1918/20.

Zum Schluß kann ich noch ein sehr einleuchtendes Beispiel dafür bringen, daß der wasserspeiende Pinienzapfen im Volksbrauch an der Stelle eines Bäumchens, und zwar eines kultischen Bäumchens steht. Es handelt sich um eine englische Darstellung eines wilden Mannes vom Jahre 1635 (Abb. 13), der in Händen eine Stange mit einem Kolbenzapfen hält, dem in weitem Strahl eine Flüssigkeit entsprüht. Wir kennen den wilden Mann sonst als Träger eines Bäumchens; auf einer sehr alten Darstellung am Steingewände der Kirchentür zu Alspach im Oberelsaß aus dem 12. Jahrhundert (27) ist dieses Bäumchen ein Dreisproß, ist also deutlicher noch als die Tannen der anderen wilden Männer der Lebensbaum. Bis in die Gegenwart hat sich ein solcher Spritzbrauch im Odenwald erhalten; da tragen die Knaben beim Umzug des Sommers und Winters im Frühling Wacholderruten, die nur am Ende ein Büschel Äste haben. Sie tauchen diese ins Wasser der Dorfbrunnen, davon schließen sich die Äste zusammen und sehen in der Tat einem Zapfen nun sehr ähnlich. Damit spritzen sie sich gegenseitig naß (28). Beim Imster Schemenlaufen tritt ein ganz mit Moos und Tannen bedeckter wilder Mann auf. In der Hand hat er einen grob geschnittenen Stock, auf dessen Spitze ein Tannenzapfen steckt. Das schöne Bild bei Folkerts (29) erinnert sehr an den wilden

Abbildung 14. Liebesgarten mit Brunnen (baumartiger Brunnenstock!). Holzschnitt Hans Burgkmair aus dem „Weißkunig".

Mann mit dem Pinienzapfen und macht so recht deutlich, daß auch hier der Tannenzapfen als Sinnbild eines Baumes verwandt ist.

Rückschauend und abschließend kann also gesagt werden, daß sich in der mündlichen Überlieferung, im Volksglauben und im Brauch, wie in den wirklich vorhandenen oder nur in Abbildungen aus früher Zeit bekannten Brunnen in großer Fülle Hinweise ergeben, daß man diese Brunnen als Bäume empfand, sie deshalb baumartig darstellte, ja ihnen die Form der stufigen Kultbäume gab, und dies alles nur, weil man im letzten Grunde den Weltbaum als Spender Segen bringender Flüssigkeit meinte und nachbilden wollte. Daß die Annahme einer rein äußeren Formähnlichkeit (30), die entweder zufällig sein könnte, oder bei der eins die einfache Nachahmung des anderen sein müßte, keine Erklärung der vorhandenen Tatsachen gibt, ist klar. Vor allem kann vom Brunnen her die stufige Form der Bäume nicht

erklärt werden; denn zwar ist die Verwendung der Schalen beim Wasser sehr naheliegend, sie muß aber nicht zur Dreistufenform führen, sie kann in sehr vielfältiger Weise erfolgen und hat auch tatsächlich zu den verschiedensten Brunnenarten geführt, so daß unsere Dreischalenbrunnen, zumal mit ihren Baumerinnerungen, doch etwas Besonderes bedeuten müssen. Umgekehrt ist von unseren Bäumen her die dreischalige Brunnengestalt gut zu erklären. Sie sind in ihren schönsten dreistufigen Ausprägungen und in den frühen Pinienzapfen als „Gartenkunst" nicht zu werten, sie stehen als Dorfbäume mitten auf freiem Platz, dazu irgendwie mit Rechtshandlungen oder Festbräuchen (wie auch der Pinienbrunnen in Byzanz) verhaftet; sie können also als Vorbilder die entsprechenden Brunnenformen leicht hervorrufen, immer unter Voraussetzung, daß man den Baum als Wasserspender im Mythos und Kult kannte und schätzte. So könnte die Überschrift dieses Aufsatzes besser lauten: Dreischalenbrunnen als Dreistufenbäume und würde damit die innere Einheit beider Dinge zwar sehr scharf aber insgesamt richtiger kennzeichnen.

Nachtrag.

Die vorstehenden Ausführungen Mößingers erweisen die Sinngleichheit von Brunnen und Baum in ihrer dreistufigen Gestalt. Der vorgelegte Stoff enthält außerdem wertvolle Bestätigungen dessen, was ich in meinem Aufsatz „Der Dreistufenbaum in der deutschen Mystik" (Germanien 1942, S. 161 ff.) dargelegt habe. Die schöne Darstellung des Sebald Beham von 1536 (Abb. 5) zeigt an dem Dreischalenbrunnen eine Leiter, die bis zur untersten Schale reicht. Sie entspricht damit genau der „Leiter am Baum", für die ich eine Anzahl von Bildbelegen und Sachbelegen bringen konnte (a. a. O. S. 163). Es ist also der „Brunnen des Aufstiegs", so wie der Dreistufenbaum der „Baum des Aufstiegs" ist. Aber auch das Wasser selbst findet sich in dem dort zitierten Märchen „Der Wunderbaum" wieder; der Hirtenknabe findet auf jeder der drei Stufen des Baumes eine Quelle, in der er sich wäscht. Das „Wasser des Lebens" und der „Baum des Lebens" sind also auch miteinander verbunden, ja im Grunde gleichbedeutend. Plassmann

(1) H. Schmitz, Bildteppiche (1919) Abb. 51 rechts. – (2) Hubert Schrade, Sinnbilder des Lebens in der deutschen Kunst 1938. – (3) Schrade, Abb. 4. – (4) Ebenda Abb. 3. – (5) J. Strzygowski, Das indogermanische Ahnenerbe des deutschen Volkes, Wien 1941, Abb. 49. – (6) O. Lauffer, Geister im Baum (Volkskundl. Gaben 1934), Taf. 4, 5, 6. – (7) Schrade, Abb. 9–11. – (8) A. Spamer, Das kleine Andachtsbild 1930, Taf. 28. – (9) Schönwerth-Winkler, Oberpfälzische Sagen ... 1935, S. 309–312. – (10) Zaunert, Donaulandmärchen 1926, S. 134/5. – (11) A. Edelmann, Schützenwesen und Schützenfeste 1890, S. 3/4. – (12) Schönwerth-Winkler, Oberpfälz. Sagen .. 1935, S. 359. – (13) In vielen Fassungen des bekannten Zwelbrüdermärchens (Aarne–Thompson 303) zieht der Held nach einem Feuer aus. In einem Lothringer Märchen „Bum Leeb, Bär un Wolf" (Angelika Merkelbach-Pinck, Lothringer erzählen 1936, S. 59–63), dessen Bedeutung noch nicht voll erkannt ist, ist an der Stelle des Feuers ein Goldbaum. Über die Beziehungen Gold-Feuer vgl. Huth, Lichterbaum 1940, 63. – (14) J. Strzygowski, Der Pinienzapfen als Wasserspeier. Mitteilungen d. archäol. Instituts, röm. Abt. 18, 1903, S. 188. – (15) Ebenda S. 191. – (16) Außer der Arbeit von Strzygowski ist vor allem zu nennen: E. Petersen, Pigna-Brunnen. Mitt. d. arch. Inst. 18, 1903, 312–328. Petersen ... Mitt. 19, 1904, 159–161. K. Tittel, Der Pinienzapfen als Röhrenschmuck. Rhein. Museum 1905, 297–306. K. v. Spieß, Bauernkunst 1925, 29, 91, 228, 243, 244. – (17) Strzygowsky, S. Anm. 14, S. 197/8. – (18) Ch. Hülsen, Mitt. d. arch. Inst. 18, 1903, 39–47. Derselbe, Der Cantharus von Alt-St.-Peter und die antiken Pignen-Brunnen. Mitt. d. arch. Inst. 19, 1904, 87–116. Petersen, Rhein. Museum 1905, 462/3. Tittel, Ebenda 1906, 311. – (19) Schrade, Abb. 1. Strzygowski, Anm. 14, Abb. 11 u. 12. – (20) Strzygowski, Anm. 14, S. 203–205. – (21) Petersen, Mitt. 1903, 318. – (22) Huth, Lichterbaum 1940, 49/50. – (23) Wegweiser des Mainzer Zentralmuseums Nr. 16, hrsgeg. v. Karl Nahrgang, S. 63. – (24) Volk und Scholle (Darmstadt), 1936, 230 ff. – (25) H. Meyer, Handgemal 1934, 90. – (26) Oud Holland, Jahrg. 40, 1922, S. 7 ff. Für freundliche Hinweise und Hilfe danke ich den Herrn Dr. Huth und Dr. Schneider. – (27) K. Th. Weigel, ... Germanien 1941, 182 – (28) F. Mößinger, ... Hess. Bl. f. Volkskunde, Bd. 34, 1935, S. 44. – (29) Folkerts, Tirol, Innsbruck, 1940, S. 132. – (30) Auf diese formale Verwandtschaft weist zum erstenmal E. Küster hin. (Die Entwicklung der Gartenkunst seit dem 15. Jahrhundert. Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. 80. Bd., 1939/40, S. 52.)

Otto Stelzer
Die Kunst des Nordens und die Gegenströme ihrer Umwelt

Beitrag zu einer Kunstgeographie der europäischen Vorzeit

Das „nordische Kulturgebiet" ist der Siedlungsraum der Germanen, bzw. der beiden Volksgruppen, aus denen sie hervorgehen. Seine Grenzen sind fließend. Sie verengen und verbreitern sich ganz so, wie es dem Ausdehnungsvermögen ihrer Einwohner entspricht. In diesem Sinne ist der Lebensraum der Germanen ein wanderndes Vaterland. Die zentrifugalen Bewegungen der germanischen Stämme haben aber eine kraftbaltige Mitte, ihr Lebensraum kennt ein Kerngebiet, das unveränderlich bleibt. Dieses Kerngebiet zu umschreiben, wendet die Wissenschaft sehr verschiedene Mittel und Methoden an. Hier soll von einer Möglichkeit die Rede sein, die bisher kaum oder zu wenig in den Dienst dieser Sache gestellt worden ist. Ihr Gegenstand ist die Einstellung der nordisch-germanischen Gruppe zu einem bestimmten Problem der Bildenden Kunst.

Der Begriff „Bildende Kunst" wurde von der älteren Forschung recht eng gefaßt. Man bezeichnete damit nur „figürliche" Kunst, also die plastische oder malerische Nachbildung von Mensch und Tier und ihrer Umgebung. Architektur, die wir heute als die Mutter der Bildenden Künste erkennen, Kunstgewerbe, Gerätekunst, Ornamentik galten danach mitnichten als Bildende Kunst, und damit schied ja von vorn herein die nordische Vorzeit für den zünftigen Kunsthistoriker als Betrachtungsfeld vollkommen aus.

Das weiß man nun mittlerweile allgemein, daß die nordische Vorzeit keine figürliche Kunst kannte. Nicht so bekannt ist aber die Tatsache, daß dies kein allgemeiner Mangel war, sondern ein schwer zu wahrender Sonderzustand, daß nicht die Vorzeit aller Zonen figürliche Kunst ablehnte, sondern daß es nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet war, das sich in allen vorgeschichtlichen Zeiten radikal gegen jedes figürliche Schaffen verschloß, welches – wie wir sehen werden – immer wieder anpochte und Einlaß heischte.

Das Ursprünglichste, was wir an kunstartiger Betätigung bisher erkennen, war nachahmend-figürlich, dabei sogar äußerst naturalistisch: die Jägerkunst der Altsteinzeit. Sie wird schon lange als Bildende Kunst anerkannt, und ältere kunstgeschichtliche Lehrbücher waren naiv genug, ihre ersten Seiten der Betrachtung der franco-cantabrischer Höhlenmalerei zu widmen, um dann unverzüglich der ägyptischen und griechischen Antike zuzueilen.

Jene so ursprünglich anmutende, blutwarme Höhlenkunst beginnt zwar im Westen bereits im Azilien zu erstarren, insofern sie schon hier stilisiert und geometrische Züge annimmt. Sie hat aber eine deutliche Entsprechung in der Jägerkunst des Nordosten und im russischen Osten, wo sie ihr Wesen noch lange wahrt, ja bis in historische Zeit hinein. Und auch an den eisfreien Rändern von Norwegens langer Küste lebte eine Art Jägertum und eine „jägerartige" Kunst noch in der Jüngeren Steinzeit weiter.

Im Nordosten setzt sich vor allem die altsteinzeitliche Tierplastik fort, in Norwegen die Felsmalerei. Aber auch die plastisch gebildeten weiblichen Figuren der Altsteinzeit – wir finden sie auch auf süddeutschem Boden, jeder kennt die Venus von Willendorf in Niederösterreich – auch sie sterben keineswegs mit der Altsteinzeit aus. Menschliche Plastiken dieser Art er-

scheinen noch Jahrtausende später nicht nur sehr ähnlich im Mittelmeergebiet, z. B. auf Malta, sondern sind auch sehr charakteristisch für eine ausgedehnte, jungsteinzeitliche Völkergruppe diesseits der Alpen: die Bandkeramiker. Für sie gilt neben Spiral-Mäanderband und Gefäßbemalung das Vorkommen sogenannter Tonidole, kleiner, zum Teil in Massen gefundener menschlicher und tierischer Plastiken, geradezu als Erkennungsmerkmal. Hoernes faßt in seinem heute freilich veralteten Buche alle Strecken, auf denen solche vorkommen, zu einem zusammenhängenden Block, zur sogenannten „Idolregion" zusammen (1).

Zwar gehört auch die Idolregion zu einer ornamentliebenden, geometrisch ausgerichteten Stilepoche, aber sie kennt daneben auch diese Art von figürlicher Kunst. Es ist in der Steinzeit nur der alluviale Norden Europas, Norddeutschland und Dänemark, dessen Kunstwollen jedem figürlichen Schaffen ein konsequentes „Nein" entgegensetzt und dafür in seltener Folgerichtigkeit seit der mittleren Steinzeit ein zwar sinnbildhaftes, aber abstraktes und vollständig unfigürliches, tektonisches Ornament ausbildet. Diese Zone wäre damit nach der Ansicht älterer Forscher ärmer als der Südosten, denn ihr fehlt ja jede „Bildende Kunst" (Hoernes nennt in krassem Nichtverstehen die „geometrische Epoche" im Norden einen allzu langen „Winter des Mißvergnügens") (2). In Wirklichkeit war dieses Gebiet nur reiner und zielbewußter in seinem künstlerischen Vorhaben.

Der „Norden in seiner Einsamkeit", seine inselhafte Sonderstellung inmitten artfremder Umweltmächte, soll durch eine Betrachtung der Nachbarländer und durch Beobachtungen, die wir summarisch-kartographisch festlegen wollen, im folgenden veranschaulicht werden.

Der Westen der Jüngeren Steinzeit macht gegenüber der Altsteinzeit einen etwas eintönigen, verlassenen Eindruck. Besonderes Leben in der Kunst nehmen wir nur in seinen südlichen Teilen wahr.

Hier treffen wir in den Menhirstatuen eine primitive Steinplastik an.

Am Golf von Genua wurden sie gefunden, ebenso am Golf du Lion, in den Seealpen (3), in der Aube und vor allem in der Provence, am Fuße des Cevennengebirges und auch sonst rechts der Rhone.

Die Gestaltgebung der bis zu 2 Meter hohen Skulpturen wurde mehr auf zeichnerische, als auf plastische Art gelöst. Die der jüngsten Steinzeit angehörigen Bildwerke waren durchaus volkstümlich und wurden allem Anschein nach noch lange beibehalten, wie weibliche Granitskulpturen der gleichen Art beweisen, die an der Rhonemündung gefunden wurden und nach Ausweis der Funde der Bronzezeit, ja sogar Eisenzeit angehören (4).

Interessant ist die Ausbreitung der steinzeitlichen Menhirskulpturen nach Norden und die damit verbundene immer eindringlicher werdende Stilisierung. Die erste Etappe ist dabei die Île de France mit Funden aus dem Marne-Seine- und Oisetal, die letzte die Bretagne mit vollständig entmenschten, aber den Zusammenhang noch verratenden Steinen. Menhirstatuen tauchen aber, vereinzelt, auch in den Ostalpen, in der Ukraine, ja im Kaukasus auf, so daß der Westen hierin durchaus nicht isoliert dasteht (5).

Ungeachtet der verschiedenen Größe, die den französischen Urskulpturen eine gewisse Ausnahmestellung sichert, lassen sie sich schon auf Grund der Wahl des Materials außerdem mit den Steinidolen der Balearen, Spaniens, Sardiniens und Maltas in Verbindung bringen. Die ersteren aber stehen wiederum in engsten Beziehungen zum ägäischen Kreis, was besonders die „geigenkastenförmigen Idole" (Ausdruck von Perrot) aus Spanien beweisen. Die letzteren

gleichen – wie schon erwähnt – genau den paläolithischen Menschenfiguren. Der ganze Kreis aber schließt sich in Afrika.

Zum guten Teil älter als die Steinidole des Mittelmeergebiets sind die schon genannten Tonplastiken der eigentlichen „Idolregion" des Spiral-Mäander-Kreises.

Ihr Ausstrahlungsgebiet scheint, nach der größten Funddichte zu urteilen, im Balkan zu liegen. In Siedlungen von Butmir in Bosnien, Jablanica und Gradac in Serbien, wurden Tonidole menschlicher, vornehmlich weiblicher Gestalt wie auch tierische Idole in großen Mengen gefunden. Ihre östliche und nördliche Ausdehnung hält sich an das Gebiet der bemalten Keramik. Wir finden sie in Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, in der Ukraine und in Südrußland, aber auch in Bulgarien und Thessalien. Auf unserem Reichsboden treten sie noch verhältnismäßig dicht im Mondseegebiet in der Ostmark auf, vereinzelter in Bayern, Baden und im Elsaß, selten am Mittelrhein. Der nördlichste Ausläufer dürfte hier mit einer Tonfigur aus der Gegend von Lommatzsch in Sachsen erreicht sein. Der Nordosten, ein wie gesagt der Plastik von Haus aus aufgeschlossenes Gebiet, gestattet, wie es nach allerdings nur spärlichem Fundstoff den Anschein hat, das Eindringen der Idole bis hinauf zum Ilmensee und nach Åland (6).

Damit ist auch die „Idolregion" in ihrer Erstreckung umschrieben, und es ist an der Zeit, die Verhältnisse der Steinzeit nunmehr im Kartenbild zusammenzufassen (vgl. Abb. 1).

II.

Mit der Bronzezeit tritt der Ägäische Kreis immer auffälliger in die erste Reihe. In Troja und auf den Zykladen werden die Tonidole, wie wir sie von Bosnien kennen, allem Augenschein nach fortgesetzt. Sie sind hier freilich später nicht mehr in Ton, sondern in Marmor gearbeitet, aber Einzelheiten, die Hoernes hervorhob (7), lassen sie mit zwingender Notwendigkeit an die Idolregion anschließen. Man muß dies um so eher tun, als im Balkan die Tonplastik auch in der Bronzezeit nicht ausstirbt („Pannonische Tonplastik"). Genau wie auf den Zykladen diese Plastik einen Zug zur Größe annimmt, wo die „Inselfiguren" bis zur Lebensgröße gesteigert werden (z. B. auf Amorgos, Naxos und Peros), so wird ein größerer Maßstab als früher auch in Serbien gewagt. Die Tonfigur von Ključevac erreicht eine Höhe von 34 cm.

Die Inselfiguren des Ägäischen Kreises wurden zum Teil bemalt. Es erscheinen unter ihnen auch männliche Figuren, die Musikinstrumente tragen. Man hat in ihnen die Ahnenschaft des griechischen Apoll erblickt. Jedenfalls steht fest, daß die Möglichkeit, die griechische Archaik an die Tradition der genannten Inselfiguren anzuschließen, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Der Boden wurde durch sie vorbereitet, ein gewisser Grund gelegt. Voraussetzung für die kommende griechische Monumentalplastik war die Machtergreifung innerhalb des Kulturgebiets, durch ein neu erwachendes Volkstum, die Hellenen, dazu andersgeartete soziologische Verhältnisse und eine unbefangene Verarbeitung ägyptisch-orientalischer Anregungen.

In der Bronzezeit und in der mittelmeerischen Welt spielt sich nun auch eine Episode ab, die einzig dazustehen scheint und doch ihre Parallelen hat. Das ist die glanzvolle Zeit der urplötzlich aus dem Boden schießenden realistischen Kunst auf Kreta. Ab 1500 v. d. Zw. entstehen hier die bekannten Fayencen, Fresken und Reliefs, jene weiblichen Figuren darunter, deren Grazie man mit Rokokoskulpturen verglichen hat.

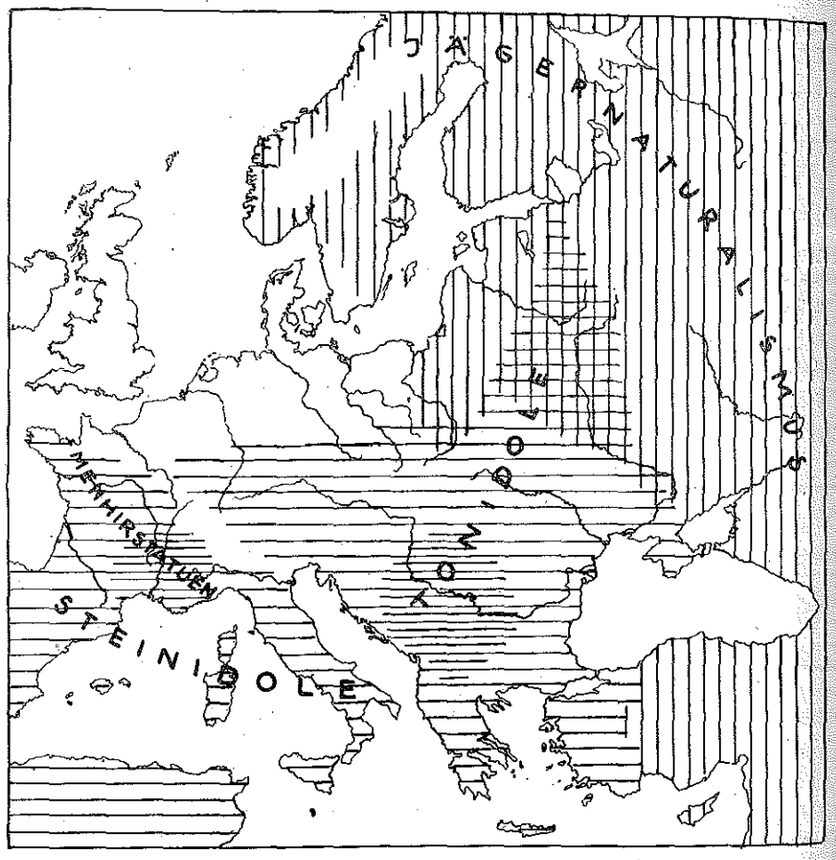


Abbildung 1. Verhältnisse am Ende der jüngeren Steinzeit.

Diese Kunst ist weder historisch gewachsen, noch hat sie eine historische Entwicklung erlebt. Hoernes klärt diese staunenswerte Erscheinung sehr glücklich mit seinem Begriff der „Herrenkultur" und „Herrenkunst" (8). Er schreibt, das waren hier auf Kreta keine Ackerbauern, die diese Kunst heraufbeschworen, sondern „meerbeherrschende Inselkönige mit glänzender Hofhaltung". Eine soziologische Strukturänderung von Grund auf, und schon verändert sich das Gesicht der Kunst.

Einen gleichen Vorgang beobachten wir später bei den Etruskern im 8. und 7. Jahrhundert, ähnlich müssen die Verhältnisse in Venetien gelegen haben, in jener Kultur, der die lebensgroßen Vollplastiken der Reiter und „Madonnen" wie auch der reich mit Skulpturen besetzten Wagen entstammen und die aufs engste mit dem alpenländischen Hallstattkreis zusammenhängt.

Die Veränderungen soziologischer Verhältnisse und ihre Wirkung auf das Kunstschaffen zu

untersuchen, bildet ein sehr wichtiges Problem der Kunstgeschichte, das fast noch nie in befriedigender Weise angefaßt worden ist. Beobachtungen, die wir auf diesem Gebiete gewonnen haben, können nicht hier, sondern sollen erst in einer späteren Arbeit behandelt werden. Jetzt nur soviel: Wenn in der Bronzezeit auch der germanische Kreis – freilich nur in seiner nördlichen Randzone – plötzlich ein Einsetzen figürlichen Schaffens zeigt, nämlich in den Felsbildern der schwedischen Südküste und auf den dänischen Inseln, liegt es da nicht nahe, hier einen ähnlichen soziologischen Wandel zu erblicken wie in Kreta zur gleichen Zeit? Auch hier lebten Menschen, die ihren eigenen bildlichen Zeugnissen zufolge viel mehr meerbeherrschende Seefahrer als schlichte Ackerbauern waren. Neben den Felsbildern setzt im gleichen Gebiet das Vorkommen bronze-plastischer Idole ein. Auch das Sonnengespann von Trundholm gehört in diese Reihe. Wird hier das Germanentum seinen eigenen Grundsätzen untreu?

Wir notieren hier nur die Tatsache an sich und verschieben die Beantwortung der Frage auf spätere Gelegenheit. Betont werden muß das baldige Verschwinden der Felszeichnungen und ihre Begrenzung auf ein enges Gebiet, das zudem ein Randgebiet der germanischen Welt darstellt und mit einem der figürlichen Kunst seit jeher zugeneigten Gebiet, dem baltisch-arktischen Block zusammenstößt. Ferner, daß die Bronzeidole nur sehr vereinzelt vorkommen und stark nach Import aussehen (9).

Auf dem Boden des Reichsgebiets pflegt seit der Bronzezeit die Lausitzer Kultur ihre Neigung zu Tonplastiken figürlicher Art, in der nun freilich weniger der Mensch, als das Tier (Rind und Vogel) eine Rolle spielen. In der Eisenzeit erfährt diese Kultur eine große Ausbreitung. Hierzu gehört auch das Hallstattgebiet, das Hoernes zusammen mit der Lausitzer Kultur als Hinterland des venetianischen Raumes in Anspruch nahm, was aber schon rein chronologisch nicht zusammengeht.

Der Westen schließt sich bis zur Rheingegend nach neuesten Ergebnissen (10) an das Lausitzer Gebiet an, vor allem hinsichtlich der Verwendung figürlicher Tonplastik der genannten Art, ist aber weiter westlich dem figürlichen Schaffen sehr unzugänglich. Mit der erwähnten Ausnahme im Süden zeigt Frankreich ein glattes Nichts an figürlicher Kunst.

Das in der Karte der Steinzeit durch die Aussparung gewonnene Gebiet (Norddeutschland und Dänemark) bleibt auch jetzt und bis zum Beginn des Mittelalters ohne jedwede volksgebundene nachahmend-figürliche Kunst (vgl. Karte Abb. 2).

Die Auswertung.

1. Vergleichen wir die beiden Kartenbilder, so entdecken wir an Stelle weitgehender Veränderungen viel eher eine auffällige Kontinuität, ein stetes Festhalten an uralten Gegensätzen. Besonders bemerkenswert ist z. B. die Ausbreitung der Lausitzer und Hallstättischen Kultur. Sie, eine dem figürlichen Schaffen zugetane Kultur liegt genau in einer ehemals der „Idolregion" zugehörigen Zone der Bandkeramik, so daß trotz Völkerwechsels auffallende Kongruenz festzustellen ist.

In der Aussparung, in der von figürlicher Kunst alle Zeiten bis zum Mittelalter freibleibenden Zone, erblicken wir das Kerngebiet, das eigentliche Bewährungsfeld der „nordischen" Kulturzone. Es deckt sich im großen und ganzen mit den Vorstellungen, die die Wissenschaft längst durch Untersuchungen anderer Art gewonnen hat. Nicht im „hohen Norden" liegt jenes Bewährungsfeld, sondern im deutschen Norden und in Dänemark.

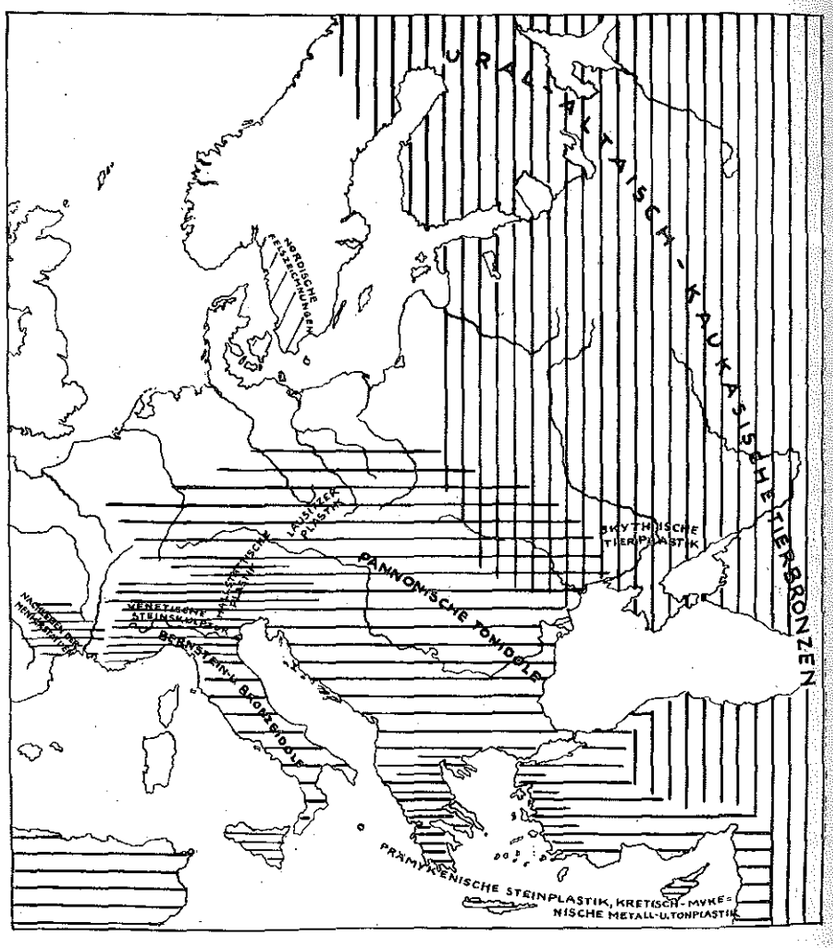


Abbildung 2. Verhältnisse während der Bronze- und Eisenzeit.

2. Die größte Annäherung an dieses Gebiet im Hinblick auf die Ziele des Kunstwillens vollzieht der Westen. Er bildet – in der Steinzeit schon, und noch mehr seit der Bronzezeit – im Verzicht auf figürliche Kunst die Grundlage einer Strukturgemeinschaft mit dem „Kerngebiet" (11).

Das im Mittelalter ganz enge, nachbarliche Verhalten des Westens zu Deutschland, das in dieser Zeit so deutlich hervortretende Zusammenstehen in den stilistischen Prägungen und Entwicklungsphasen der Kunst besteht demnach schon seit Urzeiten und nimmt seit der Bronzezeit eher zu als ab.

Ausnahmen bilden die figürlich-plastischen Zentren in Frankreich, die seit der jüngeren Steinzeit auftauchen. Das sind bemerkenswerter Weise die gleichen Landschaften, die der antik-römischen figürlichen Kunst am meisten zugänglich waren, also vor allem die Provence. Und in der Provence war es auch, wo die mittelalterliche, romanische Plastik am frühesten erwachte und sich am schnellsten entwickelte.

3. Demgegenüber setzt sich der Osten gegen das nordisch-germanische Kerngebiet hart ab. Die jägerhafte Kunst des Nordostens und Rußlands bildet eine Gruppe für sich, die sich auch gegen den Süden hin – wenn auch weniger scharf – abschließt. Die geradezu frappierende Abwehr, die Rußlands Kunst im Mittelalter dem Westen gegenüber gezeigt, setzt also nur den alten Gegensatz fort. Während in der romanischen, gotischen und barocken Stilepoche Deutschland und Frankreich eine Schicksalsgemeinschaft bilden, kann man in der russischen Kunst diese Stilbegriffe nicht einmal versuchsweise anwenden. Dagegen ist dem Eindringen byzantinischer Kunst in der Ukraine und bis zum Ilmensee hinauf mindestens so viel Raum gegeben, wie ehedem in der Jüngeren Steinzeit der Idolregion, die vom Südosten her auch diese Gebiete durchdrang (12).

4. Der Süden hat seit der Steinzeit eine ebenso kontinuierliche und allgemeine Zuneigung zum plastisch-figürlichen Schaffen gezeigt, wie der Norden zum Gegenteil, so daß sich dadurch erklärt, warum er (auf Kreta, in Griechenland, in Italien) Jahrhunderte früher zur Monumentalplastik, und zwar gleich zur Vollplastik kommt als der Norden, der noch in gotischer Zeit die eigentliche Voll- oder Rundplastik verschmäht und dadurch zur griechischen Klassik den größten Gegensatz darstellt (13).

Ausblick.

Der Gegensatz zwischen dem Kerngebiet bildloser Kunst und den Idolregionen muß als durchaus einschneidender Art angesehen werden. Beide haben einen anderen Geist.

Das Vorhandensein von Kunst, die deutlichen Idolcharakter hat, schließt sofort eine ganz bestimmte religiöse Sphäre auf, sie setzt z. B. menschlich (und tierisch) aufgefaßte Götter und Dämonen voraus. Wo eine solche Kunst fehlt, liegt es nahe, auch das Fehlen eines solchen anthropomorphen bzw. zoomorphen Götzenkultus anzunehmen, zum mindesten fehlt damit das eigentliche und sichere Erkennungszeichen eines solchen Kultes. Wenn nun die bemalten Idole und – wie richtig bemerkt wurde (14) – auch schon die bemalte Keramik auf die Übung der Körperbemalung hinweisen, so wird damit ein Thema angeschlagen, das im Norden offenbar fehlt. Damit stoßen wir auf Brauchtumsfragen, und hier vermag das Vorkommen so früher Plastik ganz bestimmte Hinweise zu geben.

Der trennende Begriff zwischen bildloser und figürlich-naturalistischer Kunst liegt im Begriff der Nachahmung. Der Nachahmungstrieb wurde ja lange Zeit sehr zum Schaden der Kunstbetrachtung mit dem Kunsttrieb geradezu gleichgesetzt. So falsch das ist, eins stimmt zweifellos, daß sich der Nachahmungstrieb mit Vorliebe auf Gebieten auslebt, die ihrer Natur nach ans Künstlerische streifen, z. B. Schauspielerei und Tanz. Die erste Stufe der schauspielerischen Nachahmung ist die Mimik. An einem charakteristischen Punkt erstarrte Mimik ergibt die Maske. Sie herzustellen bedarf es der Begabung eines „Künstlers", d. h. eines kunstfertigen Bastlers, dessen Arbeit in die des Plastikers einzureihen ist.

Die Maske erfüllt ihren Zweck hervorragend beim Tanz. Es braucht nur eine Verewigung der Augenblickswerte, die im Tanz liegen, erstrebt zu werden, und die Plastik ist da. Der Tanz oder die mimische Darstellung brauchen nur ihr zeitliches Moment zu verlieren und ihr Wesen – betrachtet von der Seite des Künstlerischen – ist vollkommen dem der darstellenden Kunst, vornehmlich der Plastik, gleich.

Die drei Stufen Mimik–Maske–Skulptur, bzw. ihre enge Zusammengehörigkeit im Kult- und Kunstleben sind nicht nur Gebilde der Logik, sondern lassen sich geschichtlich in der Antike, ethnologisch in der Kunst der Primitiven nachweisen.

So kann man also schließen: Eine der nachahmenden Kunst ergebene Kultur, die das Idol führt, wird – um nur einige Zusammenhänge anzudeuten – auch die Maske, die freilich stets aus vergänglichem Material gestaltet wurde und darum nie erhalten blieb, und ebenso den Maskentanz kennen. Die Bewohner werden eine sehr ausgebildete Gebärdensprache haben und ebenso wird ihnen wohl die Musik ein Ausdrucksmittel großen Ranges sein.

Auf diese Weise lassen sich ganze Brauchtumsprovinzen aufstellen.

Greifen wir zur Probe ein Gebiet heraus, das in der Vorzeit bis zum Zeitwechsel zur Idolregion gehörte, bzw. dem figürlichen Schaffen zugetan blieb – und da bietet sich etwa das ziemlich „konstante" Alpengebiet der Ostmark als Beispiel an –, so nehmen wir mit Staunen wahr, wie hier tatsächlich im Gegensatz zu allen anderen deutschen Gauen sich der Maskentanz, die Maskennacht, die Maskenspiele in bemerkenswertem Umfange bis auf den heutigen Tag erhalten haben, daß die Einwohner dort noch heute ihr urwüchsiges Volksschauspiel aufführen, dessen Hauptwirkungsmittel die groteske Mimik bildet, daß sie nicht nur tüchtige Musiker und Tänzer, sondern auch allzumal tüchtige Bildschnitzer auf stammesmäßiger Grundlage sind. Ja und daß die Plastik noch heute hier eine viel gewaltigere Rolle spielt als im Norden, das bezeugen alle die vielen „Idole" im Dorf und auf den Straßen, die heute Marterln genannt werden.

(1) Moritz Hoernes/Oswald Menghin, Urgeschichte der Bildenden Kunst in Europa 1925³. – (2) a. a. O. – (3) An diese Landschaft schließt sich Ligurien an mit einer Reihe von Felszeichnungen figürlicher Art, die in diesem Zusammenhange erwähnt werden müssen. – (4) U. Mazzini, Monumenti celtici in Val die Magra, Giorn. stor. e lett. della Liguria IX 1908 S. 392. Déchelette, Manuel I 586 ff. – (5) Tallgrén, Sur les monuments du Caucase, Esa IX 41. Über die Bretagne setzen sich die Menhirsteine auf den britischen Inseln fort, hier aber bezeichnenderweise ohne Andeutungen menschenähnlicher Züge. (6) Finska Forminnenes Föreningens Tidskrift XXVI 21 (Björn Cederhvarf). – (7) Hoernes a. a. O. 410 ff. – (8) Hoernes a. a. O. S. 388. – (9) Möglicherweise wurden die Inseln und Küsten des Belt bedeutungsvoll und schließlich wohlhabend als Handelsumschlagplatz besonders für Bernstein. Ostseebernstein erscheint in Italien bereits seit der 1. Periode der Bronzezeit. Er wurde wie die Bronze in Italien zu Figuren verarbeitet, die stilistisch große Ähnlichkeit mit den dänischen Bronzefiguren aufweisen. – (10) Wolfgang Dehn, Tontiere aus rheinischen Vorzeitfunden, Trierer Zeitschrift 1939, 1. S. 3 ff. – (11) Wenn auch in der Bandkeramik und in der Lausitzer Kultur die Tierplastik bis über den Rhein hinaus vorstößt, so ist doch ihre immer wieder hervorgehobene, nach Westen zu immer größer werdende Seltenheit (in Verbindung mit dem völligen Verschwinden der menschlichen Figur) so auffällig, daß von einem „Ost-West-Gefälle" in der figürlichen Kunst gesprochen werden kann. – (12) Auf Verwandtschaft zur Idolregion weisen eine Anzahl von figürlichen Plastiken hin, die offenbar Idolcharakter haben, besonders diejenigen, die A. W. Brögger in Den arktiske Stenalder i Norge, Oslo 1909, aus der Gegend des Ilmensees anführt. – (13) Selbst die Bildwerke der Bamberger und Naumburger Schule dürfen ja nur in Verbindung mit der Architektur, aus der sie hervorgehen, gesehen werden. Es gibt im Mittelalter nur ganz seltene Ausnahmen von Freiplastik (Braunschweiger Löwe).

*

Die Fundgrube

Ein orientalischer Augenzeugenbericht vom Tode Friedrich Barbarossas. Von dem unglücklichen Ende Friedrich Barbarossas heißt es allgemein, der Kaiser habe am 10. Juni 1190 von der Hitze des Tages und dem Marsche erschöpft ein Bad in den Fluten des Saleph nehmen wollen. Dabei sei er ertrunken. Dieser Ansicht, daß er beim Baden sein Leben verloren habe, steht noch eine andere Nachricht gegenüber. Sie wird überliefert von dem Mohammedaner 'Imâd ad-Dîn, der einen Kreuzritter davon erzählen hörte. Es handelt sich um einen Augenzeugenbericht, der zum ersten Male 1889 von G. Jacob aus dem arabischen Alttext nach der Landbergschen Ausgabe übersetzt wurde und in seiner Arbeit „Übersicht über die arabischen und anderen morgenländischen Quellen zur deutschen Geschichte bis zum Ausbruch der Kreuzzüge", Berlin 1890, erschien. Die Arbeit wurde für den Handgebrauch hektographiert, an einige Fachgenossen versandt und erschien nie im Buchhandel. Vollständige Exemplare gehören zu den größten Seltenheiten.

Der arabische Geschichtsschreiber 'Imâd ad-Dîn wurde 1125 zu Isfahan geboren. Nach Jahren wechselnden Glücks siedelte er von Bagdad nach Damaskus über und erhielt eine Professur an der neuerrichteten Universität. 1172 machte ihn Sultan Mâraddîn sogar zum Präsidenten des Staatsrates. Später schenkte ihm Barbarossas mächtiger Gegner, Sultan Saladin (Salâhaddîn), dessen hervorragende Persönlichkeit er in mehreren Werken verherrlichte, seine Gunst und Freundschaft. 'Imâd ad-Dîn starb 1201, nachdem er die letzten Jahre seit Saladins Tod (1193) zurückgezogen mit schriftstellerischen Arbeiten verbracht hatte (1).

Ich lasse nun seine Nachricht über Barbarossas Tod folgen:

„Ich hörte von einem Christen, der darüber erzählte: Ich war bei ihm, als er auf dem Marsche umkam. Mâlik, der Engel des Höllenfeuers, trieb ihn zum Höllenfeuer hin aus seinem Reiche. Das geschah so: In dem Flusse gab es eine Furt. Das Heer war gedrängt dorthin zum Wasser gekommen. Da sprach der König der Deutschen: „Kennt ihr eine Stelle, wo der Übergang möglich und das Straucheln ungefährlich ist?" Irgend jemand antwortete ihm: „Hier ist eine schmale Furt. Wer sich in derselben hütet, nach rechts oder links abzuweichen, kommt hinüber. Es kann immer nur einer nach dem andern durchschreiten, wenn er überlegt und vorsichtig handelt." Darauf eilte der Kaiser zu jener Furt, die reichlich Strömung hatte, und ging in das Wasser hinein. Da schlug es über jenem tyrannischen Höllenbraten zusammen und verhinderte jenen Begehrlichen an dem Begehrten. Es warf ihn in seiner Strömung gegen einen Baum, der seine Stirn spaltete und seine Seele entmutigte. Es machte ihn straucheln, so daß er nicht hoffen konnte nach dem Straucheln wieder aufzustehen. Sie mühten sich ab, ihn herauszuziehen, aber sie verzweifelten daran ihn zu heilen. So starb der Feind Gottes eine sehr üble Todesart. Sein geordneter Zustand wurde getroffen, indem Gott ihn störte und sein Seil, indem er es zerhieb. Es folgte ihm noch sein Sohn auf Grund einer Uneinigkeit von Seiten seiner Freunde und seiner Heere an Stelle des Sohnes, den er zurückgelassen in seinem Lande. – Man erzählte auch, daß sie diesen Verdammten in einem Topfe kochten, bis seine Gebeine frei wurden und sein Fleisch sich ablöste. Darauf sammelten sie

Tod des Kaisers Friedrich Barbarossa im Saleph. Miniatur aus der Handschrift des Petrus de Ebula zu Ehren Heinrichs VI. (in der Stadtbibliothek von Bern). Aufnahme Bildarchiv.

seine Knochen in einem Sacke, indem sie ihn dadurch ehren und erhöhen wollten, um ihn dort zu begraben, wie er befohlen und gewünscht hatte."

Die Eigenheiten unseres im Grunde wohl sehr tatsachengetreuen Berichtes erklären sich ebensosehr aus der sprachlichen Ausdrucksart der Orientalen wie der Leidenschaftlichkeit des religiösen Fanatikers.

Dieser Bericht ist nicht der einzige aus der orientalischen Welt über den Tod des Kaisers. Ja, man kann sagen, daß das unerwartete Ende des Herrschers dort ein ebenso gewaltiges Echo unter den Zeitgenossen hervorgerufen hat wie im Abendlande. Außer 'Imâd ad-Dîn sind es vor allem armenische und syrische Chronisten, die das Ereignis aufgezeichnet haben. Einmal heißt es sogar, der Kaiser sei bei dem Versuch, einen seiner Begleiter aus dem Wasser zu retten, ertrunken. Sicherlich bieten sich hier der deutschen Geschichtsforschung noch ungehobene Schätze, die die Mühen philologischer Arbeit reichlich belohnen.

Heinz-Joachim Graf

*

Zur Ergänzung dieses aufschlußreichen Berichtes aus orientalischer Quelle fügen wir die abendländische Nachricht über den Tod Kaiser Rotbarts hinzu, die nach S. Riezler (2) als die glaubwürdigste gilt. Es ist ein vermutlich von Bischof Gottfried von Würzburg stammender Brief (3), der in den Monumenta Germaniae (SS 20, S. 494; Nova Seria 5, S. 177 ff.) abgedruckt ist:

‚Eodem die, cum domnus imperator per quoddam compendium transiret in convallibus moncium quandam rapidissimam aquam, salvum eum recepit in aliam partem. Facto autem ibi prandio post infinitos et intollerabiles labores, quos per mensem iam erat passus et amplius, cum vellet balneari in eadem aqua et ita se refrigerare vellet natando occulto dei iudicio casu lacrimabili et inopinato submersus est.'

„Am gleichen Tage, als der Herr Kaiser einen sehr reißenden Fluß in den Bergschluchten passierte, nahm er ihn heil auf die andere Seite hinüber. Als er aber dort nach den unendlichen und unerträglichen Mühsalen, die er einen Monat lang und darüber hinaus erduldet hatte, ein Mahl zu sich genommen hatte und in demselben Fluß baden und sich durch Schwimmen erfrischen wollte, da ging er nach dem unerforschten Ratschluß Gottes durch einen beklagenswerten und unvermuteten Zufall unter."

Die Berichte widersprechen sich nicht geradezu, wenn auch der des deutschen Bischofs genauer zu sein scheint, als der des arabischen Gelehrten, der wohl mehr von Hörensagen berichtet. In Einzelheiten ist sogar der arabische Bericht genauer: die Todesursache ist nach beiden Berichten ein Schwächeanfall gewesen, zu dem bei dem Alter des Kaisers, den monatelangen Anstrengungen und der kurz zuvor eingenommenen Mahlzeit mehrere Voraussetzungen gegeben waren. Anders muß freilich später der Illustrator des Buches zu Ehren des Augustus (Heinrich VI.) von Petrus de Ebula den Hergang aufgefaßt haben (das Buch ist in der Staatsbibliothek in Bern). Er läßt den Kaiser mitten im Wasser vom Rosse sinken; nach dem links angedeuteten Pferdekopf scheint er dem Heere voranzureiten. Ein Engel gibt seine Seele – die hier bemerkenswerterweise als ein Wickelkind dargestellt ist – in die Hand Gottes. Die Beischrift „Fridericus pater in flumine defunctus" gibt keinen Anhaltspunkt für die Todesursache.

Pl.

(1) Vgl. Brockelmann, Geschichte der Arabischen Literatur, Bd. I, Weimar 1898, S. 314 f. und Supplementband I, Leiden 1937, S. 548 f. – (2) S. Riezler, Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. Forschungen zur deutschen Geschichte 10, Göttingen 1870, S. 126 ff. über die Epistola ebd. S. 99 f. – (3) Nach A. Chroust, Quellen zur Geschichte des Kreuzzuges Kaiser Friedrichs I. MGSS Nova Seria 5, S. 173 ff.; über Gottfried von Würzburg ebd. Einleitung S. XCVIII.

Die Bücherwaage

Johannes Reil, Die Externsteine als Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit. Mit 6 Abb. auf 4 Tafeln. Leopold Klotz Verlag, Leipzig 1938. RM. 1.20.

Es handelt sich bei dieser Arbeit eines auf dem Gebiet der christlichen Altertumskunde gut ausgewiesenen evangelischen Pfarrers aus Chemnitz um den Sonderdruck eines in den „Theologischen Studien und Kritiken" Band 108 (1937/38), S. 327–361, erschienenen Aufsatzes. Der Verfasser unterrichtet zunächst – im Anschluß hauptsächlich an das 1934 erschienene Buch von A. Fuchs – über die Kernstücke der Externsteinanlagen und ihre derzeitige Beurteilung. Unverständlich, daß er dabei die Grabungen von 1934/35 nebst Andrees 1936 erstmalig erschienenem Bericht nicht berücksichtigt hat, obwohl ihm beides bekannt war (vgl. z. B. S. 10, wo übrigens an Stelle des Rezensenten J. O. Plassmann versehentlich der Verfasser des Andreeschen Berichtes selbst genannt, S. 253 f. statt 233 f. gemeint und „Kultbrauch" an Stelle von „Kultbau" zu setzen ist). Gerade weil an diesem einzigartigen Denkmal der Vergangenheit Wesentliches noch umstritten ist (vgl. etwa die vom Verlag Ahnenerbe-Stiftung 1939 herausgegebene Schrift „Die Externsteine" S. 8. 15), muß Einseitigkeit der Berichterstattung vermieden werden, um die Arbeit im Fluß zu halten. So ist es z. B. nicht mehr angängig, wenn der Verf. von „natürlichen Höhlen" als den Vorgängern der von Paderborner Benediktinern geschaffenen Felsräume wie von erwiesenen Tatsachen spricht. Insbesondere ist die „Kuppel" des südöstlichen Seitenraumes der un-

teren Kapelle wohl nicht älter, sondern jünger als die Meißelarbeit, so daß auch die Deutung als „Kreuzauffindungsgrotte" (S. 11) Zweifeln unterliegt.

Allzu kurz wird sodann im Zusammenhang mit Heiliggrabanlagen auf deutschem Boden über die Christusauffassung des frühen Mittelalters berichtet. Hier läßt sich, zieht man den vom Verf. nicht erwähnten Heliand heran, gerade für die altniedersächsische Glaubenshaltung erheblich viel weiter kommen. Christliche Vorstellungen, die germanischem Empfinden nicht gemäß waren, wurden zurückgedrängt, darunter – entgegen Reils Darstellung – gerade „Leiden und Sterben des Herrn", während Machtbezeugungen wie Schöpfung, Auferstehung, Höllenkampf und Gericht weit über die kanonischen Evangelien hinaus bevorzugt wurden. Und gerade das ist für das damalige Germanien bezeichnend.

Fast die Hälfte der Arbeit gilt dem Kreuzabnahmerelief. Der Verf. bekundet hier nicht nur gute Kenntnis der kunstgeschichtlichen Vergleichsfälle, sondern auch eine feinsinnige Einfühlungsgabe, die ihn mitunter freilich zu allzu weichherzigen Deutungen verführt. Verfehlt war es aber auch, bei Joseph von Arimathia, der sich kraftvoll und doch ehrerbietig behutsam gegen das todesschlaff zusammengeknickte Corpus stemmt, an „Atlas, der das Weltgewicht trägt", zu erinnern (S. 19); der Heliand hätte den germanischen Gefolgschaftsgedanken nahe legen können, dessen Bedeutung für unser Relief ich an anderer Stelle ausführlich darzulegen gedenke. Vortrefflich dagegen, und dies sei mit Dank betont, hat Reil zum Verständnis des vielumstrittenen Nicodemusbaumes auf die frühmittelalterliche Dichtung der Angelsachsen hingewiesen, für deren geistigen Zusammenhang mit dem Festlandsachsentum er sich auf J. O. Plassmanns Ausführungen in dieser Zeitschrift 1938 S. 49 berufen konnte. Anstatt jedoch auch hier das Germanische folgerichtig weiterzudenken und vor allem auf die trauernde Natur beim Tode Baldrs zu verweisen, findet er – m. E. unhaltbar – den „Paradies- oder Lebensbaum des Orients" dargestellt, und zwar sei „der Baum als Schößling des Kreuzes gedacht", ein „Wunder des Lebens", das der danebenstehende Johannes staunend betrachte (S. 21 f.). Indessen schon sein Fehlen in byzantinischen Darstellungen sollte davor warnen, den – so fasse ich persönlich ihn auf – hilfsbereit sich neigenden Baum vom Osten her zu deuten. Zudem ist die geringfügige Überschneidung von Kreuzesfuß und Baumwurzel rein äußerlich bedingt. Eine innere Beziehung zwischen beiden hat der Künstler durch nichts angedeutet, sie darf also weder so noch so mit Gewalt hineingeheimnist werden. Andererseits kommt der offenkundige Sinnzusammenhang zwischen der Siegesfahne im oberen Teil des Reliefs und dem Drachenungeheuer im unteren bei Reil nicht genügend zur Geltung. Auch hier erschließt sich das Verständnis, wie ich hoffe zeigen zu können, erst dann, wenn man es vom Germanischen her sucht.

Reils eindringlich, wenn auch mitunter etwas predigthaft darstellende Schrift kann somit im Ganzen nicht als Fortschritt betrachtet werden. Ihre kunstgeschichtlichen Ausführungen sind gleichwohl von Nutzen. Insbesondere aber ist allen Freunden der germanischen Frühwelt zu empfehlen, dem Hinweis auf die – abgesehen vom Beowulf – im allgemeinen weniger bekannte christliche Epik der Angelsachsen (Caedmon, Kynewulf u. a.) nachzugehen. Die Übersetzungen von C. W. M. Grein (Dichtungen der Angelsachsen) erleichtern es.

Fr. Focke

Kurt Pastenaci
Die Kriegskunst der Germanen
320 Seiten. 4 Bildtafeln. Großformat. Gebunden RM. 10.–
Von der Heeresorganisation, der Bewaffnung, der Strategie und Taktik der germanischen Stämme gibt der Verfasser eine höchst fesselnde und überraschend ausführliche Darstellung. Das Werk vermittelt tiefe Einsicht in das staatliche, militärische und wirtschaftliche Leben der Germanen.
(1. Aufl. vergriffen. 2. Aufl. in Vorbereitung, Erscheinungstermin unbestimmt.)

Heinz Havertz
Flandern
Großformat, 184 Textseiten mit zahlreichen Vignetten. 10 zum Teil mehrfarbige Beilagen. 184 große Bildtafeln. 3 farbige Schaubildkarten. Ganzleinen RM. 18.–
Das Buch gibt einen Begriff von der Fülle und Pracht der gesegneten Erde Flanderns, von dem Leben und Geschick des flämischen Menschen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
ADAM KRAFT VERLAG / KARLSBAD

Germanien
Monatshefte für Germanenkunde

Folgende Jahrgänge sind noch in einzelnen Bänden lieferbar:

1937
1938
1939
1940

Der Band kostet RM 9.— zuzüglich Porto. Ferner: Zehn Jahres-Inhaltsverzeichnis. Preis p. Stück RM —.60 zuzüglich Porto.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde · Heft 6 · Juni 1942 · RM -.60

Inhaltsverzeichnis

Franz Altheim	Germanen und Iranier	197
Joseph Wiesner	Der Osten als Schicksalsraum Europas und des Indogermanentums . . .	208
Karl Theodor Weigel	In Sand gestreute Sinnbilder . .	222
Die Bücherwaage	Karl Theodor Weigel: Sinnbilder in Niedersachsen	228
	Rudolf Kubitschek, „Tief drin im Böhmerwald"	228

Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung der Zeichnung des Runensteines zu Höglösa.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14 Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 6.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Franz Altheim / Germanen und Iranier

1.

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts v. Zw. gewann das indogermanische Volk der Illyrier erstmalig weltgeschichtliche Bedeutung (1). Überall spürt man sein Vorwärtsbringen und seine erfolgreiche Ausbreitung. Die Illyrier standen hinter den Doriern, die als dritte und letzte der griechischen Einwanderungswellen nach Süden drängten (2). Als die Phryger nach Kleinasien hinübergingen und dort dem Hethiterreich ein Ende bereiteten, kamen illyrische Bestandteile mit. Die Troas wurde zum Sitz eines illyrischen Königshauses (3) und bis nach Bithynien sind illyrische Namensformen nachweisbar (4). In Italien schoben die Veneter die faliskisch-latinischen Stämme vor sich her (5). Zusammen mit der oskisch-umbrischen Gruppe kamen gleichfalls illyrische Scharen auf die Halbinsel (6). Sie waren Anstoß dieser Wanderungen und zugleich ihre Träger. Im ostdeutschen Raum begründeten Illyrier die Lausitzer Kultur, die weithin – bis nach Polen, der Ukraine und Westungarn – bestimmend wurde.

Doch in dem Maße, wie die Illyrier Donauländer und Apenninhalbinsel durchdrangen und im deutschen Osten eine Vormachtstellung einnahmen, wandelten sie sich aus Angreifern zu solchen, die angegriffen wurden. Um die Wende des 7. zum 6. Jahrhundert brach die Lausitzer Kultur zusammen. Sie erlag germanischen Stämmen, einstmaligen Genossen der Illyrier, die von Norden nachdrängend zu Gegnern geworden waren. Zusammen mit den Germanen überrannten skythische Scharen die Burgen, in denen die Lausitzer sich zu halten suchten. In dem hallstattzeitlichen Burgwall auf dem Breiten Berge bei Striegau und in dem von Niemitsch (Kr. Guben) fand man die dreischneidigen Pfeilspitzen aus Bronze, die für die Skythen bezeichnend sind (7). Aus Bettersfelde, in unmittelbarer Nähe von Niemitsch, stammt der berühmte skythische Goldschatz des 6. Jahrhunderts, und andere Funde (8) treten als Bestätigung hinzu. Skythenstämme überschwemmten auch die Donaugebiete. Ihre Pfeilspitzen aus Bronze und Knochen finden sich bis ins siebenbürgische Bergland (9).

Germanen und Reitervölker hatten erstmalig in geschichtlichem Zusammenwirken Epoche gemacht. Vier Jahrhunderte später sollte sich der Vorgang wiederholen.

Damals stürzte die skythische Macht in Südrußland zusammen. An ihrer Ostgrenze harrte ein anderes Steppenvolk iranischer Herkunft der kommenden Dinge: die Sauromaten. Ihre Grenzen lagen zwischen den Unterläufen der Donau und Wolga, nördlich des Kaukasus (10). Zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Zw. drang das Volk nach Westen vor; es wurde jetzt mit leicht veränderter Namensform als Sarmaten bezeichnet (11). Ein sarmatischer Dynast erscheint in dem Vertrag, den Eumenes von Pergamon 179 v. Zw. mit Pharnakes, dem ersten pontinischen König des Namens, abschloß (12). Die Sarmaten breiteten sich über ganz Südrußland aus und machten der dortigen Skythenherrschaft ein Ende; nur in der Krim und in der Dobrudscha behaupteten sich Reste von ihr (13). In der Protogenesinschrift (14), die wahrscheinlich ins Jahr 184 v. Zw. gehört (15), begegnen zwischen Bug (Hypanis) und Dnjestr (Thyras) noch Skythen; daneben erscheinen bereits zwei sarmatische Stämme (16). Man steht inmitten der Vorgänge, die zur Vertreibung des einen Volkes durch das andere führten. Der sarmatische Vorstoß bildete einen Teil der großen Bewegung der iranischen Reiterstämme.

Er schloß sich an den Vorstoß der Saken und Tocharer nicht nur zeitlich an, sondern auch geographisch (17). Unter den Stämmen der Sarmaten werden die Aorser genannt (18). Sie wohnten als Nachbarvolk der Siraken (19) am Don. Daneben gab es „obere" Aorser (20), offenbar das Stammvolk, am Nordrand des Kaspischen Meeres und am unteren Jaxartes. Gleich Skythen und Sarmaten (21) waren sie iranischen Ursprungs: das beweist der Name (22). Chinesische Berichte kennen sie unter dem Namen Yen-tsai oder An-tsai als Bewohner von Chorasmien (23). Damit schließt sich die Bewegung der Sarmaten lückenlos an die Einbruchstelle ihrer östlichen Nachbarn an.

Der Fundbestand der sarmatischen Gräber (24) bestätigt das Bild einer Bewegung, deren Verbindungsfäden weit nach Osten reichen. Die Kurgane des Kubangebietes und die Wolgagräber enthalten chinesische Spiegel der Han und Nachahmungen von solchen (25). Daneben finden sich zweirädrige Karren aus Ton, die den Nomadenwagen Mittelasiens ähneln und in Terrakotten auch der Hanzeit wiederkehren (26). Die Tragbügel für Schwerter aus Jadeit, die an der Wolga zu Tage kamen, stimmen mit chinesischen und koreanischen der gleichen Zeit überein (27). Die Eigentumsmarken (tamga) sind dieselben auf den sarmatischen Gürteln und Dolchen und auf den Felszeichnungen am Jenissei (28). Schließlich muß noch des Steigbügels gedacht werden. Er taucht erstmalig in sarmatischen Gräbern auf (28 a), aber begegnet auch schon im Indien des 2.–1. Jahrhunderts und im China der Han (29). Der Steigbügel hatte eine umwälzende Wirkung für das gesamte Kriegswesen; seine Einführung bildete eine Voraussetzung für die schlachtentscheidende Bedeutung der Reiterwaffe (30).

Gleichzeitig mit dieser neuen Welle iranischer Reiternomaden erschien ein germanischer Stamm, die Bastarnen, in Südrußland. Zum zweiten Male stießen Angehörige beider Völker zusammen und vereinigten sich zu gemeinsamer Tat.

Die Sitze der Bastarnen lagen an den Nord- und Ostabhängen der Karpathen und Beskiden (31). Um 230 v. Zw. war der Stamm bereits in Bewegung (32), zu Beginn des 2. Jahrhunderts begegnet er am Pontus (33). In der Protogenesinschrift erscheinen die Bastarner mit den gleichfalls germanischen Skiren zusammen als der Schrecken, der Olbia und der Krim von Westen her drohte (34). Wieder (oben S. 197) führt diese Inschrift mitten in die Umwälzungen hinein. Die archäologische Hinterlassenschaft der Bastarnen und der Ostgermanen überhaupt, ihr „Steingräber-" oder „Gesichtsurnen"kultur, gestattet diesen ersten germanischen Zug nach dem Südosten festzulegen (35). Bis weit in die Ukraine hinein lassen sich die Funde verfolgen (35a).

Auch an der unteren Donau erschienen die Bastarnen. Philipp V. von Makedonien suchte sie im Jahre 184 v. Zw. zu einem Überfall auf Italien zu überreden (36). Zwei Jahre darauf war er bemüht, die Germanen den illyrischen Dardanern auf den Hals zu schicken, lästigen Nachbarn des makedonischen Reiches. Würden sie sich einmal in deren Gebiet festgesetzt haben, so sollten sie von dort aus Einfälle in die Apenninhalbinsel unternehmen (37). Im Jahre 179 erfolgte tatsächlich der bastarnische Vorstoß gegen die Dardaner, unterstützt von thrakischen und skordiskischen Scharen (38). Nach anfänglichen Erfolgen brach er zusammen. Zwar blieb ein Hilfsgesuch der bedrängten Dardaner an den römischen Senat ohne Wirkung (39). Aber es gelang diesen selbst, sich von den Eindringlingen zu befreien; der zurückflutende Haufe fand auf dem Eis der Donau zum größten Teil den Tod (40).

Nocheinmal erschienen die Bastarnen auf dem Südufer der Donau. Ihr König Clondicus

trug 168 v. Zw. Perseus von Makedonien an, ihn in seinem Kampf gegen die Römer zu unterstützen. Perseus schlug dieses Anerbieten aus Geiz ab. Plündernd kehrten die bastarnischen Scharen über die Donau zurück (41).

2.

Die Bastarnen waren nicht nur die ersten Germanen in Südrußland: sie nahmen auch in ihren Zügen wesentliche Ereignisse aus der Geschichte ihrer Nachfahren, vor allem der Goten, vorweg (42). Beide, Bastarnen und Goten, drangen in dieselben Länder am Schwarzen Meer vor. Auch der Stoß gegen die untere Donau, die Einfälle auf das Südufer waren ihnen gemeinsam. Vielleicht ließe sich die Parallele noch weiterführen, „wenn jener weitschauende Plan Philipps V., der die Bastarnen nach Italien abschieben wollte, nicht durch die Kleinlichkeit seines Sohnes Perseus vereitelt worden wäre. Der Bastarnenzug nach Italien würde dann durch ähnliche Beweggründe veranlaßt worden sein und vielleicht ähnliche Folgen gehabt haben wie später der Zug des Ostgoten Theoderich, mit dem sich die kluge Politik des Byzantiners Zeno auf einen Schlag zwei gefährliche Gegner vom Halse geschafft hat" (43).

Clondicus' Angebot an König Perseus lautete dahin, mit zehntausend Reitern und ebenso vielen „Parabaten" in makedonischen Dienst zu treten (44). Die Erwähnung dieser Parabaten zeigt, daß die Bastarnen bis zum Jahre 168 v. Zw. an der ererbten germanischen Kampfweise festhielten. Sie übten das gemischte Gefecht: Reiter kämpften mit Leichtbewaffneten zu Fuß in gemeinsamem Verband. Die Fußgänger liefen neben den Pferden her, an deren Mähnen sie sich festhielten und auf deren Kruppen sie nötigenfalls aufsaßen. In der Kaiserzeit hatte sich das Bild gewandelt. Zwar trugen die Bastarnen, wie die Reliefs der Trajanssäule (Abb. 1) und des Tropaeums von Adamclisi (45) (Abb. 2) zeigen, den germanischen Haarknoten und germanische Tracht; auch ihre Sprache und ihre Lebensweise war beibehalten. Aber durch Blutsmischung hatte sich ihr Wesen dem ihrer sarmatischen Nachbarn angeglichen (46). Von ihnen hatten sie auch die lange, enganliegende Hose übernommen, die dann rasch bei den anderen Germanen heimisch wurde (46a). Und wiederum die Darstellungen von Adamclisi geben zusammen mit den Bastarnen Vertreter eines sarmatischen Stammes, bewaffnet mit einem gekrümmten Zweihänder (Abb. 3), der an die falces der Daker und Skythen (47) erinnert.

Auch die weiter östlich sitzenden Skiren unterlagen diesen Einflüssen (48). Das Gebiet nördlich des Schwarzen Meeres und westlich des Dnjepr gehörte einst zum Thrakerreich des Burebista (49). Thrakische und dakische Namen haben sich erhalten (50). Die Funde aus den dortigen Germanengräbern aus den Jahren nach der Zeitwende zeigen die Durchdringung der germanischen Kultur seitens der dakischen; sie zeigen auch, daß die Goten späterhin in gleicher Weise beeinflußt wurden (51).

Diese Durchdringung äußerte sich bei den Bastarnen in einem Herabsinken von ihrer ursprünglichen Höhe (52). Schon bei ihren unmittelbaren Nachfolgern sollte sich ein geschichtlich weit fruchtbarerer und folgenreicherer Ausgleich der Kulturen vollziehen.

Den Zug der Kimbern als Vorspiel der großen Völkerwanderung zu betrachten, ist seit langem üblich. Sowohl im Übergang über Rhein und Donau wie ein Eindringen nach Gallien, Spanien und Italien liegt die Übereinstimmung vor. Auf der anderen Seite entspricht die ursprüngliche Richtung der kimbrischen Wanderung weitgehend der der Bastarnen. Auch sie erfolgte am Ostrand des germanischen Bereiches. Nicht über den Elbweg suchten die

Kimbern nach Böhmen einzudringen: ihr Einfall erfolgte von Schlesien aus, vermutlich über die Glatzer Pässe, die den Verkehr zwischen der Oderniederung und Böhmen damals vermittelten (53). Als der Angriff am Widerstand der keltischen Boier scheiterte, ging der Vorstoß nach Südosten, in Richtung auf die Donau, weiter.

Auf der Bahn, die Bastarnen und Kimbern eröffnet hatten, sind ihnen andere gefolgt. In mehreren Stößen drangen die Wandalen (54) nach Schlesien, Polen und Westrußland vor (54 a); später sollten sie sich in Oberungarn und in der Theißebene, in der Nachbarschaft der dortigen Reiterstämme, festsetzen. Doch auch die Kimbern hielt es, wie bemerkt, in Schlesien nicht. Einmal hat sich ihr Zug mit den der Bastarnen fast gekreuzt. Als die Kimbern in das Land der Skordisker vordrangen, setzten sie sich unmittelbar westlich der Stelle fest, an der sich der bastarnische Vorstoß von 179 v. Zw. Bahn zu brechen versucht hatte.

Auch die Kimbern kamen mit östlichen Einflüssen in Berührung. Die eisernen Brustpanzer der kimbrischen Reiterei fielen den Römern bei der Entscheidungsschlacht von Vercellä ins Auge (55). Diese Panzer stachen ebensosehr von den antiken (die die Bronze (56) bevorzugten) ab, wie sie mit denen der Skythen und Sarmaten übereinstimmten (57). Vermutlich kam der iranische Eisenpanzer den Kimbern durch ostkeltische Vermittlung zu. Seine Bezeichnung als Brünne geht auf ein keltisches Wort zurück, das in der Spätlatènezeit übernommen wurde(58). Es bedeutete ursprünglich „Brust" (vgl. altirisch brainne) und hat dieselbe Entwicklung durchgemacht wie das griechische thorax, das Plutarch für die kimbrischen Panzer verwendet. Denn auch dieses Wort meinte ursprünglich die „Brust", bevor es zur Bezeichnung des „Brustpanzers" wurde (59).

Überhaupt glichen die Kimbern mit ihren Langschilden und Speeren, ihren mit Tierbildern verzierten Helmen (60) den Reitern der Ostkelten, die auf dem Silberkessel von Gundestrup (Abb. 4) erscheinen (61). Dieser Kessel selbst bildet ein Zeugnis für die Stärke der Einflüsse, die auf diese Germanen im Südosten eindrangen. Er wurde gegen Ende des 2. Jahrhunderts in ostkeltischem Gebiet, wahrscheinlich in dem der Skordisker (62), angefertigt. Von dort kam er ins Heimatland der Kimbern, sei es als Beutestück oder als Handelsware, und fand hier rasche Nachahmung. Was die Skordisker angebahnt, führten die Nordgermanen zu Ende. Sie verschmolzen keltische Formen mit östlichen, die dem Pontus (63) und weiterhin dem südlichen Rußland (64) entstammten.

Die einheimischen Stücke von der Art des Gundestruper Kessels, die sich in Himmerland und auf Fünen gefunden haben (65), bezeichnen einen Wendepunkt in der Geschichte der germanischen Kunst.Wie die gleichzeitige Schöpfung des Runenfutharks durch die Kimbern (66) den ersten Übergang von den älteren Sinnbildzeichen in die Lautschrift nach antiker Art bedeutete, so auch jene Stücke die erste Auseinandersetzung mit antiken Formen. Es war die Vorwegnahme einer Entwicklung, die mit der Völkerwanderung ungleich stärker einsetzen sollte. Der Kessel von Gundestrup steht entwicklungsgeschichtlich am Beginn des Mittelalters, dessen figürliche Reliefkunst nach Stil und Inhalt in seinem Bilderwerk vorgebildet erscheint. Nur, daß „der Gang der Geschichte mit der römischen Eroberung des Nordens den Lauf dieser Strömung" aufhielt, „bis die Ereignisse der Völkerwanderung ihr wieder freie Bahn geschaffen haben" (67).

Böhmen hatten die Kimbern den Kelten nicht entreißen können. Doch bald darauf wichen die dortigen Boier unter neuem germanischem Druck. Die Markomannen und Quaden faßten im böhmisch-mährischen Becken, die Hermunduren (68) weiter westlich bis zum Thüringerwald (69) Fuß. Marbods Reich lastete eine Weile einem Alpdruck gleich auf Rom, um dann zusammenzubrechen. Wie den Bastarnen und Kimbern, so stellte sich auch hier die römische Macht einem weiteren Vordringen in den Weg. Allenthalben war sie bis jetzt zur Donaugrenze vorgedrungen; stärker und gefestigter denn je zuvor, schickte sie sich an, dort ein Bollwerk für Jahrhunderte zu errichten.

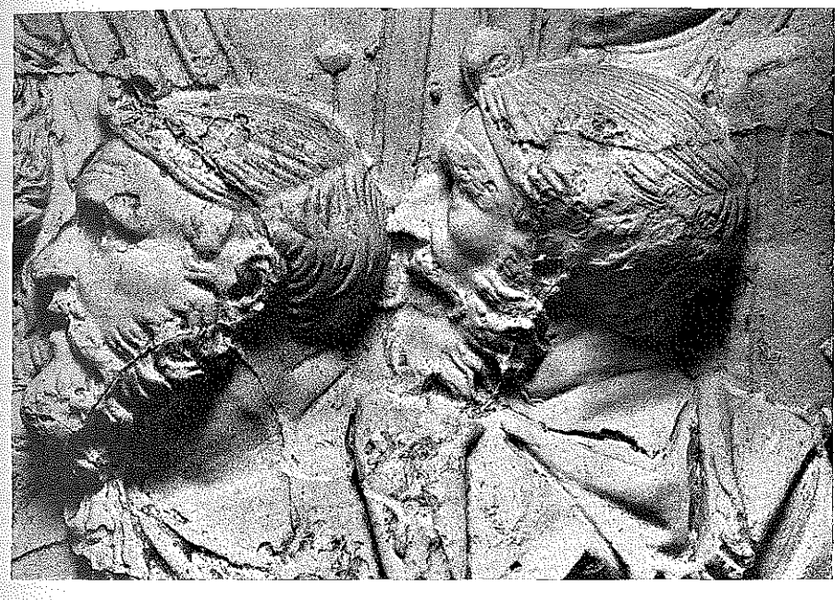


Abbildung 1. Bastarnenköpfe. Rom, Trajanssäule, vgl. Antike I Tafel 37.

Notgedrungen machte der germanische Vorstoß halt. In der Nachbarschaft Roms verharrte man über anderthalb Jahrhunderte, wobei kriegerische Auseinandersetzungen und friedliche Durchdringung sich ablösten. Die Quaden hatten ihre Sitze am weitesten nach Südosten vorgeschoben: sie reichten bis in die Ebene zwischen den Ausläufern der slowakischen Karpathen und der Donau (70). Dort, wo der Fluß sich südwärts wendet, beginnt die große ungarische Tiefebene, stoßen kleines und großes Alföld aneinander. Hier trafen die Vorposten des germanischen Südoststromes erneut mit den Reitervölkern zusammen.

Als geschichtlicher Raum (71) wird das heutige Ungarn von Gegensätzen bestimmt. Auf dem linken Donauufer erstreckt sich das „große Feld". Seine Weizenfelder erfüllen und begrenzen zugleich den Blick. Dazwischen spärliche Höfe, deren niedrige Schilfdächer in den Boden sich ducken, um die Einförmigkeit dieser Weite und fruchtbaren Öde nicht zu stören. Oder es dehnt sich die Puszta mit ihren Herden von Rossen und Rindern; hier ist der berittene Hirt, allenfalls der Zigeuner Herr des Landes. Zwischen flachen Ufern strömt die Theiß durch das Land. Mit ihren Windungen und sumpfigen Gestaden (72) erinnert sie an Irtysch und Ob, an die Flüsse des nordwestlichen Sibiriens (73), von denen das Volk der Magyaren

einst aufgebrochen war. Anders das Südufer der Donau. Im Gegensatz zur Theiß ist dieser Fluß ein Bruder des Rheins; er ist ureuropäisch, nicht asiatisch. An seinen Ufern erheben sich Bergzüge zu mäßiger Höhe, und in ständigem Auf und Ab, ein Wechsel von Hügel, Tal und Seengelände, von malerisch gelagerten Dörfern und Schlössern entfaltet sich das alte Pannonien. Nicht Weide oder Kornfeld, sondern Weinberg und Obstgarten bestimmen die Landschaft. An die Stelle extensiver Bodenwirtschaft ist die intensive getreten, und statt einer „trostlosen Fruchtbarkeit" zeigen sich kunstvolle Pflege und Züchtung. Alföld und Puszta waren Vorboten der schwarzen Erde Rußlands und der asiatischen Steppe, in ihrer äußeren Gestalt und im raschen Wechsel des Klimas zur Tag- und Nachtgleiche. Umgekehrt lassen der aromatische Duft des Landes und seiner Erzeugnisse, die Mannigfaltigkeit der Bildungen, der halkyonische Glanz, der über allem zu ruhen scheint, das pannonische Gebiet als Vorboten Italiens erscheinen.

Danach verteilten sich die Rollen beider Gebiete im Lauf der Geschichte. Verwies schon die Natur Pannoniens nach Italien, so war es kein Zufall, daß die Römer sich das Land nahmen. Dionysos, seit alten Zeiten in Pannonien verehrt (74), hat sich in Darstellungen bis in das Mittelalter hinein gehalten (75). Überhaupt sind in der Romanik und Gotik Transdanubiens antike Motive immer wieder aufgetaucht (76). Auch das, was man als Form der ungarischen Kunst bezeichnet hat (77): der Sinn für das Runde und Volle, die Freude am mäßig und schön Gewölbten – in Malerei, Relief und in der Volkskunst – es ist zum guten Teil römisches Erbe, durch Pannonien übermittelt. Das Gefühl für das Körperliche und Sinnliche, das der antiken Kunst eigen war, hat sich darin erhalten.

Vor den Landen nördlich und östlich der Donau machte dagegen das römische Vordringen halt. Wie bei dem freien germanischen Bauerntum oder bei dem Feudalstaat der Parther stieß es hier auf eine andersgeartete Welt (78). Umgekehrt sind die Nomadenvölker, soviele ihrer im Lauf der Jahrhunderte ungarisches Land betraten, in Pannonien nie recht heimisch geworden. In den weiten Fluren des Alföld und der Theißebene tummelten sie ihre Rosse, weideten sie die Herden und schlugen ihr wechselndes Zeltlager auf. Skythische und sarmatische Stämme, Hunnen und Awaren haben hier bis zur Landnahme der Magyaren ihre Spuren hinterlassen. Nur in den flachen Niederungen östlich des Plattensees (79) findet man Spuren größerer Niederlassungen der Awaren. Es war eine folgenreiche Neuerung, daß Arpad sein Volk zwang, auch im transdanubischen Land Fuß zu fassen (80). Was danach kam, Petschenegen und Kumanen, hat sich wieder in den Niederungen zwischen Theiß und Donau seßhaft gemacht (80a).

Mit der Besetzung des kleineren Alföld waren Markomannen und Quaden in den Bereich der Reitervölker vorgestoßen. In den Jahrhunderten vor der Zeitwende hatten skythische Horden in der ungarischen Tiefebene nomadisiert (81); dann waren, wie im südlichen Rußland, Sarmaten als ihre Nachfolger aufgetreten. Ihren mächtigsten Stamm bildeten die Jazygen (82). Sie hatten sich von den nächstverwandten Roxolanen getrennt und sich gegen Ende von Tiberius' Herrschaft in der Theißebene festgesetzt (83). Im Westen reichten sie nach ausdrücklicher Bezeugung (84) bis nach Carnuntum.

In allem waren die Jazygen Söhne ihres südrussischen Muttervolkes: in Bewaffnung und Kunsthandwerk (85), in der Lebensweise und in der Schätzung des Pferdes. Obwohl römische Formen eindrangen (86), blieb man dem Überkommenen treu. Das Fürstengrab von Borsahálom (87) enthielt in seiner aus Baumstämmen gefügten Kammer die Leiche des Toten,

Abbildung 2. Gefangener Bastarne. Relief von Tropaeum vom Adamclisi. Bukarest, Militärmuseum. Aufnahme W. Gramhagen.

Abbildung 3. Relief vom Tropaeum von Adamclisi. Bukarest, Militärmuseum. Aufnahme W. Grünhagen.

nach skythisch-sarmatischer Weise mit Goldplättchen bedeckt. Um ihn lagen sein Schmuck, mit farbigen Steinen inkrustiert, die Waffen, die als Totenopfer dargebrachten Sklaven. Das Grab dieses Nomadenherrschers, der hier mit seinen Schätzen, seinen Gefolgsleuten und seinen Rossen begraben wurde, unterscheidet sich in nichts von einem der Kurgane am Dnjepr und Don.

Langsam wurden die Germanen von den Formen erfaßt, die den iranischen Reiterstämmen eigentümlich waren. In Marbods Heer zählten die Reiter noch nicht ein Zwanzigstel des Ganzen; in der Folge begnügte man sich mit einer Truppe von Sarmaten und Jazygen (88). Doch eben sie brachten das Neue. Im zweiten Jahrhundert lag den Quaden gegenüber im Kastell Arrabona (Raab) eine Schwadron von contarii (89). Die Truppe hieß nach der langen Lanze, mit dem sie bewaffnet war: dem contus. Er wurde nicht zum Werfen, sondern zum Stoß verwendet (90). Dieses „Hervorstoßen" (91) der Lanze während des Anritts in vollem Galopp wurde bis in die Reiterreglements der neuesten Zeit gelehrt. Der contus war die Hauptwaffe der alanischen und sarmatischen Reiterei (92). Wenn die Römer in diesem Fall sich der fremden Waffe bedienten, so darum, weil die gegenüberliegenden Quaden inzwischen den Kampf mit der Reiterlanze von ihren jazygischen Nachbarn übernommen hatten (93). Wie man an der unteren Donau den schwergepanzerten Reitern der Roxolanen gegenüber eine Abteilung von Kataphrakten aufgestellt hatte (94), so hatte man sich auch in Arrabona der Taktik des Gegners angepaßt.

Die Übernahme des contus durch die Quaden bedeutete nur einen ersten Schritt. Hinzutrat der Panzer aus geglätteten Hornschuppen (95), dessen Verbreitung bei den eurasischen Reitervölkern sich bis nach China hinein feststellen läßt (96). Seit dem 3. Jahrhundert v. Zw. ist der Gebrauch des Bogens aus den quadischen Grabfunden festzustellen (97). Daneben erscheint der einschneidige germanische Scramasax und ein kurzes Stoßschwert nach römischem Muster (98). Auch Dolche werden genannt: auf ihnen beschworen die Quaden ihre Verträge. Das führt auf eine religiöse Bedeutung der Waffe, und man erinnert sich daran, daß die Alanen im aufgerichteten Schwert den Kriegsgott verehrten (99).

Von den benachbarten Reiterstämmen übernahmen die Quaden auch die wendige Art des Kämpfens, die den Berittenen bald vorprallen, bald in verstellter Flucht sich zurückziehen ließ (100). Darum urteilte man, daß sie mehr zu Raub und Überfall als zu offenem Kampfe geeignet seien (101). Die nomadische Kampfweise hatte sich dieser Germanen bemächtigt: im 4. Jahrhundert war kein Unterschied mehr zwischen ihnen und den Sarmaten (102).

Auch die Drachenfahne mittelasiatischer Herkunft empfing man von den Reiternomaden. Sie erscheint bei den Quaden schon im 2. Jahrhundert (103). Sie übernahmen den Genuß von Pferde- und Fuchsfleisch von ihren Nachbarn (104), sowie die Sitte, die Streithengste zu kastrieren (105) (angeblich, damit ihr Wiehern bei Überfällen und Hinterhalten nicht zum Verräter wurde). Denn auch dies – equus Hunnicus hieß der Wallach im Mittelalter – hatte im Osten seinen Ausgang genommen (106). Die Quaden übernahmen schließlich die knechtische Art, sich vor dem Sieger zu demütigen, deren Fehlen die Germanen noch der Trajanssäule so vorteilhaft von den Dakern und ihren Verbündeten unterscheidet... (107).

Alle diese Entlehnungen waren nicht denkbar ohne engste Nachbarschaft und politische Verbundenheit. Eine neue Vereinigung beider Ströme, des nordisch-germanischen und des östlich iranischen, bahnte sich an.

Trügerische Ruhe leitete den kommenden Sturm ein. Im Verlauf des 2. Jahrhunderts schienen die Grenzvölker in ein Klientelverhältnis zum römischen Reich hineinzuwachsen. Antoninus Pius setzte nach eigener Wahl den Quaden einen König ein (108). Da kam der Umschlag. Unter dem Kaiser Marcus verschworen sich alle Stämme von dem illyrischen Limes bis hin nach Gallien (109). In Ballomar, dem Markomannenkönig, schien ein neuer Marbod erstanden zu sein. Er vereinigte die altansässigen Hermunduren, Markomannen und Quaden. Ihnen zur Seite traten Stämme, deren Namen man an der Donau bisher nicht vernommen hatte: Langobarden, dann Charier, Viktualen, Asdinger, alle den Wandalen zugerechnet, und Lakringer, ihnen engstens verwandt. Die Reitervölker waren gleichfalls zur Stelle und auch sie hatten Zuzug erhalten. Neben Jazygen und Roxolanen, die westlich und südöstlich der dakischen Provinzen die großen Ebenen bevölkerten (110), meldeten sich neue Namen: Kostoboken (111), Buren und ein Volk, das noch in anderem Zusammenhang begegnen wird, die Alanen.

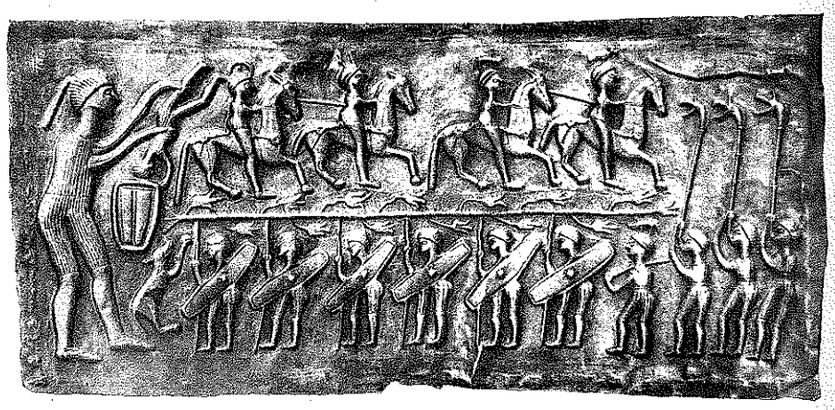


Abbildung 4. Silberkessel von Gundestrup, Innenplatte. Kopenhagen, Nationalmuseum. Nach W. A. von Jenny, Keltische Metallarbeiten Tafel 25.

Was war geschehen? „Andere Völker", sagen unsere Quellen, „kamen auf der Flucht vor nördlich wohnenden Siegern an die Reichsgrenze, mit Krieg drohend, wenn man sie nicht aufnehme" (112). Damit wirft die Wanderung der Goten erstmalig ihren Schatten über die Geschicke des Römerreiches (113). (Fortsetzung folgt.)

(1) H. Krahe, Geist. Arb. 1938, Nr. 18, 1 f.; Antike 1939, 193; F. Miltner, Klio 27, 61 f. – (2) Zuletzt H. Krahe, Welt als Gesch. 3, 291 f.; E. Norden, Altgermanien 268 f. – (3) L. Malten, Arch. f. Religionswiss. 29, 38 f. – (4) H. Krahe, a. O. 287 f.; v. Duhn-Messerschmidt, Ital. Gräberkde. 2, 3; 20 f.; L. Malten, a. O. 37 f. – (5) Altheim-Trautmann, Italien u. die Dor. Wanderung (Albae Vigiliae 5) 30 f.; F. Altheim, Italien u. Rom ^{12}, 31 f. – (6) F. Altheim, a. O. ^{12}, 33 f., wo die ältere Literatur angegeben ist. – (7) G. Bersu, Vorgesch. Jahrb. 3, 1 f.; H. Seger, Realleg. d. Vorgesch. 11, 280. – (8) Skythischer Armring und zwei Barren aus Gold in Vogelgesang: H. Seger, a. O. 14, 176; Griffteil eines Akinakes aus Plohmühle, Kr. Strehlau: W. Ginters, Das Schwert der Skythen u. Sarmaten 28. – (9) M. v. Roska, Enras. Sept. Ant. 11, 167 f.; O. Floca, Sargetia 1, 57 f.; über Bulgarien B. Filow, Enras. Sept. Ant. 11, 203. – (10) Herod. 4, 116, 1. Dazu M. Ebert, Realleg. d. Vorgesch. 13, 61; M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 33; 113 f. – (11) Die Gleichsetzung befürworten M. Ebert, a. O. 61; M. Vasmer, ebendort 12, 237; K. Kretschmer, NE. 1 A, 2542 f.; J. Junge, Klio Beih. 41, 9 Anm. 2;

73 f. Zum Sprachlichen noch P. Kretschmer, Glotta 24, 13. Anders M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 100 f.; 118; The Animal Style 44 f.; CAH. 11, 91 (auf S. 93 ein Entgegenkommen gegenüber der Gleichsetzung von Sauromaten und Sarmaten). Zu M. Rostovtzeffs Argumenten noch F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 318 Anm. 24. – (12) Polyb. 26, 6, 13; M. Rostovtzeff, CAH. 9, 220. Der Ansatz der Sarmatenwanderung noch ins 3. Jahrhundert (M. Ebert, a. O. 99; M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 115) scheint mir unbegründet. – (13) Strabon 7 p. 311; 318. Dazu P. Kretschmer, a. O. 14 f.; A. Alföldi, CAH. 11, 80. – (14) B. Latyschew, Inscr. ant. orae septentr. Ponti Eux. 1, Nr. 16. – (15) F. Stähelin, Festschr. Th. Plüß 46 f.; 64 f. – (16) F. Stähelin, a. O. 49. – (17) M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 609; CAH. 11, 94. – (18) Strabon 11 p. 506. – (19) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 94; vgl. 102. – (20) A. v. Gutschmidt, Gesch. Irans und seiner Nachbarländer 69; W. W. Tarn, CAH. 9, 585; M. Rostovtzeff, CAH. 11, 123. – (21) M. Vasmer, Iranier in Südrußland 29 f.; Realleg. d. Vorgesch. 12, 242. – (22) H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 233; 257. – (23) A. v. Gutschmidt, a. O. 68; F. Hirth, China and the Roman Orient 139 Anm. 1; die Übersetzung aus dem Wei lio bei E. Chavannes, T'oung Pao N.F. 6, 558 f. – (24) Zuletzt H. Minns, The Antiquar. Journal 10, 1 f. – (25) M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 563 Anm. 1; 601; M. Ebert, a. O. 13, 106; Taf. 40 C b. – (26) M. Rostovtzeff, a. O. 1, 601; L'Asie Centrale, la Russie, la Chine et la style animal Taf. 11; auch eine Goldmünze Kadphises' II. im Britischen Museum (nicht bei P. Gardner, The Coins of the Greek and Scythian Kings of Bactria and India 1886) zeigt auf dem RV. einen solchen zweirädrigen Wagen. – (27) M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 579 Anm. 1; Yale Class. Stud. 5, 222; CAH. 11, 100. – (28) M. Rostovtzeff, The Animal Style 107 Anm. 2; A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 179 und Abb. 6. – (28a) M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 577 f.; W. W. Tarn, Hellenist. Milit. and Naval Development 75 Anm. 1. – (29) M. Rostovtzeff, a. O. 1, 588 Anm. 1. – (30) Chr. Dawson, Die Entstehung des Abendlandes 96; M. Rostovtzeff, The Animal Style 79 f.; 107 Anm. 2. – (31) L. Schmidt, Die Ostgermanen 287; F. Stähelin, a. O. 67 f. über das Werden des Volkes E. Petersen bei H. Reinerth, Vorgeschichte des deutschen Stämme 3, 878 f.; 888 f – (32) Pomp. Trogus, prolog. 28; dazu A. Alföldi, CAH. 11, 81. – (33) Demetrios von Kallatis bei Pf.-Skymnos 797; dazu Ed. Schwartz, RE. 4, 2806 f.; L. Schmidt, a. O. 87 f.; F. Stähelin, a. O. 56 f.; H. Jacobsohn, ZdA. 66, 237. – (34) Zeile 108 f.; dazu F. Stähelin, a. O. 50; 56 f.; E. Norden, Die german. Vorgesch. in Tacitus' Germania 79 Anm. 4; anders H. Jacobsen, a. O. 236. – (35) W. Hülle bei G. Kossinna, Die deutsche Vorgesch. 290 f.; vgl. 164; 170; L. Schmidt, a. O. 82; 87 f., wo 82 Anm. 3; 88 Anm. 2 weitere Literatur angegeben ist; G. Ekholm, CAH. 11, 60; E. Petersen, a. O. 3, 897; 900; 916 f.; 934 f. – (35 a) E. Petersen, a. O. 3, 873 f. – (36) F. Stähelin, a. O. 57; 69. – (37) Liv. 40, 57 f. – (38) Liv. 41, 19, 7–8. – (39) Polyb. 26, 9; Liv. 41, 19, 4–5. – (40) Liv. 41, 19, 7 f.; 23, 12; Oros. 4, 20, 34 f. Dazu Th. Mommsen, RG. ^{1}10, 760; B. Niese, Gesch. d. griech. u. maked. Staaten 3, 101; F. Stähelin, a. O. 68; über den Donauübergang P. Kretschmer, a. O. 4 f. – (41) Die Einzelheiten bei F. Stähelin, a. O. 69. – (42) F. Stähelin, a. O. 71 f.; F. Altheim, Welt als Gesch. 2, 324 f. – (43) F. Stähelin, a. O. 71 f. – (44) Liv. 44, 26, 2 f.; Plut., Paull. 12, 4 f.; Diod. 30, 19; 31, 14; Appian., Mac. 18, 2 f. – (45) L. Schmidt, a. O. 93 f. – (46) Tacit., Germ. 46; Strabon 7 p. 296. über die Bodenfunde. L. Schmidt, a. O. 96 Anm. 5, wo C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 12 Anm. 1 nachzutragen ist. – (46 a) E. Petersen, a. O. 3, 934. – (47) A. Alföldi, CAH. 11, 89; P. Bienkowski, De simulacris barbararum gentium apud Romanos 70; L. Schmidt, a. O. 93 Anm. 6; P. Pârvan, Getica 106; 140; 506; R. Vulpe, Hist. anc. de la Dobroudja 151 Anm. 4. – (48) Zum Folgenden C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 11 f.; besonders 12 Anm. 1. – (49) ἡ τῶν Γετῶν ἐρημία Strabon 7 p. 305; Brandis, RE. 4, 1953. – (50) G. G. Mateescu, Ephem. Dacorom. 2, 223 f.; A. Alföldi, CAH. 11, 79. – (51) M. Ebert, Südrußland im Altertum 362 f. – (52) Tacit. Germ. 46: connubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur. – (53) W. Schulz, Germania 13, 139 f.; 142; vgl. B. v. Richthofen, Altschlesien 3, 21 f.; M. Jahn, Mannus 24, 150 f. und bei H. Reinerth, a. O. 3, 962. – (54) L. Schmidt, a. O. 100 f.; dazu E. Petersen, Acta. Arch. 3, 47 f.; M. Jahn bei H. Reinerth, a. O. 3, 164 f.; W. Schulz, Kartogr. Darstellung zum altgerman. Religionsgesch. 19 f. – (54a) Eine Verbreitungskarte Mannus 22, 288. – (55) Plutarch., Mar. 25, 10. – (56) Eiserne Panzer Plutarch., Demetr. 21, 4, wo aber der Zusammenhang zeigt, daß es sich um einen Sonderfall handelt. Ein späteres Stück: P. Post, Zeitschr. für hist. Waffen- und Kostümkde. 5, 38 f. – (57) M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, Index unter „Panzer". – (58) E. Maschke, Zeitschr. Ges. Philol. 51, 170 f. – (59) E. Maschke, a. O. 170. – (60) Plutarch., Mar. 25, 10. – (61) F. Drexel, Arch. Jahrb. 1915, 11; W. A. v. Jenny, Keltische Metallarbeiten Taf. 23. – (62) F. Drexel, a. O. 22 f. –. (63) F. Drexel, a. O. 14 f. – (64) M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 43 f.; Recueil Kondakoff 239 f.; Artibus Asiae 4, 107 f.; W. A. v. Jenny, a. O. 22. – (65) F. Drexel, a. O. 31 f.; M. Jahn bei H. Reinerth, a. O. 3, 956. – (66) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 42 f. – W. Krause schreibt neuestens (Germanien 1941, 463 Anm. 8), daß die Runenschrift aller Wahrscheinlichkeit nach rund um 100 v. Zw. unter Einwirkung der norditalischen Buchstaben des Alpengebietes am äußersten Südrand der germanischen Welt entstanden und dort auf einem westlichen Wege rheinwärts und weiter über Nordwestdeutschland und Jütland bis nach Skandinavien vorgedrungen ist." Damit ist Zeitstellung und Weg der Übernahme, wie sie G. Baesecke (Vor- und Frühgesch. d. dten Schriftk. 1, 96 f.), vorher E. Trautmann und ich (V. Urspr. d. Run. 42 f.; 89 f.; Klio 31, 58 f.) vertraten, von Krause aufgenommen. Nur gegen die Klmbern als Vermittler oder Schöpfer des Futhark hat er noch Bedenken (zuletzt bei R. Pittioni, Paul und Braunes Beitrag 1940, 330). Aber die den Helvetiern benachbarten Markomannen oder richtiger Sueben, an die er denkt (Gött. Gel. Anz. 1940, 188), sind frühestens seit 80 v. Zw. in die Gegend südlich des Mains vorgedrungen: E. Norden, Altgerm. 144; G. Ekholm, CAH. 11, 56). Zu dieser Zeit war aber das norditalische Alphabet bereits ausgestorben (Vom Urspr. d. Run. 28). Das zeigen die Inschriften von Persona, die gerade auf der südwärtigen Verlänge-

rung der von Krause angenommenen Verbindung zwischen Main und Helvetierland liegen (J. Whatmough, The Prae-Italic Dialects 2, 177 f. Nr. 314–320; 520). Außerdem kenne ich kein Anzeichen dafür, daß die Helvetier das norditalische Alphabet übernommen haben, was doch die Voraussetzung für eine Übermittlung an die Mainsueben wäre. – (67) F. Drexel, a. O. 36. – (68) L. Schmidt, Germania 23, 262 f. – (69) G. Schütte, Our forefathers 2, 152; G. Ekholm, CAH. 11, 56. Die neuesten Hermundurenfunde aus dem Mittelelbegebiet bei Th. Voigt, Mitteldeutsche Volkheit 8, 2 f. – (70) L. Schmidt, Die Westgermanen 1², 158 f.; 160 f. Von Aquincum aus zog Valentinian I. im Jahre 375 gegen die Quaden: Amm. Marc. 30, 5, 13 f.; St. Paulovics, VI. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 526 f. – (71) Zum Folgenden F. Altheim, Die Soldatenkaiser 74 f. – (72) Amm. Marc. 17, 13, 4. – (73) A. Sauvageot, Découverte de la Hongrie 25. – (74) G. Wissowa, Ru.Kd.R.² 303 Anm. 2; Roscher's Myth. Lex. 2, 2027; F. Cumont, D. oriental. Relig.³ 199; 319 Anm. 18–19; F. Altheim, Italien und Rom 1², 43 f. – (75) H. Horváth, Ungar. Jahrb. 16, 25 f. – (76) H. Horváth, Transdanubien als kunsthistorische Provinz (Bibl. dell' Academia d'Ungheria di Roma 5). – (77) K. Tolnay, La peinture hongroise contemporaine, Pannonia Könyvtár 33, 3. – (78) J. Werner, Welt als Gesch. 1939, 390. – (79) Über die Herkunft der Kesthely-Kultur: A. Alföldi, Untergang der Römerherrschaft in Pannonien 2, 1 f.; Euras. Sept. Ant. 9, 285 f.; N. Fettich, Archaeol. Hungar. 1, 58 f.; Recueil Kondakoff 81 f. – (80) B. Hóman, Gesch. d. ungar. Mittelalters 1, 111 f. – (80 a) Verbreitung der Petschenegen: G. Rassovsky, Semin. Kondakov. 6, 64 Karte. – (81) Über die Funde N. Fettich bei M. Rostovtzeff, Skythien und der Bosporus 1, 494 f. – (82) Zusammenfassend A. Alföldi, VI. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 536 f. – (83) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 95; A. Alföldi, ebd. 85. – (84) Plin., n. h. 4, 80; A. Alföldi, VI. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 532. – (85) A. Alföldi, a. O. 535 f. – (86) J. Kovács, Dolgozatok 5, 120. – (87) B. Hild, Arch. Értesitö 1901, 120 f.; für die Nachweisung des Zitates bin ich A. Alföldi zu Dank verpflichtet. – (88) Tac., ann. 12, 29; L. Schmidt, a. O. 189. – (89) W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 30 f. – (90) Arrian., tact. 4, 2. – (91) ἐξωθεῖν Arrian., l. c. 4, 2. – (92) Arrian., l. c. 4, 2; 7. – (93) Vgl. Amm. Marc. 17, 12, 2. – (94) A. Alföldi, VI. Intern. Kongr. f. Archäol. Berlin 1939, 536. – (95) Amm. Marc. 17, 12, 2. – (96) B. Laufer, Chinese Clay Figures 1, 191 f.; weitere Parallelen 191 Anm. 4. – (97) L. Franz, 18. Ber. Röm.-germ. Komiss. 126. – (98) L. Franz, a. O. 126. – (99) Amm. Marc. 17, 12, 21; 31, 2, 23; Dolche und Schwerter nebeneinander auch bei den Sasaniden (E. Herzfeld, Am Tor von Asien 66) und in Ostturkestan (A. v. Le Coq, Bilderatlas z. Kunst- u. Kulturgesch. Mittelasiens 15 f.; 17 f.). – (100) Amm. Marc. 17, 12, 3; Arrian., tact. 44, 1. – (101) Amm. Marc. 17, 12, 2. – (102) Amm. Marc. 17, 2, 1. – (103) J. Doblas, Transact. Internat. Numism. Congr. 1936, 169 f. – (104) Hieronym., adv. Jov. 2, 7. – (105) Amm. Marc. 17, 12, 2. – (106) E. Maaß, Rhein. Mus. 74, 469; P. Kretschmer, Glotta 16, 191; 20, 248. – (107) Amm. Marc. 17, 12, 13 stantes curvantis corporibus; G. Kossina, Die deutsche Vorgeschichte, 241. – (108) L. Schmidt, a. O. 1², 162. – (109) Zum Folgenden SHA., von Marci 22, 1; Eutrop. 8, 13, 1. Dazu A. v. Domaszewski, Serta Harteliana. 8 f.; L. Schmidt, a. O. 163. – (110) Über ihre Sitze A. Alföldi, a. O. 530 f.; CAH. 11, 85 Anm. 3. – (111) A. v. Premerstein, Klio 12, 139 f.; RE. 11, 1504 f. – (112) SHA., v. Marci 14, 1. – (113) M. Weber, CAH. 11, 350 f.; Rom, Herrschertum u. Reich 308 f.

Joseph Wiesner / Der Osten als Schicksalsraum Europas und des Indogermanentums

Der gewaltige Entscheidungskampf im Osten hat es mit sich gebracht, daß uns das erdkundliche Bild des östlichen Raumes weit über die Wolga hinaus vertrauter geworden ist. Er hat aber auch die Besinnung auf geschichtliche Zusammenhänge wachgerufen und den Blick auf die älteren Auseinandersetzungen mit dem Osten gelenkt, sei es, daß auf den Zug der Goten aus ihrer nordischen Heimat nach Südrußland gewiesen, sei es, daß an den Mongolensturm des Dschingis Khan oder den Hunneneinbruch Attilas erinnert worden ist. Wenn es hier auf knappem Raum unternommen wird, die östlichen Weiten als Schicksalsraum Europas und des Indogermanentums zu erfassen, so geschieht es, um den letzten Ursprüngen dieser weltgeschichtlichen Entscheidungen nachzugehen und die Notwendigkeit einer stärkeren Heranziehung des Ostens in unserer vor- und frühzeitlichen Forschung aufzuzeigen. Der Osten ist Schicksalsraum Europas und des Indogermanentums, d. h. nicht nur der in Europa ansässigen Germanen, Kelten, Römer, Illyrer, Thraker, Balten und Slawen, sondern auch der Iraner (Meder, Perser, Parther, Saken, Sarmaten, Skythen) und der Indoarier, also der in kühnem Ausgreifen ostwärts gezogenen indogermanischen Kräftegruppen; sie müssen von dem auf die Erforschung des Ahnenerbes gerichteten Blick in gleicher Weise berücksichtigt werden wie die europäischen Indogermanen. Das ist die Forderung gesamtindogermanischer Geschichte, wie sie uns seit der Aufdeckung des Indogermanenproblems zur unbedingten Verpflichtung geworden ist. Wer die Perser nur als Gegner der Griechen betrachtet oder die Skythen lediglich im Spiegel griechischer Kultur sieht, ohne sich über ihre indogermanische Verwandtschaft und die Gründe ihrer geschichtlichen Verschiedenheit Rechenschaft abzulegen, wird der gemeinindogermanischen Forschung ebensowenig gerecht wie derjenige, der glaubt, bei der Behandlung europäischer Fragen der Vor- und Frühzeit der Berücksichtigung iranischen Volkstums in Eurasien entraten zu können. Die frühindogermanische Weltgeschichte kann nur von gesamtindogermanischer Warte her geschrieben werden (1).

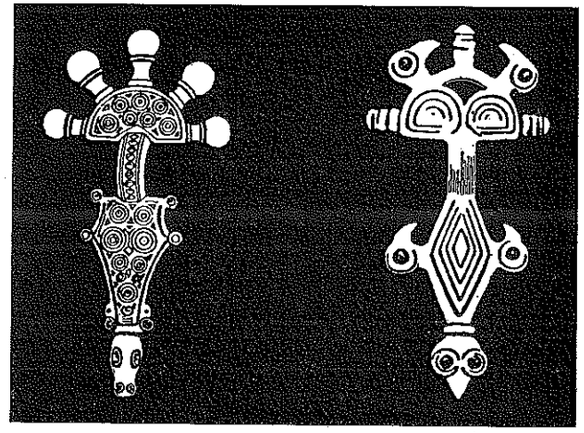


Abbildung 1. Gotische Sprossenfibeln aus Kertsch/Südrußland.

Ausgang unserer Betrachtung bildet das Vordringen der Goten nach Südrußland im 2. Jhdt. n. Zw. Von ihm berichtet nicht nur die Überlieferung, auch Bodenfunde zeugen davon und nicht zuletzt die bis in die Neuzeit hinein erhaltenen gotischen Sprachreste auf der Krim (2). Im Schwarzmeergebiet sind die Goten mit ostindogermanischen Reiterstämmen zusammengestoßen, den iranischen Sarmaten, die seit dem 2. Jhdt. v. Zw. die Herrschaft der iranischen Skythen gebrochen haben. Wir wissen um die kriegerischen und gesittungsmäßigen Auseinandersetzungen der Goten mit den iranischen Kräften: erst in Südrußland wird die Masse des gotischen Heeres in den Sattel gehoben, denn nur auf diese Weise konnten sie den reiterlichen Gegnern begegnen. Auf die Berührung mit den Iranern gehen auch zahlreiche Erscheinungen des gotischen Kunstgewerbes zurück, vor allem der Tierstil, den wir in den östlichen Weiten und der ihnen eigenen Nomadenkunst bis in graue Vorzeit zurückverfolgen können; er ist Ausdruck schweifenden Jägerdaseins, dessen Denken eng an das Tier gebunden ist. So finden wir Tiermuster auf Formen, auf denen sie in älterer Zeit nicht vorkommen, z. B. auf Fibeln (Abb. 1) (3). Das Gotenreich in Südrußland endet mit dem Einbruch der turkomongolischen Hunnen aus den Steppen des Ostens im Jahre 375 n. Zw., wodurch die Goten

zu neuer Landsuche nach Westen abgedrängt werden; mit ihrem Abzug aus den Schwarzmeergebieten ist nicht nur fruchtbares Gebiet der germanischen Besiedlung verloren gegangen, mit ihm erfüllt sich fast das Schicksal des gesamten frühmittelalterlichen Abendlandes: erst im Herzen Frankreichs, auf den Katalaunischen Gefilden, gelingt es 451, die hunnische Bedrohung Europas auszuschalten. Nach dem Hunnensturm ziehen sich neue Unwetter im Osten zusammen. 568 weichen die Langobarden vor dem turkomongolischen Reitervolk der Awaren nach Italien aus. Nicht nur die Überlieferung berichtet uns von diesen Geschehnissen, auch die Bodenfunde sprechen von östlichen Einflüssen: neue Tierstilanregungen kennzeichnen das Eindringen von Hunnen und Awaren (4) (Abb. 2). Im 9. Jhdt. wiederholt sich die Gefährdung des Abendlandes durch die Massen östlicher Steppenvölker mit dem Einbruch

Abbildung 2 (links). Durchbruchscheibe mit Tierstilornament. Völkerwanderungszeit, Süddeutschland. – Abbildung 3 (rechts). Durchbrochenes Tierstilornament der landnehmenden Ungarn.

magyarischer Reiter, die von dem türkischen Reitervolk der Petschenegen nach Westen gedrängt werden. Auch ihre archäologische Hinterlassenschaft bezeugt sie als Reitervolk, dessen Kunst vom Tierstil bestimmt ist (Abb. 3) (5). Die siegreichen Schlachten Heinrichs I. und Ottos I. an der Unstrut (933) und auf dem Lechfelde (955) bringen die Rettung. Im Donauraum vollziehen die Ungarn unter Stephan I., dem Heiligen, den Bruch mit dem Osten und den Eintritt in die europäische Kultur und Geschichte. Nach knapp drei Jahrhunderten bricht der Mongolensturm des Dschingis Khan herein, dessen gewaltige Reitermassen von der Kraft deutschen Rittertums 1241 in der Schlacht bei Wahlstatt-Liegnitz auf schlesischem Boden abgewehrt werden. Dreihundert Jahre später muß sich das Abendland gegen die von Südosten her andringenden Türken verteidigen. In siegreichen Kämpfen vernichtet disziplinierte Kraft, die in der ritterlichen Feldherrngestalt Prinz Eugens ihren stärksten Ausdruck gefunden hat, den Massenansturm des in östlichen Steppen geborenen Gegners. Dort sind seine Reitermassen ursprünglich, dort auch der Brauch, unter dem berauschenden Klang von Instrumenten, darunter dem Schellenbaum in den Kampf zu ziehen: welchen Unterschied zeigt demgegenüber die disziplinierte Anwendung des übernommenen Schellenbaums in der europäischen Militärmusik (6).

Dieser knappe Überblick mag zeigen, wie tief der Einschnitt ist, den die Abwanderung der germanischen Kräfte aus dem Schwarzmeergebiet für die gesamte europäische Geschichte der Folgezeit bedeutet. Der Schwerpunkt der Abwehrschlachten verschiebt sich deutlich im Verlauf

der Entwicklung wieder nach Osten, nachdem die erste fast am Atlantischen Ozean geschlagen worden ist.

Keinesfalls sind die Goten die ersten Germanen, die in das Schwarzmeergebiet gezogen sind; sie haben ihre Vorläufer in den Bastarnen und Skiren des 3. Jahrhunderts v. Zw.; wie die Goten so sind auch sie auf iranische Kräfte gestoßen, die ihnen durch ihr Indogermanentum ursprünglich verwandt gewesen sind und keinesfalls mit innerasiatischem Volkstum gleichgesetzt werden dürfen. Die zur Zeit der Bastarnen und Goten in Südrußland ansässigen Indogermanen sind die Sarmaten, die seit dem 2. Jhdt. v. Zw. die herrschende Schicht über die seit älterer Zeit eingewanderten Skythen bilden; die Sarmaten umfassen mehrere Stämme, deren wichtigste Jazygen, Roxolanen und Alanen bilden. Seit der Mitte des 1. Jhdt. n. Zw. schieben sich die Sarmaten unter östlichem Druck bis in die ungarische Tiefebene vor. Sie sind Wanderhirten, die mit Wagen von Wanderplatz zu Wanderplatz ziehen; auf dem Wagen befindet sich das Filzzelt. Ihre kriegerische Kraft beruht auf der Reiterei, deren Kern die Panzerreiter bilden; sie tragen die iranische Reitertracht der langen Hose, ein Panzerhemd aus Knochen, Horn oder Eisen und einen Eisenhelm und führen neben der langen Stoßlanze das lange Hiebschwert. Diese Panzerreiter (Abb. 4), die auf den Nahkampf mit Lanze und Schwert eingestellt sind, werden von den führenden Schichten gebildet, während die Masse des Heeres aus reitenden Bogenschützen besteht (7). Vor allem in der Bewaffnung unterscheiden sich die Sarmaten nicht unwesentlich von den älteren Skythen, die im 8./7. Jhdt. von Osten her in Südrußland eingebrochen sind und die Herrschaft der Kimmerer gestürzt haben. Sie sind sogar bis Schlesien und Brandenburg gelangt, wie die Bodenfunde, vor allem der berühmte Goldfund von Vettersfelde beweisen; wieder begegnen wir als charakteristischer Erscheinung der skythischen Kunst dem Tierstil (Abb. 6) (8). Das Schwinden der skythischen Bodenfunde in der Folgezeit zeigt, daß sie aus Mittel- und Südosteuropa wieder abgezogen sind, vermutlich unter dem Druck germanischer Stämme.

Überlieferung und Bodenfunde geben uns ein recht zwiespältiges Bild dieses Volkes. Den Zeugnissen, die für eine Zugehörigkeit zu den Iranern, also den Ostindogermanen, sprechen, fügen sich die Skythendarstellungen auf griechisch-skythischen Gefäßen, die nordrassisch vorbestimmte Gestalten wiedergeben (Abb. 5) (9). Dagegen läßt die Beschreibung des griechischen Arztes Hippokrates das Vorherrschen mongolischer Züge erkennen. Dieser Befund kann nur dahin gedeutet weden, daß „nordrassisch vorbestimmtes Indogermanentum" (10) iranischer Prägung mit innerasiatischem Volkstum in den Skythen verschmolzen ist. Wir erkennen also in dem uns so fremdartig anmutenden Volke Züge, die auf bedeutend ältere Auseinandersetzungen zwischen Indogermanen und Innerasiaten deuten.

Indogermanische Vorstöße in die östlichen Weiten können wir heute an Hand von Bodenfunden, sprachwissenschaftlichen wie überlieferungsgeschichtlichen Beobachtungen nachweisen. So haben sich in Südrußland und dem mittleren Wolgagebiet Streitäxte und schnurkeramische Gefäße sowie nordische Megalithkeramik gefunden, die auf eine Ostwanderung um die Wende des 2. Jtsd. v. Zw. schließen lassen; von der gesittungsmäßigen Auseinandersetzung dieser Gruppen mit alteinheimischem Jägertum zeugen Streitäxte mit Elch- oder Bärenkopf, die das Eindringen östlicher Tierstilelemente offenbaren (Abb. 7) (11). Im Zusammenhang mit diesen Beobachtungen müssen wir überraschende, aber einwandfreie Übereinstimmungen zwischen südosteuropäischer bemalter Keramik und bemalter Irdenware in Westkansu (China)

Abbildung 4. Weihrelief eines Bosporanischen Reiters in Sarmatischer Bewaffnung aus Tanais (Donmündung).

feststellen, die nicht nur südosteuropäische Erscheinungen aufweist, sondern auch Züge der mitteleuropäischen Schnurkeramik erkennen läßt (Abb. 8) (12). Sie gehört in die zweite Hälfte des 2. Jtsd. und bezeugt die Abwanderung südosteuropäischer Kräfte bis an die Grenzen Chinas. So sicher diese Bodenfunde Zeugnisse einer Ostbewegung europäischer Bevölkerungsgruppen vorwiegend indogermanischer Prägung sind, so unsicher müssen noch alle Versuche einer Gleichsetzung mit den sprachwissenschaftlichen und überlieferungsgeschichtlich faßbaren indogermanischen Kräften bleiben. Wir kommen auf diese Fragestellung noch einmal zurück.

Die ältesten sprachwissenschaftlichen und überlieferungsgeschichtlichen Zeugnisse für die Anwesenheit indogermanischer Kräfte in den Weiten des Ostraums entstammen vorderasiatischen Quellen seit der Mitte des 2. Jtsd. v. Zw. Es handelt sich um die Hinterlassenschaft von Ariern, die ihre Herrschaft im Zweistromland, in Syrien und Palästina mit Hilfe des von edlen Pferden gezogenen Streitwagens errichtet haben (Abb. 9). Alle Anzeichen deuten darauf, daß sie diese Waffe und die dafür geschaffene Pferdezucht vor ihrem Eindringen in Vorderasien entwickelt haben, als sie noch zusammen mit den Iranern in den Tieflandsgebieten Eurasiens gesessen haben; auch die älteste Überlieferung der Iraner weiß um die kriegerische Verwendung des Pferdes am Streitwagen. Auf ihm wird gekämpft und gejagt, seiner bedienen sich Herren und Götter (13). Er hat seinen Ursprung im gemeinindogermanischen Wagen, der ausschließlich friedlichen Zwecken dient und darum auch vom Rindergespann

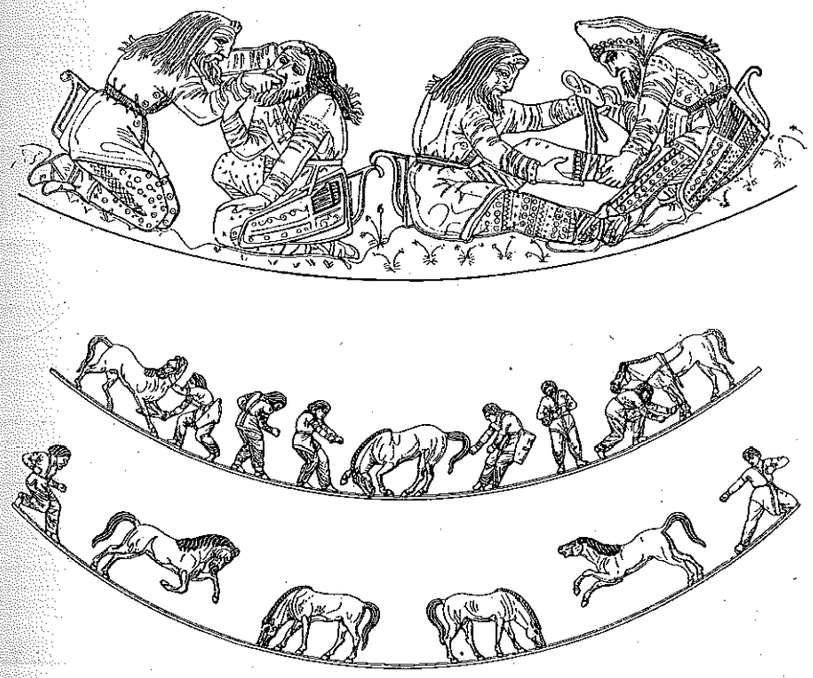


Abbildung 5. Skythendarstellungen von griechischen Silbergefäßen aus Kul, Oba und Tschertomlyk. Skythische Heilpflege. Skythische Pferdebändiger (rechts gezäumtes Pferd mit Sattel und Steigbügel).

gezogen sein kann; durch ihn sind erst die großen indogermanischen Bewegungen möglich geworden. Im Süden der östlichen Weiten haben die Iraner und die späteren Indoarier die schlagkräftige Waffe des schnellen Streitwagens entwickelt. Darauf weist nicht nur die Ausbreitung des indogermanischen Streitwagens nach China, wo die neue Waffe im späten 2. Jtsd. eindringt, sondern auch die Verwendung des zusammengesetzten Bogens, der ebenso in den östlichen Weiten ursprünglich ist wie der aus Horn und Knochen gefertigte Schuppen- und Lamellenpanzer (14).

Es muß als überaus merkwürdig erscheinen, daß die Indoiraner, also die späteren Arier in Indien und die Iraner, nicht den Reiterkrieger kennen und das Reiten nur ganz vereinzelt erwähnen; es fehlt in der Überlieferung und in der bildlichen Darstellung. Dieser Befund steht in schroffem Gegensatz zu der Tatsache, daß die Iraner bei ihrem späteren geschichtlichen Auftreten als hervorragende Reiterkrieger berühmt sind. Die Gründe für diesen entscheidenden Wandel sind in der folgenschweren Berührung iranischer Kräfte mit innerasiatischen Reiterhirten, vorwiegend turkomongolischen Gruppen, zu suchen; diese verfügen über eine sehr alte Pferdezucht, kennen jedoch nicht den Wagen, sondern verwenden das Pferd nur zum Reiten. Es wird bei ihnen nicht nur das Pferd geritten sondern auch andere Tiere, darunter der Yak, ja sogar das Rentier und der Elch (15). Das Leben dieser Reiterhirten ist durch das Pferd bestimmt, das auch als Fleisch- und Milchtier dient; die Tracht der langen Hose und der

Stiefel ist aus ihrer Lebensweise entstanden. Wie die Menschen so reiten auch die Geister. Wenn der böse Scheitan in einem von zwei Schimmeln gezogenen Wagen gedacht wird, so wirken hier zweifellos Berührungen mit den Indoiranern ein. Auch die finno-ugrischen Stämme haben den Wagen von den Ostindogermanen übernommen (16). Es ist also notwendig, die Pferdezucht der nichtindogermanischen innerasiatischen Reitervölker grundsätzlich von der ältesten arisch-iranischen Pferdezucht mit der Anspannung vor dem Wagen zu trennen, dessen Heimat keinesfalls in Innerasien gelegen haben kann. Es wird nicht bestritten, daß auch die Indogermanen sich gelegentlich auf das Pferd gesetzt haben, aber der entscheidende und allgemeine Einsatz ist es nicht gewesen, vor allem im Kriege nicht. Dazu hat erst die Berührung ostindogermanischer Gruppen mit innerasiatischen Reiterhirten geführt, durch die auch die lange Hose in den indogermanischen Bereich gelangt ist. Es handelt sich um entscheidenste Umwälzungen der frühindogermanischen Geschichte, die wir einigermaßen zeitlich umreißen können: sie haben ihren Schwerpunkt in der zweiten Hälfte des 2. Jtsd. v. Zw., da die arische Streitwagenbewegung des 18./17. Jhdt. v. Zw. noch nicht den Reiterkrieger kennt, dagegen die Große Wanderung des 13./12. Jhdt. v. Zw. im Zeichen von Streitwagen und Reiterkriegern steht. So ist mit der Unterscheidung zwischen altindogermanischem Fahren und altinnerasiatischem Reiten nicht nur Grundsätzliches für die Frage des Verhältnisses zwischen indogermanischer und innerasiatischer Pferdezucht gewonnen, sondern auch ein wichtiger Anhaltspunkt für die folgenschwere Auseinandersetzung des Ostindogermanentums mit den fremden Kräften Mittelasiens. Keinesfalls dürfen wir diesen Zusammenstoß für alle Ostindogermanen verallgemeinern; er gilt vor allem für diejenigen Teile der Iraner, die am weitesten nach Osten in den Lebensraum mittelasiatischer Reiterhirten vorgedrungen sind und beträchtliche Einflüsse von der Lebensweise jenes steppengebundenen Wandervolkstums

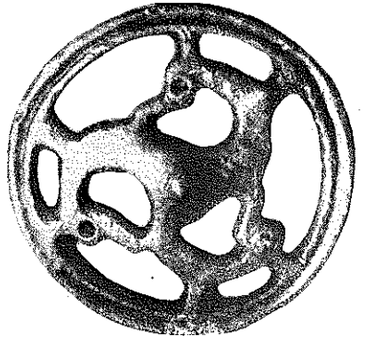


Abbildung 6 (links). Skythisches Tierstilornament. – Abbildung 10 (rechts). Durchbrochenes Tierstilornament der frühen Eisenzeit aus Ungarn.

aufgenommen haben. Diese Einschränkung können wir vor allem aus dem Verhalten der im 18./17. Jhdt. v. Zw. in Vorderasien auftauchenden Arier sowie der nach Indien abgewanderten arischen Kräfte treffen: ihnen sind Reiterkrieger und lange Hose fremd, ja noch im Heere des Darius, also im 6./5. Jhdt. v. Zw. kämpfen schurzbekleidete Inder auf Streitwagen.

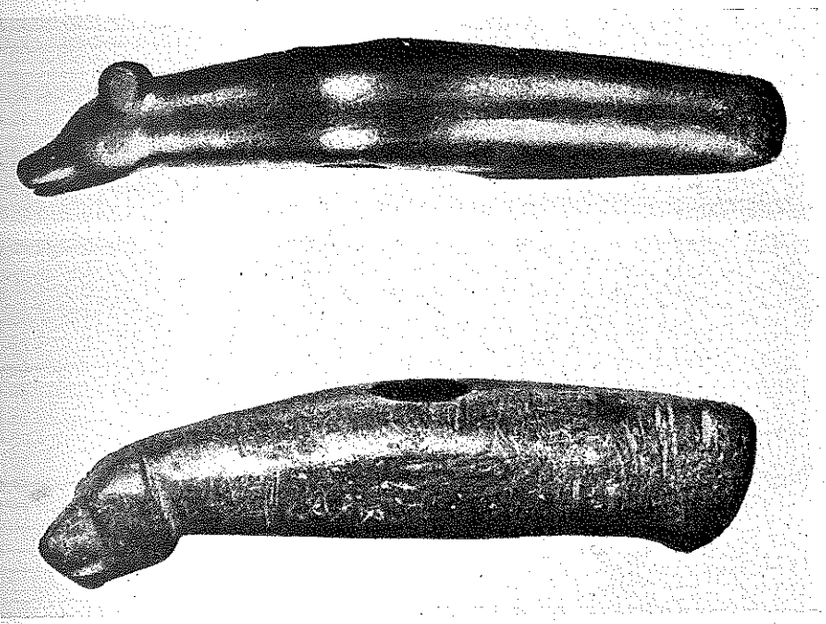


Abbildung 7. Tierkopfägte aus dem Gouv. Olonez (Ladoga-See) und Karelien.

Aber auch für die Iraner ist die Auseinandersetzung mit dem innerasiatischen Reiterhirtentum in keinem Falle zu verallgemeinern: so begegnen wir bei den Persern noch einer sehr zähen Tradition des Streitwagens neben dem Reiter. Der Perserkönig reitet, aber er fährt besonders bei feierlichen Anlässen; es ist das gleiche Gefährt, dessen sich auch die persischen Götter bedienen. Noch deutlich spiegelt sich im Worte „Rathaeštar", „Ritter", die alte Streitwagenbedeutung: es ist der auf dem Wagen stehende Kämpfer (17). Im Heer des Darius wird aber der Streitwagen von Iranern nicht mehr verwendet, die vor allem die reiterlichen Kräfte stellen. Die letzten Reste des alten Streitwagenerbes schwinden erst in der Partherzeit, als neues iranisches Volkstum in Vorderasienzur Herrschaft gelangt. Nun erscheinen die Götter hoch zu Roß, auch der Großkönig reitet; König und Gott tragen die Reitertracht der langen Hose.

Die Betrachtung der Iraner lehrt also, daß die Wirkung reiterlicher Einflüsse sichtlich von Osten nach Westen abnimmt; die Umwälzung ist naturgemäß für die östlichen Iraner am stärksten gewesen weil am ursprünglichsten, während sie sich für die Westiraner bereits unter Vermittlung iranischer Nachbarstämme vollzieht. Unter diesen Voraussetzungen wird auch das völkische und kulturelle Bild der in den östlichen Weiten verbliebenen Iraner verständlich, die als Skythen in Südrußland und den Donauraum eindringen; es trägt alle Spuren der Auseinandersetzung mit dem fremden Reiterhirtentum der Steppen. In den innerasiatischen Lebensraum gehören die mit dem Reitertum verbundenen Erscheinungen, die reiterliche Tracht, die Bewaffnung mit Bogen und Schuppenpanzer, vor allem aber die hinterhältige, mit verstellter Flucht arbeitende Kampfesweise, die ebenso wie ihre Grausamkeit unritterlich ist. Auf innerasiatischen Ursprung

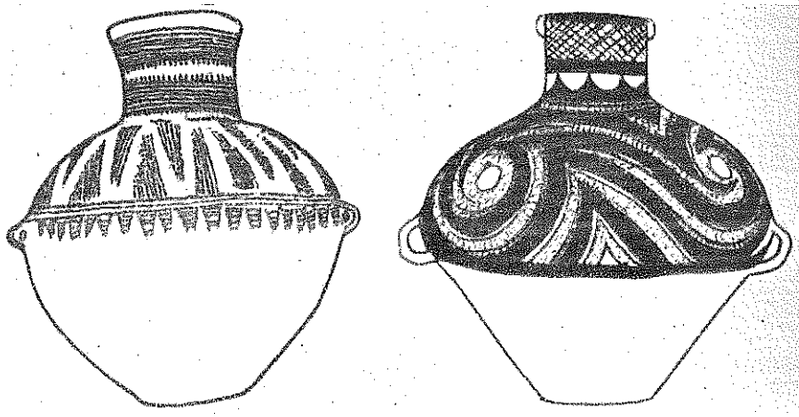


Abbildung 8. Schnurkeramische Amphore und Gefäß aus Kansu-China.

geht auch die Verwendung von Lasso und Fangstab zurück sowie der Genuß von Pferdefleisch, Pferdemilch und Pferdemilchkäse. Dem Reiterhirtentum entstammt die nomadenhafte Lebensweise, im mittelasiatischen Schamanismus wurzelt die Sitte der Schwitzhütte und des Hanfrausches sowie des verwandelten Geschlechtes bei Männern (18). Die von Hippokrates gegebene, völlig unindogermanische, mongolenhaft wirkende Beschreibung ihres Aussehens fügt sich gut in diesen Rahmen. Mit dem indogermanischen Iranertum aber sind die Skythen durch die Sprache verbunden (19), die griechisch-skythischen Darstellungen skythischer Körperformen sind ebenfalls von der iranischen Komponente her zu verstehen. Indogermanisches Erbe ist aber auch in der skythischen Kultur nachweisbar. So weist die skythische Pferdezucht eine indogermanische Komponente auf; es ist die Verwendung zahlreicher Wagen, die auch mit Rindern bespannt sind. Auf ihnen fahren Frauen, die im Gegensatz zu den Männern nicht reiten; bei diesen fahrenden Frauen fehlt auch der innerasiatische Brauch des Schwitzbades mit Hanfrausch, sie baden in Wasser (20). Unter diesen Voraussetzungen ist auch die eigenartige von Herodot überlieferte skythische Königssage als indogermanisch-iranisches Erbe zu werten: nach ihr sind zur Zeit des ersten Menschen Pflug, Joch, Streitaxt und Schale vom Himmel gefallen, deren Aufnahme zur Bildung der vier Stände der Ackerbauer, Streitwagenkämpfer, Reiterkrieger mit Streitaxt und Könige führt (21); nichts erfahren wir vom Bogenreiter, wohl aber von der für den Nahkampf des Reiters bestimmten Streitaxt. Aus dem Nahkampf des Reiters ist der iranische Steigbügel entstanden (vgl. Abb. 5).

Aus Einflüssen des altaischen Reiterhirtentums und seiner Verquickung mit dem eurasischen Jägertum erklärt sich auch das Überwiegen des Hirsches im skythischen Tierstil, während das Pferd fast ganz zurücktritt. Hier spiegelt sich die Auseinandersetzung zwischen nordiranischen Gruppen mit dem Rentierhirtentum, das sich im Altai in eigenarttiger Weise mit dem Pferdehirtentum überschneidet. Davon zeugt die Rentiermaske eines Pferdes aus einem altaischen Begräbnis: es handelt sich um das Pferd, das den Totenschlitten gezogen hat und alten kultischen Bindungen gemäß maskiert werden muß (22) (Abb. 11). So verstehen wir das

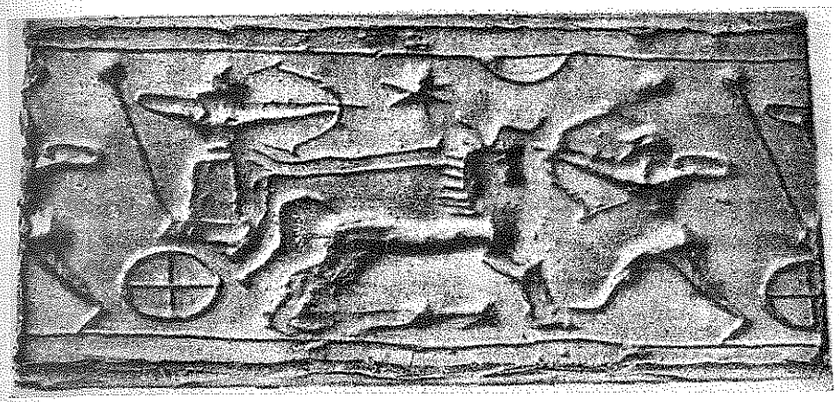


Abbildung 9. Vorderasiatisches Rollsiegel der Mitannikunst.

Vorkommen der gehörnten Hinde im skythischen Tierstil, deren natürliches Vorbild in der einzigen Cerviden mit Geweih, dem weiblichen Rentier, zu suchen ist.

Stärker erscheint der indogermanische Kern bei den Sarmaten, die als Nachfolger der Skythen im 2. Jhdt. v. Zw. über den Don westwärts dringen; er äußert sich vor allem in der Panzerreitertruppe, die, der aristokratischen Schicht entstammend, nicht den Bogenkampf zu Pferde anwendet, sondern mit Stoßlanze und Langschwert den Nahkampf sucht. Dieses ausgesprochen ritterliche Verhalten darf als iranisches Erbe der Streitwagenzeit angesehen werden; in ihr ist der Begriff des edlen Ritters geprägt worden, den die Iraner auf den Reiterkrieger übertragen haben; erst im iranischen, also indogermanischen, Bereich ist aus dem Reiter der Ritter geworden. Aber auch darüber mag kein Zweifel bestehen, daß trotz der innerasiatischen Anregungen, die zum iranischen Reiterkrieger geführt haben, die Überlegenheit der auf den Kampf eingestellten Pferdezucht bei den Iranern gelegen hat. Sie sind es gewesen, die aus der Erkenntnis des Pferdecharakters heraus in zäher, disziplinierter Zucht das Streitroß geschaffen und es der Weltgeschichte geschenkt haben. Die Umstellung vom Streitwagenkämpfer auf den Reiterkrieger erfolgte trotz der fremden Anregungen im Rahmen altarischer Pferdezucht. Das tragische Verhängnis ist die Rückwirkung auf das innerasiatische Reiterhirtentum, dem durch das Zusammentreffen mit Iranern erst die Zucht des edlen Streitrosses und die zugehörige Bewaffnung vertraut werden. Damit soll keineswegs der Eindruck erweckt werden, daß die innerasiatischen Reiterhirten das Pferd nicht vor dem Zusammentreffen mit Iranern zu kriegerischen Abenteuern verwendet haben; die Verbindung des Reiters mit dem fernhintreffenden zusammengesetzten Bogen ist ihre ureigene Schöpfung. Aber erst die Berührung mit den Iranern, ihrer Streitroßzucht und Bewaffnung hat sie zum weiten kriegerischen Ausgreifen befähigt, in dem nicht der ritterliche Einzelkämpfer, sondern die reiterliche Masse, die Schnelligkeit und Wendigkeit des Pferdes ihrem verschlagenen Charakter entsprechend nutzend, auf den Plan der Weltgeschichte tritt. Auf die Berührung mit den Iranern geht auch die Zurückdrängung des Rentierhirtentums durch die verstärkte Pferde-

haltung und -zucht zurück, wie die Rentiermaske eines im Totenkult verwendeten Pferdes zeigt (Abb. 11); hier ist wenigstens noch der Schein der älteren Überlieferung gewahrt. Es ist auch kein Zufall, daß in diesem Grabe Pferde iranischer Herkunft gefunden worden sind.

Diese Umwälzungen machen die weiten Tieflandsgebiete des Ostens zum Schicksalsraum des Indogermanentums; ihm verdanken die innerasiatischen Reiter erst die Mittel zur Ausbreitung, die vorwiegend in der Form zerstörender, „regellos zerflatternder Reiterausfälle von Nomaden" erfolgt (23). Die damit heraufgeführten Auseinandersetzungen beginnen bereits im 2. Jtsd. v. Zw. und ziehen sich bis an den Rand der Neuzeit hin. Denn das Eindringen der Skythen und Sarmaten in Südrußland und den Donauraum ist nichts Anderes als ein Rückströmen indogermanischer Kräfte. Hinter ihm steht der stetig wachsende innerasiatische Druck, der sich auch gegen Osten Luft macht: im späten 4. Jhdt. v. Zw. werden die Chinesen durch kaiserliche Verordnung zu Reiterkriegern, die auch die lange Hose tragen; sie stellen den alten Streitwagen zurück, weil die Hunnen ihre Grenzen bedrohen (24). Der Skythenzug nach Südrußland bildet keinesfalls das Anfangsglied jener Kette dauernder Westbewegungen. Der Beginn liegt in der Großen Wanderung seit der Wende vom 13./12. Jhdt. v. Zw., die den Alten Orient wie Alteuropa mit dem Reiterkrieger und reiterlichem Gut bekannt macht. Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind als Vermittler dieser reiterlichen Neuerscheinungen, die den alten Streitwagen allmählich ganz verdrängen, die Kimmerer anzusehen, die sich im südrussisch-ostdonauländlichen Raum mit den Thrakern verbinden und im 8./7. Jhdt. v. Zw. von den Skythen vertrieben werden (25). Wie alle späteren reiterlichen Einbrüche mit dem Tierstil verbunden sind, so führt auch die Große Wanderung die ersten Tierstilerscheinungen in Alteuropa herauf, die die Hallstattkunst kennzeichnen (Abb. 10). Darin spiegelt sich die Auseinandersetzung der indogermanischen Kräfte im Ostraum mit dem ural-altaiischen Jägertum, das mit dem Reiterhirtentum eng verzahnt ist. So verstehen wir, wenn im Zuge der Großen Wanderung in Alteuropa und im Alten Orient neben der gehörnten Hinde (Abb. 12) auch einwandfreie Zeugnisse für die Verwendung von gezähmten Cerviden als Locktieren bei der Jagd, zum Fahren und Reiten erscheinen (26). Die gehörnte Hinde ist vor allem in der griechischen Sage ausgeprägt, die noch eine leise Spur vom natürlichen Vorbild, dem weiblichen Rentier hat: Herakles verfolgt sie nach Südrußland (27).

Hinter der Bewegung der Kimmerer macht sich bereits der innerasiatische Druck bemerkbar, der in wachsendem Maß die Folgezeit Südrußlands bestimmt: auch Skythen und Sarmaten sind Gedrängte. Die Fremdelemente in ihrem völkischen und kulturellen Bild deuten bereits auf das, was nach ihnen kommen muß, wenn sich die indogermanische Kraft im östlichen Schicksalsraum erschöpft hat: es sind die fremden Massen östlicher Steppen. Das Schwinden indogermanischer Kraft im Osten führt die Auseinandersetzung zwischen Germanen und Hunnen herauf, deren Sturm erst im Herzen Westeuropas gebrochen wird. In mindestens zwei Jahrtausende währenden Kämpfen ist im Osten die indogermanische Schicht geschmolzen, von der nicht allein Überlieferung, Sprachgeschichte und Bodenfunde, sondern auch die rassenkundlichen Beobachtungen Zeugnis geben. „Der nordische Einschlag bei mittelasiatischen Führergeschlechtern" ist unbestreitbar (28). Darin zeigt sich mit aller Deutlichkeit, daß es vorwiegend indogermanische Kräfte gewesen sind, die das mittelasiatische Nomadentum zur Geschichte geführt haben, ohne freilich seinen Massen letztlich ihre Art einprägen zu können. Den Anfang dieses schicksalhaften und oft so verhängnisvollen Prozesses bildet die Ausbreitung des Indogermanentums

Abb. 11. Rentiermaske eines Pferdes aus einem Grabe im östlichen Altai.

in die östlichen Weiten, die wir mit Sicherheit bis in die Wende vom 3. zum 2. Jtsd. v. Zw. zurückverfolgen können; die Möglichkeit älterer Abwanderungen soll nicht in Abrede gestellt werden, doch entziehen sie sich unserer Kenntnis. Ihren Eintritt in die Weltgeschichte vollziehen die Indoiraner seit dem 18./17. Jhdt. v. Zw., ihre erste Auseinandersetzung mit der Gesittung östlichen Volkstums befindet sich während dieser Zeit noch sichtlich im Anfangsstadium, so daß wir die Abwanderung dieser indogermanischen Gruppen nach Osten kaum über die Wende vom 3. zum 2. Jtsd. hinaufversetzen können (29). Eine Gleichsetzung mit den schnur- und megalithkeramischen Bodenfunden Osteuropas muß noch immer dahingestellt bleiben, ebenso ein Zusammenhang mit den erwähnten Erscheinungen in Westkansu. Für letztere besteht die Wahrscheinlichkeit, sie mit dem westindogermanischen Stamm der Tocharer zu verbinden, die allem Anschein nach vor der Ausbildung der indoiranischen Streitwagenherrschaft in ihre mittelasiatischen Wohnsitze gelangt sind 30). Wir können diese Betrachtung nicht schließen, ohne die im Ostraum ansässigen Slaven zu betrachten. Es darf als sicher gelten, daß sie erst in der Völkerwanderungszeit in diesen gewaltigen Entscheidungskampf eingetreten sind, vor

Abbildung 12. Griechisch-geometrische Bronzestatuette einer gehörnten Hinde.

dem sie lange durch die Natur ihrer ältesten Wohnsitze in der osteuropäischen Mitte geschützt waren; so bleiben ihnen reiterliche Eigenschaften ebenso wie die Reitertracht der langen Hose lange fremd (31). Durch ihren Eintritt in die Geschichte beginnt auch für sie die schwere und verhängnisvolle Auseinandersetzung mit den Fremdvölkern östlicher Steppen (32); darum ist ihre erste große Bewegung eine Westbewegung, die erst durch das erneute Vordringen germanische Kräfte rückgängig gemacht wird.

Es ist eine Entwicklung von knapp vier Jahrtausenden, die wir überblickt haben. Sie lehrt eindeutig die Schicksalhaftigkeit des Ostraumes für Europa und das gesamte Indogermanentum, sie ist Warnung und verpflichtende Aufgabe zugleich. Der Entscheidungskampf im Osten steht trotz seiner Einzigartigkeit nicht allein, sondern ist Krönung einer Jahrtausende alten Auseinandersetzung zwischen dem nordrassisch vorbestimmten Indogermanentum und den Fremdkräften der östlichen Steppen, deren endgültiger Ausschaltung der heutige Kampf des Abendlandes gilt.

(1) Vgl. W. Wüst, Indogermanisches Bekenntnis. Münchener Rektoratsrede. (Veröffentl. d. Ges. v. Freunden und Förderern d. Univ. München Nr. 7, 1941). H. H. Schaeder, Das persische Weltreich, Breslau 1941, 10 f., 34 f. – (2) Vgl. A. Vasiliev, The Goths in the Crimea (1936). – (3) Fein dargestellt bei C. Schuchhardt, Alteuropa ³ 302 (nach Abbildung 176, 178 Abbildung 1, 2). Zum Tierstil allgemein vgl. Rostovtzeff, The animal style in South Roussia and China, 1929. Vgl. Verf. Forsch. Fortschr. 17, 1941, 131 ff. – (4) Alföldi, Eurasia Sept. Antiqua 9, 1934, 285 ff. – (5) Vgl. Fettich, Die Metallkunst der landnehmenden Ungarn. Archaeol. Hungarica 21, 1937. (Nach Taf. 80, 1 [Hencida] unsere Abb. 3.) Eurasia Sept. Ant. 9, 1934, 308 ff. – (6) Vgl. Verf. Arch. f. Relgw. 37, 1940, 51. – (7) Vgl. Rostovtzeff, Cambridge Ancient History 11, 90 ff. Nach Rostovtzeff. Die antike dekorative Malerei in Südrußland II Taf. 85,3 unsere Abb. 4). – (8) Schefold, Eur. Sept. Ant. 12, 1938, 1 ff. (Nach Schuchhardt, a. a. O. Taf. 40 unsere Abb. 6.) – (9) Vgl. Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, 162 f. (Nach Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Roussia unsere Abb. 6. – (10) Wüst, a. a. O. 22. – (11) Realleg. Vorgesch. 13, 305 f. (Nach Taf. 58 unsere Abb. 7.) – (12) Vgl. Bachhofer, Sinica Sonderh. 1935, 101 ff. Zur Frühgeschichte Chinas (Welt als Geschichte 1937, 252 ff. Nach Abb. 1 unsere Abb. 8). Menghin, Festschr. Schmidt, 1928, 926 ff. – (13) Schmökel, Die ersten Arier im alten Orient. Für die Herabdatierung der Hammurabidynastie vgl. Weidner, Arch. f. Orientf. 12, 1938, 188 Anm. 21. Für die Probleme des Fahrens und Reitens bei den Indogermanen zuletzt Verf. Prähist. Zeitschr. 30/31, 1939/40, 378 ff. Verf., Italien und die Große Wanderung (Welt als Geschichte 1942). – (14) Vgl. Jos. Alfs, Der Metallpanzer im römischen Heer. Zeitschr. für hist. Waffen- und Kostümkunde 7, 1941, 105. 111. Überaus ansprechend ist die Verbindung des Plattenpanzers mit dem Schamanengewand durch Meuli, Hermes 70, 1935, 147, 8. Vgl. Altheim, Die Soldatenkaiser, 1939, 21. 76. Verf. Altpreußen 1941, Heft 2. – (15) Vgl. Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten 1, 1899, 89. v. Middendorf, Reisen in den äußersten Norden und Osten Sibiriens 4, 1875, 1270. Brehms Tierleben, Säugetiere 4, 108 f. Haloun, Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt? 1, 1926, 42. – (16) Vgl. Ahlquist, Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen, Helsingfors, 1875, 130 f. – (17) Vgl. Wikander, Vayu I, Lund 1941, 90 f. Vgl. König, Die älteste Geschichte der Meder und Perser (Der Alte Orient 33, 1934, Heft 3/4) 46. – (18) Vgl. Meuli, Hermes 70, 1935, 121 ff., aus dessen Darstellungen sich die Notwendigkeit einer Klärung des Verhältnisses zwischen Indogermanentum und Schamanismus ergibt, der der gemeinindogermanischen Religion noch nicht bekannt gewesen ist. – (19) Für die wenigen Quellen vgl. Vasmer, Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slawen, 1923, 17 ff. – (20) Dieser Unterschied ist bereits richtig von Peisker, Die ältesten Beziehungen der Slaven zu Turkotartaren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung (Vierteljahresschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 3, 1905) 236 f. betont worden und muß zu Meulis Darstellung hinzugezogen werden. – (21) Herodot 4, 5–7. Zur Auswertung vgl. Christensen, Die Iranier. Handb. d. Altertumswiss. 3, 1, 3, 243. – (22) Vgl. Griaznow, Americ. Journ. of Archeol. 37, 1933, 30 ff. Hančar, IPEK 1935, 64. Zu Hirsch, Elch und Rentier vgl. Verf., Archäol. Anz. 1942 Vortrag 6. 1. 42). – (23) Wüst, a. a. O. 14. – (24) Vgl. Verf., Fahren und Reiten in Alteuropa und im Alten Orient (Der Alte Orient 38, 1939, Heft 2/4), 89. Haloun, a. a. O. 121, 130. – (25) Vgl. Vasmer, a. a. O. 4 ff. Verf. Arch. 1939, 321, Hermann, Gnomon, 1941, 320. Gallus-Horvath, Un peuple cavalier préscythique en Hongrie Diss. Pann. 2, 9. (Nach Taf. 16, 1 unsere Abb. 10.) – (26) Vgl. das Relief von Alaca bei Moortgat, Die Kunst des Alten Orients und die Bergvölker, Taf. 34 f, wo ein Locktier von einem Jäger an dem Seil gehalten wird. Für die Verbindung mit dem eurasischen Rentierjägertum vgl. Verf., Archäol. Anz. 1942. – (27) Pindar Ol. III 31 f. Vgl. Robert, Die griechische Heldensage 457. – (28) H. F. K. Günther, a. a. O. 184 ff., v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1934, 274 hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Chinesen rötlichblonde, blauäugige Teufel des Westens kennen. Darin spiegelt sich die gleiche rassisch bedingte Abneigung wie in der sehr oft mongoloid geprägten abendländischen Teufelsvorstellung. Für den auf einem Streitwagen fahrenden bösen Geist vgl. Verf., Arch. f. Relgw. 37, 1940, 45 f – (29) Vgl. vorläufig Neue Jahrb. 1941, 187. Der Liebenswürdigkeit F. Specht verdanke ich die Auskunft über das junge Alter des Wagens der indogermanischen Urheimat, ohne den es keine indogermanische Ausbreitung gab. – (30) Die von Specht, Deutsch. Lit. Zeitg. 35, 1932, 544 f., vertretene Abwanderung aus jungsteinzeitlichem Mitteleuropa und ein möglicher Zusammenhang mit der Schnurkeramikkultur sowie die von Schulze, SBBerl 1921, 293 herausgestellte Gleichung toch. tseke-peke – lat. fingo-pingo würde dem Yan Shaobefund entsprechen, zumal die Hochdatierung in das 3. Jtd. entfällt. – (31) Die Untersuchungen Vasmers (a. a. O.), die die slawischen Ursitze in Polesien, der Nordukraine, Nordwolhynien und im nördlichen Donaugebiet bestimmt haben, werden von den durch Unterscheidung des älteren Fahrens und jüngeren Reitens der Indogermanen gewonnenen Ergebnissen voll bestätigt. Noch Prokop, Bell. Got. 3, 14, berichtet vom slawischen Schurz, die lange Hose ist unbekannt, ihre Bezeichnung teils aus dem Germanischen (russ. brjuki), teils aus dem Iranischen gebildet (russ. šaravary < iran. šarabara). – (32) Für die Fragestellung verdient die erwähnte Arbeit Peiskers, der die gelungene Bezeichnung „uralitaische Folterkammer" der alten Slawen geprägt hat, verstärkte Aufmerksamkeit.

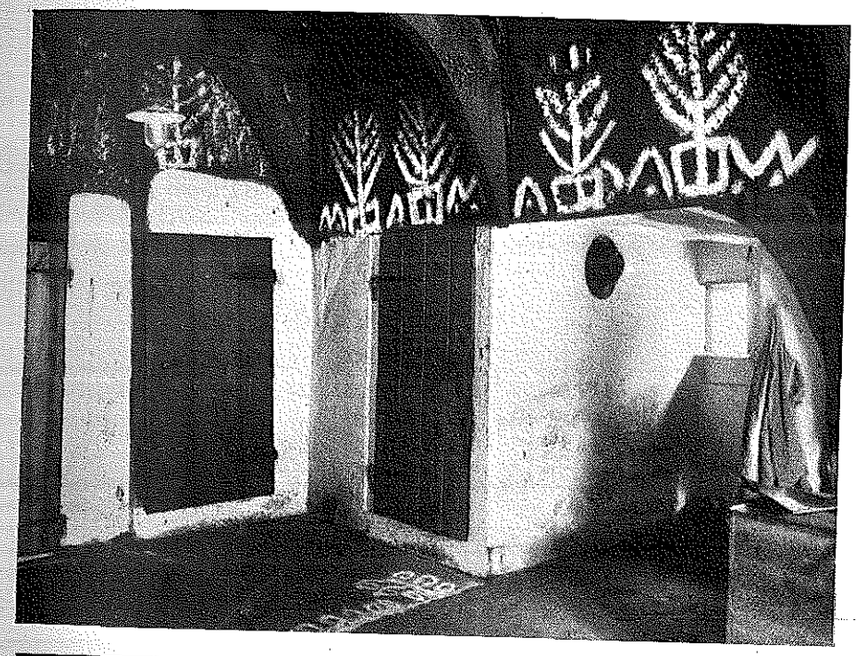
Karl Theodor Weigel / In Sand gestreute Sinnbilder

Vereinzelt finden sich in Niedersachsen Reste eines bemerkenswerten Brauchtums, nämlich Sandstreumuster der verschiedensten Art, die bei näherer Betrachtung einen ausgesprochenen Sinnbildcharakter aufweisen. Solcher Muster gibt es zwei verschiedene Arten. Einmal begegnen sie uns mit weißem Sand aufgedrückt auf dem zähklebrigen Ruß (1), dem sogenannten Sott, der die Wände und die Decke des Fletts im niedersächsischen Rauchhaus überzogen hat. In Höfen, in denen der Herd nicht mehr offen brennt, sondern einem richtigen Eisenherd Platz machen mußte, sieht man die gleichen Formen, aufgemalt mit Weißkalk. Die andere Gruppe von Sandmustern findet sich auf dem Fußboden. Nahezu die gleichen Formen, die auf die Wand aufgetragen sind, streute einst eine kundige Hand auch auf den Estrich oder auf das Backsteinpflaster. Beide Arten von Sinnbildverwendung finden sich leider nur noch ganz vereinzelt.

In der volkskundlichen Literatur des germanischen Kulturkreises (2) wurde wiederholt darauf verwiesen, daß vielfach Muster mit Sand auf den Fußboden gestreut werden. Besonders verweist Heckscher darauf. Der Holländer hat „mit Blumen und Kräutern mancherlei Art seinen Flur, sein Vorhaus in zierlichsten Schnörkelchen und Bildchen geschmückt". Oft sieht man Gebilde, die wie Teppiche wirken. Auch soll durch gefärbten Sand die Wirkung der Muster noch erhöht worden sein. Es ist in Holland „eine kleine Pedanterie, womit ein in seinem Hause tätiger Mann durch die bunten Schnörkel seiner Sandstreuerei und durch die Zauberkreise seiner Blumen und Muscheln tagelang dahinwandelt, ohne ein Sandkorn von der rechten Stelle zu schieben". Auch in Brüssel hat man früher selbst die Straße mit Sand und Blumen bestreut und den Hausflur mit gelbem und weißem Sand zierlich mit Schnörkeln und Figuren ausgestreut. Jan de Vries gibt in seinem Werke über das niederländische Volksleben eine Abbildung (S. 365), die ein überaus reiches Streumuster aufweist (3). Die in Anführungsstriche gesetzten Zitate entstammen Arbeiten von E. M. Arndt, der in verschiedenen Arbeiten auf diese wichtigen Brauchtumszüge hinwies.

Vielfach hört man die Ansicht, daß solche Verzierungen doch höchstens Zeugnis eines besonderen Schmucksinnes sein könnten, bei dem eben ein so primitives Mittel wie Sand in Anwendung gekommen sei. Die wenigen erhaltenen und noch heute lebendigen Reste aber beweisen uns, daß diese unscheinbaren Züge auf alten Sinnbildbrauch zurückgehen, wie er gerade im niederdeutschen Raume noch in verschiedener Art erkennbar ist. Wenn auch die Fäden solcher Bräuche, die zur Seele des Volkes führen, überall abzureißen drohen, da man mit den „ethnographischen" Denkmethoden der Seele des Volkes nicht gerecht werden konnte, so ist es doch nicht zu spät, um in Bezug auf die wahre Bedeutung der Dinge zu einer klaren Erkenntnis zu kommen.

Eine eingehende Untersuchung dieser Bräuche hat gezeigt, daß sie durchweg deshalb heute noch geübt werden, weil der Vater oder der Großvater es schon getan hat. Man erklärte, daß das, was die Vorväter getan hätten, sicher auch heute noch für den Hof gut sein werde; daß es Glück bringe, gute Ernte bedeute oder – nur in einem Falle – daß es gegen Hexen gut sei. Die Bräuche unseres Volkes sind nun allerdings zu einem beträchtlichen Teil dem Herbeiwünschen von Fruchtbarkeit gewidmet; das können wir schon von den Felszeichnungen des



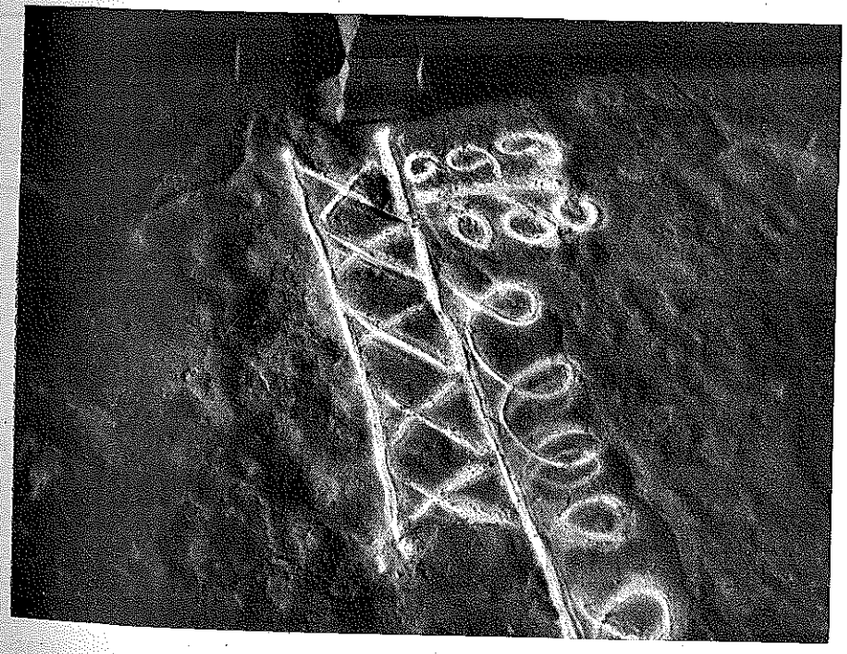


Abbildung 1 (oben). Dolldorf, Kreis Nienburg. Aufnahme Ahnenerbe (Weigel). – Abbildung 2 (unten). Dolldorf, Kreis Nienburg. Aufnahme Ahnenerbe (Weigel).

Abbildung 3. Dolldorf, Kreis Nienburg. Aufnahme Ahnenerbe (Weigel).

Nordens annehmen. Dort ritzte man die Sinnbilder in Felsen, die heute noch inmitten fruchtbarer Äcker liegen. Bei Flurumgängen steckt man in die Ecken der Felder Zweige, ebenfalls zur Förderung einer guten Ernte. Die Zweige aber entsprechen wieder der gleichen Form, die uns bei den Sandstreumustern begegnet. Das Vorkommen solcher Sinnbildformen in lebenden Bräuchen ist von besonderer Bedeutung, da sich in ihnen die ursprünglichste Form der Sinnbildverwendung erhalten hat, die Erntesegen, Fruchtbarkeit und Lebenswerte überhaupt herbeiwünschte oder herbeibeschwor. Der Begriff „magisch", der damit gerne in Verbindung gebracht wird, möchte ich nicht auf solche Bräuche anwenden, deren seelischer Ausdruck sich in Festen und Feiern offenbarte, die Wilhelm Grönbech eindeutig als „schöpferische Feste" bezeichnete.

Die niedersächsischen Beispiele dieser Sinnbildverwendung zeigen fast durchweg Baummotive, die zumeist „Danneböme" genannt werden, gelegentlich auch „Hexenbesen". Vereinzelt habe ich auch Sonnenzeichen nachweisen können. Wichtig ist, daß mir in Dolldorf, Kr. Nienburg, ausdrücklich bestätigt wurde, daß die Neustreuung dieser Baumzeichen mit dem Weihnachtsfeste in Zusammenhang gestanden hat. Ein älterer Bauer versicherte mir, daß zu einer Zeit, in der sich der Weihnachtsbaum noch längst nicht auf dem Lande eingebürgert hatte, es für sie Weihnachten war, wenn der Großvater diese Bäume erneuert hatte. Damit ist die eine Seite der Bräuche festgelegt. Es dürfte überdies kaum eine Überraschung bedeuten, daß dieser Brauch nicht nur zu Hoch-Zeiten des Jahreslaufes gehörte, sondern daß die Bäume auch bei Festen

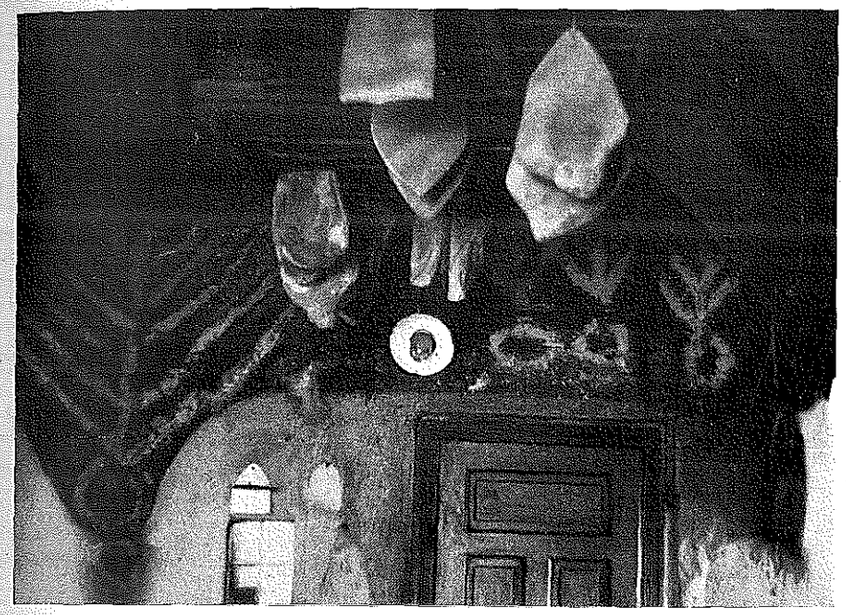


Abbildung 4. Binnen, Kreis Nienburg. Aufnahme Ahnenerbe (Weigel).

des Lebenslaufes erneuert wurden. Das ist mir nicht nur aus Binnen, Kr. Nienburg, berichtet worden, sondern bereits 1894 aus Hackmühlen, Kr. Neustadt a. d. Oste, überliefert (4). Dort hatten die Mägde zur Hochzeit der Tochter des Hofes die Wände damit geschmückt. Auf Befragen hatte man damals geantwortet „das machen die Mädchen so" und aus einem die Worte begleitenden „etwas zweideutigen Schmunzeln" glaubte der Frager die Vermutung schöpfen zu dürfen, daß etwas dahinterstecke, was man nicht verraten wollte. Man wünschte also sicher Fruchtbarkeit und Lebenssegen damit; der Brauch wurde also noch mit vollem Bewußtsein geübt.

Diese Sinnbildverwendung war aber nicht auf Niederdeutschland beschränkt. Vermutlich war sie früher einmal überall dort verbreitet, wo bei nordisch-germanischen Menschen das offene Herdfeuer das Flett, den Raum, in dem der heilige Herd stand, mit Ruß und Sott überzog. Wichtig ist daher der Hinweis, daß auch anderwärts die Verbindung zum weihnachtlichen Brauchtum bestand. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" (IX Sp. 874) vermeldet, „in Norwegen werden die Holzwände mit Kreide mit Ornamenten bemalt", und zwar zu Weihnachten. Da bei uns in den Häusern, in denen der offene Herd verschwunden ist, diese Zeichen mit Weißkalk aufgetragen werden, könnte der gleiche Brauch in Norwegen vorliegen. Wie diese „Ornamente" aussehen, konnte ich bislang nicht in Erfahrung bringen. Aber auch im Hochzeitsbrauchtum der Bretagne scheint ein verwandter Brauch bestanden zu haben. O. L. Aubert gibt in „Les costumes bretons" (1931, S. 42) einen Stich von Olivier Perrin

Abbildung 5. Stade-Campe. Aufnahme Archiv Ahnenerbe aus Die Kunde 1938, 11.

aus dem Jahre 1835 wieder, als „Table de la Mariée" bezeichnet. Das Bild zeigt am Funkenschutz des offenen Kamines und an den zum Kamin gehörigen Seitenwänden und an der Rückwand eigenartige, ausgesprochen geometrische Ornamente; Sechssterne, Dreiecke usw., die vermutlich gleicher Bedeutung sind wie die Sandstreumuster in niedersächsischen Bauernhäusern. Weitere Entsprechungen werden sich sicher noch finden lassen (5).

Ob man in vorgeschichtlichen Zeiten das Haus mit solchen Bäumen geschmückt hat, ist natürlich nicht mehr nachweisbar, liegt jedoch im Rahmen des Möglichen. Kennen wir doch Putzreste aus bandkeramischen Häusern, in die sichtlich Zeichen eingeritzt wurden. Daß im späten Mittelalter Baumzweige, lebendiges Grün, in die Häuser geholt wurde, und zwar ebenso zu Weihnachten wie zum Neuen Jahre, ist literarisch belegt. Auch bei den stammverwandten Völkern des klassischen Altertums können wir zu gleichen Festzeiten die Verwendung von Zweigen nachweisen. Da die Verwendung von Baumsinnbildern bis in die frühindogermanische Zeit zurückverfolgt werden kann, kann man auf älteste Ursprünge des Brauches schließen. Wenn man diesem Baum daher die Bezeichnung „Lebensbaum" gegeben hat, so ist das durchaus gerechtfertigt. Jedenfalls stehen wir bei den Bäumen in Sandstreumustern – sowohl auf

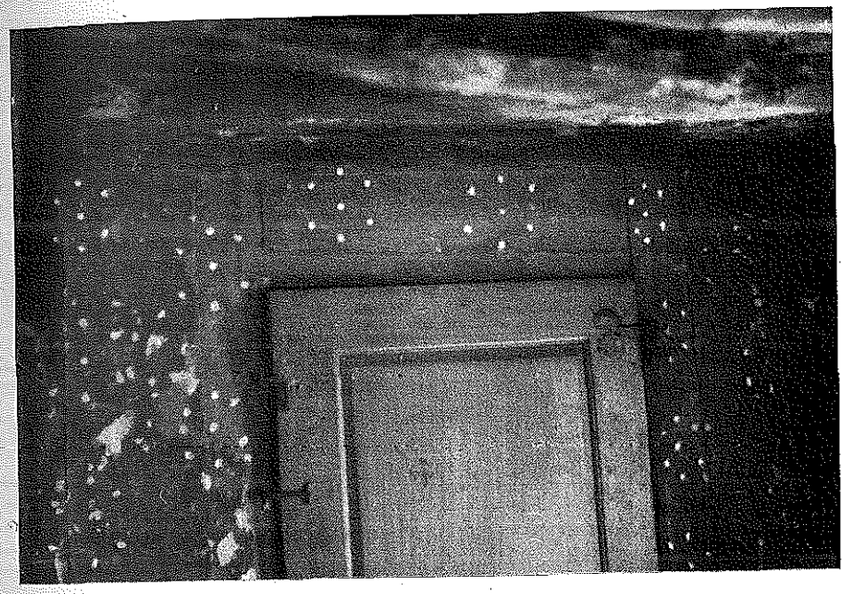


Abbildung 6. Niendorf, Kreis Land Hadeln. Aufnahme Ahnenerbe (Weigel).

dem Ruß wie auf dem Fußboden –, vor besonders urtümlichen Formen. In ihnen ist die Gestalt des Lebensbaumes wohl in allerursprünglichster Form erhalten geblieben. Daß diese Baumzweige der „Abwehr von Dämonen" gedient haben, können wir in Hinblick auf die eindeutigen Beziehungen zum Fruchtbarkeitsbrauch ablehnen. Daß ein Zeichen solcher Art gleichzeitig auch als Abwehr schlechter Einflüsse gedacht wurde, ist aber wohl anzunehmen. In erster Linie aber hat der Bauer damit ewigen Segen und ewig junges Leben herbeigewünscht.

Wie übrigens unsere Zeit heute zu diesen Bräuchen steht, mag ein letztes Beispiel zeigen. Eine alte Frau aus einem anderen Hofe in Dolldorf streute Muster auf den Boden des Fletts. Auf die Frage, ob sie das immer gemacht habe, erklärte sie, daß sie wohl einige Jahre damit ausgesetzt habe. Heute aber könne man die alten Bräuche wieder machen. Heute werde man nicht mehr deswegen ausgelacht.

*

(1) O. Schäfer, Das Bauernhaus im Deutschen Reiche. 1936, S. 59. – (2) K. Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. Hamburg 1935, S. 254 ff. – (3) J. Schrijen, Niederländische Volkskunde. 1916. – (4) E. Krause, Zeitschr. f. Ethnologie, 1896, Verhandl. S. 589. – (5) Budstikken, Aarg. 1820/21. Gerhard Schönings Reise igjennem det nordlige Gudbrandsdalen in Aaret 1775 bringt den Hinweis, daß dort Pfingsten grüne Zweige in die Häuser geholt wurden, Weihnachten Baumzweige auf die Wände gemalt wurden.

Die Bücherwaage

Karl Theodor Weigel, Sinnbilder in Niedersachsen. Lax-Verlag, Hildesheim 1941. 30 Seiten, 44 Seiten Abbildungen. RM. 4.80.

Man hat im volkskundlichen Schrifttum das Land zwischen Elbe und Ems als ein Kernland uralt-bäuerlicher Überlieferung in Deutschland gepriesen und hat dies bislang an Hausbau und Siedlungsgestaltung, an Sprache, Sitte und Brauchtum nachgewiesen. Nun ist das Bild durch die mit dem Herman-Billung-Preis ausgezeichnete Veröffentlichung von Karl Theodor Weigel über die „Sinnbilder in Niedersachsen" in erfreulichster Weise vertieft worden. Empfand man hier stets eine besondere Lücke, die trotz mehrfacher Beschreibung der Volkskunst immer noch offen stand, so ist sie mit diesem Buche endlich geschlossen worden. Wort und Bild bestätigen die schon lang gehegte Erwartung, daß sich auch die niedersächsischen, alteingesessenen Bauern und Bürger zu den überlieferten Sinnbildern bekennen, sie gepflegt und gehütet haben, wie man nur ein gutes Erbe seiner Väter und Vorväter hüten kann. Es ist geradezu ein Bekenntnis des Niedersachsen zum Sinnbild, was K. Th. Weigel in seiner Arbeit aufzeigt. Das kommt mit besonderer Deutlichkeit in der Aussage einer Frau aus dem Alten Lande zum Ausdruck; diese antwortete dem Verfasser auf ein Wort der Bewunderung über die schöne, altertümliche Handwerkskunst, das Wissen um die Sinnbilder habe sie von ihrer Mutter: „Dat hett all mien Modder seggt!"

Reichtum und Fülle des gesamten Sinnbildgutes sind in klarer Weise geschildert; ihr geistesmäßiger, glaubensmäßiger, Hintergrund tritt vor allem durch die dargestellten Entwicklungslinien, die von der indogermanischen und germanischen Vorzeit über die mittelalterliche Kunst zur Neuzeit hinüberreichen, deutlich dem unbefangenen Leser vor Augen. Wer sich schon eingehender mit der Sinnbildfrage beschäftigt hat, wird reiche Anregungen aus dieser Arbeit empfangen. Die von K. Th. Weigel aus allen Gebieten des Brauchtums, Hausbaues und der Volkskunst allgemein zusammengetragenen Beispiele für die Sinnbilder in Niedersachsen sind eine höchst erfreuliche Bestätigung, daß Überlieferungstreue in diesem Bauernland zwischen Elbe und Ems bis in unsere Tage hineingeht. Für die Sinnbildkunde hat Weigel durch sein Buch ein reiches Land aufgeschlossen. Es ist ihm zu wünschen, daß er noch manch wertvollen Fund mit heimbringe

Siegfried Lehmann

Rudolf Kubitschek, „Tief drin im Böhmerwald", Verlag Carl Maarin's Buchhandlung. A. H. Bayer in Pilsen. RM. –.80.

Ein liebevoll verfaßtes Schriftchen von 32 Seiten über den Dichterkomponisten des Böhmerwaldliedes, einen einfachen Glasmaler Andreas Harbauer (1839–1915). Man sieht es weder der einen, noch der andern beigefügten, volkstümlichen Singweise noch dem Text selbst an, daß das schlichte Gebilde einmal den hohen Gebrauchs- und Gefühlswert erhalten würde, die Böhmerwäldler in aller Welt, selbst in Südamerika, fest zu vereinen. Man lernt daraus wieder einmal, daß Kunstwert und Symbolhaltigkeit im Liede sich nicht immer zu decken brauchen. Die genauen Angaben über die Absätze der Ausbreitung und ihre wichtigsten Bewirker haben über den Einzelfall hinaus beispielhafte Bedeutung für die Volksliedkunde.

Hans Joachim Moser

22.7.1942

Wiener Prähistorische Zeitschrift

Im Auftrage der Wiener Prähistorischen Gesellschaft herausgegeben von Oswald Menghin und Kurt Willvonseder. Geleitet von Kurt Willvonseder.

Buchhändlerpreis RM 20.— pro Jg. (2 Hefte)

Inhalt des 28. Jahrganges 1941, 1. und 2. Heft

Aufsätze: Jaroslav Böhm und Josef Kunsky: Lednice, die Eishöhle bei Silice im Slowakischen Karst. Hans Dolenz: Ein Latène-Gräberfeld in Feldkirchen (Kärnten). - Martin Hell: Schnurkeramik und Glockenbecher im Alpenvorland. - Kurt Horedt: Donauländische Einwirkungen auf die bronzezeitliche Keramik Siebenbürgens. - Franz Miltner: Ein Urnenfeld bei Imst (Tirol). - Christian Pescheck: Streitäxte aus Bulgarien. - Josef Skutil: Linearkeramische Gräber in Mähren. - Franz Stroh: Funde der Glockenbecherkultur in Oberdonau. - Kurt Willvonseder: Ein bandkeramisches Tiergefäß von Abraham in der Slowakei. - Lothar F. Zotz: Die Beziehungen zwischen Altsteinzeit, Mittelsteinzeit und Donaukultur. - **Nachrufe:** Eduard Beninger: Angela Stifft-Gottlieb (1881-1941). - Oswald Menghin: Hugo von Preen (1854-1941). - **Buchbesprechungen.**

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem
Ruhlandallee 7/11

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Monatshefte für Germanenkunde · Heft 7 · Juli 1942

Germanien

Inhaltsverzeichnis

Max Ittenbach	Über die dichterische Sprache des alten deutschen Volkslieds	229
Franz Altheim	Germanen und Iranier	239
Carl O. Wanckel	Germanische Sinnbilder im nordöstlichen Raum	244
Hanns A. Potratz	Zweikampf und Schicksalsfindung	257
Hans Bauer		261
Die Bücherwaage	Hans Fehrle, Die Eligius-Sage	262
	Karl Sigismund Kramer, Die Dingbeseelung i. d. germanischen Überlieferung	263
Ludwig Schmidt 80 Jahre		264

Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring" von J. O. Plassmann.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14 Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 7.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Max Ittenbach
Über die dichterische Sprache des alten deutschen Volkslieds

Das Volkslied hat für die deutsche Dichtung und darüber hinaus für die gesamte deutsche Kulturauffassung seine besondere Bedeutung. Diese Tatsache ist deshalb bemerkenswert, weil in anderen Ländern, die ebenfalls über einen reichen Volksliedschatz verfügen, dieser Reichtum nicht ebenso wichtig genommen wird, und weil auch gegenüber andern germanischen Ländern, die ihr Volkslied besonders pflegen und schätzen, das deutsche Volkslied in sehr vielseitiger Weise in das kulturelle Leben hineingeflochten ist. Daher kommt es, daß unter Volkslied oft sehr Verschiedenes verstanden wird, je nachdem ob ein Wissenschaftler, ein Musiker, ein Soldat oder Menschen aus verschiedenen Landschaften von Volkslied sprechen.

So ist zum Beispiel der lebendige Volksgesang der Gegenwart, also das neue Liedgut, was in den Gliederungen von der jungen Mannschaft gesungen wird, in seiner Text- und Melodieform vom alten Volkslied her bestimmt, ohne doch das alte Volkslied nachzuahmen: bei allem Gemeinsamen zwischen beiden besteht doch ein alle Verwechslungen ausschließender Unterschied zwischen altem Volkslied und jungem Gemeinschaftsgesang.

Und so hat auch die deutsche Lyrik seit Goethe sich immer wieder am Volkslied ausgerichtet und von ihm gelernt; die Dichtungen von Goethe, Uhland, Mörike, Storm scheinen oft in einem inneren Wettstreit mit dem Volkslied als Vorbild entstanden zu sein; sie bemühen sich immer wieder, dem Volkslied seine dichterischen Eigenheiten abzulernen. Dennoch besteht ein tiefgreifender Unterschied auch zwischen der volksliednahen neueren deutschen Lyrik und dem Volkslied alter Art.

Gewöhnlich tritt uns der Wesensunterschied zwischen dem alten Volkslied einerseits und dem neueren Volksgesang wie der neueren volksliednahen Lyrik andererseits nicht ins Bewußtsein. Er ist auch nicht leicht, aber völlig eindeutig faßbar. Eine genaue Unterscheidung wird uns besonders durch den Umstand schwer gemacht, daß das ältere Volkslied selbst keine völlige formale, stilistische Einheit bildet, sondern durchweg deutlich die Spuren des Jahrhunderts an sich trägt, in dem es entstanden ist. Auf diese Schwierigkeit müssen wir kurz eingehen, wenn wir die Sonderart des alten Volkslieds herausstellen wollen. Dazu sollen drei kleine Strophenbeispiele aus den letzten Jahrhunderten dienen.

Aus dem 16. Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance, stammt das Lied »Innsbruck, ich muß dich lassen«, dessen charaktervolle, im deutschen Volksgesang vielfältig wiederkehrende Weise (Nun ruhen alle Wälder, Der Mond ist aufgegangen) Johann Sebastian Bach so hoch gepriesen hat. Die Worte seiner Strophen lassen uns nicht nur an den altertümlichen Sprachformen, sondern auch in ihrem Sinninhalt erkennen, aus welcher Zeit sie stammen:

Innsbruck, ich muß dich lassen,
ich fahr dahin mein Straßen
in fremde Land hinein.
Mein Freud ist mir benommen,
die ich nit weiß bekommen,
weil ich im Elend bin.

Abbildung 1. Der Mai. Holzschnitt J. van Meckenem. 15. Jahrhundert.

Es sind die Zeilen eines mittelalterlichen Liebesliedes, die nun aber nicht an eine persönliche Geliebte, sondern an die Heimatstadt gerichtet sind, die in der Gestalt der geliebten Frau gesehen wird: und wir werden hierbei an die bildhaften Städtedarstellungen des Renaissancezeitalters und der Folgezeit denken dürfen, die eine Stadt in Frauengestalt versinnbilden oder Lobgedichte auf eine Stadt unter demselben Gleichnis aussprechen. Damals entstand eine breite Städtedichtung lateinischer und deutscher Sprache, die sich regelmäßig dieses Motives bedient, und mit ihr steht auch die gesungene Volksdichtung in Zusammenhang: belagerte Städte werden als Jungfrauen dargestellt, die ihr Kränzlein verteidigen oder verlieren; vor allem sind solche Lieder auf Lille, Danzig und Magdeburg bekannt geworden. Wir bemerken also in diesem Lied die dichterische Eigentümlichkeit des Renaissancezeitalters, die ihm mit anderen Dichtungen seiner Zeit, aber nicht mit dem ganzen übrigen Volkslied gemeinsam ist.
Halten wir dagegen ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert, die Eingangsstrophen einer bekannten Abwandlung des Totentanzliedes:

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
hat Gwalt vom großen Gott.
Heut wetzt er das Messer,
es schneidt schon viel besser,
bald wird er drein schneiden,
wir müssens nur leiden.
Hüt dich, schöns Blümelein!

Was heut noch grün und frisch dasteht,
wird morgen weggemäht:
die edel Narzissen,
die englischen Schlüssel,
der schön Hyazinthe,
die türkische Binde.
Hüt dich, schöns Blümelein!

Schon die Form und Anordnung der reichen Reime zeigt, daß dies Lied an der Eigenart einer bestimmten Zeitepoche der deutschen Dichtung Anteil hat: hinzukommt noch die lebhafte und in den Vordergrund gestellte Gegensätzlichkeit des Gedankens von einerseits der Pracht der Blumen, andrerseits ihrem raschen Vergehen, der Gedanke an ein tragisches und unabwendbares Schicksal, dem das Einzelwesen völlig ausgeliefert ist, und die Freude an der Laut- und Sinnpracht der bunten Blumennamen, die großartig und folgerecht durchgeführte Allegorie vom Schnitter Tod, der die Weltwiese mäht: das alles zeigt, daß unser Lied in der Zeit der Barocklyrik, also im 17. Jahrhundert, entstanden sein muß; denn die Eigentümlichkeiten jener Zeit bewahrt es bis auf den heutigen Tag in seiner sprachlichen Form mit auf.
Vergleichen wir etwa seine sprachlichen Einzelheiten mit denen der vorhergehenden Strophe, so tritt deren Eigenart besonders deutlich hervor: das Innsbrucklied enthält zwar auch einen allgemeinen Gedanken, führt ihn aber nicht durch, sondern läßt ihn nur im ersten Wort andeutend erscheinen. Es besteht aus schlichten, in sich geschlossenen Sätzen und einfachen Worten, während »Schnitter Tod« die klangvollen großen Worte im Reim erglänzen läßt, alle Zeilen zu einem einzigen, großzügigen Sinnzusammenhang flicht und die Allegorie das ganze vielstrophige Lied hindurch folgerecht ausbaut und dichterisch ausnutzt.
Wiederum einen andern Klang, eine andere Sprache und Denkweise, zeigt ein Volkslied aus dem 18. Jahrhundert, das Lied vom Prinzen Eugen:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
daß man konnt hinüber rucken
mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
daß man kunnt mit Stuck und Wagen
frey passieren den Donaufluß,
bei Semlin schlug man ein Lager,
alle Türken zu verjagen,
ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Trotz der lebhaften und mitreißenden Melodie, der Frische und Bewegtheit auch der Worte des Liedes erspüren wir in seinem Ton eine etwas steife Trockenheit, eine gewissenhafte Genauigkeit, etwas Zopfiges, wie es auch die bildlichen Darstellungen der Zopfzeit mit ihren großen, übersichtlichen Flächen, ihren sauberen, klaren Linien und ihren dünnen, hellen Farben haben. Wie kommt dieser Eindruck auch in dieser Dichtung aus der Zopfzeit zustande? Weil hier genau und klar, vollständig und logisch einwandfrei und zusammenhängend, aber ohne alle sprachliche Pracht und ohne alle Bildlichkeit. nur in der Wiedergabe der trockensten Wirklichkeit das Ereignis dargestellt wird. Das Lied zeigt, daß auch dies scheinbar so unpoetische

Verfahren hohe dichterische Wirkung hervorbringen kann: ja gerade die korrekte Steifheit der Erzählung, die sich mit Strophe und Reim gar nicht sonderlich zurechtfindet, macht einen besonderen dichterischen Wert aus, wie die illusionslose Nüchternheit, mit der man auf den Stahlstichen jener Zeit durch Gebäude und ganze Städte gewissermaßen hindurchsieht. Das Lied erzählt in säuberlichem Gedankenfortschritt von der Absicht des edlen Ritters, der Anordnung von Vorbereitungen, deren Zweck, dann von der Ausführung der Vorbereitungen, deren strategischer Folge, Aufmarsch und Absicht dieses Aufmarschs. Hier herrschen also rein gedankliche Bindungen vor: Absicht und Folge bestimmen den Gedanken und die Satzbildung, und den übrigen Inhalt macht die geschichtlich genau geordnete Angabe von Tatsachen in ihrer eigentlichsten Gestalt, mit Ort und Zeit und Namen.

Aus dem allen geht hervor, daß es sich um ein Gedicht des Aufklärungszeitalters handelt; Verstand und Vernunft, nicht äußere Darstellungen von Gefühl und Phantasie bestimmen hier die dichterische Gestaltung. Eine solche Aussage wird man gerade angesichts eines so gefühlsechten Liedes in ihrer Bedingtheit richtig verstehen: es sind nur die Ausdrucksmittel der dichterischen Sprache, und es ist nicht etwa die gesamtmenschliche Haltung des Dichters selbst, was sich hier auf den Bereich des Verständig-Abgeklärten beschränkt. Dahinter werden ebenso gut auch die übrigen menschlichen Werte sichtbar wie in dem vorausgehenden Liede vom Schnitter Tod hinter dem Schwung der gefühlvoll-erregten Sprache die bedeutende verstandliche Leistung.

Hier ist es der logische Gedanke, der bindet, nicht die durchgeführte Allegorie und nicht die dichtgereihten Sprachformeln gleicher Stimmung. Wir können sagen: es sind drei verschiedne Dichtersprachen, in denen diese drei Volkslieder gefaßt sind. Sie sprechen nicht eben für eine innere Einheit des alten Volkslieds.

Wir wenden uns von diesen drei alten Liedern einem Gedicht aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts zu, das inzwischen zu einem vielgesungenen deutschen Volkslied geworden ist. Es stammt aus der bekannten und folgenreichen Volksliednachdichtung »Der kleine Rosengarten« von Hermann Löns:

Heiß ist die Liebe, kalt ist der Schnee,
scheiden und Meiden, und das tut weh.

Rote Husaren, die reiten niemals Schritt,
herzliebes Mädchen, du kannst nicht mit.

Weiß ist die Feder an meinem roten Hut,
schwarz ist das Pulver, rot ist das Blut,

Das grüne Gläslein zersprang mir in der Hand.
Brüder, ich sterbe fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe soll'n rote Rosen stehn,
die roten Rosen und die sind schön.

Dies Lied unterscheidet sich in seiner dichterischen Sprache von den vorigen dadurch, daß es nicht die sprachlich-dichterischen Eigenarten seiner Zeitepoche in den Vordergrund stellt, sondern sich willentlich in allem möglichst eng an das alte Volkslied anschließt. Die Zeilen sind jeweils geschlossene Einheiten, die Wortwahl und die Gegenstände sind schlicht, anspruchslos und alle von zeichenhafter Bedeutung. Auf einen Zusammenhang logisch-gedanklicher oder bildhaft-allegorischer Art ist wenig Wert gelegt, bunt stehen die Aussagen nebeneinander und lassen

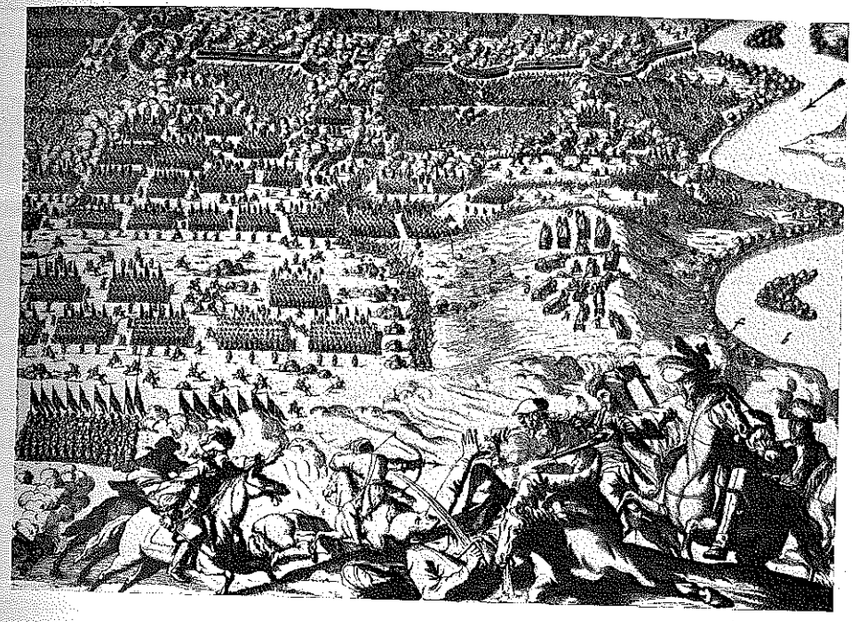


Abbildung 2. Brandenburgische Truppen im Kampfe mit den Türken. Kupferstich aus der Zeit des Prinzen Eugen. Aufnahme Werner Köhler.

nicht leicht eine Ordnung erkennen. Jede ist für sich von einer etwas grellen Farbigkeit, was sich in unserem Beispiel am besten im eigentlichsten Sinn an den Farbezeichnungen dartun läßt. Wie mit den Farben, so ist es mit den Inhalten überhaupt: es sind die alltäglichsten Zeichen und Inhalte der Volksliedsprache, in ihrer vereinfachten Form und in lockerer Folge nebeneinandergeordnet.

Kenner der deutschen Geistesgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts werden auch hinter dieser nachgestaltenden Auffassung des Volkslieds den Stil einer Zeitepoche erkennen, von dem wir uns allerdings erst selbst loszumachen beginnen und den wir darum noch nicht auf eine genaue Bezeichnung festlegen können. Leichter dürfte es schon sein, die wesentlichen Unterschiede, die zwischen der Volksliednachdichtung von Hermann Löns und dem alten Volkslied selbst bestehen, aufzuzeigen: das alte Volkslied ist einerseits in seinen einzelnen Aussagen nicht so stilisiert vereinfacht, andererseits in der Zusammenordnung dieser Aussagen nicht so locker von Anklängen geleitet, sondern von einer strengen inneren Gesetzmäßigkeit gefügt. Im alten Volkslied wird weniger Umstand gemacht mit der Beschreibung, gewissermaßen mit dem Vorzeigen der einzelnen Dinge (weiß ist die Feder... Die roten Rosen und die sind schön), dafür ist aber im alten Volkslied die sinnbildliche Bedeutung nicht so bestimmt auf den einzelnen Gegenstand festgelegt und ausgesprochen, sondern sinnbildliche Bedeutung hat dort der einzelne Gegenstand nur im Zusammenhang eines bestimmten Geschehnisses, einer Gebärde oder in Beziehung auf eine Person.

Auch hier also treffen wir auf keine völlige innere Übereinstimmung mit dem alten Volkslied und auf allerlei wichtige Unterschiede in der Gesamtheit des alten und neuen Volksliedes; denn an die Dichtungen von Löns hat sich ein großer Teil des neuen Volksgesangs angeschlossen.
Nun ist all unsern bisher betrachteten Beispielen gemeinsam, daß sie zwar in lebendiger Verbindung mit dem Volksgesang, aber nicht ausschließlich aus diesem heraus, nicht ohne Vermittlung einer schriftlichen Überlieferung diese Formen der Gegenwart übermittelt haben. Die drei alten Lieder sind schriftlich überliefert und damit der mündlichen langfristigen Umgestaltung durch den lebendigen Gesang teilweise entzogen; und die Lieder von Löns sind unveränderte Schöpfungen eines Dichters, der zwar die Volksüberlieferung genau und einfühlend vernahm, aber sie doch in seinem und seiner Zeit Sinne gestaltet hat, wie das bei jeder Neuschöpfung der Fall ist. Wenn wir die ungetrübte Eigenart des alten Volkslieds kennenlernen wollen, müssen wir über all diese Schichten des Volkslieds (die im praktischen Volksgesang mit Recht den größten Raum einnehmen) vordringen zu dem bis heute in mündlicher Überlieferung weiterlebenden bäuerlichen Lied der stadtfernen, »altertümlichen« Landschaften. Dort treffen wir das alte Volkslied in einer weniger zeitgebundenen Form an. Dort hat sich in einer langen umgestaltenden Überlieferung eine in sich recht gleichmäßige dichterische Sprache in den meisten Liedern durchgesetzt.
Doch auch von diesem mündlich bis in die Gegenwart überlieferten bäuerlichen Lied können wir nicht ausnahmslos behaupten, daß es seiner Gestalt und Sprache nach gleichartig sei. Auch hier müssen wir noch Unterschiede in der Sprache aufdecken, bevor wir die dahinterstehende innere Einheit des Kernbezirks des alten Volkslieds zeigen können.
Wir beginnen mit zwei Beispielen, die zwar aus bäuerlichem Liedergut stammen, aber doch erst einer jüngeren Zeit zugehören und in ihrer Gesamtgestalt der modernen Dichtung nicht so ferne stehen wie das alte Lied:

Deine Schönheit wird vergehn,
wie die Rosen im Garten stehn.
Kommt ein Reiflein in der Nacht,
nimmt den Rosen ihre Kraft.
ihre Kraft nicht allein,
ihre Schönheit auch dabei.

An das Önslied erinnert uns hierbei das Hervorheben des Vergleichsgegenstandes und die einfach-nachdrückliche Gegenüberstellung von Bild und Sinn; an das barocke Lied vom Schnitter Tod erinnert die Großzügigkeit der Sprache und ihrer klangvollen Worte. Beides findet sich durchweg nicht in gleichem Maße im alten Volkslied; dort wird vor allem eine sinnbildliche Beziehung nicht so lehrhaft-eindringlich in die Mitte gestellt, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt und zur Darstellung ganz anderer sachlicher Inhalte benutzt. Etwas Lehrhaft-Mahnendes zeigt sich ja auch im Sinngehalt der schönen Strophe.
Das zweite Beispiel, ebenfalls aus dem lebenden Volksliedschatz Lothringens:

Wenn ich des Nachts vor dem Feuerlein steh
und von der Herzallerliebsten hör,
so fällt es mir im Herzen so schwer,
als wenn ich bei der Herzallerliebsten wär.
ganz heimlich tu ich sie grüßen.
Und wenn man zündet ein Feuerlein an,
so fährt der Rauch als oben an,
so hoch, so hoch ans Firmament:
man will ja suchen der Lieb ein End,
kein End ist mehr zu finden.

In diesen beiden Strophen den Unterschied vom alten Volkslied anzudeuten ist sehr viel schwieriger als im vorigen Fall, weil es sich jenem bis auf einen geringen Abstand nähert. Wir können ehestens noch auf das ausführliche Gleichnis der zweiten Strophe verweisen, dergleichen sonst im alten Volkslied nicht so gedanklich folgerecht und sprachlich breit ausgeführt wird. Auch in der ersten Strophe des Satzbaus hebt sich die Breite des Satzbaus, die unterordnende Sprachfügung, die das eigne Ich in die Betrachtung miteinbeziehende Darstellung von der alten Art des Volkslieds immerhin merklich ab. Es ließen sich noch einige andere Gründe dafür anführen, warum uns dies Lied mehr an Mörikes Gedicht »Das verlassene Mägdlein« als an ältere Volkslieder erinnert: die Übereinstimmung liegt nicht nur im inhaltlichen Gegenstand.
Sprachlich weit weniger kunst- und anspruchsvoll, auf den ersten Blick wohl auch dichterisch weniger ansprechend und nicht so rasch in Wortsinn und Bedeutung verständlich sind folgende einfachen Strophen, mit denen wir endlich zu einem vollgültigen Beispiel eines in mündlicher Überlieferung bis heute weitergegebenen Volkslieds der alten Art kommen:

Und wir gingen mit Lust und Freude
wohl durch den grünen Wald.
Und da hörten wir zwei Vögelein pfeifen,
den jungen als wie den alt.
O du schönes junges kleines blaues Waldvögelein,
warum pfeifest du so schön?
Und ich pfeif zu deiner Herzallerliebsten,
die du verloren hast.

Und Veiolen sind so schöne blaue Blümelein,
die sieht mein Schatz so gern.
Und ich pflück sie meiner Herzallerliebsten,
die ich verloren hab.

Zunächst ist, auch ohne daß wir hier die Melodie mitteilen können, die lebhafte musikalisch-rhythmische Durchgestaltung, die Einheit von Satz und Zeile, von Satzgefüge und Strophe schon aus dem Wortlaut allein ersichtlich: die inhaltlich-gedankliche und die metrisch-melodische Form sind eins. Das geht bis in das Einzelne des Wortsinnes hinein: die wichtigsten klangvollsten und betontesten sinntragenden Wörter stehen auch in den betontesten Zeiten, also in den anhebenden, metrisch umfänglicheren Zeilen 1 und 3 jeder Strophe. Auch die anderen, vorausgegangenen Beispiele hatten ihre rhythmischen Formen und Gesetze, aber hier sind sie besonders einfach und streng durchgeführt, so daß sich den Strophen von der metrischen Form und der Wortverteilung her bis in den Inhalt hinein eine größere Straffheit und Lebendigkeit mitteilt.
Dazu kommt nun noch, daß über das rhythmische Gefüge hinaus jede Strophe in sich eine genaue und streng durchgeführte Ordnung enthält, die wir auf den ersten Blick den scheinbar so locker gefügten Volksliedzeilen nicht zutrauen wollen. Alle drei Strophen sind in sich geschlossene inhaltliche Einheiten; jede enthält in ihrer Mitte, am Schluß der zweiten Zeile, den wichtigsten Sinnabschnitt; in jeder stehen sich also erstes und zweites Zeilenpaar als gleichwichtige Sinneinheiten gegenüber. Und selbst die einzelnen Zeilen sind geschlossene Sinneinheiten. Das wird am leichtesten an der dritten Strophe ersichtlich, wo es sich um vier Sätze handelt, die jeweils die Zeilen füllen und zu Satzpaaren zusammentreten. Ebenso verhält es

sich aber auch in der zweiten Strophe, wo in der ersten Zeile statt des Satzes eine Anrede steht, die zwar nicht nach den Regeln der Schulgrammatik, aber nach der Sinnfügung und allem sprachlichen Empfinden eine ebenso geschlossene sprachlich-inhaltliche Einheit ist wie ein Nebensatz auch. Und von hieraus werden wir sogar erkennen, daß die erste Strophe sich nicht anders verhält, sondern ebenso vier geschlossene sprachliche Einheiten zu Paaren zusammenzieht, entsprechend dem metrisch-rhythmischen Bau der Strophe: denn wenn auch in den ersten beiden Zeilen ein einziger Satz zerlegt erscheint, so ist er eben in zwei sinnvolle sprachliche Einheiten zerlegt, die zueinander in einer inneren Entsprechung stehen. Diese sprachliche Ordnung: daß aus geschlossenen Zeilen die Zeilenpaare, aus sinnganzen Zeilenpaaren die geschlossenen Strophen errichtet werden, bestimmt also den gesamten sprachlich-musikalischen Aufbau dieses Volksliedes als ein streng durchgeführter Grundsatz, der zugleich der Eigenart der einzelnen Sprachformel weitgehenden Spielraum läßt. Auch in dieser Hinsicht zeigten die vorigen Beispiele Ordnungsgrundsätze, nirgends aber waren sie so einfach und energisch durchgeführt wie hier im alten Volkslied, wo wir es am wenigsten erwarteten.

Insbesondere aber unterscheidet sich dies alte Volkslied von den anderen Liedern in seiner Verwendung des Sinnbildhaften. Das Sinnbildliche im Sinne der anderen Gedichte macht sich zunächst überhaupt nicht bemerklich: es gibt hier keine Vergleiche und Vergleichsgegenstände, wir können nicht von dem in der Strophe Gesagten eine dahinterstehende dichterische Bedeutung abheben, alles ist eigentlich, Vogel, Wald und Blumen, all diese Worte meinen das, was sie sagen; und dennoch ist ihr Zusammenhang und ihre dichterische Wirkung von sinnbildlicher Art, die sich allerdings von der der vorausgegangenen, jüngeren Gedichte wesentlich unterscheidet.

Richten wir zuerst unser Augenmerk auf den geistigen Zusammenhang des Liedes, so will es scheinen, als ob er sich überhaupt nicht recht fassen ließe, obwohl der unmittelbare Stimmungseindruck des Liedes ein sehr einheitlicher ist. Wie in einer Reihe von zufälligen Bezeugungen oder wie in einer lockeren Erinnerungskette ist die Rede von einem Weg durch den Wald, von Vogelsang, von Erinnerung an die verlorene Liebste und ihre Lieblingsblume. Aber trotz kleiner äußerer Unstimmigkeiten zwischen einzelnen Aussagen empfinden wir die wechselnden, stets neu herantretenden Motive nicht als unvorbereitet Neues; ja es bedarf einer gedanklichen Bemühung, um sich das motivisch Unzusammenhängende der Strophen überhaupt erst bewußt zu machen. Was ist die bindende Kraft dieser Zeilen?

Betrachten wir das Lied in seiner rhythmischen Gebundenheit und ganzheitlichen Ordnung, die wir oben herausstellten, also in dem durchgegliederten Gefüge seiner musikalisch-sprachlichen Einheiten, die zugleich Sinneinheiten sind, dann erweist sich, daß sie auch inhaltlich in einer ebenso strengen Ordnung und Bindung zueinander stehen wie im Sprachlichen. Diese Bindung ist aber nicht gedanklich-rational, kein folgerecht durchgeführtes Bild, auch nicht ein folgerecht beibehaltener gleicher Stoff, sondern eine Art von Beziehung, wo die eine Aussage der andern parallel läuft, ohne sie vorwegzunehmen, weil sie denselben inneren Inhalt an einem anderen Stoff ausspricht: so besteht etwa in der ersten Strophe ein Gleichlauf zwischen den ersten und letzten beiden Zeilen, der weder eine gedankliche Begründung noch ein erzählerische Entwicklung ist, sondern im Bild und Motiv sowohl der fröhlich wandernden Menschen wie der fröhlich singenden Vögel den gleichen inneren Inhalt in zwiefacher Weise sagt. Weil beide Aussagen zwar vom gleichen Inhalt, aber von zwei verschiedenen, deutlich voneinander

Abbildung 3. Zierbild a. dem „Zupfgeigenhansl" 1912.

abgesetzten Gegenständen sprechen, nehmen sie sich gegenseitig nichts vorweg. Die Art, wie sie sich aufeinander beziehen, ist total und nicht mit einer engeren gedanklichen Bestimmung zu beschränken: es ist nicht etwa die zweite Zeile ein Gleichnis der ersten oder umgekehrt, sondern beide verhalten sich gleichnishaft zueinander, ohne daß man sagen dürfte, welche den Bild- und welche den Auslegungscharakter hat. Aber auch damit, daß sie sich gegenseitig ausdeuten, ist ihr Verhältnis nicht erschöpft. Zugleich geht in ihnen die fortlaufende Erzählung weiter.

Und ebenso ist der innere Zusammenhang der zweiten Strophe. Hier stehen sich die beiden Strophenhälften als Frage und Antwort gegenüber: die Frage zeichnet ein Bild, eine Szene; die Antwort läßt darin einen seelischen Inhalt erkennen; aber dennoch ist das Verhältnis der Strophenhälften umfassender, weniger verengt als beim Vergleichsgegenstand und der Ausdeutung eines jüngeren Gedichts: die äußere Szene des Redewechsels ist beibehalten, die Erzählung geht weiter und die Erläuterung des äußeren Bildes durch ein inneres Verhältnis wird nicht ausdrücklich vorgetragen, sondern ergibt sich durch die Strophenanordnung wie von selbst. Und es ist tatsächlich die Strophenanordnung selbst, die diese Beziehungen in stets gleichblei-

bender, aber auch stark abwandlungsfähiger Weise schafft. Wie in der Wiederholung der Melodiezeilen, so entsprechen sich auch in der Bedeutung die beiden Strophenhälften, das in der einen Gesagte klingt in der anderen wieder auf und wird in ihr mitverstanden: die äußere Ordnung bildet die feste Grundlage eines inneren Zusammenhangs, der sich rein rational folgerecht, erzählerisch, als Bild-Gleichnis-Verhältnis oder als Ballung von Formeln nicht verstehen läßt, sondern von all diesen Fügungsarten etwas in sich enthält und zugleich über sie alle hinausragt: jede Einzelaussage hat hier, abgesehen von ihrem unbestrittenen unmittelbaren Inhalt, noch einen sinnbildlichen Charakter, der weniger auf einer festliegenden symbolischen Sprache beruht, als daß er sich aus der Ordnung und dem Gefüge der Strophe jeweils ergibt.

Erst wenn wir die wirkende Kraft dieses in allen alten Volksliederstrophen zu erkennenden symbolischen Zusammenhangs erfaßt haben, kommen wir über das gefühlsmäßige Einverständnis mit der Strophenfügung, das notwendig stets ein modernisierendes Mißverständnis einschließt, zu einer klareren Aneignung dieser innerlich-äußerlichen Ordnungen, die sich als die ursprünglichen und eigentlichen erweisen lassen, weil sie unabhängig vom Gegenstand der Strophe überall wiederkehren und die Einheit bestimmen. Wir sehen also damit die »sprunghafte« Natur des alten Volkslieds, von der viel im Allgemeinen und wenig in sachnahen Beschreibungen die Rede ist, in einem neuen Lichte.

So verstehen wir nun auch die dritte Strophe. Sie setzt sich nicht aus lockeren Anklängen zusammen, sondern aus zwei Aussagen, die ihrem Wortinhalt nach ebenso deutlich voneinander abgehoben sind, wie sie sich ihrer Bedeutung nach entsprechen. Infolge der inneren Weite und der umfassenden Natur dieser Entsprechungen von sprachlich und inhaltlich höchst einfachen, sachlichen, nicht mit klingenden oder empfindsamen Worten erhöhten Aussagen stellt sich zugleich eine große innere Klarheit und Bewegtheit des dichterischen Eindrucks her, der durch keine Ausdeutung zu erschöpfen wäre.

Wir haben hier die Zeilenpaare regelmäßig als zeichenhafte Einheiten erkannt, aus denen die größere Einheit der Strophe zusammentritt. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß sich die einzelnen Zeilen innerhalb der Zeilenpaare ebenso verhalten: daß sie wie zwei Zeichen des gleichen Inhalts nebeneinander treten, unbeschadet dessen, daß sie sich inhaltlich ergänzten und erzählerisch fortführen. Das ist der innere Grund der oben erwähnten metrisch-sprachlichen Tatsache, daß alle Zeilen in solchen Strophen ein gewisses Maß von sprachlich-inhaltlicher Geschlossenheit haben, gleichgültig ob sie nun ganze Sätze oder in sich gerundete Satzteile bilden wie etwa eine Anrede oder eine Beifügung (»wohl durch den grünen Wald«).

Wenn man sich unter diesem Gesichtspunkt die sprachliche Form der Strophen vergegenwärtigt, dann gewinnen erst die rhythmischen Gesichtspunkte, die wir anfangs herausstellten, ihre volle Bedeutung und wir erkennen, welch ein zugleich kräftiges und feines, festgeformtes und bewegliches Instrument der dichterischen Aussage die Vierzeilerstrophe des Volkslieds in ihren verschiedenen Ausprägungen ist; und wir lernen es würdigen, daß die neuere deutsche Lyrik seit Goethe sich immer wieder um dies scheinbar so anspruchslose Gebilde bemüht, in dem alle Möglichkeiten einer in unserem Volkstum altererbten dichterischen Sprachfügung beschlossen liegen.

Es bedarf kaum noch des Hinweises, daß sich im gesamten Lied die einzelnen Strophen ebenso zueinander verhalten wie in den Strophen die Zeilenpaare, wie in den Zeilenpaaren die

Zeilen: jede Strophe ist ein Zeichen des Ganzen, daß es zugleich weiterführt und ergänzt. So kommt der erstaunliche innere Fortgang des Liedes zustande, das von Bild zu Bild hinüberwechselt und so wenig Zusammenhang und Ordnung zu haben scheint, in Wirklichkeit aber aus einer heiteren Stimmung unmerklich und mit ebenso einfachen wie feinen Mitteln die Liebesklage entfaltet: ein dichterischer Vorgang, dessen Verlauf sich jeder Beschreibung entzieht und demgegenüber uns nur die Bewunderung vor diesem kleinen Volkskunstwerk deutscher Sprache bleibt. Diese dichterische Wirkung ist aber nichts Vereinzeltes, sondern reicht so weit, wie die alte Dichtersprache des Volkslieds, also ihre rhythmische, geordnete und sinnbildhafte Strophenordnung sich erstreckt. Was wir hier an einem kleinen Beispiel darzustellen versucht haben, ist die unpersönliche, aus dem gesamten Volkstum hervorgegangene Denk- und Dichtform des alten Volksliedes, an dem sich unsere jüngere Lyrik immer wieder erneuert und die, abgewandelt und verändert, auch die Grundlage unseres neuen Volksgesanges geworden ist. Darum ist es wohl wichtig, sich nicht nur mit den jüngeren Volksliednachdichtungen oder mit den jüngeren, auf literarischem Wege überlieferten Volksliedern zu beschäftigen, wenn diese auch farbenreicher, inhaltlich ansprechender und modernem Denken zugänglicher sind als die einfachen, eigenwilligen alten Strophen, auf deren innerer Weite und Ordnung die besonderen Möglichkeiten der deutschen Lyrik beruhen.

Wir sind in unserer Betrachtung nur bis zu einem kleinen alten Volkslied vorgestoßen, das einen halb erzählenden Charakter hat. Der Kernbezirk des alten deutschen Volkslieds aber besteht aus großgefügten, erzählenden Balladen. Aus der hier entwickelten Anschauung der Volksliedstrophe und ihres besonderen dichterischen Aussagewertes erheben sich Fragen angesichts jener erzählenden Dichtung: wie kommt in ihr das rasch fortschreitende Wiedergeben von bestimmten und klar gezeichneten Ereignissen zustande, das doch eine Eigenart der alten Balladen ist? Nun aber zu entwickeln, wie gerade aus dieser strengen Dichtersprache und Strophenfügung des Volkslieds die inneren Möglichkeiten des Balladenvortrags entstehen, die die neuere Lyrik nur annäherungsweise der alten Ballade nachzugestalten weiß, jene besondere Wucht des großschrittigen, bedeutungsreichen erzählerischen Fortschreitens: das zu zeigen ist eine weitere Aufgabe, die über den hier gegebenen Rahmen hinausgeht.

Franz Altheim / Germanen und Iranier (Fortsetzung)

3.

Die Goten saßen vor dem Zeitwechsel im südlichen Schweden. Die Insel Gotland, dann Väster- und Östergötland haben den Namen, haben auch archäologische Spuren (1) erhalten. Die Felsinschrift von Himmelstalund (Abb. 5) (2), die Runen auf der Schnalle von Vi (3) bestätigen, daß auch nach der Abwanderung beträchtliche Teile des Volkes in der Heimat verblieben. Gleich den nach Britannien fahrenden Mannen der Hengist und Horsa (4) sollen auch die Goten ihr Geschick drei Schiffen anvertraut haben (5). Zur See gelangten sie ans Baltische Gestade. Westpreußen bildete den Mittelpunkt ihres neuen Gebietes; die Gegend um die Weichselmündung wurde nach ihnen als »gotische Küste« (Gothiscandza) bezeichnet (6).

Zahlreiche germanische Lehnwörter, teilweise in die Zeit vor der ersten Lautverschiebung zurückreichend, zeigen, daß die Finnen seit früher Zeit in Berührung mit den Germanen standen (7). Noch enger wurde sie, als die Goten zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Zw. über die Passarge hinaus nach Osten vorstießen. In Samland und in Natangen erscheinen jetzt gotische Gräberfelder neben denen der ansässigen Aestii (8). Diese gaben ihre Namen dem westfinnischen Stamm (9), der ihn bis heute bewahrt hat. So wurden die Goten Nachbarn der Finnen, die auf dem Ostufer der unteren Weichsel wohnten (10); sie werden als solche geradezu genannt (11). Erstmalig geriet der germanische Stamm in den Bereich einer Nomadenkultur. Bereits hier waren iranische Einflüsse spürbar. Wieder zeigen Lehnwörter, diesmal aus uriranischer Zeit (12), daß diese Einflüsse hoch hinaufgingen. Die Darstellung eines Rentiernomaden auf einem Sigillatagefäß aus Rheinzabern gibt diesen in iranischer Tracht, mit dem Baschlyk (13).

Doch scheint diese erste Begegnung in das Leben der Goten nicht tief eingegriffen zu haben. Die archäologische Hinterlassenschaft ist dieselbe an der Weichsel wie in Schweden (14). Auch das neue Land glich weitgehend der Heimat: ein sanft gewelltes Hügelland, kleinere Seen, Mischwald und leichter Buschschlag, alles durchzogen von dem schwer-süßen Geruch des Erntekrautes. Nur jene Helligkeit des Nordens, die die Lichter leuchtender, die Schatten farbiger erscheinen läßt und in seiner durchsichtigen Klarheit an die Tage des Spätherbstes gemahnt, trafen sie nicht mehr an. Sie waren im Begriff, das Land der hellen Nächte gegen die grenzenlosen Ebenen des Ostens, die Fernsichtigkeit gegen die Weiträumigkeit einzutauschen.

Von der Weichselmündung brachen die Goten von neuem auf. Wieder drängten sie nach Südosten: Ziel waren die Länder am Schwarzen Meer. In diese Zeit fallen die Auswirkungen, die sich im Markomannenkrieg fühlbar machten (15). Andere Stämme, die gleich den Goten der skandinavischen Halbinsel entstammten, schoben diese vor sich her: die Burgunden nach dem Südwesten, die Wandalen von Schlesien aus donauwärts. Alles geriet in Bewegung. Die Semnonen, die nach Süddeutschland auswanderten, die Chauchen, die über den Niederrhein drangen, waren ebensosehr Getriebene wie die Reitervölker, die Langobarden und jene Völkersplitter, die erstmalig an der Donau neben den schon ansässigen Germanenstämmen hervortraten.

Eine gotische Sage (16) erzählte von dieser Wanderung. Danach war Filimer, Sohn des Gadarig, der Anführer. Durch ein Sumpfgebiet und nach Überschreitung eines Flusses sei er in die fruchtbare Landschaft Oium gezogen. Da die Brücke über den Fluß zusammenbrach, heißt es weiter, mußte die eine Hälfte der Mannschaft zurückbleiben. Die anderen fielen in das Gebiet der Spaler ein und setzten sich an der Küste der Maeotis fest.

Das Sumpfgebiet waren die Pripetsümpfe. Das zeigt der Fund der Lanzenspitze von Kowel mit ihrer gotischen Runeninschrift. Dann waren die »Auen« Oium (got. *aujom) (17) die südrussische Steppe (18). Dort saßen die späteren Ostgoten, die im Gegensatz zu den Westgoten oder Terwingen, den »Waldbewohnern«, als Greutungen »Feldbewohner« bezeichnet wurden (19). Die «Auen» und das hier gemeinte Feld weisen auf die gleiche Gegend. Die Spaler saßen zwischen Dnjepr und Don (20). Also war der Fluß, den die Auswanderer überschritten, der Dnjepr (21).

Auch an den Bodenfunden wird die germanische Einwanderung kenntlich (22). In der nordwestlichen Ukraine erstrecken sich beiderseits des Dnjepr ausgedehnte Gräberfelder des Ro-

Abbildung 5. Runeninschrift von Himmelstalund, Östergötland. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

maschki-Typus. Brand- und Skelettgrab sind hier wie in den gotischen (23) gemischt. Auch die Kleinfunde zeigen Formen, deren Herkunft sich nicht verkennen läßt: Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, Schnallen, Knochenkämme, Eisenmesser (24). Die gleiche Denkmälergruppe ist über die ganze Westukraine und das östliche Ungarn (25) verbreitet und reicht bis an das griechische Gebiet am Nordufer des Schwarzen Meeres heran. Sie kennzeichnet die Ausbreitung der von Nordwesten herandringenden Goten und Wandalen.

In Tschernjachow bei Kiew fand sich ein Denar der jüngeren Faustina (26), der einen zeitlichen Anhaltspunkt abgibt. Dasselbe gilt von der bereits genannten Lanzenspitze von Kowel: sie ist in das späte 2. Jahrhundert zu setzen (27). Da ihre Ornamentik Einwirkungen bosporanischen Formengutes zeigt (28), darf man vermuten, daß Teile der Goten damals bereits weiter im Süden saßen (29).

Mit diesem zeitlichen Ansatz stimmen zwei mittelindische Inschriften überein, die sich in einem buddhistischen Höhlentempel bei Junnar im Poonadistrikt (30) gefunden haben. Beide entstammen sie der Mitte des 2. Jahrhunderts (31). Hier werden die Yavana Irila und Cita »von den Gata« als Weihende genannt. Mit Yavana- »Grieche« wurden auch die einheimischen Bewohner griechischer Poleis im indischen Nordwesten, dann überhaupt die Völker der angrenzenden Westländer bezeichnet (32). In Gata- hat man die Goten, in Irila- germ. Erila- erkannt. Cita wird man ostgotischem Tzitta und altenglischem Tidda gleichsetzen dürfen. Die Anwesenheit der beiden Goten in Indien erklärt sich am ehesten, wenn das Volk damals bereits in Südrußland saß, zum mindesten sich auf dem Zug dorthin befand.

Auch die weite Entfernung, die auf den ersten Blick Schwierigkeiten macht, verringert sich, wenn man unter solcher Voraussetzung die politischen und Stammesverhältnisse betrachtet. Das Gebiet der Tocharer reichte, seitdem sie sich Baktrien unterworfen hatten, von den Steppen nördlich des Oxus bis an die Grenze Indiens. Über den Dorah-Paß drangen ihre Nachfolger, die Kuschan, um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Zrd. auf die indische Seite, nach Chitral vor (33). Unter Kanischka (34) (78–103) erstreckte sich das Reich der Kuschan über ganz Nordwestindien, südlich bis zum Vindhyagebirge (35), also bis in die Nachbarschaft von Junnar, dem Fundort der Weihinschriften. Kanischka bekehrte sich und sein Volk zum Buddhismus; die Denkmäler dieser Religion (36) erstrecken sich von Gandhara über das obere Swat-Tal (37) bis zu den Ruinenstätten des heutigen Afghanistan: nach Hadda (38), Bamiyan (39), Balch (40) und den Heiligtümern auf dem Südufer des Oxus (41). Hier schließen sich nördlich die Soghder an, bei denen die Grundlagen der buddhistischen Mission bereits unter den Kuschan gelegt wurden (42).

Von der mittelasiatischen Steppe bis zum Dekkan reichte das geschlossene Herrschaftsgebiet der Kuschan. Pilger, die ein buddhistisches Heiligtum aufsuchten, konnten hier auf Sicherheit und Schutz rechnen. Nordwestlich schloß sich ein zweites, nicht weniger einheitliches Gebiet an: das der Alanen. Es erstreckte sich im Osten bis an den Aralsee, im Westen bis an den Don. Der Karawanenhandel, der hier hindurchging, behängte nach einem Wort Strabons (43) bereits die Aorser, die Vorgänger der Alanen (44), mit Gold. Daß deren Beziehungen bis zum Ganges reichten, wußte noch das ausgehende Altertum (45). Nach Südrußland führte von Indien die »nördliche« Handelsstraße (46) (im Gegensatz zu der weiter südlich verlaufenden Seidenstraße), den Oxus abwärts und über das Kaspische Meer (47). Aus Indien (48) empfingen die Alanen die Almandine, mit denen sie und später ihre gotischen Nachbarn die Flächen ihres goldenen Geschmeides überzogen.

Wieder trafen sich Germanen und ein Reitervolk iranischer Abstammung im südosteuropäischen Raum. Die Alanen waren der stärkste und der leitende Stamm der Sarmaten (49). Der Namen von Iran und der der Alanen besagen dasselbe: daß es sich um ‚Arier' (altpers. aryānām) handelt (50). Zur gleichen Zeit, da die Goten von Nordwesten her in den südrussisch-sarmatischen Raum vorstießen, waren die Alanen von Osten aus daran gegangen, sich die restlichen sarmatischen Stämme zu unterwerfen. Beide Eroberervölker traten in enge Beziehungen; sie saugten gemeinsam im 3. Jahrhundert die Roxolanen, gefährliche Nachbarn Roms an der Donaufront, auf (51).

Noch weiter drangen die Alanen vor. Kurz nach der Mitte des 2. Jahrhunderts erschienen sie selbst an der Donau (52). Vermutlich waren diese Splitter bereits durch die Goten, die bis zur Maeotis vorstießen, verdrängt worden (53). Einzelne dieser Germanen müssen schon damals mit den Alanen westwärts gewandert sein. Der nachmalige Kaiser Maximin wurde im Jahre 173 in einem Dorfe Untermösiens, auf dem Südufer der Donau, als Sohn eines Goten und einer Alanin geboren (54).

Waren die Alanen selbst Iranier, so waren die Griechenstädte am Nordufer des Schwarzen Meeres und mit ihnen das bosporanische Königreich stark iranisiert (55). Schon die sarmatischen Nachbarn wirkten hier ein. Sarmatische Tracht und Waffen drangen in die Städte (56). Die Könige trugen sarmatische Namen; sie ließen sich nach iranischer Weise zu Pferde, den obersten Gott anbetend, auf ihren Münzen darstellen (57). Mit den Alanen bestanden ebenfalls Beziehungen: die bosporanischen Herrscher hielten sich eigne Dolmetscher für das Sarmatische und für das Alanische (58). Jetzt trat der gotische Druck hinzu: alles geriet in Abhängigkeit (59). Nur Kertsch hielt sich bis in justinianische Zeit (60). Tyras dagegen fiel bald (61), und nach der Mitte des 3. Jahrhunderts wurde Olbia von den Goten erobert, seine Blüte vernichtet (62).

Auch hier, nicht nur in Berührung mit den Alanen, kamen die Goten in den Bannkreis der iranischen Kultur. Eine Durchdringung setzte ein und hatte tiefgreifende Wirkungen. Die iranischen und iranisierten Nachbarn haben den Goten entscheidende Züge ihres geschichtlichen Wesens übermittelt.

(1) G. Erholm, CAH. 11, 62; G. Müller-Kuales bei H. Reinerth, Vorgesch. d. dten. Stämme 3, 1149; über Västergötland E. Graf Oxenstierna in einem Berliner Vortrag: Dte. Allg. Ztg. vom 14. 2. 1941. – (2) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 81 f.; W. Krause, Gött. Gel. Anz. 1941, 188; anders A. Nordén, Runenberichte 1, 59 f., doch sehe ich nicht, daß er Zustimmung gefunden hat. – (3) W. Krause, Runeninschr. im ält. Futhark 183 f. – (4) Hist. Brit. in Chron. Min., ed. Th. Mommsen 3, 171: tres ciulae. – (5) Jord., Get. 17, 4. – (6) R. Much bei Th. Hoops, Realleg. d. germ. Altertumskde 2, 8. – (7) K. B. Wiklund, Indog. Forsch. 38, 48 f.; H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 60 f. – (8) G. Erholm, CAH. 11, 62; G. Müller-Kuales, a. O. 1150. – (9) G. Erholm, a. O. 65. Über das Vorkommen der nordischen Rasse weiter östlich, im Raum südlich des finnischen Meerbusens: M. Ebert, Realleg. d. Vorgesch. 1, 342; G. Erholm, a. O. 65; vergl. 67. – (10) Ptolem., geogr. 3, 5, 8; über die Sitze der Finnen K. Müllenhoff, Dte Altertumskunde 2, 39 f.; 67 f.; Ihm, RE. 6, 2186; M. A. Castrén, Ethnol. Vorles. über die altaischen Völker 89 f.; W. Sommer, Gesch. Finnlands 1 f.; K. B. Wiklund, Realleg. d. Vorgesch. 3, 369 f.; G. Erholm, CAH. 11, 66 f. – (11) Γόθωνες Ptolem., l. c.; E. Schmidt, Ostgermanen² 195. – (12) H. Jacobsohn, a. O. 222 f.; anders K. B. Wiklund, a. O. 369. – (13) A. Alföldi, Altschlesien 5, 267 f.; Ant. Darstell. z. Kenntnis d. Kultur der Reiterhirten 11. Die Annahme eines hellenistischen Originals scheint mir nicht sicher. Die Ausführlichkeit der Nachrichten des Tacitus über die Aestii und Finnen (Germ. 45–46; dazu G. Erholm, CAH. 11, 66 f.) bleibt auffällig. Die Eröffnung des Bernsteinweges nach der baltischen Küste in neronischer Zeit (Plin., n. h. 37, 45) gibt die Erklärung (G. Erholm, a. O. 65). Auf das gleiche Ereignis wird auch die Darstellung zurückgehen. Hellenistisch ist zum Unterschied das Stück bei O. Rubensohn, Hellenist. Silbergeräte in antiken Gipsabgüssen 36 f. mit der venntiermelkenden Nomadenfrau. Zur Datierung J. Hauser, Österr. Jahresh. 8, 83 f. – (14) E. Schmidt, a. O. 196; Fund einer gotländischen Buckelhaube im Mündungsgebiet der Weichsel: G. Müller-Kuales, a. O. 1152. – (15) Zum Folgenden E. Schmidt, a. O. 200 f.; W. Weber, CAH. 11, 350 f.; Rom, Herrschertum u. Reich 308 f. – (16) Jord., Get. 4, 27 f. – (17) über germ. *avi- P. Kretschmer, Glotta 24, 7. – (18) K. Müllenhoff im Glossar von Th. Mommsens Jordanesausgabe 163. – (19) F. Specht, KZ. 66, 224 f.; ZdA. 78, 141 Anm. 3; über das Alter der Spaltung G. Müller-Kuales, a. O. 1166. – (20) Spalaei: Plin., n. h. 6, 22. – (21) K. Müllenhoff, a. O. 165; E. Schmidt a. O. 199. – (22) Zum Folgenden M. Ebert, Realleg. d. Vorgesch. 13, 112 f. – (23) G. Erholm, CAH. 11, 65 f. – (24) M. Ebert, a. O. 113 Taf. 43 C rechts; G. Müller-Kuales, a. O. 1169. – (25) J. Kovács, Dolgozatok 3, 250 f. – (26) M. Ebert, a. O. 112. – (27) Arntz-Zeiß, O. einheim. Runendenkmäler des Festlandes 23 f. – (28) Arntz-Zeiß, a. O. 22; 23. Wenn W. Krause, Germanien 1941, 462 f. die Lanzenspitze einem rückwandernden Goten des 3. Jahrhunderts zuschreiben will, so hat er übersehen, daß die Funde römischer Münzen aus Südschweden, Ostpreußen, Polen, Südwestrußland und der Moldau, die mit dem Kaiser Marcus einsetzen, mit dem Tod des Septimius Severus abbrechen. Dazu Shetelig-Falk, Scandinavian Archeology 201 f.; weitere Fundliteratur bei F. Altheim, Germanien 1939, 55 f.; Die Soldatenkaiser 79 f.; C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 49 Anm. 3. Damit entfallen die einzigen Zeugnisse, die sich für eine Rückwanderung während des 3. Jahrhunderts anführen lassen. Zu S. 463 sei bemerkt, daß andere Forscher die Urheimat der Slawen südlich der Pripet-Sümpfe, am oberen Dnjestr ansetzen (zuletzt G. Erholm, CAH. 11, 66). – (29) Mit diesem Ansatz (vergl. Germanien 1939, 50 f.; 55 f.; Rhein. Mus. 90, 205 f.) befinde ich mich in Übereinstimmung mit C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 48 Anm. 3; W. Weber CAH. 11, 350 f.; Rom, Herrschertum und Reich 308 f.; E. Schmidt, a. O. 198 f.; F. Specht, KZ. 66, 224; W. Enßlin, Rhein. Mus. 90, 14. – (30) 120 km ono. von Bombay; W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India 254 f. – (31) St. Konow, Journ. R. Asiat. Society 1912, 379 f.; A. v. Premerstein, ZdA. 60, 72 f.; R. Sittig, Scritti in onore di B. Nogara 472; Zweifel bei W. W. Tarn, a. O. 257 Anm. 2. – (32) W. W. Tarn, a. O. 417 f. – (33) W. W. Tarn, a. O. 342; 506. – (34) Zum Zeitansatz W. W. Tarn, a. O. 352; R. E. Debevoise, A Political History of Parthia 68 Anm. 40. – (35) Wecker, RE. 9, 1376. (36) Sir Aurel Stein, On Alexanders Track to the Indus 17 f. – (37) Sir Aurel Stein, a. O. Abb. 23; 38 f. – (38) J. Hackin, L'oeuvre de la délégation archeologique Française en Afghanistan 1, 4 f.; J. J. Barthoux, Les fouilles de Hadda 1–3. – (39) J. Hackin, a. O. 1, 19 f.; A. Godard, Y. Godard und J. Hackin, Les antiquités bouddhiques de Bamiyân 1 (nicht mehr erschienen). – (40) J. Hackin, a. O. 58 f.; M. Foucher, Notes sur l'Afghanistan 131 f. – (41) J. Hackin, a. O. 63 f. – (42) H. H. Schaeder, ZDMG. 75, 275. (43) 11 p. 506 ἐχρυσοφόρουν διὰ τὴν ἐμπορίαν. – (44) E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 6, 558; 8, 195 f.;

M. Rostovtzeff, CAH. 11, 94. – (45) Amm. Marc. 31, 2, 16. – (46) Northern trade route, deren Leugnung ich W. W. Tarn, a. O. 488 f., nicht zugeben kann. – (47) A. M. Tallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 176 bezeichnet Kasakstan, nördlich des Kaspischen Meeres, geradezu als migration corridor. – (48) J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung 276. – (49) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 93 f. – (50) H. Jacobsohn, a. O. 234. – (51) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 95; 97. – (52) SAH., v. Marci 22, 1; v. Pii 5, 5; Ptolem., geogr. 2, 13, 2: Alanen in Noricum. Dazu J. Junge, Sakastudien 79. – (53) L. Schmidt, a. O. 200. – (54) F. Altheim, Rhein. Mus. 90, 192 f. Der Aufsatz von E. Hohl, Klio 34, 264 f., ist, wie ich ausdrücklich bemerke, noch ohne Kenntnis meiner Aufstellungen geschrieben. Deshalb erübrigt sich ein Eingehen. Nur grundsätzlich sei bemerkt, daß H. den Biographen des Maximin von vornherein als Fälscher ansieht. Damit setzt er voraus, was bewiesen werden müßte. Ich bleibe dabei, daß jede Nachricht einzeln auf ihren Wert geprüft werden muß. Das ist der einzige Weg, um Wertvolles von Erfindung und, wenn man will, Fälschung zu scheiden. – (55) M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 147 f.; Yale Class. Stud. 5, 192; 268; 298; Mon. Piot 6, 137 f. – (56) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97. – (57) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97; Yale Class. Stud. 5, 169; 175. – (58) Boll. Comm. Arch. 40, 112, Nr. 28; B. Latyschew, Inscr. Orae Sept. Ponti Eux. 2, 296 Nr. 862; CIL. 6, 5207. Dazu M. Rostovtzeff, CAH. 11, 96 Anm. 2. – (59) M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 216 f. – (60) Über die letzten Ausgrabungen: Amer. Journ. Arch. 1939, 121 f.; Dauer der Reichszugehörigkeit: a. O. 122; M. Rostovtzeff, a. O. 217; vergl. Yale Class. Stud. 5, 198 Anm. 47. – (61) Zusammenfassend E. Diehl, RE. 7 A, 1850 f.; über den Fall von Tyras 1862. Jos. 1, 42, 1 ist es in gotischer Hand. Ausgrabungen: P. Nicorescu, Ephem. Dacoromana 2, 378 f. – (62) M. Ebert, Südrußland im Altert. 228; A. Alföldi, CAH. 12, 142; M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 192; L. Schmidt, a. O. 210.

Carl O. Wanckel
Germanische Sinnbilder im nordöstlichen Raum

Es ist zwischen Märschen und Gefechten im russischen Krieg wenig Gelegenheit geblieben, sich mit anderen als den Dingen des Krieges zu befassen. Dort jedoch, wo man an ruhigeren Tagen erhaltenen Bauernhäusern begegnete, war man erstaunt über den im Verhältnis zu allen anderen Gegenständen reichen und vielfältigen Schmuck. Diese schmuck- und sinnbildfreudige Form des russischen Hauses findet sich allein an den alten Gebäuden, während Schmuck den Häusern, die in den letzten 20 Jahren gebaut sind, fast immer fehlt oder durch sinnbildlose Verzierungen in geometrischen Formen ersetzt wird.

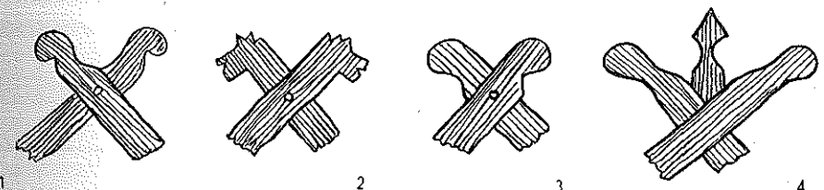
Der Raum, in dem nachstehende Beobachtungen gemacht sind, ist sehr unterschiedlich in bezug auf sein Volkstum. Er ergibt sich im wesentlichen aus dem Weg des Verfassers im nördlichen Teil Rußlands, der durch litauisches, polnisches, weißrussisches Gelände führend, endlich in Ingermanland vorläufig endet.

Es wäre eine schöne und befriedigende Aufgabe, durch systematische Forschung in diesen Gebieten gründlichere Feststellungen zu treffen und dabei auch etwa die Unterschiede zwischen den einzelnen genannten Volksgruppen genau festzustellen. Es soll der Zweck dieser kleinen volkskundlichen „Reisebeschreibung" sein, hierzu anzureizen. Es muß jedoch festgehalten werden, daß allein aus dem vorliegenden und dem Verfasser bekannten Material bereits jetzt der Schluß auf erheblich starke deutsch-germanische Einflüsse im russischen Hausbau gezogen werden kann, wenn man nicht überhaupt das russische Holzhaus als Erfolg germanischer Pionierarbeit durch längere Zeiten ansehen will. Es bleibt dabei vorläufig gleich, welchem der vielfachen germanischen Einflüsse im russischen Raum man dabei den Preis zuteilen will.

Durch den Blockhausbau sind die Stellen, an denen wir Verzierungen suchen und finden, beschränkt. Es sind im wesentlichen am Äußeren des Hauses Tür, Fenster und Giebel. In

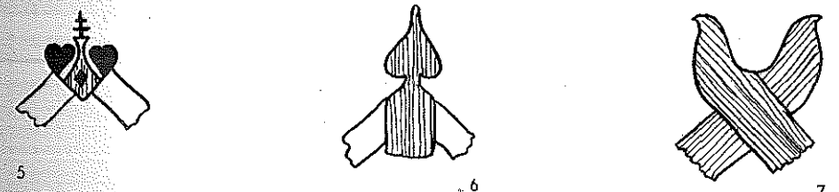
Gegenden, wo ein Verkleiden des Blockhaus mit Brettern üblich ist, kommen dann noch die Hausecken hinzu.

Auch an älterem Hausrat finden sich schöne, sinnbildreiche Verzierungen, doch ist es selten, solchen Hausrat zu finden, da er, meist zerstört – oft verschleppt, sich außerdem nur in älteren Häusern erhalten hat. Die Anzahl der hölzernen Häuser mit einem Alter von über 30 bis 40



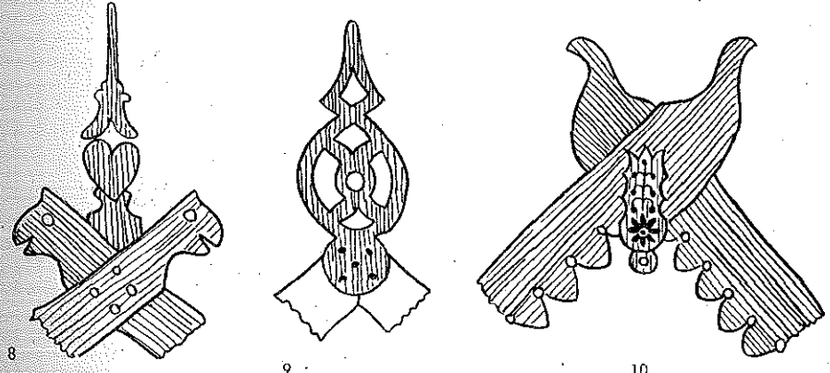
1 2 3 4

Jahren ist sehr gering, weil das allgemein feuchte Klima, das Fehlen jeder Vorbeugung gegen den Verfall des Holzes und die grenzenlose Verlotterung unter der sowjetischen Herrschaft diese bereits weitgehend zum Verschwinden brachten. Der Ausdruck „sterbendes Dorf" trifft hier oft zu. Bleibt einmal eine Ahnung von der früheren freundlicheren Schönheit



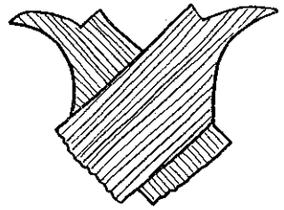
5 6 7

eines Dorfes, so kann man von Glück sagen. Alles Übrige ist verfallen oder geht dem Verfall entgegen, da niemand Interesse daran hat, etwas zu erhalten, was ihm nicht gehört und aus dem er jeden Augenblick vertrieben werden kann. Etwas besser ist dies Bild lediglich im Raum der früheren Baltenstaaten und in einem Teil des Gebietes, das die Sowjets als Erbe Polens an sich rissen, weil hier die Bolschewisierung noch nicht so schnell wirken konnte.

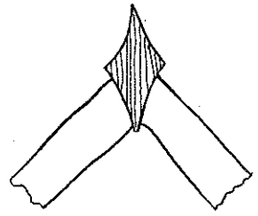


8 9 10

Von Ostpreußen ausgehend finden wir noch weit ins litauische Gebiet hinein die aus dem niedersächsischen Hausbau hervorgegangene Kreuzung der Giebelbalken oder -bretter und deren Verzierung mit mehr oder minder stilisierten Tierkopfornamenten (Zeichnungen 1–4, 7, 8, 10, 11). Je mehr wir uns dem russischen Gebiet nähern, und in diesem selbst, werden

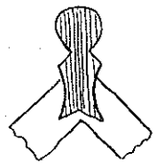


11

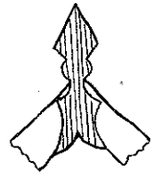


12

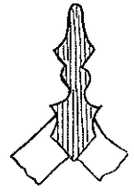
diese Giebelzieren abgelöst durch kunstfertig verzierte Bretter, meist gesägt, die am Giebel mit Nägeln befestigt sind (Zeichn. 5, 6, 9, 12, 13–19). Daß hierbei bewußt Sinnbilder verwendet sind und diese als Heilszeichen angebracht wurden, ergibt sich schon aus den beigefügten Zeichnungen. (Das geringe Filmmaterial des Verfassers wurde durch Wassereinwirkung fast völlig verdorben.)



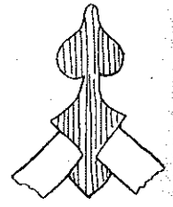
13



14



15

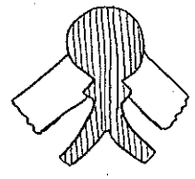


16

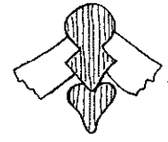
Auch der obere dreieckige Teil des Giebels wird oft mit Sinnbildern verziert, meist indem die Bretter oder Balken als Rauten oder in Form einer Halbsonne eingebaut werden (Zeichn. 33 a, 33 b).

An Tür und Fenster, aber auch an besonders reich verzierten Giebeln erregen feine Sägearbeiten die Aufmerksamkeit. Sie haben neben reinen, oft recht fantasiereichen Schmuckformen

17

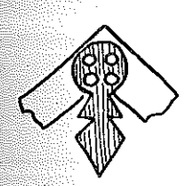


18

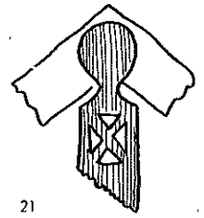


19

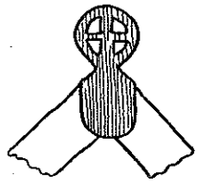
auch meist reichen Gehalt an Sinnbildern. So finden wir hier das Herz (Zeichn. 5, 8, 19, 39, 44), das Radkreuz (Zeichn. 22, 26, 44, 82), die Raute (Zeichn. 12, 16, 17, 19, 49, 50, 53, 82), Halbsonnen (Zeichn. 38, 46), Tierpaare (Zeichn. 39, 41, 43), Schwan (?) (Zeichn. 83), Wendel, Doppelwendel (Zeichn. 24, 25, 40, 41, 45), Sechs- und Achtstern (Zeichn. 10, 23, 27, 34–37,



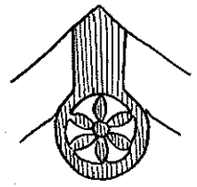
20



21



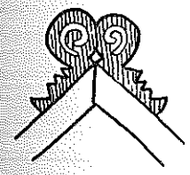
22



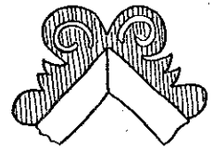
23

42, 48), Odalrune (Zeichn. 9, 41, 54, G), Lebensbaum (Zeichn. 10, 43, 47, 49–51, 57, 79–81), Malkreuz (Zeichn. 50, 52, 54 J).

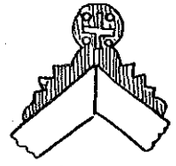
Stilistisch besonders schöne Sinnbilder sind an den Eckbrettern der Häuser, mit denen man die Balkenköpfe vor der Fäulnis schützt, jedoch nur an älteren Häusern festzustellen (Zeichn. 49



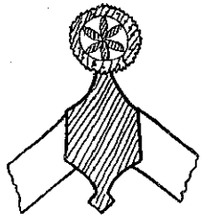
24



25

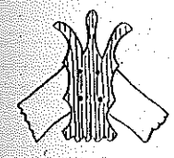


26



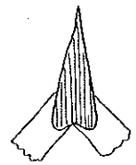
27

bis 53). Wie sehr diese Zeichen hier als bewußtes Sinnbild zu werten sind, beweist allein die Tatsache, daß an einigen Häusern an Stelle der alten Heilszeichen der Sowjetstern oder die stilistisch scheußliche Verbindung von Hammer und Sichel angebracht wurden. Dabei ist darauf hinzuweisen, daß gerade der Stern, ob als fünfzackiger Sowjetstern oder auch sonst nicht als Sinnbild an alten Häusern auftritt.

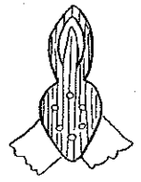


28

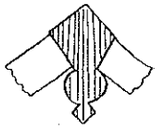
29



30

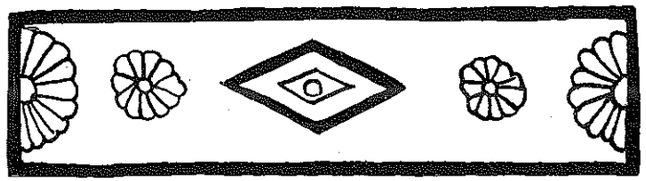


31



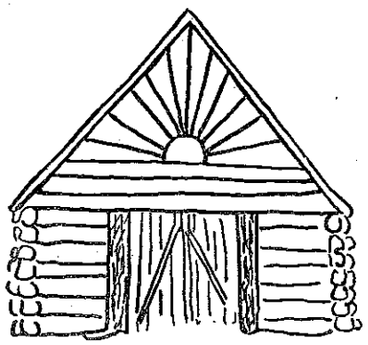
32

Im litauisch-polnischen Randgebiet sind die Luftlöcher über den Scheunentoren häufig in der Form des Eisernen Kreuzes eingeschnitten (Zeichn. 55). Daß es sich dabei nicht um eine willkürliche Formgebung handelt, wird deutlich, wenn sich diese Form auf einem verhältnis-

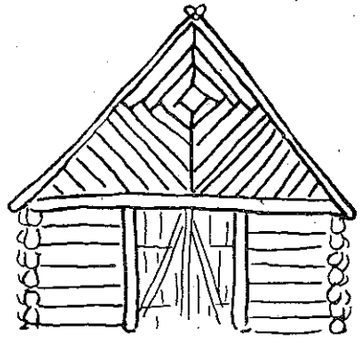


33

mäßig gepflegten Gutshof auf ehemals polnischem Gebiet fünffach am Scheunentor als Schmuck aufgesetzt findet (Zeichn. 56).
Luftlöcher in Scheunengiebeln sind fast immer als Sinnbilder geformt. Nur in seltenen Fällen

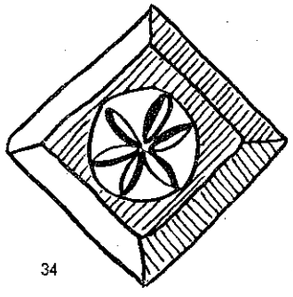


33 a

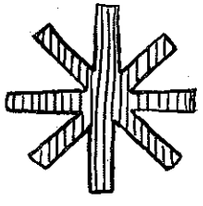


33 b

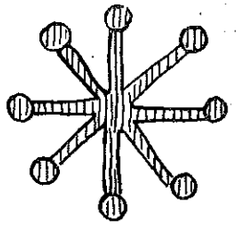
hat man, lediglich dem Zweck entsprechend, einfache Vierecke aus den Brettern gesägt. Es finden sich der Kreis, Halbbogen, Raute, Malkreuz, odalähnliche Formen, Halbmond (Zeichn. 54 A–J).



34

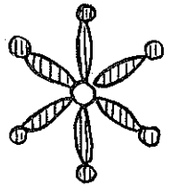


35



36

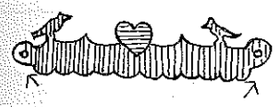
An den häufig vorgebauten Lauben über den Türen beobachtet man in mehr oder weniger kunstvoller Form den Sechsstern, weniger häufig auch den Achtstern (Zeichn. 35–37).
Wenige Reste alter Farbanstriche lassen ahnen, daß früher dem an sich lebhaften Bilde eines



37

38

Hauses durch Farbigkeit noch besonderes Leben gegeben wurde. Allerdings entsprechen die Farben in ihrer Zusammenstellung nicht immer unserem Geschmack; denn es besteht eine bewußte Vorliebe für grelle Zusammensetzungen. Es darf nicht erstaunen, wenn man an einem Fenster Ockergelb neben knalligem Lila und beißendem Grasgrün anwendet.
Im Innern der Häuser, die man ihrer kriechenden Bewohner und des starrenden Schmutzes wegen nur zögernd betritt, bildet der große Ofen die Mitte. Er dient in einem flacheren Teile zugleich als Lagerstatt. Die Wände sind weiß oder in blassem Rosa – Blau – Lila – Grün getüncht, wobei das Weiß vorherrscht. Fast überall – auch im sowjetischen Teil – blieb die



39

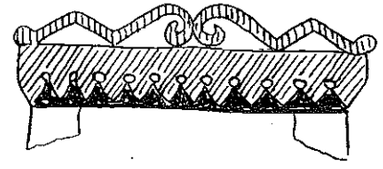
40

41

42

43

44



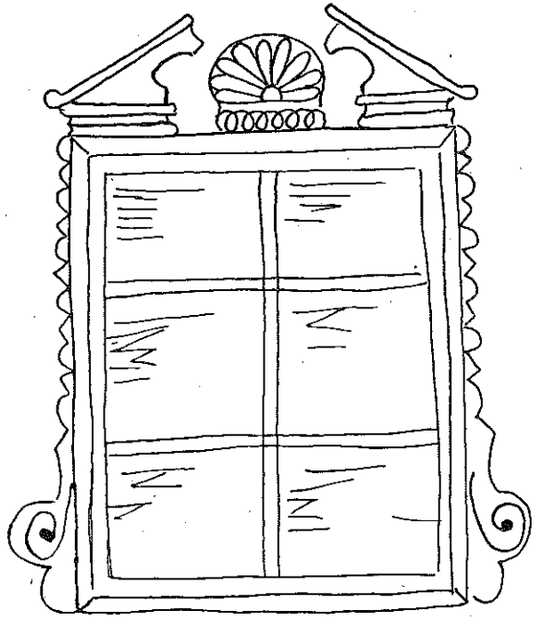
45

Ikonenecke erhalten. Die Ikonen sind überall kaum älter als 30 bis 40 Jahre. Meist ist es billige Massenware, die durch grelle Buntheit und Aufwand von Goldrahmen und Goldgeranke das Auge fesselt. Auch selbstgefertigte Papierblumen sind dort zu finden, die mit viel Geschick in blauem, rotem, grünem und weißem Papier gefertigt sind. Hier treffen wir wieder auf Sechs- und Achtstern und besonders verzierte Rauten.

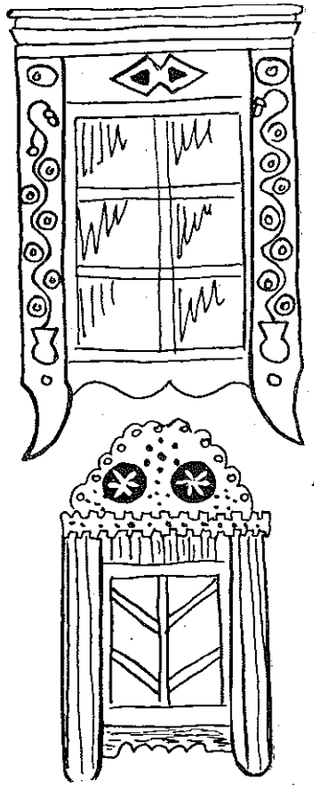
Wandbemalung fand der Verfasser nur einmal in einem Haus an der litauisch-weißrussischen Grenze. Dabei handelte es sich um ungelenke Darstellungen des Lebensbaumes, die in rot, blau, grün und schwarz und in ziemlicher Größe über die weißgekalkten Wände verteilt waren. Gerade diese bäuerliche Einfachheit ließ jedoch die Malereien besonders reizvoll erscheinen (Bild 57 A–F).

Wenige alte Hausgeräte, wie Spinnräder oder Flachshalter zeigten Bemalungen mit Blumen in Form von Sechs- und Achtstern, Herz mit und ohne Vogelpaar.

Auch dort wo die Verzierungen keine Sinnbilder waren, weisen sie durch ihre Form und ihren Stil auf germanische Elemente hin (Zeichn. 58–78). Dies war sehr deutlich an der Süd-



46



47

48

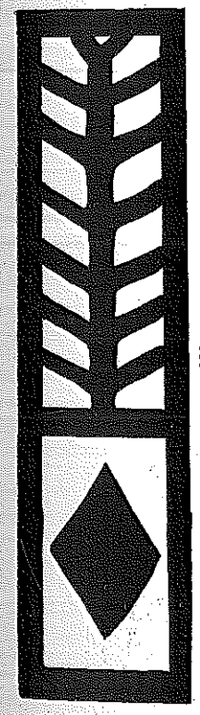
grenze des Ingermanlandbezirks zu spüren, wo plötzlich rein östliche, beinahe türkisch-tatarisch anmutende Ornamente in Erscheinung traten.

Diese Darstellung verfolgt lediglich den Zweck, anzuregen und etwa gesammeltes Material zusammenzuführen. Sie sind die Summe von Zufallsfunden auf einem Wege, dessen Verlauf der Verfasser nicht bestimmen konnte. Da durch die Umstände des Krieges und fehlendes Filmmaterial häufig auf das Festhalten vieler Dinge verzichtet werden mußte, bleibt der Aufsatz auch sonst Stückwerk. Es wäre jedoch erfreulich, wenn sich weiterer Stoff fände oder eine planmäßige Arbeit die Richtigkeit der Annahme germanischer Elemente in Hausbau und Volkskunst der Russen bestätigte.

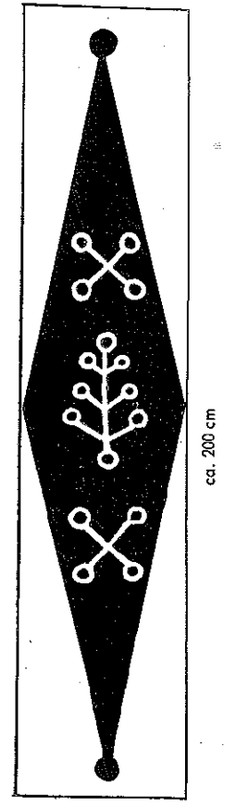
Anhang.

Kurz nach Beendigung der vorstehenden Hinweise wurde ich auf das Buch „Zinnebeelden in Nederland" von W. F. van Heemskerck-Düker und H. J. van Houten aufmerksam.

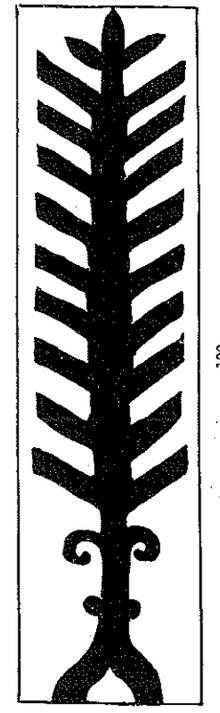
Die auffällige Gleichheit vieler Formen ist eine schöne Bestätigung obiger Vermutung.



49



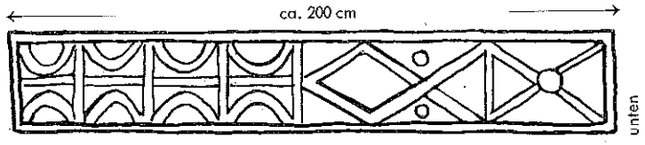
50



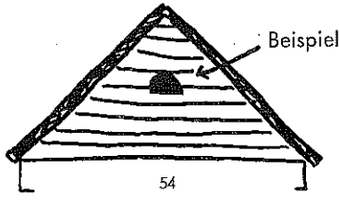
51

Für den Leser, dem das Buch zugänglich ist, füge ich nachstehende Tabelle bei. Die erste Nummer gibt die Seitenzahl im Buch von Heemskerck-Houten an, die zweite die Nummer unserer Zeichnung.

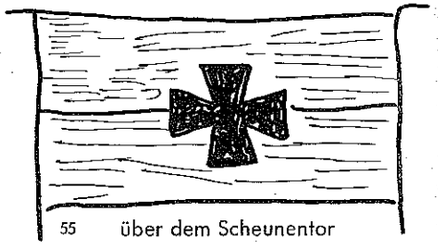
Heemskerck-Houten S. 57 Zeichn. Nr. 9
Heemskerck-Houten S. 63 Zeichn. Nr. 27
Heemskerck-Houten S. 69 Zeichn. Nr. 46
Heemskerck-Houten S. 84 Zeichn. Nr. 84
Heemskerck-Houten S. 85 Zeichn. Nr. 85

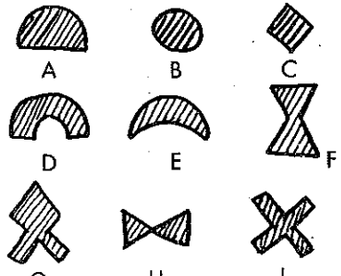


52

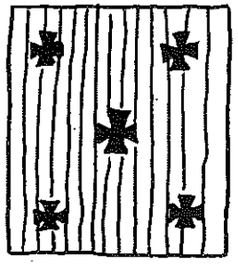


54


55 über dem Scheunentor

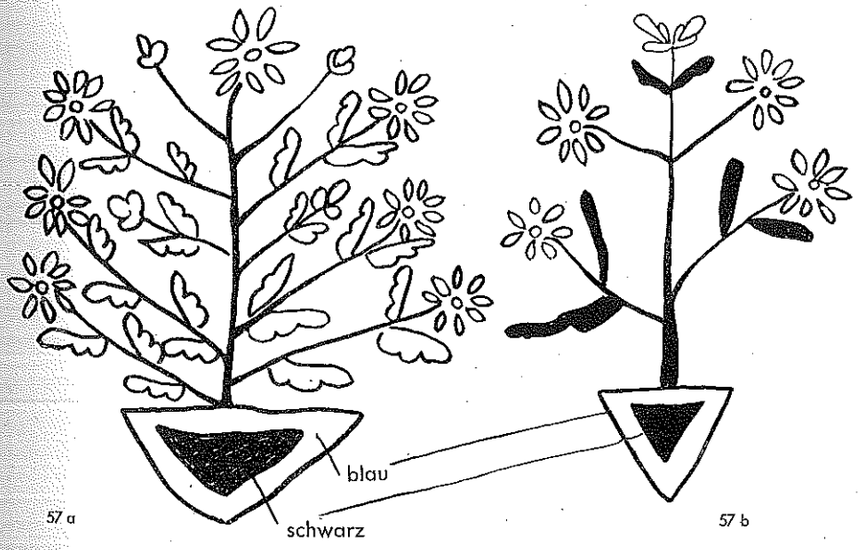


53

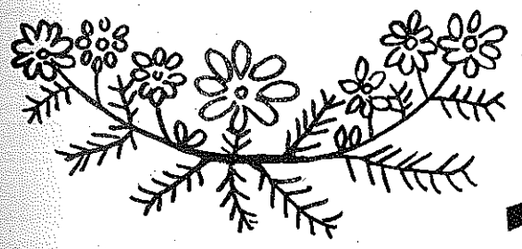

56 Scheunentor

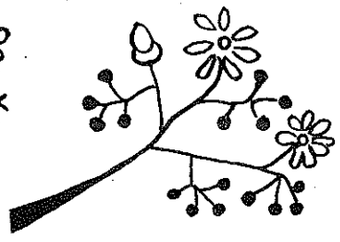
Eine innere Verwandtschaft ist weiter festzustellen bei den Bildern:

Heemskerck-Houten S. 128-130 Zeichn. Nr. 1-3 u. 8
Heemskerck-Houten S. 133-135 Zeichn. Nr. 83
Heemskerck-Houten S. 96, 98, Zeichn. Nr. 86
Heemskerck-Houten S. 100, 101, Zeichn. Nr. 86

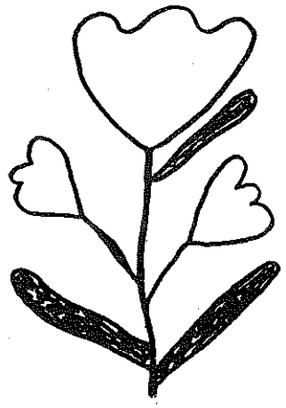


57 a
57 b

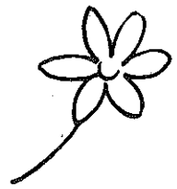

57 c


57 d

Dies soll nur als Hinweis gelten. Man kann die Vergleichung noch vermehren. Die Annahme, die sich zuerst aufdrängt, daß hier holländische Einwanderer in Rußland befruchtend wirkten, hält jedoch nicht stand, wenn man bedenkt, wie weiträumig das Gebiet ist, in dem die Zeichnungen zu diesem Beitrag gemacht wurden.



57 e

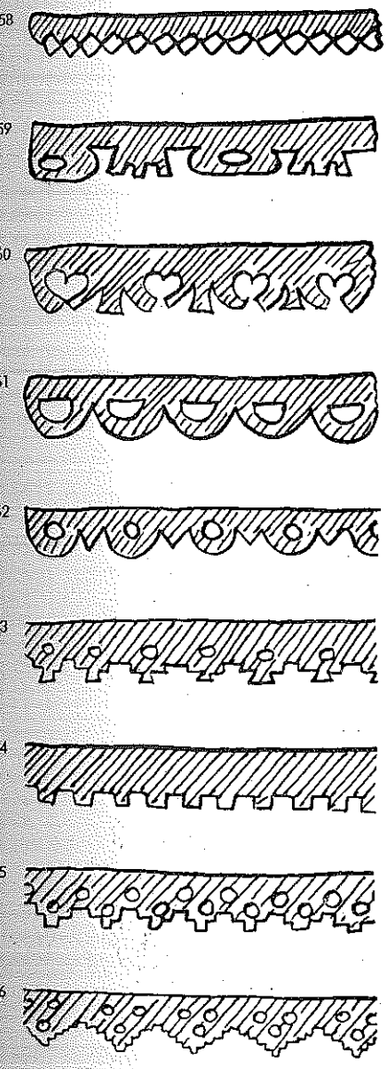


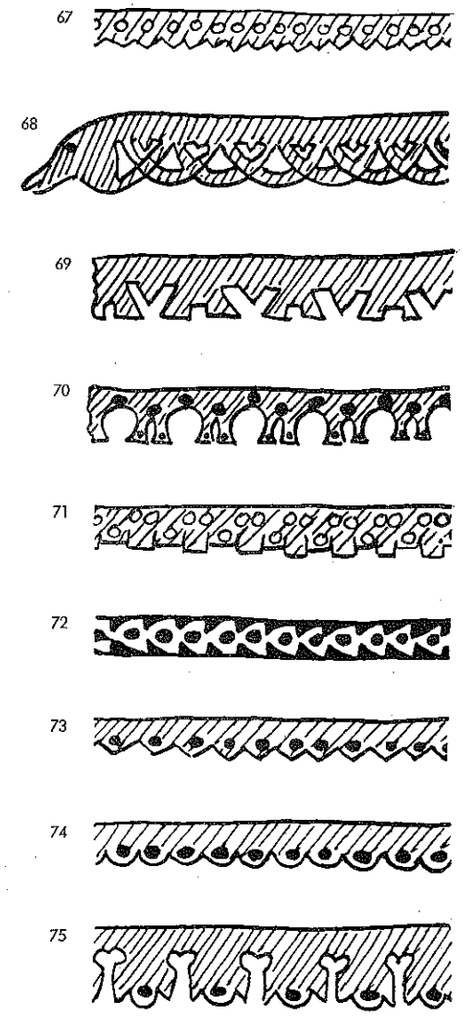
57 f

Ortsnamen-Verzeichnis:

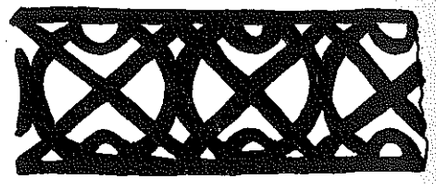
1 Litauen bei Olita (Alautis)
2 Litauen bei Olita (Alautis)
3 Litauen bei Olita (Alautis)
4 Kocieniki (litauisch-polnisch)
5 Kocieniki (litauisch-polnisch)
6 Hwosdowicze bei Komaja (polnisch)
7 Zuki bei Postawy (weißrussisch)
8, 9 } bei Postawy (weißrussisch)
10 Zuki (weißrussisch)
11 Zuki (weißrussisch)
12 Klinowe bei Luszki (russisch)
13, 14, 15, 16, 17 } bei Disna an der Düna (russisch)
18, 19 } bei Alexandrowka (russisch)
20 Michalkino bei Noworscheff
21 Kamenka (russisch)
22 Kusnezowa
23 Schalgino
24, 25, 26 } an der Straße nach Petersburg nördlich Nowgorod
27 Wolnaja Goria ostwärts Nowgorod
28, 29 } Zuki bei Postawy (weißrussisch)
30 Klinowe bei Luzski (weißrussisch)
31 bei Gontscharowo (russisch)
32 bei Alexandrowka (russisch)
33 Litauen (typische Formen)
34 Witkoroscze (litauisch-polnisch)
35 bei Zerkowitsche (russisch)
36 an der Düna
37 Gontscharowo (russisch)
38 Chutyei bei Nowgorod (russisch)
39 Kocieniki (litauisch-polnisch)
40, 41 } Hwosdowicze bei Komaje (polnisch)
42 Pietrahy bei Postawy (weißrussisch)
43 Zuki bei Postawy (weißrussisch)
44 Michalkino bei Noworscheff
45 wie bei 43
46 wie bei 38
47 wie bei 42
48 wie bei 42
49 Gribowo bei Noworscheff (russisch)
50 Gorjaschewo (russisch)
51 etwa 5 km südwestlich Noworscheff
52 Sforokino (russisch)

53 wie bei 38
54 an der Düna bei Disna (Typen)
55 wie bei 4
56 Kotzowscyna (polnisch)
57 wie bei 34
58, 59 } wie bei 1–3
60 wie bei 1-3
61, 62 } wie bei 4
63, 64 } wie bei 6
65, 66 } wie bei 42

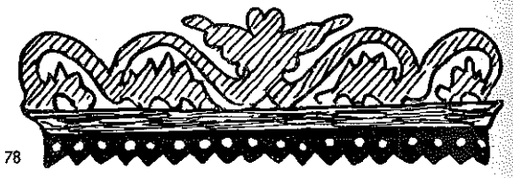


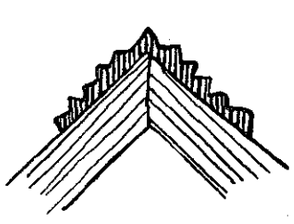


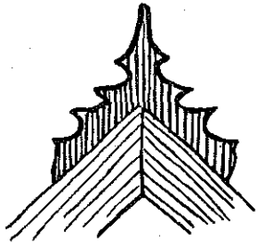
67 wie bei 42
68 wie bei 6
69, 70 wie bei 10
71, 72 wie bei 42
73 wie bei 12
74 wie bei 12
75 wie bei 31
76 wie bei 21
77 wie bei 42
78 wie bei 7
79, 80 zwischen Nowgorod und Ladogasee (russisch)
81, 82, 83 zwischen Nowgorod und Ladogasee (russisch)
84 Kortschilowo (russisch)
85 Zuki bei Postawy
86 an der Düna bei Zerkowitsche.

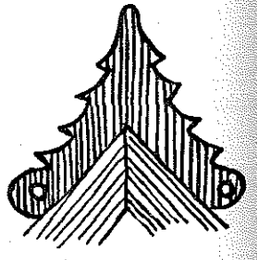

76

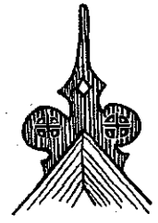
77

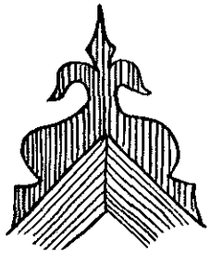

78


79


80


81


82


83

84

85

86

Hanns A. Potratz / Zweikampf und Schicksalsfindung

Im 13. Jahrgang dieser Zeitschrift hat E. Cornelius eine kleine Studie dem Zweikampf gewidmet (1). Der Verfasser führt eine Anzahl von alten Zeugnissen an, die den Zweikampf bei den indogermanischen Völkern seit alters im Gebrauch zeigen. Er glaubt dabei zu der Feststellung zu gelangen, daß den ältesten Zweikämpfen noch nicht der Sinn des Gottesgerichtes untergelegen habe.

Es will mir scheinen, daß mit diesem Schluß doch das wesentliche Kennzeichen der altindogermanischen Zweikämpfe verkannt wird. Zwar hat Cornelius schon recht, daß sich im Zweikampf nicht die Götter offenbarten. Aber das ganz persönliche Schicksal der Streiter wurde in ihm sichtbar, dem entgegenzuarbeiten auch der äußersten Tapferkeit unmöglich war. Ich finde immer, daß die Schicksalsverfallenheit der germanischen Menschen nicht genügend berücksichtigt wird, die das Schicksal allerdings nicht als das sinnlose Wirken einer fernen Macht erkannt hat, sondern welche die Zwangsläufigkeit des menschlichen Handelns und Vermögens in seiner Abhängigkeit von den ererbten Kräften zutiefst eins wußte.

An den Anfang einer Erörterung über den Zweikampf werden wir die Beobachtung des Tacitus stellen müssen (2): »Um den Ausgang schwerer Kriege zu erraten, bedienen sich die Germanen noch einer anderen Art von Wahrzeichen. Sie suchen auf jede Weise einen Mann aus dem Volke, mit dem sie im Kriege liegen, in ihre Gewalt zu bekommen und lassen ihn dann mit einem aus ihrer Mitte Auserwählten – einen jeden in den Waffen seines Landes – kämpfen. Den Ausgang des Zweikampfes betrachten sie als Vorbedeutung für den Ausgang des ganzen Krieges.«

Hier ist es deutlich, daß der Zweikampf in einen großen überweltlichen Zusammenhang gestellt ist. Aber noch ein weiteres zeigt diese Überlieferung. Das Schicksal des Einzelnen ist so untrennbar mit dem seines Volkes verbunden, daß beide notwendig gleichlaufen müssen. Der Führungsauftrag, der dem auserwählten Einzelnen von der Volksgemeinschaft übertragen wird, erhält von dieser Sicht jene sakrale Bedeutung, die wir noch im Mittelalter an manchen Zügen des deutschen Königstums beobachten können.

Der Zweikampf ist die Schicksalsfindung für den Einzelnen, für die Volksgemeinschaft. Diese Form der Erkenntnis des augenblicklich Notwendigen, der Beschaffenheit des Fadens der Nornen, geht weit in die indogermanische Vergangenheit zurück.

In unser aller Erinnerung ist jener sagenumwobene Kampf aus der Frühzeit Roms, bei dem die Brüderpaare der Horatier und Curiatier gegeneinander antraten (3). Obwohl es bei diesem Kampf des aufstrebenden Roms mit seiner Rivalin Alba Longa um Sein oder Nichtsein jeder Seite ging, standen beide Parteien nicht an, ihr Schicksal je drei Brüdern zu übertragen. Der Ausgang des Kampfes sollte Sieg oder Niederlage des ganzen Volkes bedeuten.

Deutlicher als in der oben erwähnten Stelle des Tacitus, die zunächst mehr den Eindruck einer Befragung – eines Orakels – macht, zeigt sich hier, daß das Schicksal des Einzelnen mit dem seines Volkes aufs engste verbunden ist. Leider ist nicht klar genug zu erkennen, ob das für jeden Beliebigen oder nur für den besonders Erwählten gilt. Die letztere Meinung hat mehr Gründe für sich, wenngleich das in den Quellen nicht ausdrücklich hervorgehoben wird.

Aber in dieser römischen Stammessage aus der Mitte des 1. Jahrtausends v. d. Zw. haben wir noch nicht die älteste Bezeugung der Schicksalsbefragung durch beauftragte Kampfesträger. Ich habe schon einmal an anderer Stelle auf die Spur eines solchen Kampfes im hethitischen Schrifttum hingewiesen (4). Hans Ehelolf hat eine Festbeschreibung aus den Tontafeln des hethitischen Staatsarchivs von Boğazköy mitgeteilt, das durch deutsche Ausgrabungen vor dem Weltkriege entdeckt wurde, deren hauptsächliche Handlung in einem Scheinkampf zweier Gruppen gegeneinander besteht (5). Ich lasse hier den Wortlaut nach der Übersetzung Ehelolfs folgen (6):

»9 Darauf teilt man die wehrbare Mannschaft ab in Hälften, und diese benennt man:
10 ihre (eine) (ab)geteilte Hälfte heißt man ‚Männer von der Stadt Hatti',
11 ihre (andere) (ab)geteilte Hälfte aber heißt man ‚Männer von der Stadt Māša'.
12 Und es haben die Männer der Stadt Hatti Waffen aus Bronze, die Männer der Stadt Māša aber
13 haben Waffen aus Rohr. Nunmehr kämpfen sie miteinander,
14 und die Männer von Hatti siegen; sie ergreifen einen Gefangenen
15 und überantworten ihn der Gottheit. Danach schaffen sie die Gottheit hinauf und
16 bringen sie fort in den Tempel. Das GIŠZAG·GAR·RA stellen sie hin,
17 ein Brot von einer ‚Handvoll' brechen sie, Bier bringen sie als Gußopfer dar, die šašannaš (7) stellen sie hin.«

Es handelt sich also um den Kampf zweier Gruppen gegeneinander, deren Stärke nicht angegeben ist. Die eine wird als »Leute von Hatti« – also als Hethiter –, die andere als »Leute von Māša« (d. i. einer anderen kleinasiatischen Stadt) bezeichnet. Beide aber haben eine unterschiedliche Bewaffnung: während die Hethiter mit Bronzewaffen kämpfen, sind die Māšaleute nur mit Holzwaffen versehen. Damit ist also für einen ganz bestimmten Ausgang dieses Schaukampfes vorgesorgt. Die Hattileute sollen die Vertreter von Māša besiegen.

Man bezeichnet solche Begegnungen zwischen Partnern von ungleicher Kampfstärke als »Scheinkämpfe«, weil ihnen die Ehrlichkeit des Ergebnisses fehlt. Für solche Scheinkämpfe liegen eine Anzahl völkerkundlicher Vergleiche vor, auf die bei der Besprechung des Ehelolfschen Aufsatzes hingewiesen worden ist (8). Eine weitere Parallele, auf die mich mein Lehrer Joh. Friedrich in Leipzig aufmerksam gemacht hat, habe ich selbst angeführt (9). Diese Fälle können aber mit der hethitischen Quelle in keine geschichtliche Verbindung gebracht werden. Sie scheiden daher für unsere Betrachtung aus.

In der hethitischen Festaufführung war also von vornherein beabsichtigt, daß die Hattileute Sieger wurden. Versuchen wir den Sinn dieser zunächst rätselhaften Anordnung zu erfassen, so können wir wohl kaum darin fehlgehen, daß das Ritual eine für die Hethiter siegreiche Schlacht der Vergangenheit in der Erinnerung der Nachwelt festzuhalten sich bemühte. Diese Auffassung des Festspiels als Niederschlag einer geschichtlichen Begebenheit hat auch schon Ehelolf selbst vorgetragen (10). Man kann es für wahrscheinlich halten, daß diese Schlacht bei der hethitischen Landnahme stattgefunden hat.

Die Auswahl bestimmter Mannschaften nun, glaube ich, läßt die Vermutung zu, daß die Entscheidung in der geschichtlichen Wirklichkeit gleichfalls durch eine begrenzte Zahl auserwählter Einzelkämpfer erfochten worden ist. Damit hätten wir also auch in diesem hethitischen Ritual eine alte Bezeugung des Zwei- bzw. Gruppenkampfes als eines Mittels zur Schicksalsfindung vorliegen, wie er schon in altindogermanischer Vorzeit bestanden zu haben scheint.

Auch wenn wir das erwähnte Zeugnis des Tacitus nicht hätten, dürften wir das Vorhandensein des Zweikampfes in diesem Sinne im vorchristlichen Germanentum aus der großen Bedeutung des »Gottesurteils« im kirchlichen Mittelalter schließen. Das Gottesurteil kann nicht auf die christliche Lehre zurückgeführt werden, der es ausgesprochen zuwiderläuft. Es ist also so, daß die Kirche ein vorchristliches Geistesgut übernehmen mußte, weil es zu stark in der germanischen Vorstellungswelt befestigt war. Allerdings mußte man den Zweikampf der christlichen Lehre anpassen. Und dieser Weg zum »Gottesurteil« ist sehr aufschlußreich.

Der klaren indogermanischen Denkungsart hat es ferngelegen, im Zweikampf eine absolute Wahrheitsfindung zu sehen. Das zeigt sehr deutlich der Kampf der Horatier und Curiatier. Das war kein Gottesurteil, das darüber entschied, daß nur der »gerechte« Teil Sieger bleiben konnte. Mir will scheinen, daß hier am klarsten deutlich wird, daß man in wirklichkeitsnaher Erkenntnis die Schicksalsstunde gekommen sieht, der man mit äußerster Tatkraft aber nicht mit Selbstaufgabe entgegensieht. Man kämpft, aber geht verlierend nicht unter, weil zwar das Schicksal gegen einen steht, aber der Wert und die Ehre davon nicht betroffen werden können.

Diesem großartigen Wirklichkeitssinn, der die weltweite Freiheit der Person geschaffen hat, wird durch die Einführung des christlichen Gottesgedankens die Grundlage entzogen. Setzt man an die Stelle des Schicksals, d. i. der Gunst oder Ungunst der Stunde, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, dann wird die Gleichung eine andere. Es zeugt von persönlicher Größe und klarem Denken, sich dem Unabänderlichen zu unterwerfen. Entscheidet aber die Allmacht selbst, dann bedeutet die Niederlage Verwerfung des Unterlegenen. Der Zweikampf erhält dadurch einen absoluten Sinn, der ihm ursprünglich nicht innegewohnt hat und der auch im Widerspruch zur Wirklichkeit steht. Bei der Neigung der mittelalterlichen Kirche, den offenbaren Gegensatz der Erscheinungswelt mit der christlichen Lehre durch rein theoretisches Nachdenken und weltabgewandtes Meditieren zu lösen, mußte das Gottesurteil dann jene verstiegene Form religiöser Entartung annehmen, die das Bild des mittelalterlichen Lebens in ganz uneuropäischer Weise verdüstert.

Trotz alledem ist der Zweikampf in seinem ursprünglichen Sinn durch die Jahrhunderte erhalten geblieben. Wohl am deutlichsten ist er noch in der studentischen Mensur erhalten. Die zunächst mögliche Deutung, daß eine Beleidigung dem Herausforderer am Leibe gestraft werden solle, wird durch die Ungewißheit des Ausganges des Zweikampfes widerlegt. Eine schwache Konstitution oder eine ungeübte Handhabung von Rapier und Säbel können durch eine Ehrenkränkung kaum zur kämpferischen Gleichwertigkeit erhoben werden. Und in der Tat hat wohl auch noch niemand eine Abfuhr als unehrenhaft empfunden. Ehrlos ist, wer eine Herausforderung einsteckt, nicht aber der, der einem überlegenen Gegner unterliegt. Hierin liegt aber auch der seit jeher erkannte menschenbildende Wert der Mensur, die dazu erzieht, sich den Erfordernissen der augenblicklichen Lage zu stellen, ohne Rücksicht auf den Ausgang des Treffens.

Fraglos gehört die restlose Erfassung des Problems des Zweikampfes in einen größeren Zusammenhang, als er hier gegeben ist. Der Sinn dieser Betrachtung war nur, auf die alten

Ursprünge des Zweikampfes hinzuweisen, auf seine Verflechtung in uraltem Kult und in dem tiefen Schicksalsglauben unserer indogermanischen Vergangenheit.

Es wird nötig sein, über den Schicksalsglauben der Germanen umfangreiche und gründliche Untersuchungen anzustellen. Die Germanenkunde leidet zur Zeit daran, daß man ihre Gesamtheit zu viel von den altisländischen Sagas her deuten will. So unschätzbar uns die Sagas als die älteste größere Schriftquelle aus germanischem Bereich sind, und so einzigartig sie als literarische Schöpfung dastehen, ebenso sicher aber ist es, daß diese Quelle nur noch ein gebrochenes Germanentum spiegelt. Dieses aus der Zeit eines gewaltigen Umbruches innerhalb des Germanentums stammende Schrifttum, das durch die Wikingerbewegungen deutliche synkretistische Züge erhalten hat, ist in seinem religiösen Gehalt zum Teil durch schon seit langem eingesickerte christliche Lehren entstellt. Es läßt uns – weil schon von des Zweifels Blässe angekränkelt – nur noch einen Ausschnitt altgermanischer Gläubigkeit erkennen. Aber alle diese Fragen bedürfen einer breiten quellenmäßigen Untersuchung.

Indogermanische und germanische Religiösität sind heute noch weitest unerforschte Gebiete. Es ist zu wünschen, daß die zur Sache Berufenen einmal in großem Umfange Quellen und Grundlagen der Forschung bekanntgeben. Wir werden dann in manchen Punkten umlernen müssen. So soll auch diese Betrachtung nur ein Hinweis sein, der einmal in einen großen Zusammenhang gestellt, anderen Umfang und andere Bedeutung haben mag.

(1) Cornelius, F.: Zur Vorgeschichte des Zweikampfes. Germanien 13, 1941, S. 249–51. – (2) Tacitus, Germania cap. 10. Die Übersetzung folgt E. Woyte, Verlag Reclam jun. Leipzig 1925. – (3) Livius I 24. – (4) Potratz, Hanns, A.: Das Pferd in der Frühzeit, Rostock 1938, S. 19 f. – (5) Ehelolf, H.: Wettlauf und szenisches Spiel im hethitischen Ritual (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil. hist. Kl. XIII. Berlin 1925, S. 267–72). – (6) Ebendort S. 270. – (7) Im Gottesdienst verwendete Gefäße. – (8) Schubart, Gnomon II, 1926, S. 63 und Lammert, ebendort S. 366 f. (9) Potratz, H. A., Das Pferd in der Frühzeit S. 19 Anm. 15. – (10) Ehelolf, a. a. O. S. 272.

*

Im Walde, da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Wo immer müde Fechter
Sanken im mutigen Strauß,
Da kommen neue Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Eichendorff

Hans Bauer

In der Schlacht vor Moskau ist am 5. Dezember 1941 unser Mitarbeiter Dr. Hans Bauer, Gefreiter in einem Infanterie-Regiment, schwer verwundet worden und am 11. Dezember in einem Feldlazarett gestorben. Erst vor einigen Wochen hat uns diese Nachricht erreicht, die einer langen Ungewißheit ein Ende machte. Mit Hans Bauer verliere ich nicht nur einen lieben Verwandten, sondern einen der ersten Mitarbeiter an der Zeitschrift „Germanien".

Hans Bauer ist am 19. Dezember 1912 in Kattowitz als Sohn westfälischer Eltern geboren, und sein ganzer Lebensweg ist durch das deutsche Schicksal in den letzten dreißig Jahren gezeichnet worden. Als Kind erlebte er den Abwehrkampf der Deutschen in Oberschlesien, Flucht vor polnischen Insurgentenbanden, den Verlust der Vaterstadt und endlich seit 1922 in Hindenburg den langsamen Wiederaufbau und den zähen unterirdischen Kampf um die Behauptung des Deutschtums in der Grenzmark. Nach der Reifeprüfung studierte er zunächst drei Jahre Medizin in

München, Königsberg und Breslau. Der Daseinskampf des Deutschtums im Osten, an dem er mit voller Seele teilnahm, hatte ihn jedoch mehr und mehr zu jenen seelischen Werten hingeführt, in denen er die letzte Kraft und Stärke unseres Volkes erkannte. So wandte er sich dem Studium der Germanenkunde, Volkskunde und Philosophie zu, in denen er vor allem die lebendigen Schätze suchte, die das deutsche Volk von innen heraus erneuern müssen. Mit einer wertvollen und in die Tiefe gehenden Dissertation über den Kesselhaken im bäuerlichen Brauchtum schloß er im April 1940 das Studium ab.

Schon seit 1936 war Hans Bauer als Mitarbeiter in der Forschungs- und Lehrgemeinschaft Das Ahnenerbe und in der Schriftleitung der Zeitschrift Germanien tätig. Als unermüdlicher Sammler volkskundlicher Einzeltatsachen, insbesondere im Zusammenhang mit der germanischen Religion, hat er manchen Beitrag geliefert; eine weit größere Anzahl ist noch in seinem Nachlaß vorhanden, in dem auch wertvolle Vorarbeiten zu einer großen Untersuchung über die germanische Religion enthalten sind. Er lebte in seinem Arbeitsstoff, den lebendigen Zeugnissen deutscher Volkheit, und so waren ihm Leben und Wissenschaft in hohem Maße eins. Noch in seinen letzten Feldpostbriefen teilte er mir Beobachtungen und Fragen mit, die ihm der Vormarsch, das Erleben des Krieges und die soldatische Kameradschaft gestellt hatten, und die an gemeinsame Beobachtungen und Erlebnisse auf mancher fröhlichen und nachdenklichen Wasserfahrt auf Havel und Elbe anknüpften.

Im Februar 1940 war Hans Bauer ins Heer eingetreten, als Soldat legte er die Doktorprüfung ab; im Herbst 1940 rückte er zum Ostheer aus und kämpfte vom ersten Tage des Feldzugs an in vorderster Linie, wo er bald mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurde. Sein Tod in einer der schwersten Entscheidungsschlachten Deutschlands war letztes und größtes Zeugnis für das, was sein Leben erfüllt hatte. Große wissenschaftliche Hoffnungen sind allzu früh mit ihm dahingegangen, aber was er gelebt und erstrebt hat, wird weiter leben und wirken. Dazu gehört vor allem auch die Erinnerung an sein offenes, heiteres und kameradschaftliches Wesen, das alle gewonnen hat, die mit ihm lebten und arbeiteten.

J. O. Plassmann

*

Die Bücherwaage

Fehrle, Hans, Die Eligius-Sage. Frankfurt a. M. (Moritz Diesterweg) 1940. 199 Seiten. RM. 6.40.

Ob sich unter den christlichen Heiligengestalten, in den Weisen ihrer Verehrung und in ihren Legenden, Reste germanischer Mythen und Kulte verbergen, ist für die germanische Geistesgeschichte eine Frage von höchster Bedeutsamkeit. Jeder wissenschaftliche Beitrag zu ihrer Klärung ist darum zu begrüßen.

Freilich ist die Forschung auf diesem Gebiete über die Anfänge noch nicht hinausgekommen, was seinen Grund darin hat, daß die Versuche mit untauglichen Methoden unternommen worden sind; ganz abgesehen davon, daß eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis dieser Heiligengestalten noch nicht erfüllt ist: die wissenschaftliche Deutung der mythischen Gleichnisse und Symbole.

Der heilige Eligius, mit dem sich die Arbeit Fehrles befaßt, ist eine Gestalt, deren Verständnis sich ganz besondere Schwierigkeiten entgegenstellen. Er ist einer der wenigen Heiligen, mit denen ein Doppelpatronat verbunden ist: er ist der Heilige der Hufschmiede und der Goldschmiede. Wie diese beiden Funktionen, die auch in der legendarischen Überlieferung aufs engste mit einander verwachsen sind, auf einen Nenner zu bringen sind, dieses Rätsels Lösung ist bislang noch nicht einmal versucht, geschweige denn erbracht worden. Aber gerade hier liegt das Geheimnis und der Schlüssel, der es aufschließen kann.

Fehrles Problemstellung ist eine andere. Er behandelt nur ein einzelnes Motiv der Heiligen-Legende und zwar die Legende, die das Patronat über die Hufschmiede begründen soll. Eligius (Loy), vom König beauftragt, ein Pferd mit silbernem Eisen zu beschlagen, schneidet dem Pferde die Hufe ab, beschlägt diese und setzt die Füße wieder an die Beine an »on allen Gebrechen«. Fehrle glaubt nun – und das ist das eigentliche Anliegen seines Buches –, daß in diesem Zuge der Legende ein altgermanischer Mythos verborgen sei und zwar jener Mythos, der im zweiten der Merseburger »Zauber«-Sprüche anklingt.

Die Beweisführung Fehrles ist eine rein literarische. Soweit er Bildquellen heranzieht, was im Verhältnis zu dem vorhandenen Quellenbestande nicht eben viel ist, haben sie nur eine peripherische Bedeutung. Fehrle kommt zu dem Ergebnis, daß das erste literarisch belegbare Zeugnis für jene Wunder-Legende in der deutschen Überlieferung zu finden sei. Daraus schließt er auf den germanischen Ursprung des legendarischen Motivs.

Diese Beweisführung, eingeschlossen alles, was zu ihrer Stützung beigebracht wird, kann nicht als zwingend erkannt werden. Vorwiegend aus dem Grunde, weil überall dort, wo Eligius der Patron der Hufschmiede war, auch die Legende vorausgesetzt werden muß. Diesen Bereich läßt das Buch aber ganz auf sich beruhen.

Dieser Einwand bedeutet aber nicht, daß die von Fehrle – und früher schon von anderen aufgestellte These unrichtig sei. Der Unterzeichnete ist ebenfalls der Meinung Fehrles, daß das von ihm behandelte Motiv der Eligius-Legende aus dem altgermanischen Mythos stammt.

Zu einem wissenschaftlich gesicherten Ergebnis kann aber die Forschung wohl nur dann gelangen, wenn sie die Gestalt des Eligius in ihrer Ganzheit zum Gegenstande nimmt, und wenn sie die literarischen Quellen durch umfassende Heranziehung der Sakramentalien, Benediktionen, des Brauchtums der Huf- und Goldschmiede (vor allem auch die Symbolik der Siegelbilder) und der frühen bildlichen Darstellungen (vgl. z. B. die Blei-Figur aus dem 13. Jh. im Bulletin de la Société académique de Laon, T. XI, 1861) erweitert. Um diesen Stoff verstehend zu durchdringen, ist aber vorher zu klären, welcher Sinn mit Roß und Huf, mit Gold und Feuer im germanischen Mythos verbunden ist, und in welchem Zusammenhange Roß und Gold stehen (vgl. hierzu »Granis Bürde« in der Sigurd-Sage). Nur über das Verständnis dieser Symbolik führt der Weg in das Geheimnis der Eligius-Legende. Und dieses Geheimnis ist in der Tat ein altgermanischer Mythos, aber in einem viel umfassenderen Sinne, als es Fehrles Buch aufzeigt.

Trotz dieser grundsätzlichen Einwendungen wäre es jedoch ungerecht, würde man nicht auf die saubere wissenschaftliche Arbeit und die reichen Kenntnisse des Verfassers hinweisen, von denen das Buch Zeugnis ablegt.

Karl Konrad A. Ruppel

Karl Sigismund Kramer, Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, Beiträge zur Volkstumsforschung Bd. 5, hg. von der Bayerischen Landesstelle für Volksforschung, Neuer Filser-Verlag, München 1940, 171 S. RM. 5.40.

Für die Stellung des Menschen zu und in der Welt ist seine innere Beziehung zu den Dingen seiner Umgebung von großer Bedeutung; vor allem für uns, die wir als Menschen eines technischen Zeitalters in der Auseinandersetzung mit dem Materialismus auch um die Herrschaft über die Technik, gegen ihre lebenvernichtende Macht und um die Erhaltung unserer wesentlichsten seelischen Kräfte zu ringen haben.

Anknüpfend an J. Grimm, spürt Kramer auf verschiedenen Gebieten dem eigentümlichen Wesen der Dinge nach, die den urtümlichen Menschen beseelt und von einem eigenen Leben erfüllt gegenüberstehen: das Haus und seine Bestandteile, vor allem Dach, Herd und Tür, Glocken, Steine und viele andere Gegenstände, in der altnordischen Welt vor allem Waffen, Banner und Schiff, ebenso wie uns Heutigen noch die Fahne und die großen Symbole unserer Zeit. Mit dichterischer Intuition, verbunden mit wissenschaftlicher Kritik, und mit ehrfürchtigem Ernst führt Kramer zu einem wahren, inneren Verstehen der Volksüberlieferung und wehrt die Fehlinterpretationen des diesen Fragen völlig verständnislos gegenüberstehenden Positivismus und Rationalismus ab, wobei besonders die Auseinandersetzungen mit der Volkssagenforschung Fr. Rankes und mit jener Beurteilung des altgermanischen Menschen hervorzuheben sind, die durch die Gleichsetzung „Menschen wie wir" das Bild der germanischen Zeit in ihren wesentlichsten Zügen verzeichnet, sowie die Klärung der Begriffe Animismus, Orendismus usw. hinsichtlich der germanischen Überlieferung. Neben dem Aufzeigen der zeitlichen ist die Herausarbeitung der „sozialen Kontinuität" (Höfler) von besonderem Wert, die das Hinaufragen dieser Geisteshaltung bis in die kulturellen Hochschichten erkennen läßt.

Zur Frage der Terminologie ist vielleicht noch einmal zu überlegen, ob „Dingbeseeltheit" der Vorstellung von der den Dingen bereits vor der Erweckung durch den Menschen innewohnenden Lebendigkeit nicht noch besser gerecht wird, da „Dingbeseelung" ja mehr ein Leben und Seele Verleihen, nicht nur Aufspüren und Erwecken, ausdrückt. Insgesamt ist diese Arbeit als ein Beitrag zum Dienst am Volkstum und für die geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit besonders zu begrüßen.

Waltraud Hunke

*

Ludwig Schmidt

Am 16. Juli 1942 vollendet der in Dresden im Ruhestand lebende frühere stellvertretende Direktor der Sächsischen Landesbibliothek, Prof. Dr. Ludwig Schmidt sein 80. Lebensjahr. Über seine unmittelbaren beruflichen Verdienste hinaus ist Schmidt durch seine hervorragenden geschichtswissenschaftlichen Werke bekannt geworden. Seine Geschichte der deutschen Stämme gehört ebenso zum eisernen Bestande unantastbarer deutscher Geschichtsdarstellung wie seine Geschichte der germanischen Frühzeit, die den Entwicklungsgang der Deutschen bis zur Begründung der fränkischen Monarchie durch Chlodowech behandelt. Ludwig Schmidt gehört zu den wenig nach außen hervortretenden Kreisen gründlich forschender deutscher Gelehrter, deren Arbeit man nicht entbehren kann, auch wenn diese den mühseligen Weg der Kleinarbeit geht. Seine Geschichte der deutschen Stämme ist die Frucht mehrerer Geschichtsdarstellungen einzelner Germanenstämme. Neben diesen für die Germanenkunde unentbehrlichen Werken kann der Achtzigjährige auf eine reiche Fülle von Arbeiten zur Geschichte Obersachsens zurückschauen. Die sächsische Geschichtsforschung verdankt ihm richtungweisende Anregungen sowohl durch Forschung wie auch durch Ordnung der Forschungsrichtungen auf gemeinsame Ziele.

Pl.

GERMANENRECHTE

NEUE FOLGE

in Verbindung mit der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe« herausgegeben vom Deutschrechtlichen Institut der Universität Bonn unter Leitung von Prof. Dr. Karl August Eckhardt. Eine neue für die Geschichte des germanischen und deutschen Rechts grundlegende Quellenreihe mit den Abteilungen: Frühgermanentum, Bauerntum, Nordgermanisches Recht, Westgermanisches Recht, Landrechtsbücher, Stadtrechtsbücher, Stadtrechte, Rechtsgang, Beihefte

Bisher erschienen:

Abteilung Bauerntum: Deutsches Bauerntum. Bearbeitet von Günther Franz. I. Mittelalter. XIV, 346 Seiten. Broschiert RM 9.40. Gebunden RM 10.80. - II. Neuzeit. X, 318 Seiten. Broschiert RM 8.70. Gebunden RM 10.20

Abteilung Nordgermanisches Recht: Das Landrecht des Königs Magnus Hakonarson. Bearbeitet von Rudolf Meißner. XXVII, 426 Seiten. Broschiert RM 11.90. Gebunden RM 13.40

Abteilung Stadtrechtsbücher: Freisinger Rechtsbuch. Bearbeitet von H. K. Claußen. I, 360 Seiten. Broschiert RM 10.75. Leinen RM 12.25. - Zwickauer Rechtsbuch. Bearbeitet von Hans Planitz und Günther Ullrich. LXXXV, 263 Seiten. Broschiert RM 9.20. Geb. RM 10.70

Abteilung Beihefte: Deutschrechtliches Archiv. (Textkritische Vorarbeiten). Erstes Heft. 96 Seiten. Broschiert RM 3.60. Inhalt: H. K. Claußen, Das Freisinger Rechtsbuch • G. Eis, Das Reimnachwort im Meißner Rechtsbuch • G. Ullrich, Zu den Quellen des Meißner Rechtsbuches. - Zweites Heft. 70 Seiten. Broschiert RM 2.65. Inhalt: R. Meißner, Die norwegische Volkskirche nach den vier alten Christenrechten. • Die Abteilungen können einzeln subskribiert werden mit 20% Nachlaß. Bei Subskription der ganzen Reihe weitere 5%.

VERLAG HERMANN BÖHLAUS NACHFOLGER / WEIMAR

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 8 / August 1942

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Friedrich Saeftel	Der altenglische Hallen-Bau	265
Franz Altheim	Germanen und Iranier (Schluß) . .	277
Herbert Weinelt	Die frühgeschichtliche Wehranlage im Forst Domnaiche bei Lusanger (Loire Inferieure)	290
Aus der Landschaft	Volkmar Kellermann, Der Caseler Johanne	296
Die Bücherwaage	K. H. Jacob-Friesen, Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe	299
	Birger Pering, Heimdall, Religionsgeschichtliche Untersuchungen zum Verständnis der altnordischen Götterwelt	300

Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring" von J. O. Plassmann.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 8.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Friedrich Saeftel / Der altenglische Hallen-Bau

Ein Beitrag zur Ermittlung der Träger des Baugedankens in England sowie zur Entwicklungsgeschichte der gemeingermanischen »Halle«.

Unmittelbar neben dem Münster von York, dessen heutiges Bild sich aus Bauteilen des 13.–15. Jahrhunderts zusammensetzt, liegt im Osten das »St. William's College«. Der breitgelagerte Bau zeigt eine Zweiteilung, die bereits beim ersten Anblick auf eine wechselvolle Baugeschichte hinweist. Hier hat – nach den mir zugänglichen Nachrichten – ursprünglich ein Haus gestanden, das der Abtei von Hexham (30 Kilometer westl. Newcastle) (1) gehörte. 1451 wurde es durch »Warwick the King-maker« erweitert, um die »Chantry-Priests of the Minster« (Geistliche der Seitenkapellen) unterzubringen. Der mit den Gestalten der Jungfrau mit Kind und des Kindträgers Christophorus geschmückte Toreingang dieses Gebäudes ist erhalten geblieben. In späterer Zeit kamen weitere Neubauten hinzu. Nach der Reformation wurde das Gebäude allgemeinen, weltlichen Zwecken zugeführt. Karl I. stellte hier eine Druckerpresse auf; dann wurden darin Mietwohnungen eingerichtet. Schließlich wurde es wieder in den alten Zustand zurückgeführt und wird jetzt für die Abhaltung von Diözesan-Konferenzen und -zusammenkünften verwendet.

Die Bedeutung der ganzen Baustelle wird durch die frühe Baugeschichte des Münsters selbst belegt, das in einer lateinischen Inschrift (Vorhalle zum Kapitelhaus) bezeichnet ist:

»Wie die Rose die Blume unter den Blumen ist,
so ist dies das Haus der Häuser.«

Unter dem normannischen Chor des Münsters liegt die Krypta, deren wesentlichster Teil erst nach dem großen Brand des Münsters von 1829 entdeckt worden ist. Er ist anscheinend mit Erde gefüllt worden, als der Chorbau von 1400 errichtet wurde. In dieser Krypta befindet sich noch heute eine Quelle, in der nach der Überlieferung König Edwin von Northumbria 627 durch den ersten Erzbischof von York Paulinus getauft worden sein soll. Damals stand um die Quelle der erste, hölzerne Kirchenbau. Ihm folgte ein sächsischer Kirchenbau aus Stein.

York ist Kirchenmittelpunkt der »Northern Province«. Der Erzbischof führt den Titel »Primate of England« und ist – nach dem Erzbischof von Canterbury – der zweite kirchliche Würdenträger der Englischen Kirche. York erhebt aber auch den Anspruch darauf, die zweite Stadt Englands zu sein. Die Lord Mayor von London und York sind die einzigen Bürgermeister, die den Titel »Right Honourable« führen.

Die Lage von York wird als Stadtgründung am Zusammenfluß zweier Ströme nicht nur durch eine »heilige Quelle«, d. h. als ein Glaubensmittelpunkt des Nordens von England in vorchristlicher Zeit, sondern auch durch die Vereinigung von »Römer-Straßen« gekennzeichnet. Diese folgten jedoch auch in England den vorgeschichtlichen Haupt-Handelswegen.

Der Unterbau von »St. Williams' College« ist aus Quadern gefügt. Sein vorspringender Oberbau besteht durchweg – auch in dem eindrucksvollen Innenhof – aus dem charakteristischen Bundwerk (half-timber), das als »post and pan« bekannt ist: breite, kräftige Eichenständer werden so dicht auf die Grundschwelle gestellt, daß die zwischenliegenden Felder ursprünglich

nur der Ständer-Breite entsprechen. Da fast durchweg weder Querriegel noch Streben das Gefüge der senkrechten Ständer schneiden, wirkt ein solches Bundwerk ersichtlich »nordisch«. Es erinnert an den »Stabbau« Norwegens.

Träger dieses Baugedankens sind Eroberer Englands von nordischer Herkunft: Angeln und Normannen. Die letzteren sind als Nachkommen der nordischen Wikinger auch Schöpfer einer arteigenen Baukultur in der Normandie, die bis in unsere Tage hinein ihr nordisch-gebundenes Gepräge nicht verloren hat.

Die Holzkirche von Honfleur gibt einen eindrucksvollen, bisher noch unbekannten Beleg für die Normandie als Bindeglied zwischen Skandinavien und England und für die Normannen als Träger des nordischen Baugedankens sowohl der »Halle« wie auch des »post and pan«-Bundwerks. Beides ist gerade im Anblick des Westgiebels dieses Holzbaues eng gebunden zu eindrucksvollster Klarheit.

Auch der freistehende Glockenturm dieser normannischen Kirche bewahrt in seinem Baugedanken: »Vierständer – Mittelgerüst, um das vierseitig Seitenschiffe herumgelegt sind« Erinnerungen an die in gleicher Weise konstruierten Stabkirchen Norwegens.

Ein Beweis dafür, daß auch die Angeln bereits vor ihrem Übersetzen nach England das gleiche Bundwerk an ihrem Hausbau gepflegt haben, fällt am heutigen Hausbestand ihres ursprünglichen Siedlungsgebietes schwerer. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich auch in Fachwerk-Rückzugsgebieten der Landschaft Angeln Reste einer ausgesprochen »engen« Ständerstellung finden. Auch der noch heute auffallende grundlegende Unterschied zwischen dem Fachwerk dänischer und jütischer Landschaften einerseits, sowie dem deutscher Landschaften andererseits ist heranzuziehen: Das erstere kennt weder die »Fachbildung« noch liebt es Streben, Kopfbänder usw. Die senkrechten, noch recht eng stehenden Ständer werden – wie hier bei St. William's College – höchstens durch einen waagerechten Riegel geschnitten, der die Fensterbrüstung bildet.

Die enge senkrechte Ständerstellung der äußeren Wand, deren Zwischenräume ursprünglich durch senkrecht stehende, in Ständer-Nuten fassende Bretter geschlossen waren, ist gebunden an das nordische »Ans-Dach«, das im Gegensatz zum Sparrendach eine enge Lage der Dachhölzer (nord. raptr, engl. rafter) kennt. Es war die Dachkonstruktion auch der »Halle«.

Später werden auch im »post and pan«-Bundwerk Englands die Zwischenfelder zwischen den Ständern in dem Maß breiter, wie das Eichenholz knapper wurde. Schließlich entstand durch Einsetzen von Riegeln, Streben, gelegentlich auch von sinnbildartigen Kreisen, Vierecken, Winkeln usw. das »post and truss«, d. h. das »Fachwerk«. Auch die Normandie kennt beide Bundwerk-Arten. Das in Abbildung 4 gezeigte Fachwerkhaus in Honfleur steht am Platz der Holzkirche und gibt ein prächtiges Beispiel für die Übergangszeit zwischen Post and pan- und Post and truss-Bundwerk: die senkrechten Ständer stehen noch dicht, jedoch sind bereits Querriegel und Streben eingebaut, sowie eindrucksvolle Sinnbilder als Fachwerkfüllung verwendet.

Die Blütezeit des »post and pan« wird nach englischen Quellen in die Zeit von 1550–1630 gesetzt. Hierdurch scheint bei den sonst für die beiden großen Innenräume des Obergeschosses widersprechenden Baujahr-Angaben (1291 und 1453) ein Hinweis darauf gegeben zu sein, daß das Hallen-Gerüst von St. William's College nicht vor 1400–1450 errichtet worden sein wird (2).

Abbildung 1. St. William's College, York, Außenansicht, Lichtbild Saefkel 1939.

Das Baujahr der größeren der beiden Hallen, die jetzt »Maclagan Hall« genannt ist, wird mit 1453 angegeben, während für die kleinere Halle »the house of Laymen«, kein Baujahr angegeben wird. Neben ihr liegt allerdings ein kleiner Nebenraum, dessen Wände mit farbigem gotischem Rankenwerk bemalt sind, das die Jahreszahl 1291 (?!) trägt. Beide Hallen liegen im Obergeschoß des rückwärtigen Hausflügels, der den Innenhof gegenüber dem Tor-Eingang abschließt.

Beide »Hallen« sind rechteckige Räume mit sichtbarem Binderwerk und freiem Einblick in den Dachraum. Die Stellung des Gestühls unterstreicht den Eindruck des Altartigen. Es steht in Richtung der Raumlängsachse und ist auf einen Tisch ausgerichtet, der in der Mitte der Blickwand auf einem einstufigen Unterbau steht. Es ist der Platz des Versammlungsleiters mit seinen Beisitzern. Beide Hallen werden durch offene Feuer erwärmt, deren Kamine ersichtlich später eingebaut worden sind.

Bei einer näheren Untersuchung der Bedeutung der »Halle« im Gebiet des alten englischen Hauses wird uns auch der heutige Wert klar, den die »Maclagan Hall« und »the house of Laymen« für die Erhellung der gemeingermanischen Verwendung der »Halle« besitzen.

Die Geschichte der »Halle« in England ist alt. Schon im angelsächsischen Beowulfepos wird ein Hallenbau (angelf. = heal, healle) des Königs Hrôðgâr erwähnt und als ein gewaltiger Einraum gerühmt. Es ist die Halle »Heorot«, deren gesamte Dachkonstruktion nur von einer einzigen gewaltigen Mittelsäule getragen wurde.

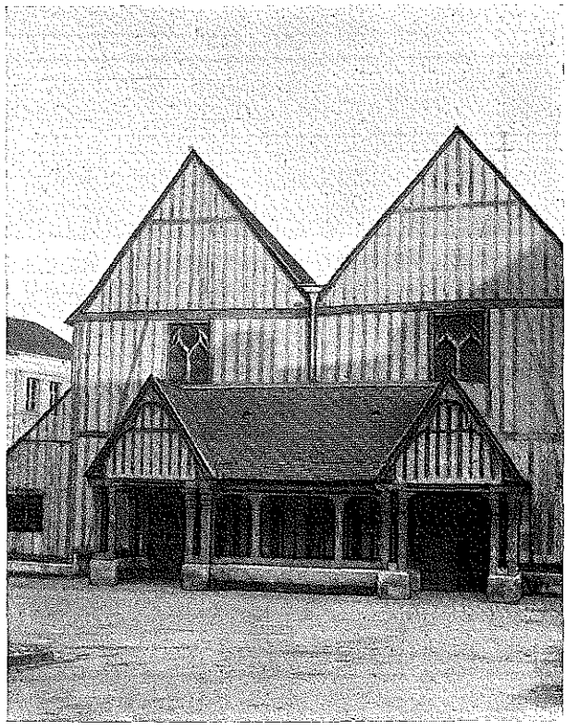


Abbildung 2. Holzkirche von Honfleur, Normandie, Westgiebel. Lichtbild: J. O. Plassmann 1940.

Bereits im 12. Jahrh. ist dann überall die »hall« der Hauptraum des zwei- oder dreiräumigen »Manor-House«. Sie wird in lateinischen Urkunden Englands dem Atrium oder dem von Vitruv beschriebenen Männerraum »Andronitis« gleichgesetzt und stets in Gegensatz zum zweiten Raum des Manorhouse, dem Frauengemach »bower« (germanisch = bûr) gebracht. Eine dreigeteilte Raumanordnung (treehold arrangement) in: hall, house, bower wurde auch in dem größeren und besseren Landhaus der späteren Jahrhunderte beibehalten. Auch hier ist die Halle der Wohnraum der Männer. Sie ragt immer in den Dachraum hinein und wird durch ein offenes Kaminfeuer geheizt.

Auch die auf den Höfen der Manor-Häuser stehenden dreischiffigen Großscheunen (3) werden heute landläufig noch als »hall« bezeichnet. Sie dienten – wohl als Zins-Scheune – zum Aufspeichern des Ernteertrages auf dem Hof des »Manor« (= Land-Herr, Gutsherr).

»Hallen« gab es auch in den Stadthäusern, vornehmlich aber später in den Häusern der Stadtverwaltung. Für die vorliegende Untersuchung sind jedoch von besonderer Bedeutung nur die Stadt-Hallen (town-halls). Es sind Gebäude, in denen öffentliche Angelegenheiten geregelt und Recht gesprochen wurde. Sie sind immer dreischiffig und wurden auch im englischen Schrifttum bereits unmittelbar mit der Konstruktionsart und der Gebäude-Verwendung der spätrömischen »Basilika« zusammengebracht.

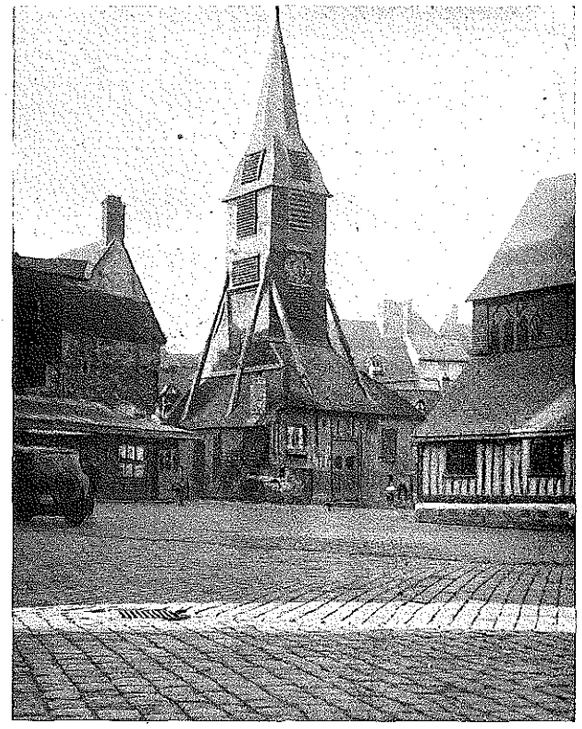


Abbildung 3. Holzkirche von Honfleur, Normandie, Westteil m. freistehendem Glockenturm. Lichtbild: J. O. Plassmann 1940.

In Zusammenhang hiermit hat man darauf hingewiesen: »eine der bemerkenswertesten Eigenarten der englischen Architektur – wenn auch eine nur negative – ist immer das vollständige Fehlen von irgendwelchen städtischen Gebäuden während der ganzen Periode des Mittelalters«. Dort wo – wie z. B. in London oder in York – ein altes »Rathaus« (Guildhall) vorhanden ist, wird dies für das Mittelalter als »Ausnahme« angesehen.

Wo hat die Rechtsprechung in den alten englischen Städten stattgefunden? Ursprünglich fanden auch in England die rechtsprechenden Versammlungen im Freien, auf Hügeln, auf Erdwällen usw. statt. Die Hügel hießen »moothill« = Streithügel. Ein Teil solcher Freilicht-Gerichtshöfe (open-air court) ist noch erhalten. Sie befinden sich oft in der Nähe von alten Kirchen. Auch nach den alten Gesetzen von Wales: »sitzt der Lord (Gerichtsherr) mit seinem Rücken zur Sonne oder dem Wind, damit er nicht durch die Sonne gestört wird, wenn sie kräftig scheint, oder durch den Wind, wenn er hochkommt. Und der Richter sitzt vor dem Gerichtsherrn, so daß er beide Parteien des Prozesses hören und sehen kann. Und die beklagte Partei sitzt zur rechten Hand des Gerichtsherrn und die Kläger-Partei zur linken, da die rechte zum Unterstützen und die linke zum Fordern da ist.« Da das Gericht am Morgen abgehalten wurde, mußte der Gerichtsherr im Osten sitzen und nach Westen sehen. In dieser Hinsicht war später der in einem Haus abgehaltene Gerichtshof eine Kopie des Außen-Gerichts.

Abbildung 4. Fachwerkhaus in Honfleur, Normandie. Lichtbild: J. O. Plaßmann 1940.

Später wurden in den Städten Gerichtshäuser gebaut. Sie lagen vielfach auf dem Kirchhof (churchyard). Also kann man auch hiernach vermuten, daß die Kirchen an alter vorchristlicher, heiliger Stätte lagen.

Die Verhältnisse im Mittelalter Englands geben nun aber Veranlassung, auch noch die alten Kirchenbauten als Stätten einer priesterlichen Rechtsprechung heranzuziehen und am Ende dieser Betrachtung dann wieder zur Bedeutung der »Halle« in England zurückzukehren.

»Die als „Kirche" bekannten Gebäude sollen in ihrem Charakter als Basiliken oder Stadthallen (basilicas or town-halls) betrachtet werden, mit anderen Worten als Plätze, an denen öffentliche Angelegenheiten geregelt und Recht gesprochen wurde, obwohl damit nicht verneint werden soll, daß sie auch Religions-Stätten waren. Diese Gebäude werden ein neues Interesse oder sogar einen neuen Reiz vermitteln, wenn wir sie als das ansehen, was sie einmal gewesen sind: Lebens-Mittelpunkt der alten Gemeinschaft« (4).

Einige Belege werden am besten diese altertümliche Bedeutung der Kirchenbauten näher erläutern, die in Deutschland nicht ganz so offensichtlich ist. Ein Teil der im Schrifttum vorhandenen Belege ist York oder der Landschaft Yorkshire entnommen, um damit wieder zum »Münster« von York und dem »St. William's College« zurückzukehren.

Noch 1472 wird dem Erzbischof von York von den Gemeindemitgliedern zweier Kirchenspiele

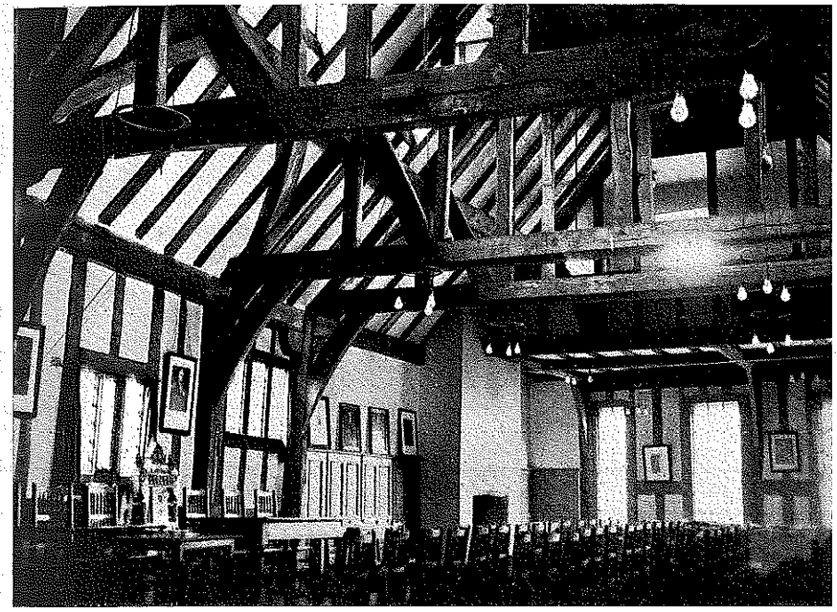


Abbildung 5 (oben). Innenaufnahme der Maclagan Hall. – Abbildung 6 (unten). „The house of Laymen" im St. William's College, York. Lichtbild Saeftel, 1939.

Abbildung 7. The Guildhall, York, Innenaufnahme. Lichtbild: Walter Scott, Bradford. - Abbildung 8 (rechts nebenstehend). Dachkonstruktion der Kirche zu Woolpit, Suffolk. Lichtbild Saeftel, 1939.

berichtet, sie hielten ihre Ortsversammlungen in der Kirche und dem Kirchhof ab. »Dieser Gebrauch war 2 Jahrhunderte vorher verboten worden, aber Sitten sterben schwer aus, und es ist nicht überraschend, daß die alte Übung noch sogar im 15. Jahrh. angetroffen wird.«

»1409 lesen wir von Männern und jungen Leuten, die in der Kathedrale von York, selbst während die Messe gelesen wurde, Lärm und Scherze vollführten. Und man beklagte sich, daß die Sakristane nicht die wütenden Burschen (furiosos canes) und jene verdroschen, die ihre Geschäfte in der Kirche abwickelten.«

Sogar noch im 17. Jahrh. tanzte das Volk von Yorkshire zu Weihnachten in seinen Kirchen, und ein Befehl von Grindal, dem Erzbischof von York, ordnete 1571 an:

»that the minister and church-wardens shall not suffer any lords of misrule, or summer lords or ladies, or any disguised persons or others in Christmas or May games, or any minstrels, morris-dancers, or others, at rush-bearings, or at any other time to come unreverently into any church or chapel or churchyard, and there dance, or play any unseemly parts with scoffs, jests, wanton gestures, or ribald talk, namely in the time of divine service or of any sermon.«(6)

1268 erließ ein päpstlicher Legat gewisse Verfügungen. Eine von ihnen verbot das Aufstellen von Verkaufsständen innerhalb der Kirche. 1358 wurde in Exeter das öffentliche Schmausen und Trinken in der Kirche, besonders im Chor verboten.

In Dover wurde der Bürgermeister zwischen 1367 und 1581 üblicherweise in der St. Peter-Kirche, danach bis zum 19. Jahrhundert in der St. Mary-Kirche gewählt.

In Exeter war die Kathedrale der Ort, wo Bischof und Bürgermeister über ihre gegenseitigen Beschwerden verhandelten.

In Ashburton, Devonshire, wurde das jährliche Gericht (leet) sowie die Versammlung der Barone und Gutsherren abwechselnd durch ihre Verwalter (Hausmeister) in der Kapelle von St. Laurenz abgehalten.

In Bridgewater hielten königliche Richter gerichtliche Untersuchungen in der Greyfriar-Kirche ab.

In Ripon beschäftigte sich im 15. Jahrh. das Kapitel der Kollegiat-Kirche mit einer großen Anzahl von Fragen, die jetzt alle zu den Kompetenzen eines nichtkirchlichen Gesetzhofes gehören: Testaments- und Schuldsachen, Anerkennung von Lehnbesitz, Adoption, Verleumdungen, Bruch des Eheversprechens, Meineid, Diebstahl usw.

In der alten St. Paul's Kathedrale versammelten sich die Gerichtsräte (serjeants-at-law). Hierbei war jedem von ihnen als Standort ein besonderer Pfeiler im Mittelschiff zuerkannt, wo er seine Klienten zur Rücksprache in Gesetzesfragen traf, sich die vorliegenden Tatsachen anhörte und von den Beweisen Kenntnis nahm. Zeitweise schritt er auf und ab.

Spaziergänge in der Kathedrale (»walks in Pauls«) werden auch von den Dramatikern der Elisabeth-Zeit erwähnt.

Die englische Gemeindekirche war schon im 7. Jahrh. als »Basilika« bekannt und »hat nicht aufgehört, diese Bezeichnung noch in den lateinischen Urkunden des 15. Jahrh. zu tragen. Sie wurde gewöhnlich nicht nur als Gerichtshof, sondern allgemein als ein Ort gebraucht, an dem die meisten Arten von Gemeindeangelegenheiten erlaubterweise stattfanden«.

In Stoneleigh, Werwickshire, wurde der Gerichtshof »of the sokemen« üblicherweise auf einem Hügel abgehalten, der Mootstow-Hügel (= Versammlungsplatz) genannt wurde. Er lag nahe

bei der Stadt. Als die Äbte von Stoneleigh diesen Gerichtshof (court and liberty for the easement of the tenants and suiters) übernahmen, errichteten sie mitten in der Stadt ein Gerichtshaus. »Es scheint kein Beweis für das Vorhandensein einer Stadthalle in Stoneleigh vorhanden zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß das Gerichtshaus die Kirche gewesen ist (that the court-house was the church).«

Auch viele Stellen der alten Gesetze von Wales belegen, daß Kirchen nebenbei auch als Gerichtshöfe gezählt werden.

Der »Rat der Zwölf« einer Stadt, die unter einem Richter tätigen 12 Männer des Gerichtshofes (judices legum oder lagemanni der »hundred Rolls«) und die in vielen Kirchengemeinden vorhandenen 12 Vertreter der Gemeindemitglieder werden auch von Addy eng miteinander verknüpft. Hierbei weist er auf den priesterlichen Charakter der germanischen Richter hin: »Gottesurteile, Werfen von Losen und Weissagungen sind alle aus der priesterlichen Rechtsprechung abgeleitet und mit ihr verknüpft.«

Die Kirche hat auch in England sich in die alte germanische Rechtsprechung eingeschoben, um auch auf diesem Gebiet die Menschenführung an sich zu reißen. Sie konnte dies nur dadurch erreichen, daß sie weiterhin die Glaubensausübung und Rechtsprechung an gemeinsamer Stelle beließ und hierzu besonders gern die neuen Kirchenbauten in die alten Glaubens- und Rechtsprechungsstätten hineinbaute. Sie mußte daher auch das an die altgewohnten Stätten der Glaubensausübung gebundene Brauchtum, wie Spiele, Tanz, Auftreten von verkleideten Personen usw. in ihren Kirchenbauten belassen und hatte bis in das 17. Jahrhundert hinein Mühe, die zuletzt zu reinen Volksbelustigungen herabgesunkenen Darbietungen, sowie die Späße und Scherze der ungebundenen Jugend durch Verordnungen und Strafandrohungen aus den Kirchen hinauszuwerfen oder von ihr fernzuhalten.

In der »Hundreds Rolls« sind zahlreiche Fälle enthalten, daß kirchliche Richter die Interessen des Königs dadurch schädigten, daß sie sich mit Vorfällen beschäftigten, die außerhalb ihrer Rechtsprechung lagen. Die Kirche hat also weitgehend noch immer ihre Macht auszudehnen versucht.

Die doppelte Verwendung der alten Kirchenbauten wird nach Addy auch noch belegt durch das Vorhandensein von schräg durch die Stärke der Außenmauern geführten kleinen Öffnungen (»squints«). Sie sitzen so in der Südwand des Chorbogens, daß der vor der südlichen Haupttür stehende Türhüter den Hochsitz im Chor sah, und zwar an der Stelle, wo jetzt der Altar steht, damals aber der Versammlungsleiter saß. So konnte dieser durch Blicke dem Türhüter Weisungen geben. »Der Chor war der Richterstuhl und die Plattform, von der herab Recht gesprochen wurde. Der Chor-Schrein war das Gitter aus »open-work«, hinter dem der Lord und seine Beisitzer saßen. Er war das Presbyterium oder der Sitz der Kirchenältesten.« – »In der altenglischen Kirche stand der Altar nicht am Ostende des Chors. Erst hinter ihm lag die ursprünglich als »shot« bekannte Apsis. Im mittelalterlichen Latein war der Chor als secretarium bekannt. Vom 5. Jahrhundert an wurden Prozesse ausschließlich in ihm durchgeführt. Die Zuhörer wurden durch cancelli oder vela (Vorhänge) ausgeschlossen.«

Die »Kirche« wird »Church« und »Lord's House« genannt. Dies bedeutet sowohl »Haus Gottes« als auch »Haus des Lords«. Die alten Gesetze von Wales erklären: »Wenn eine Stadt vom Herrn des Landes die Erlaubnis erhalten hat, eine Kirche zu bauen und die

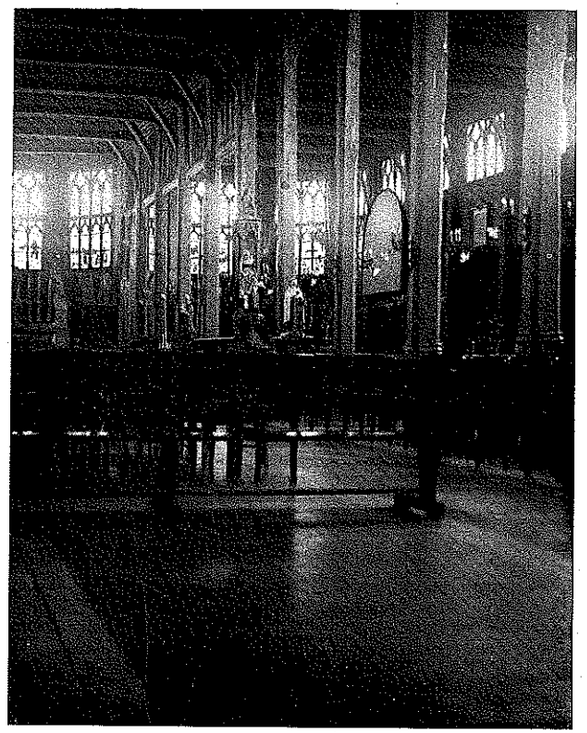


Abbildung 9. Inneres der Holzkirche von Honfleur, Normandie. Lichtbild: J. O. Plassmann 1940.

Toten in ihrem Kirchhof zu begraben, wird diese Stadt damit frei und alle ihre Einwohner sind daher auch frei.« Eine Kirche zum erstenmal in einer Stadt zu bauen, bedeutete, eine neue Freiheit schaffen. In England sind viele alte Bezirke (eines Friedensrichters, divisions) als liberties bekannt, und in Ripon wurde der Einfall der Freiheit eine häufig vor den kirchlichen Gerichtshof vorgebrachte Beschwerde. Eine neue Kirche war daher der Kern einer neuen Freiheit (liberty) oder freien Gemeinschaft (free community).

»So war eine Kirche das Haus (»the house) oder die öffentliche Halle eines neuen Lords, der über die Gemeinde präsidierte. Es war das Haus des Dorf-Führers oder – um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen – das Haus des »lord of the manor« (5)

Auch nach englischen Ansichten ist das Wort »church« (»Kirche«) vom griech. »Kyriaké« abzuleiten = Haus des Herrn. Und da in gleicher Weise »Basiliké« = Haus des Königs bedeutet, sei »church« und »basilica« gleichzusetzen.

Die inneren baulichen Zusammenhänge zwischen Basilika, Halle und nordischem Stabkirchenbau sind heute ebenso bekannt wie ihre volkhafte Grundlage. Die Art ihrer Dreischiffigkeit, die weitgehende Verwendung von Holz-Säulen auch in englischen Hallenbauten, der offene Einblick in ihre werkgerechten Dachraum-Konstruktionen (6), sowie die Jahrhunderte lang nachwirkende blutgebundene Verwendung von Halle und Basilika für die Pflege des Alt-

väter-Rechtglaubens beweist die innere Bindung Altenglands an die nordische Herkunft der England besiedelnden Angeln, Sachsen und Jüten.

Zwei Belege können herangezogen werden. Der eine ist die angelsächsische Holzkirche in Greenstad, Essex, die in reinem nordischem Stabbau um 1000 n. d. Zw. errichtet worden ist. Zwei ihrer Außenwände haben im Altzustand noch 1884 gestanden. Als zweiter Beleg kann das Innere der bereits genannten Holzkirche von Honfleur gebracht werden. Ihre Innenstützen sind Trage-Stützen eines Raumgerüstes von betont nordgermanischer Durchbildung (»Viergebinde«). Die Auflösung ihrer Hochwände in tragende Stützen und raumschließende Felder ist ebenso noch nordisch wie bereits gotisch empfunden.

Von einer inneren Bindung Altenglands an den Norden will allerdings das heutige England fast nichts mehr wahr haben. Allein schon das Beispiel des St. William's College in York zeigt, daß der Engländer die Altwerke seiner Heimat nicht zu »lesen« versteht.

Dabei hat Beddoe in »The Races of Britain« schon 1885 aufgezeigt:

»Die Grafschaft Yorkshire stellt das am reinsten von Nordischer Rasse besiedelte Gebiet dar, und der »Yorkshireman« ist der reinblütigste nordische Typ in England gewesen.«

(1) Die kirchlichen Bindungen dieser Stadt in Northumbria an York führen zurück bis zur Gründung ihrer ersten Kirche 674 durch den Heiligen Wilfried von York. – (2) Zu einem Vergleich kann auch die von Plassmann laut seinen örtlichen Feststellungen mit Ende des 15. Jahrh. ermittelte Bauzeit der Holzkirche Ste. Cathérine von Honfleur herangezogen werden. (Vgl. Guide Bleu, Normandie, 1933.) Die Fassade ist nach dem Guide neu, nach alten Abbildungen wiederhergestellt. – (3) Beispiel: 12. Jahrh.: 168 Fuß lang, 53 Fuß breit. „Gunthwaite hall" bei Peniston: 165 Fuß lang, 43 Fuß breit, mit 11 Fachen. Cholsey, Berkshire: 303 Fuß lang, 51 Fuß breit. – (4) Sidney Oldall Addy: „The evolution of the English House". London 1933. Ich folge ihm in seinen Darlegungen über: „The church or Lord's House." – (5) Die Einrichtung des „Patrons" einer Kirchengemeinde in Ostdeutschland zeigt noch heute, daß auch in Deutschland früher solche Rechtsbindungen bestanden haben. – (6) Vgl. Abbildung 7: Dach der Kirche in Woolpit, Sussex, mit Abbildung 10 „Dachstuhl der Hidsborg Kirche", in Germanien 1940, Heft 2, S. 54. Otto Stelzer deckt in „Stabkirchen, die mittelalterlichen Meisterwerke germanischer Holzbaukunst" auch das Wesen dieser nordgermanischen Dachkonstruktion auf und sagt: „Der Dachstuhl der Stabkirchen scheint einzigartig in der Welt zu sein und nur da vorzukommen, wo eine unmittelbare Verbindung zu ihnen ohne weiteres denkbar ist."

*

Eine Gemeinschaft gilt es,
deren Wurzeln tausendästig, / einer Eiche gleich
in den Boden der Zeit eingreifen,
deren Wipfel, / Tugend und Sittlichkeit überschattend,
an den silbernen Saum der Wolken rührt,
deren Dasein durch das Drittel eines Erdalters
geheiligt worden ist.

Heinrich von Kleist, Was gilt es in diesem Kriege?

Franz Altheim / Germanen und Iranier (Schluß)

4.

Die Königstracht der Ostgoten ist aus der Zeit des Theodahad und seiner Nachfolger in einer Reihe von Denkmälern überliefert (1). Ihre Hauptteile waren ein Mantel mit darunter getragenem Chiton und die eigentümliche Kappe oder Krone (2). Alle Stücke sind von dem spätrömischen Kaiserornat so verschieden wie möglich (3).

Der Chiton besitzt am Halsausschnitt eine abschließende Borte, die mit einer senkrecht verlaufenden Mittelborte zusammentrifft (Abb. 6, 9). Schon dies unterscheidet ihn von gleichzeitigen römischen Stücken, wo die senkrechten Borten beiderseits, rechts und links, nicht in der Mitte verlaufen (4). Dagegen erscheint die Mittelborte bei der parthischen (Abb. 7) (5), sasanidischen (Abb. 8) (6) und der diesen engverwandten palmyrenischen (7) Tracht. Wegen der Nachbarschaft zu den Goten müssen Beinplättchen aus Olbia (8) besonders genannt werden. Sie stellen einen parthischen König mit seinem Hof dar. Auch da ist der Chiton durch eine Mittelborte ausgezeichnet, gelegentlich auch durch eine an gleicher Stelle verlaufende senkrechte Naht (9): sie wurde offenbar durch die Borte in den anderen Fällen überdeckt. Noch Stifterbildnisse aus Kutscha in Ostturkestan (10) zeigen diesen Chiton, dessen Verbreitung, wie es scheint, mit der des iranischen Volkstums zusammenfiel.

In gleiche Richtung weist der Mantel. Er bedeckt die Schultern, läßt aber die Brust frei. Die Münzen des Theodahad (Abb. 9) zeigen, daß er mit Ärmeln versehen war (11). Die Schulternaht ist hier mit einer Perlenborte geschmückt. Auf der rechten Schulter – nur sie ist voll zu sehen – befindet sich am unteren Ende ein gleichfalls perlenbesetztes Querstück, das den Ansatz der Ärmel bezeichnet (Abb. 9 rechts). Ähnliche Borten und quergesetzte Schulterstücke kennt man von den Stifterfiguren aus Kumtura in Ostturkestan (12) oder von den kleinen Terrakotten aus Afrasijab (13), die der vorislamischen Zeit Bocharas (14) entstammen. Hier ist auch der Schnitt des Mantels der gleiche wie auf den ostgotischen Denkmälern (Abb. 10).

All das weist von vornherein auf iranischen Ursprung. Die Perlenborten zieren auch den sasanidischen Königsornat (15). Der Ärmelmantel, der die Brust frei läßt, ist nichts anderes als der persische Kandys (16). Mit einer Spange auf der Schulter befestigt (17), flattert er bei heftiger Bewegung im Wind, wie man es auf dem Alexandersarkophag sieht. In Gegenwart des Herrschers mußte man den Kandys anziehen (18). Bei den Vornehmen und beim König selbst war er mit Purpur gefärbt (19). Auch der Mantel, der den ostgotischen Königen bei ihrer Erhebung umgelegt wurde, war ein Purpurgewand (20).

Gleich dem Chiton läßt sich auch der Kandys in Südrußland nachweisen. Er war meist aus Fellen gearbeitet und hieß dann Sisyrna (21). Auf den Darstellungen erscheint er als bezeichnender Bestandteil der skythischen Tracht (22), dann der der Nordvölker überhaupt (23). Meist war dieser Mantel gegürtet. Ähnlich dem des ostgotischen Königsornats ließ er die Brust frei (24); an den Rändern zeigt er die Borten und auf der Schulter die Naht sowie das quergesetzte Schulterstück (25). Beide waren auch für den parthischen Königsornat kennzeichnend (26). Die Darstellung des sitzenden Königs auf einem der Beinplättchen von Olbia (27) bestätigt diese Eigentümlichkeit: die Randborte kehrt auch da wieder, nur das Schulterstück läßt sich an diesem Ärmelmantel nicht erkennen.

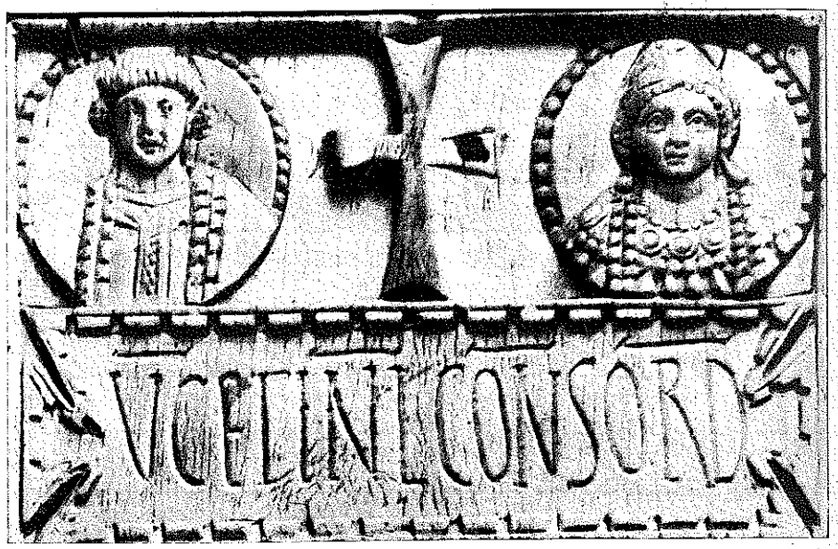


Abbildung 6. Diptychon des Oreſtes aus dem Jahre 530. Oberteil der Rückſeite. London, Victoria and Albert Muſeum. Nach R. Delbrück, Conſulardiptychen Tafel 32. – Abbildung 7 (rechts nebenſtehend). Thronender Magier. Fresko aus dem Mithraeum von Dura-Europos. Nach Excavat at Dura-Europos 1933–35, Tafel 16, 1.

Es bleibt noch die Kopfbedeckung. Auf den Münzen gleicht ſie einer halbkugelförmigen Kappe (Abb. 9). Ein horizontales, mit Edelſteinen verziertes Band bildet den unteren Abſchluß; ebenſolche Bänder laufen von vorn nach hinten und von Ohr zu Ohr, um auf der Spitze der Kappe in rechtem Winkel ſich zu treffen. Dieſer Punkt iſt durch einen kugeligen, beſonders großen Edelſtein gekennzeichnet.

Man hat verſucht, die Krone, die auf den Münzen erſcheint, als Helm zu deuten (29). Einen ſolchen Helm, von überhöhter Halbkugelform, tragen die parthiſchen Könige auf ihren Münzen (30). Backenklappen oder ein Nackenſchirm (Abb. 11) laſſen an der Deutung keinen Zweifel. Die Reihen von kugeligen Nagelköpfen, die an den Nietſtellen von vorn nach hinten und ſeitwärts von Ohr zu Ohr verlaufen, entſprechen den Borten der oſtgotiſchen Königskrone. Darſtellungen von Spangenhelmen (31) und erhaltene Stücke (32) zeigen vier Spangen, die in ihrer Anordnung den ſich kreuzenden Borten der Krone entſprechen. Auch die Kugel auf dem Scheitelpunkt läßt ſich belegen (Abb. 12) (33).

Unſere literariſchen Berichte bezeugen indeſſen, daß die oſtgotiſche Krone kein Helm war. Sie wird bezeichnet als pilos (34) oder kamelaukion (35): danach war ſie vermutlich eine Kappe aus Filz oder Wollſtoff. Ihr Schmuck beſtand aus Edelſteinen und Phalerae, die herabhingen. Der pilos konnte auch mit der Rüſtung getragen werden (36). Dem entſpricht, daß auf den Münzen die Krone an Stelle des Helmes mit der Chlamys, alſo wiederum mit der Rüſtung, erſcheint (37).

Damit ſchwindet die Möglichkeit, die Krone als Helm zu deuten. Der pilos war weitverbreitet.

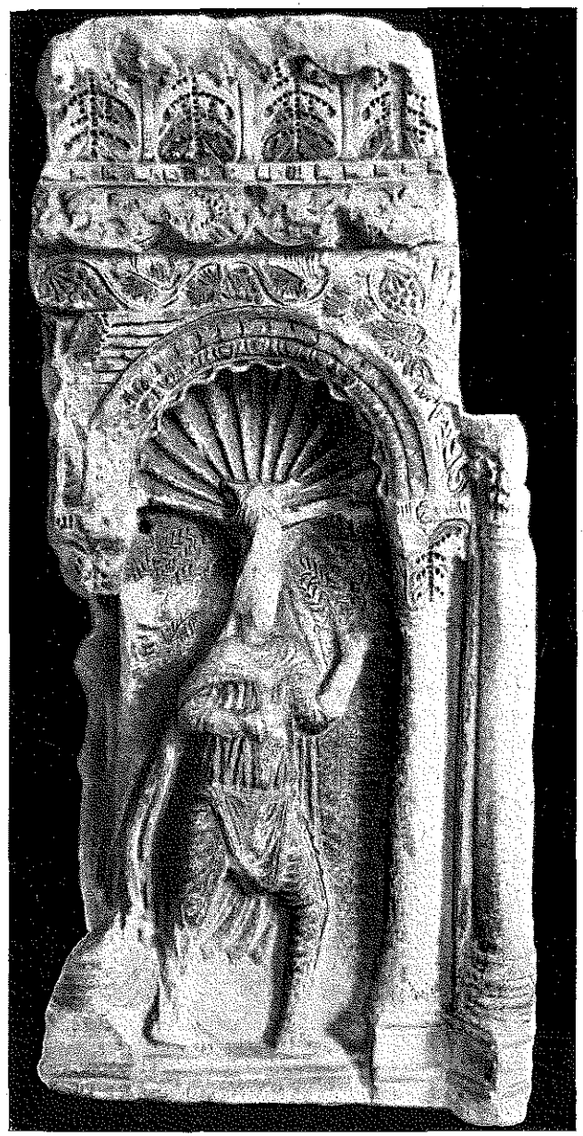


Abbildung 8. Ambo von Saloniki. Stambul Museum. Aufn. J. Kollwitz. - Abbildung 9 (rechts nebenstehend oben). Links: Totila, Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, Coins of the Vandals, Ostrogoths and Lombards 94 Nr. 47. Rechts: Theodahad, Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, a. O. 16, Nr. 23. Aufnahme Ahnenerbe-Höckert. - Abbildung 10 (rechts nebenstehend unten). Schwertträger. Aus Afrasijab bei Bochara. Nach J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung 262 Abb. 208.

Beispielsweise war er bei den Dakern und verwandten Stämmen die Tracht der Vornehmen, aus denen die Priester und Könige genommen wurden (38). Beziehungen zwischen der dakischen und gotischen Kultur haben bestanden (39). Auch die gotischen Priester trugen den pilos

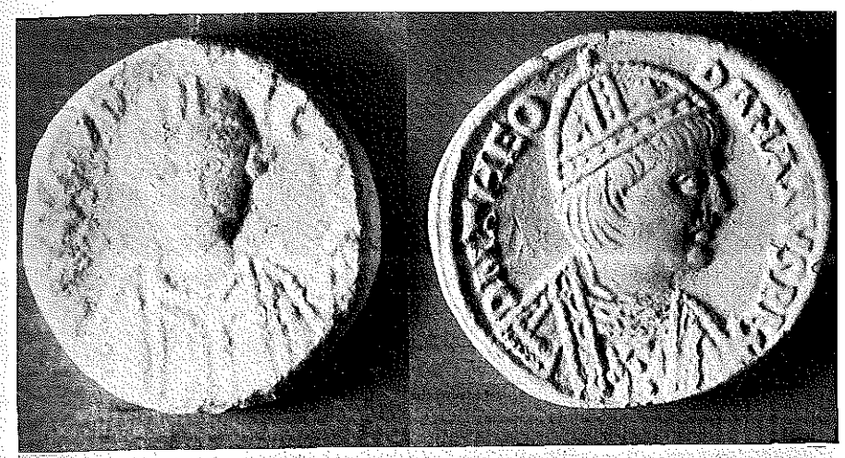


Abbildung 11 (links nebenstehend) Parthische Königsmünzen. Nach W. Wroth, Catalogue of the Coins of Parthia. Tafel 36. – Abbildung 12. Relief von Tropaeum von Adamclisi. Bukarest, Militärmuseum. Aufnahme W. Grünhagen.

und wurden darum als pilleati bezeichnet (40). Aber eine Übernahme des königlichen pilos lange nach dem Untergang des dakischen Königtums ist nicht wahrscheinlich. Überdies verwiesen die anderen Bestandteile der ostgotischen Königstracht eindeutig auf iranische Vorbilder. Auch die Perser trugen den pilos (41). Er wurde der Kyrbasia und der Kidaris, aber auch der Tiara gleichgesetzt (42). Die Kidaris erscheint auf den Münzen der Achaimeniden und des Tigranes von Armenien (97–56) als königliche Kopfbedeckung (43); auch die Tiara diente als solche. Sollte in der Gleichsetzung von Kidaris und Tiara mit dem pilos liegen, daß auch dieser Abzeichen der Könige sein konnte?

Auf einem Graffito aus Dura (Abb. 13) erscheint ein iranischer König, eher ein Arsakide als ein Sasanide (44). Er sitzt in vollem Ornat auf dem Thron. Außer dem Chiton mit Mittelstreifen und Ärmelbesatz trägt er eine Krone, die die Form einer überhöhten Halbkugel hat. Sie ist weder ein Helm, denn es fehlen Backenklappen und Nackenschirm, noch eine Tiara – wenigstens nicht die übliche mit horizontalen Streifen (45). Aber Tiara und pilos, so sahen wir, glichen einander weitgehend (46). Und mit dem ostgotischen pilos hat diese Krone

Abbildung 13. Iranischer Herrscher. Graffito aus Dura. Nach F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos Tafel 99, 2.

die halbkugelige Form und die kreuzweise Anordnung der Bänder gemeinsam. Es fehlt der Besatz mit den Edelsteinen und Perlen, aber er mag spätere Hinzufügung oder durch die Nachlässigkeit des Zeichners weggelassen sein.

Eine halbkugelige Kappe gleich dem ostgotischen pilos (Abb. 14) trägt der Sasanide Schapur, der ältere Bruder Ardeschirs I., auf einem Graffito in Persepolis (47). Der pilos bildete auch den Grundbestandteil der sasanidischen Königskronen. Auch trugen die späteren Kuschan sasanidischer Abkunft Kronen von gleicher Form (48). Dieser Bestandteil blieb hier wie dort unverändert, soviel auch an Zierat bei den einzelnen Herrschern hinzutrat. Der pilos mit den kreuzweise angeordneten Borten auf der Spitze, der abschließenden unteren Randborte erscheint in Palmyra (49) und auf einem sasanidisch-ägyptischen Gewebe aus Antinoë (50). Es ist das Abzeichen des dort dargestellten Herrschers. Die Färbung des pilos (Abb. 15) (rot die Kappe, gelb oder golden die Borten) zeigt, daß es sich keinesfalls um einen Helm, sondern um eine Stoffmütze mit goldenen Broderien handelt. Schließlich begegnen auch die Sterne, die die Kappenzwickel des ostgotischen pilos ausfüllen (Abb. 9), auf den Tiaren iranischer Herr-

Abbildung 14. Der Sasanide Schapur, älterer Bruder Ardeschirs I. Graffito aus Persepolis. Nach E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 80 Abb. 10.

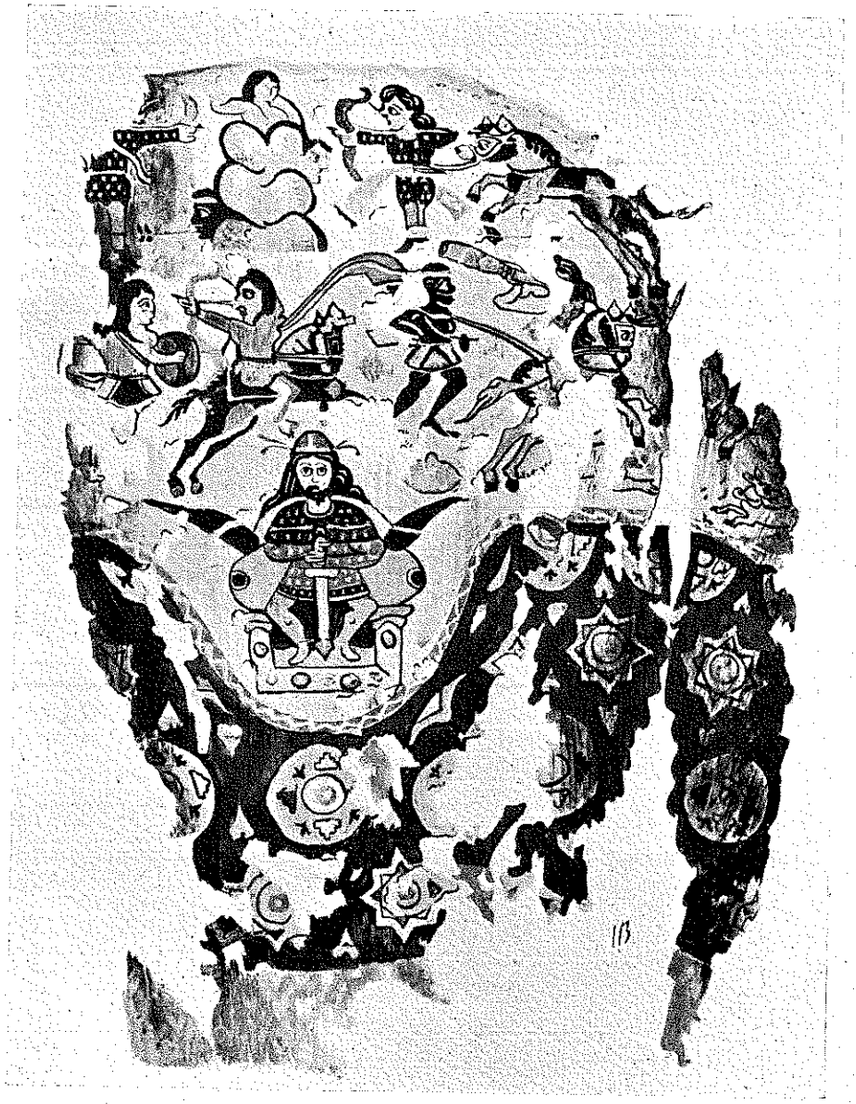
scher. (51). Wegen der Nachbarschaft zu den Goten sei darauf verwiesen, daß diese Sterne gerade bei der bosporanischen Königstracht wiederkehren (52).

Die parthischen Unterkönige in Edessa, in der Persis und Elymais trugen gleichfalls pilos oder Tiara, mit kreuzförmig angeordneten Perlenborten, Stern und Mondsichel verziert. Die Prägungen subcharakenischer Herkunft ergänzen das Bild (52 a).

Eine letzte Bestätigung erbringt der Ornat der ostgotischen Königin, wie ihn Amalasuntha auf dem Orestesdiptychon vom Jahre 530 trägt (Abb. 6). Ihre „phrygische" Mütze gleicht genau der Kopfbedeckung, die die bosporanischen Königinnen kennzeichnet (53).

Noch bleibt zu fragen, wie alt die ostgotische Königstracht ist und von wo sie übernommen wurde.

Theoderich trägt auf den Münzen den ostgotischen Ornat nicht. Wenn dieser erstmalig auf dem Orestesdiptychon von 530 erscheint, so war er, ebenso wie die Ersetzung des Kaiserpaares durch die germanischen Könige, Ergebnis der nationalen Forderungen, die die gotische Partei an die römerfreundliche Regierung der Amalasuntha richtete (54). Um so unwahrscheinlicher wird es dann, daß die ostgotische Königstracht erst jüngere Erfindung war. Vielmehr scheint



alles dafür zu sprechen, daß man auf eine alte Einrichtung zurückgriff, die unter Theoderichs Regierung, sicherlich im Zusammenhang mit dessen römer- und kaiserfreundlicher Politik, zurückgetreten war. Daß dem so ist, läßt sich noch zeigen.

Auch von der westgotischen Königstracht hat man Kunde. Sieht man von der Darstellung des

Abbildung 15 (links nebenstehend). Sasanidisch-ägyptisches Gewebe aus Antinoë. Nach N. P. Toll, Recueil Kondakov 94 Abb. 2. – Abbildung 16 (oben). „Die Feinde des Islams". Fresko aus Kusejr Amra. (Die zweite Figur von links ist nach den Inschriften der Westgotenkönig Roderich). Nach Ars Islamica 1, 37 Abb. 16.

letzten Westgotenkönigs in dem omajadischen Lustschloß von Kusejr Amra (55) ab, die späten Datums und ungenügend aufgenommen ist (Abb. 16), so kommt allein ein Saphir mit dem Bildnis Alarich des I. oder II. in Frage (Abb. 17) (56). Es fehlt, ebenso wie auf dem Orestes-diptychon, der pilos, aber man erkennt den Chiton mit senkrechtem Mittelstreifen und den mit Randborten geschmückten, über der Brust offenen Mantel. Soweit die Tracht dargestellt ist, fällt sie mit der ostgotischen zusammen

Daraus ergibt sich die Folgerung, daß Ost- und Westgoten ihre Königstracht gemeinsam übernommen haben. Das muß zu einer Zeit geschehen sein, als beide noch vereint waren, zumindesten noch in engster Nachbarschaft saßen. Also noch in Südrußland und noch vor dem

Abbildung 17. Kameo Alarich des I. oder II., Wien, Münzkabinett. Nach Jahrbuch der kunsthistorisch. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 2, 32 Tafel Nr. 1.

Hunneneinbruch. Und nur im sarmatisch-alanischen oder im bosporanischen Bereich war die Übernahme iranischer Formen möglich.

Vielleicht ist die Einführung des iranischen Königsornates geradezu unter Ermanarich anzusetzen (57). Der Begründer des gotischen Großreiches hat trotz dieser Tat ein wenig günstiges Bild hinterlassen. In der Sage tritt dies vor allem hervor. Die Vermutung ist berechtigt, daß das Regiment seines Reiches ein härteres, despotisches Auftreten verlangt hat als die Goten es sonst von ihren Königen gewohnt waren. Mit diesen despotischen und östlichen (58) Formen der Herrschaft konnte die Annahme des iranischen Ornates verknüpft sein. Innere und äußere Form hätten sich entsprochen.

Schwieriger bleibt die Antwort, wer der Gebende war. Grundsätzlich kommen sowohl die beiden Reitervölker wie das bosporanische Königtum in Frage. Bei dem gegenwärtigen Stand des Wissens spricht manches für das letztere, vor allem die Übereinstimmung in der Kopfbedeckung der Königinnen. Auf der anderen Seite fehlt bei den Goten das Hauptkennzeichen der nomadischen „Szepterträger" (59). Das Grundsätzliche ist klar. In der Königstracht der Goten faßt man, wie stark die Durchdringung mit iranischen Einflüssen und Formen gewesen ist.

(Eine ausführliche Darlegung weiterer hierher gehöriger Fragen wird in meinem Buch „Die Krise der Alten Welt", Band I, erfolgen.)

(1) Diptychon des Orestes (N 32) mit Bildnisschilden des Athalarich und der Amalasuntha vom Jahre 530: R. Delbrück, Consulardiptychen 148 f.; Taf. 32; Münzen seit Theodahad: W. Wroth, Coins of the Vandals, Ostrogoths, Lombards Taf. 9 f.; F. J. Kraus, D. Münzen Odovacars und d. Ostgotenreiches in Italien (Münzstudien, her. von M. v. Bahrfeldt u. H. Buchenau 5) Taf. 9, 29 f. – (2) Über das Goldmedaillon Theodrichs d. Gr. zuletzt F. v. Lorentz, Röm. Mitt. 50, 341 f., der S. 341 Anm. 1 die Literatur angibt. – (3) Für die vollständige Mitteilung des bildlichen und literarischen Materials bin ich R. Delbrück zu größtem Dank verpflichtet. Auch die Beurteilung und Herleitung des Ornates verdanke ich ihm. Weitere Hilfe hat mir J. Kollwitz in nie versagender Hilfsbereitschaft gewährt. – (4) Eine reiche Sammlung von Beispielen bei N. Bělaev, Recueil Kondakov 201 f. – (5) Mithras auf dem Denkmal Antiochos' I. von Kommagene auf dem Nemrud Dagh: F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 56; Excavations at Dura-Europas 1930–1, Taf. 18, 1–2; 19, 1; 20, 2; 1933–4/1934–5, Taf. 13, 3–4; 14, 1; 15–17; F. Cumont, Les fouilles de Doura-Europos Taf. 98, 1–2. – (6) G. Mendel, Musée Ottoman, Catal. des sculpt. 2, 398 Abb. – (7) M. Rostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, Abb. 51; 51 a; 57; dazu S. 251. – (8) M. Rostovtzeff, a. O. 190 f.; Abb. 31. – (9) Vgl. Excavat. at Dura-Europos 1932–33, Taf. 42, 1 (Reiterfigur rechts). — (10) A. v. Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens 39 Abb. 8 links. – (11) R. Delbrück, a. O. 149. – (12) A. v. Le Coq, a. O. 40 f.; Abb. 9 und 11. – (13) J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung 262, Abb. 208. Kein „Musikant", sondern ein Schwertträger, vgl. E. Herzfeld, Am Tor von Asien 68. – (14) J. Strzygowski, a. O. 263; Orient. Lit.-Ztg. 7, 50; G. Bambéry, Gesch. Bucharas 16. – (15) E. Herzfeld, a. O. 81 f. – (16) Amelung, RE. 3, 2207; dazu F. Hauser, Österr. Jahresh. 6, 88 Anm. 11 – (17) Hesych. s. v. Κάνδυς. – (18) Xenoph., Hell. 2, 1, 8; Kyrup. 8, 3, 10. – (19) Pollux 7, 58; Xenoph, Kyrup. 1, 3, 2; 8, 3, 13. – (20) Prokop., b. Goth. 1, 29, 5; 2, 30, 17 u. a. m.; vgl. 4, 31, 18. – (21) Pollux 7, 70. – (22) Amelung, a. O. 2208. – (23) J. Kollwitz, Ström. Plastik d. theodos. Zeit 26 Anm. 1; G. Bruns, Der Obelisk auf dem Hippodrom 40 f., besondere Anm. 20; Abb. 43; R. Delbrück, a. O. Taf. 69. – (24) E. H. Minns, Scythians and Greeks 197 Abb. 90 Mitte. – (25) E. H. Minns, a. O. 200 Abb. 93; 201 Abb. 94. – (26) F. Sarre, Die Kunst d. alten Persien Abb. 66, 2; 3; 16; 18. – (27) M. Rostovtzeff, a. O. 190; Abb. 31 oben Mitte. – (29) A. Alföldi, Acta Archaeol. 5, 110. – (30) F. Sarre, a. O. 66, 3; 12; 14; A. Alföldi, a. O. 103 Abb. 4 b; W. Wroth, Catalogue of the Coins of Parthia, Taf. 8, 1—9; 21, 2; 24, 5—7; 26, 3–4; 8—15; 29, 15–18; 33, 1–4; 34, 1–7; 35, 14–15; 36, 1–4; 7–15; M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 231. – (31) W. Arendt, Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde N.F. 5, 27 Abb. 1–2. – (32) M. Ebert, Prähist. Zeitschr. I, 163 f.; W. Arendt, a. O. 26 Taf. 4. – (33) Dazu W. Arendt, a. O. 28 Abb. 3; R. Delbrück, Antike Porphyrwerke 218; Taf. 103. – Das Vorkommen des Spangenhelms bei dem Legionär Abb. 12 und sonst scheint auszuschließen, daß die Reliefs des Tropaeums von Adamclisi in trajanische Zeit gehören. Trajanisch ist, wie die Dedikationsinschrift zeigt, der ursprüngliche Bau; trajanisch auch ein Teil der dekorativen Friese. Aber der Rest muß ebenso wie die Reliefs auf eine spätere Wiederherstellung zurückgehen. Das Denkmal wird, wie die Stadt Tropaeum selbst, in den Stürmen des 3. Jahrhunderts stark gelitten haben. Es wurde dann, wiederum gleich der Stadt (R. Vulpe, a. O. 292 f.), unter Licinius 316 in großem Umfang erneuert. Dabei können ältere Reliefs, die beschädigt waren, als Vorlage benutzt worden sein. Unsere Abb. 2 mutet wie die Umsetzung eines Reliefs nach Art der vom Hadrianeum (E. Strong, Scultura Romana 2, 237 f.; J. M. C. Toynbee, The Hadrianic School Taf. 34 f.), in den Stil der konstantinischen Zeit an. Das hergestellte Tropaeum war ein Pasticcio aus älteren und gleichzeitigen Arbeiten wie der Konstantinsbogen, der in die gleichen Jahre gehört. – (34) Prokop., b. Goth. 4, 32, 18. – (35) Theoph. s. J. 544; 1 pag. 354 Bonn. Zum kamelaukion M. Bárány-Oberschall, Arch. Hung. 22, 83. – (36) Prokop., l. c. 18. – (37) W. Wroth, Coins of the Vandals etc. Taf. 11, 29; 30 (?); F. J. Kraus, a. O. Taf. 13, 62–63, RV. Die Übereinstimmung ist um so bemerkenswerter, als es so sich sowohl bei Prokop., b. Goth. 4, 32, 18, wie auf den Münzen um Totila handelt. – (38) Dio 68, 9, 1; Dio Chrysost. 72, 3; Zorb., Get. 5, 40; 11, 71; E. Dalcoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 14 f.; A. Alföldi, CAH. 11, 89. — (39) E. Dalcoviciu, a. O. 12 Anm. 1. – (40) Zorb., Get. 11, 71. Zur Frage K. Helm, Altgerm. Religionsgesch. 2, 1, 49. – (41) Poll. 7, 58. Ebenso die Palmyrener, bei denen sogar der pilos mit Bortenbesatz begegnet: M. Rostovtzeff, Caravan Cities Taf. 23, 1. — (42) Suid. 4, 131, 1 Adl.; Weiteres bei Netolitzka, RE. 11, 379. – (43) Netolitzka, a. O. 379. – (44) Zum folgenden F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos 267 f.; Taf. 99, 2; M. Rostovtzeff, a. O. 193 Abb. 1; 196. – (45) F. Sarre, a. O. 66, 9. – (46) Zorb., Get. 11, 71 tyaris, quos pilleos alio nomine nuncupamus. — (47) E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 80 Abb. 10. – (48) F. Hackin, L'oeuvre de la délégation franç. en Afghanistan Abb. 39 B; 55 B; ein pilos Abb. 38. – (49) M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art Taf. 14, 1. – (50) N. P. Toll, Recueil Kondakov 93 f. – (51) F. Sarre, a. O. 57; M. Rostovtzeff, a. O. 231; 241. — (52) Über den πῖλος ἀστερωτός M. Rostovtzeff, Journ. Hell. Stud. 39, 89 f.; Yale Class. Stud. 5, 231; 241. – (52a) G. F. Hill, Catal. of Greek Coins of Arabia, Mesopotamia and Persia Taf. 13–14; 16–17 (Edessa); 34—37 (Persis); 41; 53 (Elymais); 47 (sub-characenian). – (53) R. Delbrück, Consulardiptychen 149. – (54) R. Delbrück, a. O. 149. – (55) Quseir 'Amra, herausgeg. v. d. Kaiserl. Akademie d. Wiss. 1—2; E. de Lorey, Ars Islamica 1, 34; über den heutigen Zustand des Freskos Jaussen-Savignac, Mission archéol. en Arabie 3, 89; über die Inschriften 97 f. – (56) E. v. Sacken, Jahrb. d. kunsthist. Samml. d. Allerhöchsten Kaiserhauses 2, 33 f. – (57) Das Folgende nach einer mündlichen mitgeteilten Vermutung von F. Neumann-Göttingen. – (58) Dazu E. Wolff, Hermes 69, 153 f. – (59) M. Rostovtzeff, CAH. 11, 97.

Herbert Weinelt / Die frühgeschichtliche Wehranlage im Forst Domnaiche bei Lusanger (Loire Inferieure)

Die Wälder der Bretagne bergen zahlreiche Geheimnisse. So viele Wege und Straßen sie auch kreuzen, man kann sie dennoch nicht recht durchdringen. Dichtestes Busch- und Rankenwerk sperrt sogleich neben den Wegen die Sicht. Aber es ist oft auch recht beschwerlich, durch den wirren Unterwuchs hindurchzukriechen. Die Waldwege sind nur bei großer Trockenheit gut begehbar, fällt Regen, dann werden sie tief morastig. Das Wild, das über die Wege wechselt, ist sofort wieder im Gestrüpp verschwunden. Man kann, wenn man einmal im Wald selbst steht, keinen rechten Überblick mehr gewinnen.

Wird eine neue Straße durch den Wald gebaut oder kommt es aus einem anderen Grund zu Erdbewegungen, da stößt man hier auf gallorömische Bauten, auf römische Ziegel, auf terra sigillata, oder dort kommen merowingische Scherben mit den bezeichnenden kreisrunden Einstichverzierungen mit dem Punkt der Mitte zum Vorschein. An anderer Stelle liegt unter einem mittelalterlichen Hausrest eine Siedlung der Mittelsteinzeit. Wir sind in uralt besiedeltem Land, das Kulturen kommen und vergehen sah und dort, wo über ehemals gepflügtes und besiedeltes Land nunmehr der Wald wächst, da sind auch die Überreste vergangener Zeiten besser auf unsere Tage gekommen.

Der Forst Domnaiche – in älterer Zeit, seltener noch heute, auch Domnèche, Domnesche geschrieben – liegt auf dem Katastralgrund des Dorfes Lusanger und an der von Châteaubriant, dem Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, nach Derval führenden Straße. Wir sind in der südöstlichen Bretagne, im Departement Loire Inferieure. Die Straße Châteaubriant–Derval hat zwei vormals wichtige Burgen an ihren Endpunkten. Die Burg Châteaubriant kann ihre Entstehung aus einer einfachen Turmburg nicht verleugnen. Auf ihrem Standort erhebt sich heute und seit Jahrhunderten der mächtige, viereckige Wohnturm, an den sich eine dem Gelände angepaßte Burg anschließt, bei der die Wohnbauten und die Kapelle von innen an die Ringmauer angelehnt stehen. Das Tor ist von zwei vorspringenden halbrunden Türmen flankiert, jener in Frankreich so häufigen Form des festen Tores. Die Wirtschaftsgebäude hatten in der geräumigen Vorburg ihren Platz, an ihre Stelle trat in den Zeiten der Renaissance ein großes, wohnliches Schloß, das noch halbwegs erhalten ist, während die Burg verfiel und nur mehr zum Teil bewohnbar ist. Die Burg Châteaubriant ist im 11. Jahrhundert begründet worden, aus diesem Zeitraum stammt auch die Burg bei Derval, das Schloß Saint Clair. Heute ragt nur noch eine Wand des runden Donjon in die Höhe, alle anderen Mauern sind fast dem Erdboden gleichgemacht. Ein tiefer Wassergraben umzieht die Hauptburg und Teile des Vorwerks, früher kam dazu noch ein Teich. Château de Saint Clair war ein sehr starker Wehrbau, neun Türme sollen neben dem Donjon noch vorhanden gewesen sein. Hier war der Sitz der mächtigsten Grafschaft im Bereich von Nantes, die Herren der Burg hatten ein Palais in Nantes, es ist das heutige Rathaus (1).

Und die Burgstelle im Forst Domnaiche?

Dichtes Buschwerk und dichter Wald bedecken sie, da und dort ragen meterhohe Mauerreste darüber. Hart daneben liegt die Prairie vom Domnaiche, die einst ein Teich gewesen ist und an dieser Seite die Burg wesentlich schützte. Die Umgebung ist vollständig eben, natürlicher

Schutz war keiner vorhanden. Das Hauptstück der Anlage ist ein durchaus regelmäßiger Bau, die eigentliche Burg. Ihr Grundriß bildet ein Rechteck von 45 m Länge und 36 m Breite. Die Ringmauern sind verschieden stark, so im Norden 1,35 m, im Westen 1,38 m und im Süden 1,25 m. In der Richtung der Längsseiten springen aus allen vier Ecken Bauten um ein Geringes aus der Umfassungsmauer heraus. Am besten davon zu erkennen ist der Bau in der Südwestecke. Er springt 1,65 m vor, ist 5,30 m breit (innen) und in zwei Räume geteilt, von denen der eine 6,90 m lang und der andere nur wenig kleiner ist. Vom Bau in der Südostecke ist am wenigsten erhalten, er hatte jedenfalls außen eine Breite von 9,00 m. Auch das Haus in der Nordwestecke ist nicht mehr deutlich genug erkennbar; es mißt außen 10,00 m; wie lang es war, ist fraglich. Man kann aber noch eine Unterteilung feststellen, und zwar in etwa 4 m Tiefe. Aus der Nord- und aus der Westseite springen zwei viereckige, innen offene Flankierungstürme hervor. Der erstere tritt 1,75 m aus der Umfassungsmauer heraus, er mißt innen 1,60 m und außen 4,80 m. Der Westturm ist dagegen schwächer, er ist außen nur 3,55 m breit. Aus der Südfront treten zwei halbrunde, ebenfalls nur schwache Flankierungstürme hervor, die 4,30 m breit sind. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch ein dritter solcher Flankierungsturm und zwar gegen die Südostecke hin vorhanden war. Die Außenfront wäre dann regelmäßig gegliedert gewesen. Der Bau in der Nordostecke der Umwehrung war der kleinste mit 7,25 m Breite und 8,50 m Tiefe. Er enthält noch ein starkes gemauertes Viereck und dies aus einem besonderen Grund: von hier ging die Verbindung zum großen Wehr-Wohnturm, zum Donjon, der ganz frei außerhalb des bisher beschriebenen Hauptbaues stand. Von ihm ist nichts mehr übrig, nur der geschüttete Unterbau, der Turmhügel (motte) blieb erhalten. Er hat eine ovale Oberfläche von 9 m Breite und 13 m Länge. Das ist im Vergleich zu den anderen Turmhügeln des Gebietes nur ein bescheidenes Maß. 6 m hoch erhebt sich der Hügel über den Wasserspiegel des Grabens an seinem Fuß. Gegen das nordöstliche Eckhaus geht vom Turmhügel ein steinerner Unterbau weg, der die Auflage für die kleine Zugbrücke bildete, die den Donjon mit dem Hauptbau verbunden hat. Der zu überbrückende Zwischenraum war mit 2 m Breite nur gering. Die Süd- und die Ostseite des Hauptbaues sind heute noch von Wassergräben geschützt.

Der Hauptbau und der Donjon bildeten wohl den Kern der Gesamtburg, machen aber an Fläche nur einen Bruchteil davon aus. Stark und umfangreich sind die westlichen Schutzwerke. Die Nord- und Westseite des Hauptbaues umklammert ein breiter Wall, der bis 4 m hoch ist. Der dazwischenliegende Graben ist mit 7 bis etwa 10 m Weite kein bedeutender Schutz gewesen, auch wenn man in Rechnung stellt, daß er vordem mit Wasser gefüllt war. An der Südseite war dieser Graben übrigens durch eine in der Richtung der südlichen Umfassungsmauer des Hauptbaues weiterlaufende Mauer gesperrt und diese Sperrmauer hat dann hier noch den Wall als Futtermauer eingefaßt. Beim Ende dieser Futtermauer im Osten sieht man in ihr ein kreisrundes, tiefes mit Wasser gefülltes Loch, möglicherweise einen Brunnen, wie ein solcher auch in der Umfassungsmauer gleich südlich des nordöstlichen Eckbaues vorhanden ist. Dieser hat einen Durchmesser von 70 cm. War nun aber am Wall ein Brunnen notwendig, dann hat doch augenscheinlich noch etwas anderes hier gestanden, um so sicherer, wenn man überlegt, daß der zweiarmige Innenwall im Norden 13–15 m breit ist. Bebauungsspuren lassen sich aber zur Zeit nicht nachweisen. Nach einem tiefen Graben mit einer Sohlenbreite von etwa 7 m folgt dann im Westen ein weiterer, sehr breiter Innenwall, der bis

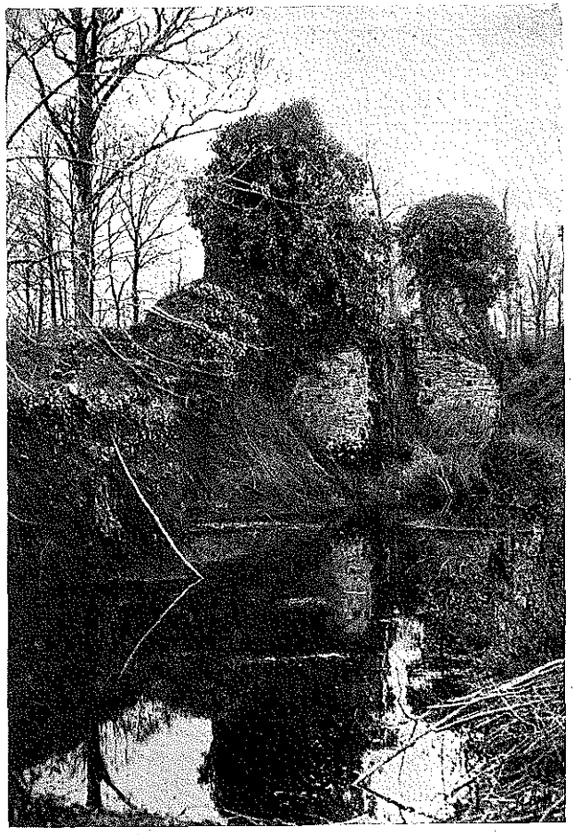


Abbildung 1. Ruine im Forst Domnaiche bei Lusanger. Aufnahme Verfasser.

22 m breit ist und im Norden nach einer Abschnürung einen nach Osten laufenden Arm hat, auf dem ein kleiner, aber steiler und spitzer Erdkegel sitzt, den das Volk la butte nennt, also genau so, wie die meisten Turmhügel im Volk bezeichnet werden. Er wird einen Zweck gehabt haben, umsonst hat man ihn gewiß nicht aufgeschüttet. Trug der breite Innenwall eine Art Vorwerk, dann ist hier wohl der Unterbau eines kleinen Turmwerkes gewesen. In der Abschnürungsstelle dieses Walles liegt ferner ein Tümpel als Rest des Wassergrabens, der alle Innenwälle umschlossen hat. Um die gesamte Anlage zieht des weiteren ein Außenwall, dessen Krone 5–7 m breit ist. Seine Höhe ist sehr verschieden. Im Norden, gegen die Prairie bzw. den einstigen Teich hin, ist seine Höhe 2 m, ebenso im Westen, im Süden dagegen 8 m. Das ist ein sehr stattliches Maß, solch ein Wall war denn auch ein wirksamer Schutz. Von diesem Außenwall zieht im Osten noch ein Arm gegen Norden, den man als dritten Innenwall bezeichnen könnte. Es entsteht so noch eine große Innenfläche, von einer Breite bis 40 m, die aber nicht unter Wasser gesetzt war. Sie wäre sinnlos, wenn nicht angenommen wird, die Fläche sei auf irgendeine Art für die Burg genutzt gewesen.

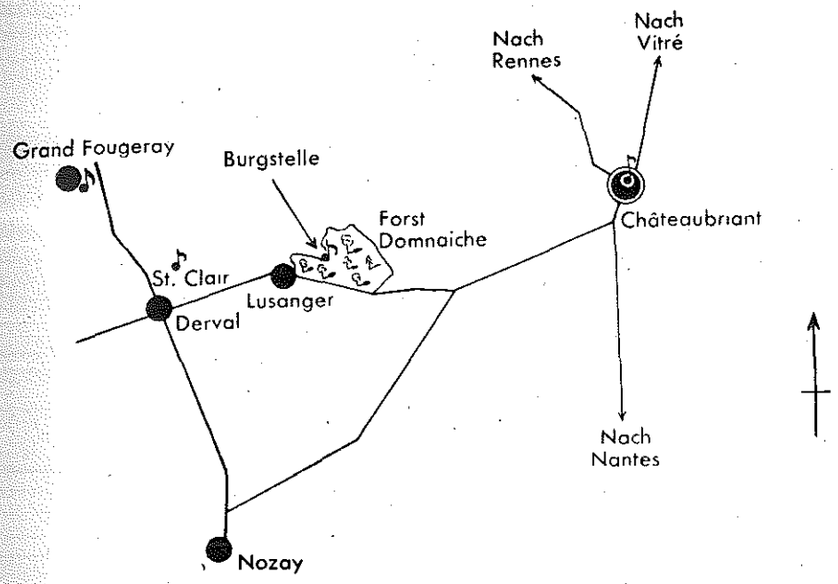


Abbildung 2. Lageplan der Burgstelle.

Als größte Längen der Gesamtanlage ergeben sich nahezu 200 m, als größte Breite 125 m. Der Turmhügel ist, wie bereits gesagt wurde, nicht besonders groß, er hat also nur einen kleineren Donjon tragen können. Der Donjon ist entwicklungsgeschichtlich bei sehr vielen französischen Burgen Kern der Anlage. Das ist in zweifacher Hinsicht zu verstehen: Einmal so, daß viele Burgen zuerst aus nichts anderem als aus dem Donjon bestanden haben, daß im Anschluß daran aber eine Burg anderer Baugesinnung wuchs. Zum zweiten, daß aus der Grundform des Wohnturms durch seine Weiterentwicklung ein regelmäßiger, vierflügeliger Château-Typ entstand. Im vorliegenden Fall ist es das bemerkenswerte, daß nicht der Versuch gemacht worden ist, den auch hier möglicherweise älteren Donjon in den Bering der eigentlichen Burg, des Hauptbaues, einzubeziehen, sondern daß er als weitgehend selbständiger Bau außerhalb blieb. Es muß allerdings auch erwogen werden, ob nicht der Hauptbau den älteren Teil darstellt und der Turmhügel erst später hinzugefügt worden ist. Das ist keineswegs ausgeschlossen, denn dem Hauptbau kommt sicher auch ein sehr hohes Alter zu. Das Haupthaus, das château, wurde danebengestellt. Den Donjon aus einer unmittelbaren altrömischen Wurzel in der Bretagne ableiten zu wollen, ginge vielleicht an, trifft aber keinesfalls zu. Denn die Übung, sich wehrhafte Wohntürme auf geschütteten Hügel zu errichten, kam von den Normannen; eine Übung, die sich im nördlichen Frankreich in den zahlreichen Kriegen rasch ausbreitete und die dem ebenen Gelände weithin Rechnung trug. Das Haupthaus neben dem Turmhügel zeigt eine andere Baugesinnung. Die Wehreinrichtungen, soweit sie der

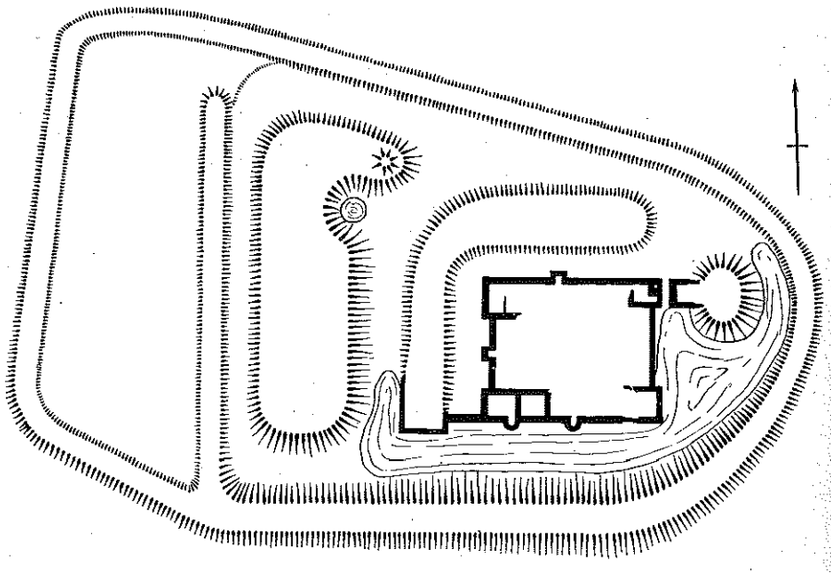


Abbildung 3. Die Ruine im Forst Domnaiche bei Lusanger (Loire-Inf.)

Grundriß der Mauerreste erkennen läßt, zeigen noch keine vorgeschrittene Entwicklung. Wohl sind bereits Flankierungstürme da, indes sie sind mit ihren 3,55–4,80 m Außenlänge keine starken Bauten gewesen. Es fehlen ganz die großen runden Flankierungstürme, die wir bei den hochmittelalterlichen französischen Burgen erwarten, es ist auch kein Torbau vorhanden, wenigstens tritt in den Grundmauerresten kein solcher in Erscheinung. Und dem Tor hat man auch in dieser Gegend Frankreichs eine besondere Stärke gegeben. Die Umfassungsmauern sind mit 1,25–1,38 m keineswegs besonders dick und widerstandsfähig. Was uns noch an Resten von Bauten innerhalb der Umfassungsmauer begegnet, ist nicht so, daß es auch auf besonders große oder wohnliche Räume weisen würde. Doch hier kann schon so viel zerstört worden sein, daß kein dem einstigen Bestand auch nur annähernd gerecht werdendes Bild mehr entsteht. Ist somit nichts vorhanden, das irgendwie den Formen und Bauweisen des hochentwickelten französischen Burgenbaues entspricht, so springt doch eines ins Auge, die gewollt regelmäßige Planung des Hauptbaues. Diese Tatsache und ein erster Gang durch die Ruine ohne genaue Kenntnis der Einzelheiten des Grundrisses lassen die Ansicht aufkommen, daß dieser Bau gar nicht so alt sein könne und auch lange bewohnt sein müsse. Beides stimmt nun freilich bei näherem Zusehen gar nicht. Gegen ein langes Bestehen als Wehrbau sprechen die nur der Frühzeit des steinernen Burgenbaus angemessenen schwachen Verteidigungseinrichtungen des Hauptstückes. Wir hätten weit vorspringende Mauertürme für eine wirksame Flankierung zu erwarten und einen starken Torbau. Flankierungsbauten sind wohl

da, sie sind aber noch nicht recht ausgeprägt. Nun fehlen allerdings in der Ruine auch alle Schmuckformen, die eine nähere Datierung ermöglichen würden. Gewiß waren einst Werkstücke bei den Umrahmungen der Fenster und Türen vorhanden, aber sie sind als begehrtes Baumaterial zuerst herausgebrochen worden.

Der Bau der regelmäßigen viereckigen, an die Anlage der Kastelle anklingenden Burgen geht auf römische Tradition zurück, die hier lange lebendig blieb, die sich aber keineswegs durchgesetzt hat. Ist es einerseits der Donjon, der für die Burgenbauten der östlichen Bretagne kennzeichnend ist, so andererseits auch eine durchaus rundliche bzw. dem Gelände angepaßte Führung der Ringmauer, wie wir sie bei den mitteldeutschen Höhenburgen gewohnt sind. Es lebt im Burgenbau der östlichen Bretagne in diesem Fall deutlich das indogermanische Erbe weiter. Die Planung des Hauptstückes der Burg im Forst von Domnaiche ist aus einer anderen, aus der gallorömischen Wurzel erwachsen, die ihrerseits an mittelmeerländische Traditionen anknüpfte.

Mit den regelmäßig geplanten châteaux, wie sie bereits in der Spätgotik auftauchen, hat die Burg ebenfalls nichts zu tun. Denn damals werden regelmäßige Wohntrakte modern, gerade die an die Ringmauer angelehnten Bauten der Burg im Forst von Domnaiche sind aber unregelmäßig. Regelmäßig, streng geplant ist dagegen der Gesamtumriß. Bei der Errichtung der Erdwerke ist man aber bereits wieder anderen Grundsätzen gefolgt, den man hätte ebensogut auch ganz gleichförmig viereckige Wälle und Gräben bauen können. Die große, von der Gesamtanlage eingenommene Fläche erinnert mit ihrer Länge von 200 Metern fast noch an eine Volksburg. Indes, umfangreiche Burganlagen des Mittelalters sind hier durchaus üblich.

Wir fassen zusammen:

Die Burg zerfällt in zwei entwicklungsgeschichtlich nicht zusammenhängende Teile, in den Turmhügel und den danebenliegenden Hauptbau. Jener ist aus der normannischen Tradition erwachsen, dieser einer gallorömischen Überlieferung. Die Burg gehört in die Anfangszeiten des steinernen Burgenbaues in der östlichen Bretagne, sie ist nicht lange – zumindest nicht als Wehrbau – benutzt worden, da die Verteidigungseinrichtungen noch recht unentwickelt sind. Ich halte dafür, daß der viereckige Hauptbau noch bis in die karolingische Zeit zurückreicht. Er könnte sehr wohl dem 9. Jahrhundert entstammen.

Funde sind mir nicht bekannt geworden. Das Mauerwerk zeigt kleine quaderförmig hergerichtete Steine wie etwa der noch ins 10. Jahrhundert zurückgehende Bau am Turmhügel in Soulvache (nördlich von Châteaubriant, Loire Inferieure) oder wie die Burgruine des Château de St. Clair bei Derval, in seinen auf uns gekommenen Resten, das dem 14. Jahrhundert entstammt.

Nach dem Heimatschrifttum begegnet die Burgstelle in keiner Urkunde, ihr Name ist unbekannt.

Man ist versucht, in der Nähe eine Sammelsiedlung zu suchen, aber der undurchdringliche Wald macht dieses Bemühen zunichte. Doch sah ich im Sommer 1941 etwa 400–500 m abseits von der Ruine und zwar an dem breiten, von La Cibottiere kommenden Fahrweg in einer Lehmgrube so viele dicht auf- und beieinanderliegende Bruchsteine, daß es sich nur um den Rest eines Steinhauses gehandelt haben kann.

(1) Bulletin de la Société archéologique et historique de Nantes et de la Loire Inférieure 73, 1933, S. 355 f.

Volkmar Kellermann, Der Caseler Johanne.
In seinem Buche: Volkskunde der Slawen berichtet Tetzner (1): Bei den Sorben (2) vermummte man einen Johann mit birkenrindener Larve und Blütengewinden. Er mußte durch's Dorf reiten und ward von den Jungen zu haschen gesucht und seiner Blumen beraubt, die heilbringend sein sollten. – Schon damals (um 1900) war dieser Brauch nach Tetzners Angaben ausgestorben – und doch lebt er in wenig veränderter Form weiter bis in die Gegenwart.

Wer heute am Sonntag nach der Sommersonnenwende nach Casel (Kr. Kalau) kommt, kann den ganzen Vorgang noch so beobachten, wie Tetzner ihn schilderte: Nicht weit vom Dorfe liegt ein Wäldchen, an dessen sandigem Rande sich die unverheirateten Mädchen treffen und aus vormittags gesammelten Kornblumen lange Gewinde drehen. Aus frischem grünen Rohr wird ein spitzer Helm gefertigt und mit Seerosen und bunten Papierbändern geschmückt. Ein junger Bursche aus der Dorfgemeinschaft muß nun das langwierige Geschäft des Einkleidens über sich ergehen lassen. Sorgsam wird ein Gewinde nach dem anderen um Körper, Arm und Bein gelegt und mit ein paar Stichen festgenäht. Zum Schlusse wird auf den Kopf des nun mächtig gepanzerten blauen Kornblumenmannes der Helm gestülpt und jetzt ist alles zum eigentlichen Fest bereit. Da naht auch schon vom Dorfe her unter Vorantritt der Musik ein feierlicher Reiterzug. Voran zwei Burschen, die ein lediges Pferd zwischen sich führen, die übrigen folgen in straffer Formierung. So wird der »Johanne« abgeholt. Er besteigt das ledige Pferd, dessen Hals ebenfalls mit Kornblumenranken geschmückt ist und den Reitern

Abbildung 1 (oben). Der Spitzhelm des Caseler „Johanne". Abbildung 2 (unten). Der „Johanne" wird umwickelt.

folgen nun die Mädchen in ihrer rot-weißen Festtracht. Der Zug bewegt sich durchs Dorf bis hinaus auf einen sandigen Weg, den an beiden Seiten Schranken säumen. Hier hat die gesamte übrige Einwohnerschaft sich ein-

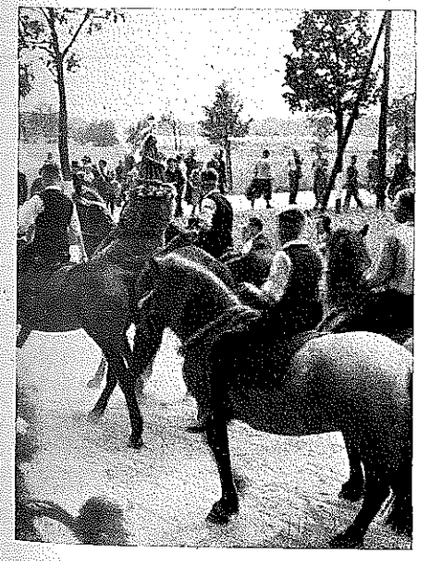


Abbildung 3 (oben). Krönung mit dem Seerosenhelm. Abbildung 4 (unten). Die Einholung des Kornblumenmannes.

gefunden. Von seinen beiden Begleitern geleitet, sprengt der Johanne im Galopp über die Bahn, während die anderen berittenen Burschen vergeblich versuchen, den Kornblumenmann vom Pferde zu reißen. Doch bald mischen sich die Zuschauer ein. Schreiend und pfeifend tanzen sie vor den Pferden, doch erst nachdem die Begleiter ihren Schützling verlassen haben, gelingt es einigen beherzten Männern, dem Pferd in die Zügel zu fallen – und was nun geschieht, ist das Werk eines Augenblickes; im Nu ist der Johanne vom Pferde gerissen und in den Graben geworfen. Ein dichtes Gedränge umgibt ihn, in dem ein jeder versucht, sich eine der Kornblumenranken oder ein Stück des Helmes zu verschaffen, die als heilbringend gelten und das ganze Jahr über bewahrt bleiben. In kürzester Zeit ist der Johanne seines blauen Schmuckes entkleidet und alles begibt sich hinüber ins Dorfgasthaus, wo er mit seinem Mädchen den Tanz eröffnet. Dabei trägt er den zweiten, vorsorglich gefertigten Seerosenhelm. Dieser wird um Mitternacht versteigert – mit dem Erlös hält sich der Johanne für die ausgestandenen Mühen schadlos (3).

*

Hier tritt uns augenscheinlich der gleiche Brauch entgegen, den Tetzner erwähnt. Nur von der birkenrindenen Larve sind keine Spuren geblieben. Doch haben wir es nicht mit einem wendischen Brauche zu tun, wie Tetzner noch vermutet, vielmehr handelt es sich bei dem Johanne um eine Gestalt, die unzweifelhaft in einen sommerlichen Brauchtumskreis gehört, der im deutschen Lebensraum weit verbreitet ist.

Betrachten wir zunächst die Gestalt des Johanne. Sein Kornblumenkleid scheint ein sommerliches Gegenstück zu dem des winterlichen »Strohnickel« zu sein, der sich im ganzen deutschen Brauchtumsgebiet findet. Merkwürdig ist der Schilfrohrhelm, für den sich beim näheren Zusehen jedoch einige Gegenstücke darbieten. Thiele (4) verweist auf den bei Brunner (5) abgebildeten Kinderhelm aus Teltow und auf eine schwedische winterliche Gestalt (ebenda S. 60), der ich das steiermärkische

»Gschalamandl« gegenüberstellen möchte, das in seinem ganzen Erscheinungsbild eine starke Ähnlichkeit mit unserem Johanne aufweist (abgeb. in Germanien 1938, S. 132). Eine weitere verblüffende Übereinstimmung ergibt sich bei der Betrachtung des oberbadischen »Pfingstg'häs«. Hier wie dort die gleiche Form der Pyramide, besonders auffällig bei der Kopfbedeckung des kleinen Begleiters (5 a). Auch der Schmuck mit Blumen und Blättern zeigt weitgehende Übereinstimmung. Schließlich findet sich die Pyramide in ähnlicher Ausformung auch im Festzug des Heidelberger Sommertags, wenn sie hier auch als vom menschlichen Träger gelöst erscheint.

Der Brauchtumskreis, in den der Johanne sich einordnet, wird aus folgendem deutlich: Da ist der pfälzisch-saarländische »Pfingstquack« (queck = lebendig) (6), ein mit einem Kleid aus grünem Laub, Gras, Bändern und Blumen bedeckter Junge, der, ebenso wie das Schwälmer Pfingstmännchen und viele andere, als Gabenheischer durch das Dorf zieht. Er weist die gleichen Züge auf wie der Johanne, wenn auch hier das ursprüngliche Brauchtum durch sein Absinken ins Kinderspiel eine gewisse Umformung erfahren hat. Wesentlich ist die Mitteilung, daß früher Quackritte stattfanden. Damit kommen wir zu den sommerlichen Reiterspielen, die besonders in der Mark Brandenburg (um Himmelfahrt beginnend bis Johanni und den Festkreis der Ernte) verbreitet sind. Maskengestalt und Reiterspiel erscheinen also beim Quack und dem Johanne vereint. – Auch der bayerische »Wasservogel« wird von Reitern aus dem Walde geholt, wo die Mädchen des Dorfes ihn ankleideten (7), und hierher gehört auch der märkische Pfingstkärl oder Pfingstkääm (der beim pfingstlichen Viehaustrieb zuletzt kommende Pferdejunge), der von Kopf bis Fuß mit Feldblumen behangen, gabenheischend durch das Dorf geht (8).

Aus allem erhellt die Sinndeutung:

Das Kleid aus Blumen zeigt die überströmende Fruchtbarkeit, die als Sinnbild der sommerlichen Reife gewertet sein will. Dem gegenüber steht als Widerpart der winterliche Strohmann, der in den Fasnachtsumzügen häufig verbrannt wird. Deutlich sind weiter die Beziehungen zum lebenspendenden Wasser in dem Helm aus Rohr und Seerosen, ebenso in der Verwandtschaft zum Quack, Wasservogel und ähnlichen Gestalten, denken wir weiter an den Brauch des Brunnenschmückens zum Mittsommertag (Wunsiedel, Popenroder Brunnenfest). Jedes Stück des Festkleides gibt Fruchtbarkeit und Segen und wird deshalb das Jahr über aufbewahrt. Endlich die merkwürdige Form des Helmes, die aber auch sonst im Brauchtum nicht selten vorkommt. Ich nenne als Beispiel nur das Aufseer Faschingspaar, dessen Kopfbedeckung starke Ähnlichkeit mit der des Johanne aufweist. Hier scheint das Bestreben, eine besondere Größe der Gestalt zu betonen und damit ihre »Göttlichkeit« hervorzuheben, wirksam zu sein. Damit gehört der Johanne auch in das deutsche Maskenbrauchtum hinein; hier verschwindet der darstellende Mensch unter dem Darzustellenden.

So ordnet sich der Caseler Johanne ein in das pfingstliche und mittsommerliche Brauchtum des deutschen Volkes. Seine erfreuliche Lebendigkeit zeigt, daß auch im »brauchtumsarmen« ostdeutschen Gebiet noch vieles lebendig ist, was noch wenig bekannt wurde, aber doch nicht vergessen werden sollte.

(1) S. 333. – (2) Sorben = Wenden. – (3) Vgl. Brunner: Ostdeutsche Volkskunde, S. 231 und Niederlausitzer Mitt. 16, 39; 1, 470; 6, 29. – (4) E. O. Thiele: Sinnbild und Brauchtum, S. 60. – (5) Abb. 46. – (5 a) Vgl. H. Winter in »Germanien« 1941, S. 99 und Fr. Mößinger in »Germanien« 1939, S. 222 f. – (6) Spamer-Eraß: Deutsches Brauchtum im Jahreslauf, S. 28. – (7) Strobel: Bauernbrauch im Jahreslauf, S. 123–25. – (8) Kuhn: Märkische Sagen und Märchen, S. 316 f.

Die Bücherwaage

Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe. **K. H. Jacob-Friesen** als Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum gewidmet von Freunden, Mitarbeitern und Schülern. Herausgegeben von G. Schwantes. Verlag von August Lax, Hildesheim. 1939. 8°, VII u. 369 S., 250 Abb. Geb. 9.50 RM.

Im Jahre 1939 war es 25 Jahre her, daß Karl Hermann Jacob-Friesen an die urgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums zu Hannover berufen worden war. Die Entwicklung dieser Abteilung zu ihrer heutigen Bedeutung und der Aufbau der urgeschichtlichen Denkmalpflege in der Provinz Hannover fielen in diesen Zeitraum. Aus Anlaß dieses 25jährigen Arbeitsjubiläums fanden sich eine Anzahl von Fachgenossen zusammen, um dem Jubilar mit einer Gedenkgabe einen Querschnitt durch die Arbeit des verflossenen Lebensabschnittes zu geben. Denn der gegenwärtige Stand der Urgeschichtsforschung an der Niederelbe war durch die Arbeit des Jubilars entscheidend beeinflußt und zum Teil überhaupt erst ermöglicht worden.

Durch die Anordnung der 22 Aufsätze um einen gemeinsamen Mittelpunkt – die Vergangenheit des unteren Elbegebietes in seiner weitesten Auffassung – wurde in glücklicher Weise die inhaltliche Beziehungslosigkeit der einzelnen Beiträge vieler anderer Festschriften vermieden. Man darf dieser Lösung der Festschriften, deren mangelnde innere Ausrichtung Gegenstand scharfer Kritik geworden war, unbedenklich zustimmen und sie für nachahmenswert halten.

Die Beiträge bringen Untersuchungen zur Methode und aus wissenschaftlichen Nachbargebieten, Behandlungen einzelner Urgeschichtsfragen und schließlich bemerkenswerte Fundberichte.

Zur ersten Gruppe gehören Aufsätze von H. Gummel-Potsdam, der im kommenden Denkmalschutzgesetz nicht die Initiative des privaten Sammlers gänzlich ausgeschaltet wissen möchte, und K. Kersten-Kiel, der von seinen reichen Erfahrungen in der schleswig-holsteinischen Landesaufnahme der urgeschichtlichen Denkmäler mitteilt. R. Tüxen-Hannover breitet seine für die Urgeschichte wertvollen Ergebnisse der Erforschung bestimmter Pflanzengesellschaften auf den verschiedenen Bodenarten aus, wobei es ihm gelungen ist, unter gewissen Bedingungen auch längst vergangene Waldbestände im Bodenprofil nachweisen zu können.

Das Problem einer spätbronze-früheisenzeitlichen Gefäßform im Gebiet zwischen Niederelbe und Niederems behandelt K. Tackenberg-Bonn, während H. Hoffmann-Münster frühbronzezeitliche Funde aus dem Paderborner Gebiet untersucht. E. Sprockhoff-Frankfurt a. M. stellt bestimmte Bestattungsgebräuche an bronze- und eisenzeitlichen Hügelgräbern Niedersachsens heraus. Auch G. Schwantes bringt eine wichtige Beobachtung zum Totenkult, indem er auf dem langobardischen Friedhof von Nienbüttel glaubt Kenotaphien nachweisen zu können. – In einem Aufsatz „Nordwestdeutschland und die Heimat der Germanen" will H. Jankuhn-Kiel das germanische Kernland für Deutschland wesentlich auf Schleswig-Holstein beschränken. Die terminologische Klärung der Stufe von Darzau führt G. Körner-Lüneburg durch und beugt einer möglichen Verwirrung vor, die dadurch entstehen kann, daß der Fundort des berühmten kaiserzeitlichen Friedhofes in Wirklichkeit nicht in Darzau, Kr. Dannenberg, sondern in dem benachbarten Quarstedt liegt. Mit den Sachsen beschäftigen sich zwei Aufsätze von A. Genrich-Hannover und K. Hucke-Breslau, von denen der erstere sich mit dem Aufkommen der Körpergräber in den sächsi-

schen Friedhöfen abgibt, während der andere sächsische Funde der Völkerwanderungszeit aus Westfalen mitteilt. O. Uenze-Marburg untersucht die Frage „karolingische curtis" oder „Heinrichsburg" für die Wallanlage bei Bennigsen, Kr. Springe. Schließlich führt W. Haarnagel-Wilhelmshaven für die Frage des Ursprungs des Niedersachsenhauses neue Ausgrabungsergebnisse von Wurten der Nordseeküste vor.

Fundberichte geben R. Dehnke-Berlin über neue Tiefstichtonware aus der Prignitz, L. Zotz-Berlin über einen jungsteinzeitlichen Verwahrfund von etlichen Steinbeilen aus Dissen, Kr. Cottbus, W. Wegewitz-Hamburg-Harburg über einen Klappstuhl aus einem älterbronzezeitlichen Hügelgrabe von Daensen, Kr. Harburg, und B. Lincke-Wesermünde mit D. Schröder-Bremen über die Feststellung einer bronzezeitlichen Wegstrecke bei Meckelstedt. G. Haseloff-Kiel zeigt einen bemerkenswerten Grabhügel aus Schleswig-Holstein. Ferner bringen W. D. Asmus-Hannover Ripdorfurnen aus Mecklenburg und F. Tischler-Duisburg-Hamborn den „Edelaker Topf" aus dem Nordseeküstengebiet zur Kenntnis. K. Waller-Cuxhaven teilt die Ausgrabung einer germanischen Badestube – einer „Sauna" – mit, der ersten, die bisher innerhalb Deutschlands ermittelt wurde.

So bietet die Festschrift einen vielseitigen Band von urgeschichtlichen Forschungsergebnissen um den unteren Elblauf herum. Sie kann als ein guter Überblick über den Forschungsstand ihres Gebietes angesehen werden und wird als solcher immer von Wert bleiben. Hanns A. Potratz

Birger Pering, Heimdall, Religionsgeschichtliche Untersuchungen zum Verständnis der altnordischen Götterwelt. Lund 1941, Verlag Gleerup. Kr. 10.–

In der letzten Zeit wird der rätselhafte nordgermanische Gott Heimdall, der einst eine größere Rolle im religiösen Leben des Nordens gespielt haben muß, von der Forschung besonders umworben. Nachdem Ohlmarks ihm eine umfangreiche Studie gewidmet hatte, liegt jetzt von Birger Pering ein Buch über Heimdall vor. Wie Ohlmarks lehnt auch Pering die Auffassung Heimdalls als Gott der Weltsäule ab, die vor allem Pipping zu begründen versuchte. Er sieht in Heimdall vielmehr den Land- und Hofgeist (Schutzgeist) der Götter, die nach alter Vorstellung wie Menschen in »Gegenden« und »Höfen« wohnen. Das hieße aber, daß man den Göttern selbst Götter zuzuschreiben hätte; und das ist nirgend bekannt und ganz unwahrscheinlich. Zudem sprechen auch noch andere Gründe gegen diese Auffassung. Wenn aber auch diese Hauptthese nicht überzeugt, so enthält diese umfangreiche Untersuchung von Pering doch viel Wertvolles und zahlreiche wichtige Einzelhinweise. Besonders beachtenswert erscheinen mir die Darlegungen über das Wesen der Hof- und Landwichte im altnordischen Glauben und im neuen skandinavischen Volksglauben (in Kap. VI und X). Mit Recht wird auch auf die Ähnlichkeit der altrömischen Haus- und Hofgeister hingewiesen (Exkurs Seite 202ff.). Überrascht war ich durch Perings Bemerkungen über B. Rydbergs Heimdall-Auffassung (Seite 75), die er sehr stark hervorhebt, da ich in meiner hoffentlich bald erscheinenden Arbeit »Vesta, Untersuchungen zum indogermanischen Feuerkult« an diese wieder anzuknüpfen versuche. Rydberg sah in Heimdall einen Herdfeuergott, ein germanisches Gegenstück des indoarischen Agni, und diese Annahme hat mancherlei für sich. Vieles, was Pering jetzt festgelegt hat, scheint mir übrigens mit dieser alten Auffassung, die er ablehnen zu müssen glaubt, im Grunde gut vereinbar zu sein. Aber hier ist nicht der Ort, darauf weiter einzugehen. Otto Huth

GEORG INNEREBNER

Sonnenlauf und Zeitbestimmung

im Leben der Urzeitvölker

Format: 17 × 25 cm · 45 Seiten Text und 23 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Kartoniert ca. RM 2.—

Wie leitete wohl durch aufmerksames Verfolgen der Vorgänge am Himmel der Vorzeitmensch seine Zeiteinteilung daraus ab? Erstmalig wird hier versucht, die gesamte Ortungsfrage, wie man die Erforschung vorgeschichtlicher Zeitbestimmungsarten auch nennt, in ein einheitliches System zu bringen und von allen Seiten zu beleuchten. Dabei kommt der Freund von Natur und Himmelswelt auf seine Rechnung und auch der mathematisch geschulte Forscher wird wertvolle Hinweise und Anregungen für eigene Arbeit finden. Nach einer kurzen Behandlung der für das Verständnis notwendigen Voraussetzungen, werden die für die einzelnen geographischen Breiten vom Äquator zum Pol verschieden geltenden Grundbedingungen einander kritisch gegenübergestellt.
Alle Möglichkeiten der urzeitlichen Zeitbestimmung im Flachland, wie im Gebirge werden näher erörtert. — Sowohl die Jahreszeitenbestimmung aus Sonnenaufgängen und Sonnenständen, als auch die Tageszeiteinteilung aus der Schattenwirkung von Säulen und Stäben finden eingehende Würdigung. Eine Reihe ganz neuartiger Sonnenlaufbildbilder und zahlreiche Diagramme erläutern in klarer Weise den interessanten Text. Schließlich gibt ein neuentwickeltes Sonnenlaufdiagramm auch dem Laien die Möglichkeit, von einem beliebig gewählten Standort aus dem Jahresablauf des Sonnenweges am Himmel für seine Umgebung festzustellen. Vorgeschichtlich interessierte Leser werden dadurch in die Lage versetzt, auch ohne Vorkenntnisse der Erforschung urgeschichtlichen Zeitgeschehens wertvolle Dienste zu leisten.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem
Ruhlandallee 7/11

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 9 · September 1942

Preis RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

R. Glémarec	Vom keltischen Mythos	301
Wilhelm Peßler	Witz, Humor und Komik in der deutschen Volkskunde	313
Aus der Landschaft	K. Th. Weigel, Begegnung mit einem Reiter	326
	Herbert Weinelt, Ein Stufenbaum aus Nordmähren (Ostsudetenland) . . .	328
Die Fundgrube	Karl Horak, Tiroler Sagen und Melodien	329
	H. A. Herrmann, „Mühle" u. „Donnerbesen", zwei sinnbildhafte Steinfügungen am niederdeutschen Bauernhaus . .	331
Die Bücherwaage	Hermann Gauch, Kalender und Brauchtum	334
	Gilbert Trathnigg, Niederdonau. Natur und Kultur	335

Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet, unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring" von J. O. Plaßmann.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 9.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

R. Glémarec / Vom keltischen Mythos

Der nachfolgende Aufsatz ist 1938 in der bretonischen Zeitschrift „Stur" erschienen; die deutsche Übersetzung besorgte G. v. Tevenar. Der Verfasser gehört zu den führenden Köpfen der keltischen Volkstumsbewegung. Wie unsere früheren Aufsätze über die Bretagne führt der Beitrag über die Grenzen Germaniens hinaus zu einem Nachbarvolke, das mit dem Germanentum mancherlei Gemeinsames und aus der völkischen Bewegung Germaniens viele Antriebe für die eigene Volkstumsbewegung gewonnen hat. Dem Leser wird daraus die Urverwandtschaft zwischen Germanischem und Keltischem und die Wiedervereinigung beider Elemente in einem Teile unserer mittelalterlichen Hochkultur lebendig, wenn wir uns auch nicht alle Anschauungen und Formulierungen des Aufsatzes zu eigen machen können.

Wir gehören zu denen, welche die anfangs bei uns um das Wort „Kelte" gewobene, romantische Legende nicht mehr zufriedenstellen kann. Wir möchten uns vielmehr auf eine sehr bestimmte Weise als Kelten fühlen können, wir möchten wissen, was wir in diesem Worte darstellen; wir sind es satt, uns mit einer bloßen Vokabel zu begnügen, aus welcher oft nichts anderes spricht als eine törichte Scheu vor allem Fremden. Wir haben alle Bemühungen um eine Freilegung der Herkunft und Wurzeln unseres bretonischen Volkes begrüßt und gefördert und es will uns scheinen, als sei seit einigen Jahren schon mancherlei zutage gefördert worden. Immerhin sind wir der Ansicht, daß noch recht viel zu tun bleibt, um alle die Trümpfe auszuwerten, welche eine jahrtausendalte armorikanische (1) und bretonische Überlieferung uns in reichem Maße darbietet.

Wenn man Carnac gesehen hat mit seinen Steinreihen, Grabhügeln und mit seinem Museum, wenn man sich das ganze Volk vorzustellen versucht, das dort gelebt hat, das diese Erde bestellt, und dort gebaut, geliebt, gelitten, gebetet und gekämpft hat, dann erscheint es kaum glaubhaft, daß von alledem nichts geblieben ist; kaum glaubhaft, daß die, die nach ihm gekommen sind, nichts von dem Starken und Hohen übernommen haben sollen, das sie dort vorfanden. Die Insel Gavrinis – wir kommen darauf zurück – hat vielleicht für die Ausrichtung unserer bretonischen Kultur ebensoviel Bedeutung wie der ganze keltische Sagenkreis des Mittelalters.

Wenn man sich weiterhin die ganze bretonische Größe vor Augen stellt, der wir unmittelbar entstammen und welche heute ein christlicher Inhalt füllt und christliche Symbole beherrschen, dann muß man auch hierin einen Sachverhalt erkennen, welcher zu denken gibt. Wir sprechen von den alten Kelten, die „vom Norden kamen und an Teutates glaubten"; gewiß, das ist sogar sehr wesentlich. Offenbar kommt nicht alles, was uns heute ausmacht, von ihnen; und um bis zu ihnen zu kommen, dürfen wir nicht einfach ganze Jahrhunderte bretonischer Wirklichkeit zu überspringen suchen. Der bretonische Mythos ist ohne Zweifel aus mehr als nur einem Element geboren und die lebendigen Formen, in denen er auf uns gekommen ist, können nicht von ihm getrennt werden.

So ist das Hochmittelalter (10. und 11. Jahrhundert) – nach O. Spengler die Geburtszeit der „faustischen" Kultur – entscheidend, ja noch bedeutsamer für das Verständnis der lebendigen Religion des bretonischen Volkes – wie auch der anderen Völker der früheren „Christenheit" – als die voraufgehende anarchische, heidnische oder römische Frühzeit. Diese Frühzeit war bei den Kelten bereits christlich – wenn auch oft nur im Äußeren –, und der Einfluß der Klöster prägte den keltischen Dichtungen in kymrischer, französischer und deutscher Sprache ihren christlichen Stempel auf (2). Nur die irischen Sagen sind nichtchristlich; allerdings schei-

nen sie auch wesentlich älter zu sein, nämlich bis in die Zeit mindestens des ersten, zweiten oder dritten vorchristlichen Jahrhunderts zurückzureichen. Ist nun von diesen heidnischen Überlieferungen im heutigen Irland etwas übriggeblieben wie etwa auf unserer alten Halbinsel Armorika? Man braucht bei uns nur an zahlreiche, trotz der im 17. Jahrhundert einsetzenden Bekämpfung durch die Geistlichkeit immer noch lebendige Volkssitten zu denken und an die volkstümlichen Vorstellungen über das menschliche Schicksal, über Seele und Leib, Gott und das Jenseits, wie sie uns in den volkskundlichen Bestandaufnahmen entgegentreten (3). Noch mitten im Mittelalter liegt die christliche Weltauffassung in ständigem Kampf mit den Eigenheiten des bretonischen Brauchtums, welche nicht selten in schroffem Gegensatz zu ihr stehen. Auch im germanischen Bereich ist die heidnische Überlieferung noch während der „faustischen" Schöpfungszeit des Hochmittelalters deutlich greifbar. Die Sachsen zum Beispiel konnten erst ums Jahr 800 bekehrt werden, man frage nicht wie; die skandinavischen Stämme in der Regel erst im 10. und 11. Jahrhundert. Infolgedessen kann es nicht wundernehmen, daß die große Dichtung des nichtkeltischen Nordens – die Saga und Edda – vorwiegend heidnische Züge trägt. Gewiß ist Christliches zuweilen durchzuspüren, doch in recht unbestimmter Weise. Im Grunde handelt es sich hier um die gleiche christlich-nordische Mischung wie innerhalb des keltischen Bereiches, allerdings bei umgekehrter Dosierung der beiden Komponenten (4).

Wir sind der Meinung, daß dieser mythologische Untergrund noch heute seine Gültigkeit behalten hat. In dergleichen Fragen, die letzten Endes rein psychologischer Art sind, ist in den Augen des Volkes zweifellos der Untergrund das Entscheidende, und zwar auch hinsichtlich der Form. Die Form allerdings ist bei uns christlich. Wer das nicht wahrhaben will, dem bleibt nur noch übrig, ein rein literarisches Heidentum etwa des irischen Cuchalainn-Kreises zu rekonstruieren, das lediglich der Arbeit von Textforschern sein Bekanntwerden verdankt und welches bei keinem lebenden Kelten noch irgendwelche Bewußtseinsspuren hinterlassen hat. Ganz offenkundig aber kommen unsere Inspirationen in der Regel nicht von dieser Cuchulainn-Dichtung. Dagegen rühren wir mit dem heidnischen Zauberer Merlin oder Tristan, aber auch mit den christlichen Rittern vom heiligen Gral noch heute unmittelbar an die Seele unseres Volkes – denn durch eben diese Sagenstoffe hat sie im 10. und 11. Jahrhundert ihre endgültige Prägung erfahren.

So gesehen sind es im Grunde nicht einmal die bretonischen Könige Nevenoë oder Salaun, welche im heiligen Forst von Paimpont (dem „Brozeliande" der Sage) von entscheidender Bedeutung sind: es sind vielmehr Tristan und Parsival, und hinter ihnen Merlin und Artus, der „mystische König aller Bretonen" – d. h. aber ein gottgesandter Held wie Siegfried, und nicht eine Gottheit. Als Gottheit nahmen sich die Bretonen hier nicht irgendeinen Ersatz für Thor oder Wodan, etwa einen Lug, Tarann oder Borwo, sondern den Christus vom heiligen Gral und alles, was sich an Mystischem hinter diesem verbirgt.

Und so darf man fragen: was steckt nicht alles hinter unseren Heiligen und Einsiedlern, die aus Britannien übers Meer kamen? Auf den einen authentisch historischen, heiligen Sankt-Yves (bretonisch: Sant-Erwan) von stark „französischem" Ruf kommen unzählige sagenhafte Einsiedler, ein Sant-Malo, Gweltas, Tudgwal oder Kulum, von denen noch nicht einmal festzustellen ist, ob sie wirklich gelebt haben und ob sie nicht vielmehr das Gesicht irgendeiner heidnischen, armorikanischen Gottheit widerspiegeln. Sie alle sollen aber immerhin von den britischen Inseln herstammen, als Bischöfe und Äbte unser Land bewohnt haben und, ohne

Spuren zu lassen, zum Sterben nach Rom oder Italien gezogen sein (5). Und an diesem Punkte stimmt die Erkenntnis der Geschichtswissenschaft mit der Volksüberlieferung, dem Aberglauben und der Legende überein; wir lassen diesen mystischen Angelpunkt des Hochmittelalters am besten durch Oswald Spengler darstellen (6):

„Nur so ist der unermeßliche Reichtum religiös-intuitiver Schöpfungen zu verstehen, der die drei Jahrhunderte der deutschen Kaiserzeit füllt. Es ist die faustische Mythologie, die hier entstand. Man war bisher blind für den Umfang und die Einheit dieser Formenwelt, weil religiöse und weltliche Vorurteile zu einer fragmentarischen Behandlung entweder der katholischen oder der nordisch-heidnischen Bestandteile drängten. Aber es besteht hier kein Unterschied. Der tiefe Bedeutungswandel innerhalb der christlichen Vorstellungskreise ist als schöpferischer Akt identisch mit der Zusammenfassung altheidnischer Kultur der Wanderzeit zu einem Ganzen. Es gehören hierher die sämtlichen westeuropäischen Volkssagen, die damals ihre symbolische Durchbildung erhalten haben, mögen sie auch der Substanz nach viel früher entstanden und viel später noch an neue äußere Erlebnisse angeknüpft und durch bewußtere Züge bereichert worden sein. Es gehören dazu die großen, in der Edda erhaltenen Göttersagen und eine Anzahl Motive aus den Evangeliendichtungen gelehrter Mönche. Dazu kommt die deutsche Heldensage des Siegfried-, Gudrun-, Dietrich-, Wielandkreises mit ihrem Gipfel im Nibelungenlied und neben ihr die ungeheuer reiche, aus altkeltischen Märchen abgeleitete und auf französischem Boden eben damals vollendete Ritter sage: vom König Artus und der Tafelrunde, vom heiligen Gral, von Tristan, Parsival und Roland. Und endlich ist außer der unvermerkten, aber um so tieferen seelischen Umdeutung aller Züge der Passionsgeschichte der ganze Reichtum der katholischen Heiligenlegende hinzuzurechnen, deren Blütezeit das 10. und 11. Jahrhundert füllt. Damals sind die Marienleben, die Geschichten des hl. Rochus, Sebald, Severin, Franz, Bernhard und Odilia entstanden. Um 1250 wurde die Legenda Aurea verfaßt; es war die Blütezeit der höfischen Epik und der isländischen Skaldenpoesie. Den großen Walhallgöttern im Norden entsprechen die „vierzehn Nothelfer", die gleichzeitig im südlichen Deutschland als mystische Gruppe zusammengefaßt worden sind. Neben der Schilderung von Ragnarök, der Götterdämmerung, in der Völuspa steht eine christliche Fassung in den süddeutschen Muspilli. Dieser große Mythus entwickelt sich wie die Heldendichtung auf den Höhen der frühen Menschlichkeit. Beide gehören den Urständen an, Adel und Priestertum. Sie sind in Burg und Dom zu Hause, nicht im Dorf. Hier unten im Volk läuft eine schlichte Sagenwelt daneben durch die Jahrhunderte, als Märchen, Volks- und Aberglaube bezeichnet und doch von den Welten des hohen Schauens nicht zu trennen.

Nichts ist für den letzten Sinn dieser religiösen Schöpfungen bezeichnender als die Tatsache, daß Walhall nicht altgermanischen Ursprungs ist und den Stämmen der Völkerwanderung noch gar nicht bekannt war, sondern daß es erst jetzt und mit einem Schlage, aus innerster Notwendigkeit im Bewußtsein der auf dem Boden des Abendlandes neu entstandenen Völker sich bildete, „gleichzeitig" also mit dem Olymp, den wir aus der homerischen Epik kennen und der ebensowenig mykenischer Herkunft ist. Und zwar ist Walhall nur im Weltbild der beiden hohen Stände aus der Vorstellung von Hel emporgewachsen, im Volksglauben blieb Hel das Totenreich.

Man hat die tiefinnerliche Einheit dieser faustischen Mythen- und Sagenwelt und die vollkommen einheitliche Symbolik ihrer Formensprache bis jetzt nicht beachtet. Aber Siegfried,

Abbildung 1. Dolmen bei Ouibéron (Morbihan) in der Bretagne. Aufnahme Bildarchiv.

Baldur, Roland, der Heliand sind verschiedene Namen für ein und dieselbe Gestalt. Walhall und die Gefilde der Seligen Avalun, König Artus' Tafelrunde und das Mahl der Einherier, Maria, Frigga und Frau Holle bedeuten das gleiche. Demgegenüber ist die äußere Abstammung der stofflichen Motive und Elemente, auf welche die Mythenforschung ein übermaß von Eifer verwendet hat, lediglich ein Zug der historischen Oberfläche und ohne höhere Bedeutung. Für den Sinn eines Mythos beweist seine Herkunft nichts. Das Numen selbst, die Urgestalt des Weltgefühls, ist reine, wahllose und unbewußte Schöpfung und unübertragbar. Was ein Volk durch Bekehrung oder bewundernde Nachahmung von einem anderen erhält, ist Name, Kleid und Maske für eignes Gefühl, niemals das Gefühl selbst. Man hat die altkeltischen und altgermanischen Mythenmotive so gut wie den durch gelehrte Mönche bewahrten Formenschatz des antiken und den durch die abendländische Kirche vollständig übernommenen des gesamten christlich-morgenländischen Glaubens lediglich als den Stoff zu betrachten, aus dem die faustische Seele in diesen Jahrhunderten eigne mythische Architektur erschuf. Es ist auf dieser Stufe eines eben erwachenden Seelentums ganz belanglos, ob diejenigen, durch deren Geist und Mund dieser Mythos ins Leben tritt, „einzelne" Skalden, Missionen, Priester oder „das Volk" sind. Es ist für die innere Selbständigkeit des hier Entstandenen auch belanglos, daß die christlichen Vorstellungen die Formgebung entscheidend beherrscht haben."
Trotz solcher mythischen Umschreibungen scheint also unser Weg nunmehr recht einfach zu sein: wir finden unsere Offenbarung nicht etwa in irgendeiner Philosophie des 19. Jahrhunderts oder in den Formulierungen eines neuen Glaubens im Ausland, sondern in dem „verzauberten", christlich-keltischen Mythos mit seinen uralten Überlieferungen und Nachklängen, für die ich nur ein konkretes Beispiel in unserer Heimat nennen will: Brozeliande."

Abbildung 2. Eine Steinallee bei Carnac-Ménhec (Morbihan).

Mit Recht bedauern wir heute das Fehlen eines Gesamtbildes jener großen religiösen Synthese des 10. bis 12. Jahrhunderts, in welchem alle Elemente der Völkerwanderungszeit und der unmittelbar voraufgehenden mittelmeerisch-orientalischen Einflüsse (5.–9. Jahrhundert) zur Geltung kämen. Einzelne Züge und Ansätze dazu finden sich bei Spengler; und zwar scheint uns dort das verhältnismäßig Beste, Tiefste und Treffendste darüber gesagt zu sein. Vielleicht lassen sich noch brauchbare Teilabhandlungen in französischen, englischen oder deutschen Literaturgeschichten des Mittelalters finden? Eine Nachprüfung in dieser Richtung erscheint unerläßlich.
Dagegen kann wohl von einer eigentlichen Geschichte des „Mythos", jenes wundersamen Gewebes von mündlich überlieferten und literarisch anspruchslosen Märchen und Visionen, das dem mittelalterlichen Glauben zu Hilfe kam, noch nicht die Rede sein; und den Grund hierfür müssen wir zweifellos in vielerlei kirchlichen und weltlichen Vorurteilen suchen. Hier liegt eine Aufgabe für uns bretonische „Volksforscher" (bret. gouennelourien, von gouenn = Volkscharakter), wenn wir uns bewußt in den außerordentlichen, noch heute lebendigen Mythenstoff unserer Heimat vertiefen. Denn er will uns fast reicher und stärker an religiösem Gehalt erscheinen als ein oft etwas trocken-soldatisches oder auch protestantisch-intellektuelles Neuheidentum, wie es etwa hier und da in Deutschland anzutreffen ist. Vergessen wir an dieser Stelle nicht, daß wir bei uns in der Bretagne ebenso wie in Irland oder selbst in Großbritannien – Stonehenge! – über eine Erbschaft verfügen, welche die festländischen Germanen in der Regel nicht kennen: nämlich die Großsteingräberkultur, d. h. jene erste jungsteinzeitliche Kulturblüte, die sich ohne Unterbrechung von Irland bis nach Ägypten feststellen läßt, ja sogar bis nach dem vorarischen Indien und der ozeanischen Osterinsel. Eine Kultur mit starken

religiösen Impulsen, wenn man die Fülle der in aller Welt zerstreuten Gottesdienst-Denkmäler bedenkt, von Tiahuanaco in Bolivien bis nach Carnac und Locmariaker bei uns; eine Kultur also, die eine hohe Entwicklung der Astronomie und höchstwahrscheinlich auch eine bedeutende und differenzierte Mythologie zur Voraussetzung hat. Nach Spengler gehen verschiedene geschichtliche Hochkulturen auf dieses vorgeschichtliche Substrat zurück: so das pharaonische Ägypten (um 3500 v. Z.), das Indien der Veda und das Peru vor der Inkazeit. Für Europa unterstreicht Spengler (7) die vermutlich psychologisch-religiöse Einheit all dieser vorarischen Großsteingrab-Erbauer, welche früher kamen als die seit 2000 v. Z. einbrechenden großen Kriegervölker mit indogermanischer Sprache und mit dem Streitwagen, die man lange Zeit als Skythen oder Hyperboräer bezeichnete, und die im Grunde unseren „klassischen" nordischen Typus darstellen. Diese Völker besetzten Gebiete, welche schon seit Jahrhunderten bewohnt und bebaut waren, wie sich u. a. aus dem System gemeinschaftlicher Bodenbearbeitung oder aus dem Vorhandensein jahrtausendalter Straßen und Wege ergeben hat (8).

Diese Völker waren keineswegs überall in der Überzahl; in historischer Zeit finden sich Zeugnisse für das nicht zu übersehende Vorhandensein primitiver Völkerschaften, deren Auffaugung nicht überall in gleichem Maße und im gleichen Zeitraum vor sich gegangen ist (z. B. Iberer, Ligurer, Silurer, Etrusker, gewisse alte Bergvölker Kleinasiens, die sogenannten „schwarzen Clans" in Irland und in Norwegen u. a.). Sie haben jedoch den Menschenbestand vor der Jungsteinzeit nachhaltig verändert und zur Entstehung verschiedener Hochkulturen den Anstoß gegeben: die Hellenen und alten Römer auf dem Substrat der Pelasger, die Arier in Indien auf dem Substrat der Dravida und allen übrigen kastenlosen Negroidengruppen, die turanischen Skythen auf dem Substrat des künftigen Chinesentums!

Doch noch vor der Ankunft dieser kriegerischen und unternehmungslustigen „Barbaren" finden wir über die gesamte Jungsteinzeit im Raume westlich von Ägypten unzählige Kuppelgräber und Großsteinbauten: in Hoggar, Mykenä und Tyrins, auf Sardinien und Korsika, bei den Turdetanen Andalusiens und den Lusitaniern, in Irland, Schottland, Schweden! Im Grunde also alle die Gebiete, über die sich nach dem klassischen, übrigens ziemlich überschätzten Mythos der Erdteil Atlantis erstreckte; man darf jedoch nicht vergessen, daß Plato dieser Mythos durch sehr alte Überlieferungen der ägyptischen Priester von Saïs eingegeben worden ist (9). (Die vorgeschichtliche und geographische Wirklichkeit, welche dieser Begriff Atlantis – man denke z. B. nur an das Atlasgebirge – meint, erscheint uns unvergleichlich viel interessanter als alle die vagen Träumereien und oft bizarren Thesen, welche mit diesem Worte verknüpft worden sind.)

Was man jedoch kaum bemerkt hat, ist die Tatsache, daß dieser jungsteinzeitliche Untergrund nahezu überall für die Entwicklung einer großen Kultur verwendet worden ist: besonders in Griechenland, Italien, den Gebieten um Sizilien usw., wo sich die sogenannte „antike", etruskisch-hellenische Kultur erhoben hat. Die keltischen Nordleute müssen auf der Halbinsel Armorika, in Lusitanien und Irland gleichfalls um 1500–1000 v. Z. eingetroffen sein. Die Cuchulainn-Sage und die goidelische Erzählung von den Tuatha-De-Danann scheinen ihrer Lebensverfassung nach in dieselbe Zeit zu gehören wie Homers Ilias. Allerdings scheint die Ankunft der Kelten auf diesen jungsteinzeitlichen Halbinseln im äußersten Westen keine Hochkultur im eigentlichen Sinne eingeleitet zu haben. Es kam vielmehr zu einem gewissen Grade von völkischer Verschmelzung mit den Trägern einer höchst ursprünglichen und entwickelten

Kultur, einer Verschmelzung für die heute Irland das beste Beispiel bietet (10). Die eigentliche großartige Kulturentwicklung jener Epoche (1000–500 v. Z.) fand in südlicheren Breiten statt, in Griechenland und in Italien, und rührte nur recht oberflächlich an jene atlantischen Küsten (11). Demgegenüber strahlte gerade von hier aus in der „Nacht des Mittelalters" mit 2000 Jahren Verspätung und in enger Verbindung mit dem nordisch-slawischen Heerbann Germaniens und Skandinaviens die „faustische" Hochkultur, d. h. unsere Kultur aus, die es heute klar herauszustellen und von ihrer jüdisch-orientalischen und griechisch-römischen Kinderkrankheit zu befreien gilt. Und wie stets bei „faustischen" Menschen mit ihrem blitzartigen Genius, mit ihrem „Heldentum des letzten Augenblicks", aber auch mit ihrem Riesenausmaß an gutem Willen – es ist etwas spät dafür angesichts aller Ungläubigen der südlichen Welten!

Diesen Untergrund unseres abendländischen Mittelalters – wenigstens in seinen mythologischen Aspekten – sind wir versucht, den „nordisch-atlantischen Glaubenskomplex" zu nennen, welchen Herman Wirth in seinem Werk „Die heilige Urschrift der Menschheit" untersucht. Hier geschieht ein für die rationalistischen Wissenschaftler ganz unerhörter Vorgang – den diejenigen überhaupt nicht zu begreifen vermögen, die unsere faustische Geistesheimat nicht mit uns gemeinsam haben, d. h. die reinen Juden und Südländer – der Vorgang nämlich, daß eine Mythologie zum ersten Male einen besonderen Bereich für sich herausgebildet hat, innerhalb dessen die Regeln und Maßstäbe der „objektiven" Kritik mit einem Schlage ungültig geworden sind und wo sich die Herren von der vergleichenden Mythenforschung plötzlich nicht mehr im Reiche ihrer altangestammten Textkritik, Buchstabe für Buchstabe, wiederfinden, sondern erstaunlicherweise im Reiche des Glaubens und der Religion, oder sogar noch schlimmer: in einer Atmosphäre von bäuerlichen Sinnbildern und ganz ländlich-primitiver Frömmigkeit! Was ist denn nun in Wirklichkeit so Ungewöhnliches vor sich gegangen? Nun, die rationalistische Geschichtskritik glaubte zunächst die verschiedensten Glaubenssysteme, darunter die christliche Religion, abgetan zu haben, und stößt nun plötzlich wider Erwarten auf den noch unentfalteten Untergrund unserer eigenen „faustischen" Gefühlsauffassung vom Christentum; sie gerät dabei an einen lebendigen, bei allen traditionsgebundenen Menschen der abendländischen Kultur unbewußt noch in voller Entfaltung befindlichen Glauben. Hierbei springt sie zum ersten Male in tausend Stücke, weil sie es gewagt hatte, an die Rassenseele selbst zu rühren. Umgekehrt bilden nun ihre sorgsam zusammengesuchten Stücke – eine gerechte Wiederholung früherer Jahrhunderte – bereits den Ausgangspunkt und Rohstoff, dessen sich der neue Glaube zur Errichtung seines eigenen Gebäudes bedient. Hier treffen wir auf den Rassenmystizismus in Deutschland und in ganz Mitteleuropa; auf verschiedene noch unentwickelte Kerne eines abendländischen Katholizismus in Lusitanien-Galicien, im Baskenland, in der Bretagne, in Holland und Friesland, in Litauen; endlich auf zahlreiche Erscheinungen des blühenden Sektenwesens in England, Schottland, Wales und Skandinavien.

Ein anderer – keineswegs unwichtiger – Beitrag Herman Wirths zu unserer Erkenntnis der abendländischen Vorgeschichte ist sein Hinweis auf ein ursprünglich gelbes(?) Rassenelement, welches heute infolge jahrtausendelanger Mischung stark „ausgewaschen" ist, und welches wir „finnisch" nennen möchten – die Anthropologen haben es als „mongoloid" bezeichnet (12). Dieses Element ist im allgemeinen von den Historikern – einschließlich Spengler – übersehen worden infolge ihrer unbewußten Vorliebe für die klassischen Kulturen und ihrer Nachlässigkeit in völkerkundlichen Dingen. Es handelt sich hier um ein noch ungeklärtes Ras-

senelement, dessen Spuren man zunächst nur in bestimmten Gegenden von Norwegen und in unserer Bretagne hat feststellen wollen, das man jedoch mühelos in nahezu sämtlichen Ländern des Abendlandes finden kann, in den Gebirgstälern von Wales und Irland sowohl wie in denen der Schweiz oder der ostmärkischen Gaue, oder andererseits in den eigenartigen braunhaarigen Typen Frieslands oder Seelands (13). Tatsächlich ist nicht nur in der Bretagne, sondern z. B. auch in Deutschland jene zum düstern-magischen neigende, verschlossene Geistes-haltung – eine Erbschaft dieser „gelben" Rassenelemente – ein entscheidender Faktor bei der Herausbildung des Volkstypus und bei dessen schweigendem Widerstand gegen fremdländischen Zuzug gewesen. Liegt nicht eine Art Schamanentum in dem feindseligen Schweigen, mit dem die bretonischen Bauern einen französischen Touristen oder Beamten zu empfangen pflegen, der ihnen von Grund auf fremd erscheint?

Wie dem auch sei, es ist nicht zu bestreiten, daß die Fir Bolg der irischen Sage, jene kleinen, auf Fellbooten rudernden Fremden, mit den Lappen und Eskimos verwandt sind, welche in den altnordischen Erzählungen Skrölings genannt werden. Man darf bei alledem nicht vergessen, daß dieser ganze nordatlantische Raum schon in ältester Zeit durch seine Kulturentwicklung und vor allem durch seine Schiffahrtsbeziehungen eine Einheit gebildet hat. Man braucht daher heute nicht mehr den isländischen Wikingern aus der Zeit um 1000 n. Z. das Verdienst der Entdeckung Amerikas zusprechen, um von dem Genueser Kolumbus ganz zu schweigen. Wir wissen aus den Sagas dieser Wikinger, daß sie aufbrachen, um ein „großes Irland" (Irland it mikla) weit im Westen zu suchen, das „Land der weißen Männer" (Hvitra mannaland), wo es bereits Christen geben sollte! (14) Die Historiker des 19. Jahrhunderts erklärten das alles für bloße fromme Legenden, wie sie es ebenso im Fall unserer aus Britannien herübergekommenen Nationalheiligen und Einsiedlern getan haben! Diese Herren hatten allerdings übersehen, daß sämtliche Landgebiete um den Nordpol von jeher von derselben Völkergruppe besiedelt sind, welche zwischen den beiden Randtypen der nordischen und der finnischen Rasse einzuordnen ist: die Ainu in Japan, die Tunguſen Sibiriens, die Skandinavier und Lappen, die totemanbetenden Rothäute und die mongoloiden Athapaskan-Indianer (15).

Warum sollte es nun also undenkbar sein, daß ein bestimmter Volksstamm des alten Irland – sagen wir etwa die berühmte Fianna – der Rasse nach mit den helläugigen Algonquin-Indianern Kanadas verwandt war? Und zwar möchten wir eine solche These der phönizisch-atlantischen Abstammung vorziehen, die man der Fianna während des ganzen 19. Jahrhunderts nachzuweisen bemüht war und welche sich schließlich auf bloße Zivilisationseinflüsse aus dem pharaonischen Ägypten zurückgeführt sah. Die Manitu-Religion und die hochstehende Ehrauffassung, die hohe Achtung vor dem Ehrenwort, der Keuschheit und der Tapferkeit vor dem Feinde bei den Rothäuten stimmen durchaus mit dem Bilde überein, welches wir von dem früheren Heidentum der Keltenvölker haben. Das Gefühl pflegt sich überdies in solchen Fragen selten zu täuschen. Mögen die Zweifler als ein Beispiel unter hunderten aus der Geschichte der indianischen Abwehrkämpfe gegen die Fremden den Bericht vom Kampf der Cheyen-Indianer bei Dull-Knife lesen; der Gedanke von einer unerwarteten Verwandtschaft wird ihnen dann keineswegs mehr lächerlich erscheinen.

Aber noch ein weiteres Fragezeichen erhebt sich: stärker noch als im Falle der Menschen zeigt sich bei der Tier- und Pflanzenwelt eine enge Zusammengehörigkeit auf der Nordhälfte der

Alten und der Neuen Welt. In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch daran erinnert werden, daß die baskische Sprache, welche in Europa das einzige Überbleibsel vor-arischer Sprachfamilien ist, bemerkenswerte Strukturähnlichkeiten mit bestimmten altamerikanischen Dialekten, wenn nicht sogar mit dem Japanischen zeigt; und zwar ebenso große wenn nicht gar größere Ähnlichkeit als die zwischen dem Baskischen und bestimmten anatolischen und kaukasischen Sprachen (16).

Eines sollte von allen, die sich mit vorgeschichtlichen Studien beschäftigen, niemals aus dem Auge verloren werden: daß nämlich die Vorgeschichtswissenschaft in den Epochen vor der Jungsteinzeit und der Großsteingräber-Kultur im Grunde noch ganz in der Urgeschichte sich befindet, im Bereich des rein physischen Wachstums des Menschen. Es handelt sich um jene Zeitabschnitte – man nennt sie gewöhnlich ältere Steinzeit –, in denen die verschiedenen Menschenrassen noch im Begriffe stehen, sich zu differenzieren und sich je nach dem Ausmaß ihres Willens und ihrer Klugheit schrittweise von der sie umgebenden Natur und Tierwelt freizumachen. Dieses erste Auftauchen des Menschen geschieht in unseren nördlichen Breiten in einer Zeit großer Katastrophen und Klimaveränderungen, für die unsere Geologen eine ausreichende Erklärung bis heute noch nicht zu geben wissen: die große Eiszeit zu Beginn des Quartär. Vor einem gewissen Zeitpunkt ist es also müßig, die Vorgeschichte allzu genau von der Geologie und die Geschichte des Menschen von der Geschichte der Länder, die ihn beherbergen, trennen zu wollen; es ist insbesondere gefährlich, wenn man nicht imstande ist, sich in eine Erd- und Klimalage hineinzudenken, die von der unsrigen verschieden, ja selbst sehr verschieden ist. Die Erforschung der Kulturanfänge läßt sich nun einmal nicht von dem Studium der Frühperioden der Erdgeschichte trennen, wie das am Beispiel des Orients z. B. der Geologe und Vorgeschichtler Jakob de Morgan auf einleuchtende Weise dargestellt hat.

Die Vereisungen nun, die solange wie von einem Geheimnis umgeben waren, scheinen heute auf eine sehr einfache Weise durch die Anschauungen des deutschen Mathematikers Alfred Wegener ihre Erklärung zu finden. Es handelt sich um die geniale Annahme von einer „Abtreibung" der Kontinentalschollen und ihrer schrittweisen Wanderung, sowie um den Zusammenhang zwischen diesem Vorgang und der schon früher festgestellten Erdachswanderung (17). Wir neigen zu der Ansicht, daß hier in der Tat der Schlüssel zu dem ganzen früheren geologischen wie völkerkundlichen Rätselkomplex liegt: der Abstand zwischen Norwegen und Grönland ist nicht immer so breit gewesen wie heute. Darüber hinaus sind die Kontinentalschollen der nördlichen Halbkugel dem Nordpol viel näher gewesen als heute, woher ihre Vereisung und – da sie eng aneinander gelehnt fast einen Block bildeten – der leichtere Austausch ihrer Menschen, aber auch die Gemeinsamkeit von deren Lebensbedingungen zu erklären ist.

Von hier aus erklärt sich auch die immer noch bei uns anzutreffende Vorstellung vom Norden als Urheimat, und die Anziehungskraft des Nordens auf die Phantasie gewisser europäischer Völker: wie sollte man ohne einen solchen physiologischen „Atavismus" sonst den fast mystischen Sinn für die Ausrichtung nach Norden erklären, der sich bei uns erhalten hat und der doch in unserer heutigen Breitenlage eigentlich unverständlich sein muß? Soviel ist sicher, daß nicht alles so feststehend und unbeweglich ist auf dieser Erde, wie es uns manche Wissenschaftler um der Bequemlichkeit ihrer Thesen willen glauben lassen wollen. Gottseidank gibt es noch Raum für Unerforschtes und Unerforschliches, selbst in unserem 20. Jahrhundert.

Unsere bretonischen Fischer sind bis zum heutigen Tage der Übung ihrer Vorväter, auf den Neufundlandbänken zu fischen, treu geblieben; ob aber die Entfernung damals dieselbe war wie heute, wer kann das wissen?
Die vorstehenden Ausblicke bleiben vorerst im Bereich der Hypothesen, sie vermögen jedoch bereits von einem wichtigen Entstehungsfaktor des bretonischen Volkes eine Vorstellung zu vermitteln. Es ist unserer Auffassung nach ebenso töricht, unsere vaterländische Geschichte erst mit der Einwanderung der Nordleute anfangen zu lassen, wie der Versuch unserer französischen Schulbücher, sie erst mit der Hochzeit der Herzogin Anna von der Bretagne mit einem französischen König zu beginnen. Die Seele unseres Volkes hat tiefe, tausendjährige Wurzeln und diese müssen wir kennen, wenn wir uns kennen wollen. Es wäre jedoch völlig verfehlt, wollten wir heute unter uns den nordischen Kelten von dem „Präkelten" der Großsteingräberzeit zu unterscheiden versuchen. Diese beiden Bestandteile – und sie sind nicht allein – haben sich bereits in vor- und frühgeschichtlicher Zeit eng verbunden und schon unsere älteste Dichtung in keltischer Sprache hat eine Synthese aus diesen verschiedenen Komponenten hergestellt. Sie alle haben ihre endgültige Form und Gestalt in der keltischen Geisteshaltung gefunden; und die völkischen Überlieferungen, zu denen sie geführt haben, stellen nach Wesen und äußerer Form eine wundervolle Einheit dar.
Lassen wir zum Abschluß unsere ältesten Barden sprechen, denn wer hätte unserer Rassenseele schöneren Ausdruck verliehen als sie? (18)

1. Klagelied der Alten von Beara.

Ich bin die Alte von Beara und trug früher stets ein neues Kleid; jetzt aber ist meine Not so groß, daß nicht einmal ein zerschlissenes Kleid mir geblieben ist.
Ihr seht nach dem Reichtum und nicht auf den Mann; damals, als wir lebten, sahen wir zuerst nach den Männern.
Meine Arme sind heute knochig und dürr; früher waren sie weich und wußten wohl den Hals eines Körpers zu umschmeicheln. Es gibt für mich kein vertrautes Gespräch mehr und kein Lämmchen ziert mehr meine Hochzeitstafel. Mein Haar ist grau geworden und ich habe es mit einem Kopftuch zugedeckt, denn es ist nicht schade drum.
Der Stein der Könige von Tara und Ronans Thron in Bregon stehen lange schon im Sturm und Wetter und ihre Gräber werden schmucklos sein und dann zerfallen ....
Ich weiß, was sie jetzt gerade tun: sie rudern unentwegt durch das Schilfrohr des Sees von Alma, und kalt ist der Ort, wo sie schlafen ...
Die Flut und die zweite Welle der Ebbe, beide sind über mich hinweggegangen und so kenne ich sie nun genau.
Die Flut steigt nun nicht mehr bis zu meiner stillen Hütte. Obgleich mehr als einer im Dunkeln ist wie ich, hat sich doch über sie alle eine Hand gelegt ...
Glücklich ist die Insel im weiten Meer, zu welcher nach der Ebbe die Flut wieder kommt! Ich aber will nicht mehr warten bis die Wellen bis zu mir heraufsteigen.

2. Das Lied vom Wiedersehen nach dem Tode.

Schweige, Weib, und sprich mich nicht an! Meine Gedanken sind nicht bei dir, meine Gedanken sind noch in der Schlacht von Feic. Mein blutüberströmter Leib liegt noch seitlich am Ufer-

hang und mein Haupt ist noch ungewaschen, mitten unter den anderen Kriegern in wilder Verwirrung.
Es ist Verblendung, sich auf ein Wiedersehen zu verabreden, ohne daran zu denken, daß der Tod uns überraschen kann; und dies Wiedersehen, das wir uns versprochen hatten, ich habe es dir gehalten bis in den bleichen Tod.
Nicht ich allein hatte mich aus Leidenschaft dahin verirrt, daß ich einem Weibe begegnen wollte. Aber ich werfe dir nichts vor, obschon du es warst, für die ich mich schlug. Traurig und jämmerlich ist nun dies unser letztes Wiedersehen ....
Von einer Lanzenspitze kam Morrigan zu uns; sie war es, die uns begeistert und angefeuert hat. Unzählige Toten bettet sie nun und lacht ihr schauriges Lachen dazu.
Ihre Mähne hat sie in den Nacken geworfen; man braucht ein starkes Herz, um standzuhalten vor ihr. Laß dich nicht vom Schrecken überwältigen, wo sie so nahe ist!
Gegen Morgen will ich mich von allem trennen, was menschlich ist und dem Zug der Krieger folgen. Und du geh nach Haus, verweile nicht länger hier, denn die Nacht geht zu Ende.
Zu allen Zeiten wird man sich dieses Liedes von Fothad erinnern, und was ich dir berichtet habe, wird nicht in Vergessenheit geraten, wenn du an meine Bitte denkst ....
Ich höre schon den dunklen Vogelruf, der alle die Treuen noch einmal freudig begrüßt. Meine Stimme, meine Gestalt gleichen einem Gespenst. Schweige also, Weib, und sprich mich nicht an!

3. Wiegenlied von Diarmaid und Grainne.

Schlaf, schlaf ein wenig und fürchte nichts, Diarmaid, Sohn des O'Duibhne, denn dir habe ich meine Liebe geschenkt! Schlafe ruhig, Nachfahre der Duibhne, mein edler Diarmaid, denn ich wache unterdessen bei dir, Sohn des schönen O'Duibhne! Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf von Dedinach im Süden, als er Morann's Tochter freite trotz Conall mit dem roten Zweig!
Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf der schönen Finnchadh von Assaroi im Norden, als er gegen den Willen von Faibhe Hartkopf das Mädchen Slaine entführt hatte.
Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf der Galian-Tochter Aine, als sie beim Fackelschein mit Dubhthach von Doirinis entflohen war.
Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf der tapferen und stolzen Degha, als er gegen den Wunsch des wilden Dichell von Duibrheann die Tochter von Binn Coinchenn genommen hatte.
Unsere Trennung ist wie ein Abschied bei den Kindern aus dem gleichen Haus, die Trennung von Leib und Seele, du Held des leuchtenden See von Carman ....
Der Hirsch im Osten dort geht nicht zur Ruh und hört nicht auf zu schreien; er hat keine Lust zum Schlafen, obwohl er jetzt im Amselwäldchen steht.
Die Hündin geht nicht zur Ruh und sorgt sich um ihr kleines Kitz; sie schläft nicht ein in ihrem Unterschlupf.
Auch der Auerhahn schläft nicht auf der Heide, über deren Hügel der Wind streicht; lockend klingt sein Ruf, aber er schläft nicht dort bei den Bächen.
Schlaf, schlaf ein wenig und fürchte nichts, Diarmaid, Sohn des O'Duibhne, denn dir habe ich meine Liebe geschenkt!
So ergreifend sind diese alten gälischen Gesänge gewesen, daß ihre Wucht uns heute selbst

durch die Übersetzung hindurch zu packen weiß und uns das gefühlsmäßig nahebringt, was keine Erklärung uns geben kann: die stolze Gewißheit, Kelten zu sein!

In diesen vor vielen Jahrhunderten entstandenen Gesängen spricht unser Herz und unsere Landschaft, ja unsere Art zu sprechen mit einer Deutlichkeit, welche ans Wunderbare grenzt und tiefe Sehnsucht in uns wachzurufen imstande ist. Ganz plötzlich erscheint uns die Rolle des Keltentums vor Augen in all seiner stummen und nur in unserem Westland nicht ganz vergessenen Größe. Die Kelten haben ja den verschiedenen unterworfenen Völkern und rivalisierenden Sippen unseres Landes etwas von ihrer kriegerischen Kühnheit, ihrer Wanderfreude und von ihrem Stolze mitgebracht. Ihnen ist es zu danken, daß im Westen Europas zwei ganz junge Völker aufstehen konnten: Irland und die Bretagne, Eire und Breiz, die beide das Bewußtsein von ihrer Pflicht zu ehrerbietiger Anhänglichkeit an die Erbschaft ihrer Ahnen nicht verlieren werden.

Diese beiden Völker allein tragen heute noch stolz und standhaft in ihrer Sprache, in ihrer mutigen Haltung und in ihrer Liebenswürdigkeit das Erbe des Keltentums.

(1) Armorica war der vom keltischen „Armor" (= Land am Meer) abgeleitete lateinische Name der heutigen Bretagne bis zu ihrer keltischen Neubesiedlung im 5.–7. Jahrhundert n. Z. – (2) Vgl. hierzu Louis Gougaud, Les chrétientés celtiques. Paris 1911. Cheistopher Dawson, Les origines de l'Europe et de la civilisation européenne. (Trad. franc. L. Halphen), Paris 1934; und vor allem: Heinrich Zimmer, über die Bedeutung des irischen Elementes für die mittelalterliche Kultur. In: Preußische Jahrbücher, Band 59 (1887). – (3) Vgl. vor allem Anatole Le Braz, La légende de la Mort chez les Bretons armoricains. Letzte Auflage. Paris 1928. 2 Bände. – (4) Die Mythologie der heidnischen Kelten stellt vorzüglich dar H. Hubert, Les Celtes, Bd. II. Paris 1932. über die Germanen handelt in französischer Sprache am ehesten eine Übersetzung des Schweden T. E. Karsten, Les anciens Germains. Paris 1931. – (5) Zum besseren Verständnis für das große Werk über die bretonischen Heiligen von Albertus Magnus empfiehlt sich die Arbeit von Abbé F. Duine, Notes sur les saints bretons. 3 Bände. Rennes 1902–1906. Dazu die Dissertation A. Largillière, Les saints et l'organisation chrétienne primitive dans l'Armorique bretonne. Rennes 1925. – (6) Der Untergang des Abendlandes, Bd. I. München 1923, S. 518–520. – (7) Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. I. Tartessos und Atlaschia. (In: Reden und Aufsätze, München 1938.). – Unter den französ. Arbeiten zur Vorgeschichte sei hier verwiesen auf Jaques de Morgan: L'humanité préhistorique. Paris 1924. – (8) Vgl. hierzu die Arbeit von Gaston Roupnel, Histoire de la campagne française. Paris 1932. – (9) Vgl. A. Beßmertny, l'Atlantide. Paris 1935, und P. Le Cour, A la recherche d'un monde perdu. L'Atlantide et ses traditions. Paris 1931. – (10) Vgl. hierzu H. Hubert, Les Celtes. 2 Bde. Paris 1932; E. Mac Neill, Phases of Irish history. Dublin 1919; P. W. Joyce, A social history of ancient Ireland. London-Dublin 1903, 2 Bde. – (11) Die im ganzen vorzügliche Arbeit von H. Hubert (Les Celtes) hat den großen Nachteil eines oft stark französisch und „klassisch" gefärbten Blickpunktes. In bretonischer Sprache liegen vor: M. Mordiern und Abherve, Notennou diwar-benn ar Gelted koz (Bemerkungen über die alten Kelten), 12 Lieferungen 1911 bis 1922. (Anonym), Sketla Segobrani. St. Brieuc (3 Bde.) 1923/25. M. Mordiern, Istor ar Bed (Weltgeschichte). 4 Bände. Brest 1930–1938. – (12) Herman Wirth: Der Aufgang der Menschheit. Untersuchungen zur Geschichte der Religion, Symbolik und Schrift der atlantisch-nordischen Rasse. Jena 1928. – (13) Es ist bekannt, daß gewisse Küstenstriche der Bretagne, insbesondere die südwestlichen Landzungen und die Inseln Sein und Ouessant, in beträchtlicher Anzahl einen sehr alten Bevölkerungstypus aufweisen, der in keiner Weise an die „blonden" Eroberer aus dem Norden erinnert; wer weiß, ob von hier nicht eine Verbindung hinüberführt zu den atlantischen Mauren der Kanarischen Inseln oder zu den dunkelhäutigen Seeräubern, die in der Frühzeit Irland heimgesucht haben? Jedenfalls finden sich alle diese Völker auf der großen Straße der Großsteingräber. – (14) Vgl. hierzu H. Beuchat, Manuel d'archéologie américaine. Paris 1912; P. Gaffarel, Etude sur les rapports de l'Amerique et l'Ancien Continent avant Ch. Colomb. Paris 1869. – (15) Vgl. G. Montandon, Traité d'ethnologie cyclo-culturelle. Paris 1934 und K. Birket-Smith, Moeurs et coutumes des Esquimaux. Paris 1936. – (16) Vgl. hierzu Wilhelm von Humboldts grundlegende Untersuchungen über die Ureinwohner Spaniens an Hand der baskischen Sprache. – (17) Vgl. Alfred Wegener, Die Entstehung der Kontinente und Ozeane, und E. de Martonne, Traité de géographie physique. 4. Auflage. Paris 1928. – (18) Die folgenden drei Abschnitte aus Dichtungen der älteren irisch-gälischen Literatur sind nach der französischen Fassung des kleinen Handbuches von G. Dottin, Les Littératures celtiques. Paris 1924, S. 151/154, ins Deutsche übertragen.

Wilhelm Peßler
Witz, Humor und Komik in der deutschen Volkskunde

Halten wir innerhalb der deutschen Volkskunde Umschau nach Lebensgebieten, die bislang noch nicht in wünschenswertem Maße berücksichtigt worden sind, so sind das unter den geistigen Erscheinungen Witz und Humor und Komik, und unter den sachlichen Erscheinungen die Schiffsformen. Allerdings fehlt es nicht an verheißungsvollen Ansätzen auf diesen beiden Gebieten (1); aber die große einheitliche Erfassung des gesamten Bestandes an Belegen und ihre Durcharbeitung nach einheitlichen Gesichtspunkten steht noch aus. Für die wissenschaftliche Behandlung der volkstümlichen Schiffsformen ist nun durch die Einrichtung der Abteilung „Seefahrt und Volkskultur" innerhalb des Reichsinstituts für Seegeltungsforschung die Grundlage gegeben, für die wissenschaftliche Erfassung des überreichen Bestandes an volkstümlicher Komik, vornehmlich an Witz und Humor soll im folgenden versucht werden, neue Richtlinien zu geben (2).

Witz und Humor sind für die deutsche Volkskunde der Gegenwart aus zwei Gründen ganz besonders beachtenswerte Lebensgebiete, einmal weil augenblicklich der Ernst des europäischen Entscheidungskampfes die Gemüter gefangenhält und ihm gegenüber die im deutschen Volkstum verankerte germanische Heiterkeit der Lebensauffassung um so mehr, nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich ans Licht gestellt werden muß, zum andern weil die von der neuzeitlichen Volkskunde als Grundlage des Volkslebens und Volkswirkens betonte Gemeinschaft in besonders hohem Grade gerade auch für Witz und Humor und Komik den besten Lebensboden abgibt. Mit Recht singt Simon Dach:

„Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt!"

Hinzu kommt noch, daß die Träger des Volksgutes, die bei der neuzeitlichen Volkskunde im Vordergrunde der Betrachtung stehen, in diesem Falle die Schöpfer und Verbreiter echter Volksfröhlichkeit, auch ihrerseits gerade aus der Gemeinsamkeit des Lebens, Arbeitens und Genießens zu immer erneuter Schöpfung und Wirkung angeregt werden.

Das Wesen des Witzes zu ergründen, haben sich seit langem Angehörige des europäischen Kulturkreises redlich bemüht. Der Lösung dieser ebenso schwierigen wie reizvollen Aufgabe wird man nun, so hoffen wir, durch planmäßige Sammlung und Sichtung des wertvollen und mannigfaltigen Stoffes erheblich näher kommen. Auf zwei Hauptpunkte aber sei jetzt schon die Aufmerksamkeit gelenkt, nämlich erstens auf die sprachlich-künstlerischen Ausdrucksmittel und zweitens auf die seelische Wirkung des Witzes. Eine von mir vorgeschlagene, allerdings bis jetzt noch unzureichende, Begriffsbestimmung des Witzes lautet folgendermaßen: der Witz ist eine sprachlich-geistige Erscheinung, eine Kurzerzählung, deren Inhalt am allerletzten Schluß durch die „Spitze" plötzlichen Lach-Ausbruch erzwingt; die „Spitze" ist das blitzschnelle Erfassen eines überraschend eintretenden unvermuteten neuen, aber durch den Verlauf der Kurzerzählung vorbereiteten und völlig begründeten Zusammenhangs zweier an sich nicht zusam-

mengehöriger, sondern im Gegensatz stehender Erscheinungen, der immer komisch wirkt. Am klarsten ist diese Sachlage beim Wortwitz, dessen Wirkung auf der Doppelbedeutung eines Wortes beruht. Hierbei ist die eine der beiden Bedeutungen von vornherein klar, die andere springt als Folge des Inhalts der Kurzerzählung oder eines Teiles derselben plötzlich in dieses Wort hinein, das nun vom Hörer mit vollstem Recht so oder so aufgefaßt werden kann, da beide Bedeutungen begründet sind. Auf diese Weise gewinnt der Hörer völlige Freiheit und Wahlwillkür in bezug auf die beiden Bedeutungen, die im kleinsten Punkte, dem Worte, unlösbar verbunden sind; das gibt dem Hörer, im Gegensatz zu der sonst im Leben unbedingt notwendigen Eindeutigkeit jedes Wortes, ein sonst nicht in so starkem Maße vorhandenes Freiheits- und Herrschaftsbewußtsein, so daß höchstes Lustempfinden, das sich nun im Lachen auslöst, die Folge ist. Mit Recht hat man geäußert: „Der Witz ist ein rein geistiges Geschehen in der Seele des Zuhörers." Insofern trifft der alte Fritz den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Der Witz ist das Niesen des Verstandes.". Über die Ausdrucksmittel des Sprachlich-Komischen im allgemeinen sei nur noch hinzugefügt, daß diese in sich steigernder Reihe vom Laut über die Silbe zum Wort führen, daß aber Sinn und Bedeutung dabei immer die geistige Führung haben.

Die volkskundliche Bedeutung des Witzes – das sei gleich hier vorweg gesagt – ist doppelter Art. Zunächst in praktischer Hinsicht: Es spielt der Witz innerhalb der Gemeinschaft deutscher Menschen eine ganz ungeheure Rolle als eines der besten Unterhaltungsmittel. Sodann in wissenschaftlicher Hinsicht: Der Witz ist ein Kennzeichen der Menschenart, insofern er nach Inhalt oder Form einem bestimmten Berufskreise, Kulturabschnitt, Volksstamm oder Volk entspricht; in dieser Hinsicht kann fast jeder Witz volkskundlich ausgewertet werden.

Weitere Klarheit über das Wesen des Witzes gewinnen wir, wenn wir darangehen, ihn gegen Nachbargebiete abzugrenzen. Mit ihm gehören die Anekdote und der Schwank zu den Kurzerzählungen. Die Anekdote ist eine Kurzgeschichte, die in knappster Form einen bedeutenden Menschen oder eine bedeutende Tatsache der Geschichte dem Verständnis und der Anteilnahme des Zuhörers näherbringt, indem die sonstige Unnahbarkeit der Persönlichkeit oder die Fremdheit des Ereignisses durch Betonung des allgemein Menschlichen gemildert oder gar aufgehoben wird, wobei aber die wahre Größe in ihrem Wesenskern um so heller erstrahlt. Im Gegensatz hierzu ist der Schwank eine Kurzerzählung, die in immerhin behaglicher Breite allgemein menschliche Schwächen oder Unvollkommenheiten in komischer Form so vorführt, daß ein gemütliches Schmunzeln des Hörers erreicht wird, dessen schroff ablehnende Haltung sich nun in milde Duldung wandelt. Es mag hier erlaubt sein, zur Klärung der Stellung des Witzes innerhalb des großen Reiches des Lächerlichen auch einmal einen Blick auf eine außenstehende Erscheinung wie etwa das Volksmärchen zu werfen, dessen Wesen sich befriedigend bestimmen ließ, wie Mackensen dies getan hat. „Volksmärchen, das ist eine Kunsteinheit von Form, Inhalt und Lebensbedingtheit; die mündliche Überlieferung regelt weitgehend die Form, den Inhalt; aber auch die soziale Stellung des Erzählers prägt entscheidend die Inhaltsgestaltung mit." Allerdings hat auch das deutsche Märchen Übergänge zu Nachbargebieten („Seine Beziehungen zum Schwank sind inniger als die des russischen Volksmärchens, das schärfer zwischen ernstem Märchen und Witzgeschichte scheidet"), und verschiedene Auffassung des Erzählers zum Inhalt („im Schwankmärchen wird das Wunderbare belächelt, im Lügenmärchen wird das Wunderbare verulkt"), aber die Mannigfaltigkeit des Lächerlichen ist weit größer

Abbildung 1. Komische Tierplastik in Kloster Ebstorf bei Ülzen. Eule und Kippenträger am Bottich. Aufnahme Provinzialkonservator Hannover

und die Grenzen der inneren Gliederung und der äußeren Umschließung sind bei ihm viel fließender als beim Märchen.

Ist die Begriffsbestimmung des Lächerlichen, des Komischen, des Humors und des Witzes an sich schon nicht leicht, so ist es noch schwieriger, Volkswitz und Volkshumor und Volkskomik innerhalb des Witzigen, Humoristischen und Komischen abzugrenzen. Gewiß ist es höchst bezeichnend für einen Menschen, einen großen Volksstamm und ein ganzes Volk, was von ihm als lächerlich empfunden wird; aber diese Empfindung für das Lächerliche läßt sich in ihrer Art innerhalb der Gliederung des Volkes sehr schwer abgrenzen; die Schwierigkeit ist um so größer, wenn wir bedenken, daß es die Aufgabe der Volkskunde ist und bleibt, das Typische und Allgemeingültige herauszufinden. Nun überschneiden sich in der Bevölkerung ja immer die senkrechte Gliederung nach Berufen und die waagerechte Gliederung nach Stämmen. So findet man bei genauerem Zusehen, daß manche Witze und manches Lächerliche der Ausdruck bestimmter Berufe einerseits und bestimmter Volksstämme andererseits sind; immer aber kommt es auf die wurzelechte Denkart und die Eigenart an, die im Witzigen, Komischen und Lächerlichen sich ausdrücken. Diese innere Haltung des Menschen braucht nun nicht durchaus nach Stand und Landschaft genau gegliedert zu sein, damit das von ihr als lächerlich Empfundene volksmäßig ist. Es gehört also nicht zur Volksmäßigkeit des Lächerlichen und Komischen, daß es unbedingt auf einen Beruf oder einen Bezirk beschränkt ist. Noch viel mehr als in dem Verhältnis zwischen Kunstlied und Volkslied, von hoher Kunst und Volkskunst ist in der Beziehung des Witzigen und Komischen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen ein fließender Übergang. Das ohnehin Volksmäßige wird aber sicherlich meistens

um so stärker zur Geltung gebracht und empfunden, je mehr es der Eigenart von Tätigkeit und Beruf und namentlich von Ort und Landschaft, Stamm und Volk zum Ausdruck verhilft. Dies kann aber sowohl durch den Inhalt wie auch durch die Form und schließlich durch beide gleichzeitig geschehen. Auch hier sucht die Kunde von der volksmäßigen Komik den Volksmenschen als Träger. Dabei kommt es nicht auf die Art des Inhalts und die Hochwertigkeit der künstlerischen Leistung an. Mit Recht sagt Albrecht Keller (3) in seiner Volksphysiologie über die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors: „So manches Witzwort, das unter der breiten Linde zum erstenmal lachend von Mund zu Mund hüpfte, verrät so seine Auffassung, so viel Gemüt, wie wir's in unseren schönsten Sagen und Märchen nicht reizender finden. Manch hübsche Erzählung mag sich aus einem derartigen Scherze entwickelt haben; so ist ja wohl die Geschichte von den Sieben Schwaben entstanden, über die unsere Kinder Tränen lachen. Und auch die kurzen Neckereien, selbst einzelne Spitznamen sind Spiegelbilder der einfachen Volksseele .... Wenn nur die Lachlust befriedigt werden kann. Wählerisch ist das Volk nicht, solange die Späße, die man ihm auftischt, aus der eigenen Welt genommen sind."

Eingedenk der warnenden Feststellung Goethes, daß die Deutschen in Gefahr sind, über allem schwer zu werden, wollen wir nun die Beispiele des Witzigen und Komischen selbst sprechen lassen. Den Anfang sollen die Marterln machen, wie sie z. B. Ludwig von Hörmann (4) auf seinen Tiroler Heimatfahrten in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zusammengetragen hat. Hier kommt nicht nur Volkstümlichkeit, sondern auch oft genug – dem Ernst des Todes zum Trotz – unfreiwilliger Humor zur Geltung.

„Er starb zum größten Leidwesen seiner Gemeinde eines seligen Todes." (Grabstein des Pfarrers in Kematen.)

„Hier liegt mein Weib, Gott sei's gedankt,
Bis in das Grab hat sie gezankt.
Lauf, lieber Leser, schnell von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir." (Dorf Tirol 1788.)

„Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß.
Mußt ich auch gleich erblassen
Und Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du." (Am Wege nach Salthaus, Passeier.)

Von anderen Grabschriften seien zwei Belege angeführt, der eine aus dem oberdeutschen Süden, der andere aus dem niederdeutschen Norden.

„Der Mann hat neunzig Jahr gelebt
Und scharrte manchen ein;
Wer andern eine Grube gräbt,
Fällt endlich selbst hinein."

„Hier rauhet Johann Merkel.
In siner Jügde was he en Ferkel,
In sin Öller was he en Swin;
Wat mag he nu woll sin?"

Ein feiner Humor spricht aus den Worten, die am Eingang eines alten Kirchhofs in Oldenburg stehen: „O ewich is so lank." (5)

Alle Inschriften bringen, da Kürze die Seele des Witzes ist, durch die Kürze der Form, die sie erhalten haben, Steigerung der Spannung und damit der Wirkung des Komischen. Hinzu

Abb. 2. Steinfigur eines Zwerges, ehemaliger fürstäbtlicher Hofnarr. Aufn. Heimatmuseum Kempten.

kommt, wie wir gesehen haben, bei den Grabschriften als besondere Art der Steigerung der Gegensatz zwischen dem beabsichtigten Ernst und dem gegebenen Spaß. Bei anderen Inschriften genügt oft schon der beabsichtigte Spaß, um die Wirkung des Komischen ganz oder teilweise zu erreichen. Halten wir unter den Hausinschriften Umschau, so finden wir auch solche, die sich gegen den Wanderer, der das Gebäude gaffend anstaunt, wenden:

„Ich Aff' steh' und gaff',
Und weil ich gaff' und steh',
So könnt' ich weitergeh'." (Schwarzwald.)

Reiche Gäste sind willkommen, armselige aber unerwünscht:

„Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast du Geld, hab' ich guten Wein,
Hast du keins, kannst du drüben einkehren,
Dort ist der Brunnen mit zwei Röhren." (Pfalz) (6)

Auch im Innern des Hauses gewinnt die Spruchweisheit heitere Art in Inhalt oder Form.

So erscheinen unter den schwäbischen Ofenwandsprüchen (7) auf den Tontafeln, die hinter den eisernen Kastenöfen zu 80–150 Stück eine Ofenwand bilden, allerlei spöttische:

„Ein Weib, das nicht schilt,
Ein Hund, der nicht billt,
Eine Katze, die nicht mauft,
Die sind nichts nutz im Haus."

Sehr bekannt sind aus allen deutschen Landesteilen die Inschriften auf der Töpferware. So lesen wir auf alten Steinguttellern folgenden Spruch:

„Meine Frau heißt Lisebet,
Ich wollt, daß sie ein anderer hätt'!"

Vor dem Diebstahl eines Buches warnt folgendes lateinisch-deutsche Mischlied, das auf der inneren Seite eines Buchdeckels steht:

„Hic liber est mein,
Ideo nomen meum scripsi drein.
Si vis hunc librum stehlen,
Pendebis an der Kehlen;
Tunc veniunt die Raben
Et volunt tibi oculos ausgraben.
Tunc clamabis Ach, ach, ach!
Ubique tibi recte geschach."

Boshafte Warnung spricht aus einer Strophe, die im Lübecker Rathaus einen Raum schmückt, in dem die Junker ihr Hochzeitsmahl zu halten pflegten:

„Mannich man lude synghet
Wen man de Brudt em bringhet;
Wiste he wat man em brochte
Dat he veel leever weenen mochte.
(Mancher Mann laut singet,
Wenn man die Braut ihm bringet.
Wüßte er, was man von ihm brächte,
Viel lieber er weinen möchte.)

Volkstümliche Komik bringt auch das Volkslied, besonders in der Kurzform des Schnaderhüpfels, das, wie Grasberger meint, des Bauern Liebeslied und Humoreske, Spruchweisheit und Spiel- und Kampfaufforderung ist.

„Was nutzt dir a Cheasen,
Wenn'ſt nit damit fahrſt, –
Was tuaſt mit dem Geld, Narr,
Wenn'ſt alleweil sparſt?"

Wertvolles Witzgut bergen auch die Redensarten, in denen Edmund Höfer (8) „eine Charakteristik des deutschen Volksgeistes, die einzigartig ist, . . . eine derbfrische, kernhafte Daseinsbejahung" findet, und die Sprichwörter, beide durch ihre Kürze zur scharfen Herausarbeitung

von Gegensätzen wohl geeignet. Für niederdeutsche Volksart bezeichnend sind die Gegenüberstellungen einer Lebensregel und einer mit ihr in Widerspruch und in Einklang stehenden Handlung in vielen plattdeutschen Sprichwörtern.

„Man mot allens leern, säd de Jung, do smeer he sick Budder up den Pankoken."

„Ik hewv mi to'r Ruhe settet, sä Hans, do wör he Brêfdräger worden." (9)

An Inhalt reichhaltiger, an Form ungleichmäßiger als Redensart und Sprichwort ist der Schwank. Es genügt, diesen hier kurz zu streifen, da über sein Wesen und Werden hinreichend viele gute und kluge Veröffentlichungen vorliegen, sowohl in Literaturgeschichten wie in Sammelausgaben. Nachschlagewerke zum schöngeistigen Schrifttum mit ausführlichen Quellenangaben belehren folgendermaßen darüber. „Schwank, im späten Mittelalter und besonders 16. Jahrhundert, scherzhafte Erzählung oder possenhafte kurze Komödie, volkstümlich, oft sehr derb, mitunter sogar zotenhaft, in der Mehrzahl zu sog. Schwankbüchern zusammengefaßt (z. B. Paulis Schimpf und Ernſt, das Volksbuch von den Lalenbürgern, Hans Sachsens Fastnachtsspiele" (10). Ferner „Schwank (dramatischer) siehe Lustspiel. Schwank (epischer) § I. Scherzhafte, lustige Erzählung, gereimt und in Prosa, bald anekdotisch kurz, bald novellenhaft ausgesponnen; im Ton häufig derb, gern ins Obszöne gleitend, von oft lehrhafter Tendenz" (11). Als Beispiel genüge ein Beleg aus der 1519 im Manuskript vollendeten Sammlung „Schimpf und Ernſt" des elsässischen Franziskaners Johannes Pauli (12), der nach moralischen Begriffen (Trägheit, Geiz, Wahrheit) und nach Ständen (Urteilsprecher, Wirte, Pfaffen) einteilt, aber die Vorführung in buntestem Wechsel bringt. Spaßig wie der Titel „Schimpf und Ernſt heiſet das Buch mit Namen, durchlaufft es der Welt Handlung mit ernſtlichen und kurtzweiligen Exemplen, Parabolen und Hyſtorien, nützlich und gut zu Besserung der Menſchen" iſt auch ſein Inhalt z. B. Nr. 614: „Dem Thüringer gab man 25 Streich. Uf einmal kam ein Buer, der bracht gar hübſch Biren in einer Blaten, die wolt er einem Herren ſchencken; wan der Her aß dieſelben Biren gern. Der Portner wolt in nit ynlaſſen, er wolt dan im das Halb geben, das im geſchenkt würd. Er ſagt es im zu. Und da er für den Herren kam, da ward er wol empfangen. Der Her ſprach: ‚Gut Geſel, was ſol ich dir ſchenken?' Er antwurt und ſprach: ‚50 Streich uff mein Rucken.' Der Her ſprach: ‚Warumb?' Da ſagt im der Buer, wie es im ergangen was. Alſo hieß man den Portner kumen und gab im 25 guter Streich; aber dem andern thet man nit we."

Mit den Schwänken ſind die Witze bisweilen inhaltlich durch die Gleichheit des Motivs und erzählungsmäßig durch unmittelbare Einſtreuung verbunden. Die Form iſt aber viel ſtraffer, die komiſche Wirkung viel ſtärker. Vor allem iſt die Erforſchung des Weſentlichen hier viel ſchwieriger. Die Forſchung darf aber nicht einſeitig vorgehen, ſondern ſollte den vorliegenden Stoff der Komik insgeſamt unterſuchen, um dann dem Witz, dem Schwank, dem Ulk uſw. jedem ſein Eigenes zu geben. Die Scherzforſchung hat ihren reichen Stoff nun nach dem Verhältnis des Scherzſtoffes zu Einzelperſönlichkeit und Volksgruppe, ferner zu Ort und Zeit zu unterſuchen.

Was Scherz und Einzelperſönlichkeit betrifft, ſo ſind die hier beſtehenden engen Beziehungen von zweierlei Art. Entweder iſt die Perſon der Gegenſtand und Inhalt von Witz und Komik, die von ihr handeln, oder ſie wird der Träger des Witzes, der von ihr erzählt wird. Ein Beiſpiel für erſteres: Ein Ortsvorſteher erhält vom Regierungs-Präſidenten die ſchriftliche Anfrage: „Sind der Karl Meyer und der Karl-Hans Meyer, die beide in Ihrem Orte wohnen

Abbildung 3. Grabstein von Dr. Eisenbart in Hn.-Münden an der Ägidienkirche. Aufn. Bildarchiv.

sollen, identisch?" Nach längerer Überlegung schreibt der Befragte: „Der Karl Meyer ist nicht identisch, aber der Karl-Hans Meyer, der ist identisch, der steht auf der Säuferliste." Gegenstand des Witzes ist auch Eulenspiegel, der als urkräftige Gestalt niedersächsisch-ostfälischer Volksart aber auch viele zu seinem Wesen passende Spaßigkeiten auf sich gezogen hat. Sein Name ist nach Lappenberg „vermutlich einer größeren Menge von Menschen in deutschen und welschen Landen bekannt geworden, als derjenige der berühmtesten Heroen der politischen Geschichte". Die Hauptquelle unserer Kenntnis von Eulenspiegel ist das Volksbuch von Eulenspiegel, das 1515 zuerst gedruckt wurde. In Eulenspiegel sieht Roloff einen bezeichnenden Vertreter des Menschenschlages in Ostfalen, „wo das schwere Sachsen- und Cheruskerblut durch einen kleinen mitteldeutschen Einschlag etwas flüssiger, etwas spritziger ist. (13)
Als Träger des Scherzes erwirbt der Erfinder, Erzähler und Sammler desselben sich nicht geringe Verdienste. Als Erfinder stehen die beiden Niederdeutschen Wilhelm Busch und Lügen-Münchhausen im Vordergrunde. Wilhelm Busch verbindet in genialer Weise das Scherzhafte des Wortes mit jenem des Bildes, getragen dabei von tiefster Natur- und Menschen-

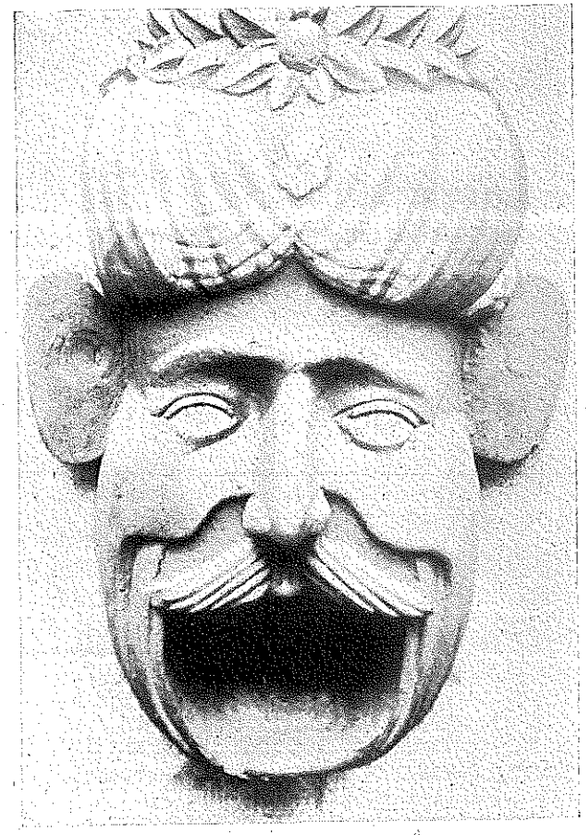


Abbildung 4. „Klerenkotzer" aus der Mühle zu Scheidt bei Saarbrücken. Aufn. Bildarchiv Museum Saarbrücken.

kenntnis, die ihn zum Philosophen macht (14). Die Erzählungen des „Lügen-Münchhausen" fußen auf Ereignissen aus seinem Kriegsleben, könnten aber als „Vorspiegelung falscher Tatsachen" bezeichnet werden; denn es sind Scherzgeschichten, deren Inhalt unmöglich ist, aber durch die geistvolle Art der Darstellung völlig möglich erscheint (15). Als Stätte dieser ebenso spaßigen wie geistig hochstehenden Erzählungen war Münchhausens Park am Waldrande zu Bodenwerder im Wesertal mit dem Kreise froher Weinzecher ein Ausgangspunkt köstlichster Heiterkeit und Geselligkeit. Lügengeschichten sind im allgemeinen Gemeinschaftsschöpfungen; sie „werden nicht einzeln erzählt, sondern gebündelt; sie gedeihen nur in Familien. Man sitzt zusammen. Einer fängt mit der Flunkerei an, der nächste will ihn übertrumpfen; und schon ist die beste Lügenbeutelei im Gange" 16). So helfen die Zuhörer selbst mit und so ist die gemeinschaftliche Arbeit höchst erfolgreich. Manche bleiben dann Bewahrer des wertvollen Stoffes und tragen allerlei zusammen. So wird aus dem Erzähler und dem Zuhörer der Sammler. Ein Beispiel ist aus der alten Zeit die Sammlung „Schimpf und Ernst" von Johannes Pauli; aus der neueren Zeit und der Gegenwart liegen viele Witzsammlungen vor.

Abbildung 5. Münchhausens Gartenhaus in Bodenwerder. Äußeres mit Bergwald und Treppe von vorn gesehen. Aufnahme Bildarchiv Volkstumsmuseum Hannover

Wie der Einzelmensch im Witz, sei es als Objekt oder als Subjekt, als Gegenstand oder als Träger des Spaßigen, erst im Rahmen der Gemeinschaft zu einer durch Widerhall gesteigerten Wirkung gelangt, so ist dies bei dem Verhältnis von Scherz und Volksgruppe in noch höherem Maße der Fall. Auch hier treten wieder die beiden Möglichkeiten auf, die Volksgruppe als Inhalt des Scherzes, z. B. indem Witze über ganze Berufe (Schule, Wehrmacht usw.) gemacht werden oder die Volksgruppe der Träger des Witzes ist, indem Handwerker, Studenten usw. innerhalb ihrer Berufsgruppe nach Inhalt und Form bestimmte Scherze in Umlauf haben. Wenn im ersteren Falle der ganze Stand meist durch einen bezeichnenden Vertreter sogar durch den Namen mit einer bekannten, besonders typischen Einzelpersönlichkeit verknüpft wird – wie z. B. die Kathederblüten mit dem Gothaer Professor Galetti –, so gehören diese Scherze doch mehr zu den Standeswitzen als zu den Personenwitzen. Was die Beteiligung der einzelnen Berufe an dem Witzgute anbelangt, so sind die Wehrmachtwitze und -geschichten besonders zahlreich. Hier treten zu treffsicheren Witzen humorvolle Erzählungen, humor-voll, insofern sie wirklich von einem alles überwindenden Humor als sieghafter Lebensauffassung getragen werden, die mit Wilhelm Busch sagt: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht". Als Beispiel seien nur zwei Sammlungen genannt. Aus der großen Vergangenheit: ‚Mit zwei Zentnern durch den Weltkrieg' (17), aus der größeren Gegenwart: ‚Soldat Wuppy, Heitere Erlebnisse eines Landsers' (18). Auch für „Technik und Humor" gibt es Zusammenstellungen (19). Als die ersten elektrischen Oberleitungswagen in Berlin fuhren, beklagte sich Müller: „So 'ne Straßenbahn is' doch als Verkehrsmittel unpraktisch; wenn der

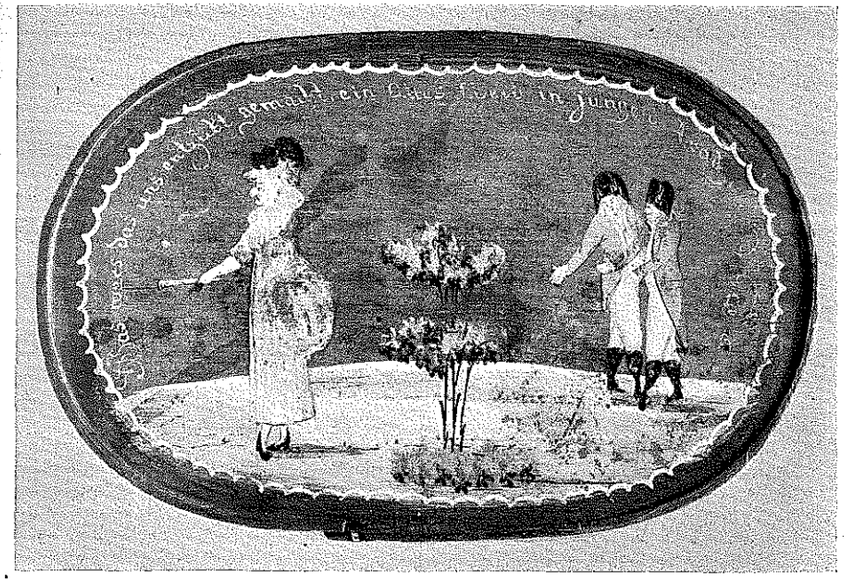


Abbildung 6. Mützenschachtel im Volkstumsmuseum Hannover. Inschrift: „Was wars das uns entzückt gemacht, ein altes Weib in junger Tracht." Aufnahme Bildarchiv Volkstumsmuseum Hannover

Draht zu Ende is', kann se nich mehr weiter"; aber Schultze tröstete: „Mensch, det jeht uns doch alle so". Die Forschung hat zu ermitteln, ob und in welchem Maße Witze der Berufsgruppen in Inhalt, Form und Ton besondere Ausprägung haben. Darüber hinaus besitzt Allgemeingeltung der Druckfehler (20), der tiefgefühlten Dank zum Ausdruck bringen und den Knorprinzen eine ihm zu Ehren festlich geschmückte Stadt besuchen läßt, der dann bei der Berichtigung als Kornprinz erscheint.

Die Verschiedenheit des Scherzes nach Stamm und Volk hat immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „Es gibt so viele Humore, als es seelisch erfüllte Räume gibt", sagt Wilhelm Pinder (21), der den Humor als an Charakter, Blut und Raum gebunden erkannt hat und aktiven altbayrischen, passivischen sächsischen, objektiven Berliner und lebenmeisternden Kölner Humor einander gegenüberstellt. So kann Peter Poddel (22) den Humor der deutschen Stämme in mundartlichen Beispielen darlegen und Herbert Schöffler (23) den Witz der deutschen Stämme mit 150 Beispielen aus vielen Gauen belegen. So kann Siegfried Kadner (24) sogar Rasse und Humor mit Erfolg in Beziehung zueinander bringen. Auf diese Weise wird der große Rahmen gewonnen, innerhalb dessen dann die Komik der einzelnen Volksschläge, z. B. der Appenzeller (25), richtig betrachtet und beurteilt werden kann. „Schlagfertig, geistesgegenwärtig, rücksichtslos und verletzend: so tritt uns vor 500 Jahren der erste Appenzeller Witzling, leider ohne Namen, entgegen." Unter den stammesmäßig gebundenen Scherzbüchern ist wohl jenes von den Sieben Schwaben (26) am bekanntesten.

Die Betrachtung der Stämme und Völker leitet zu der ihrer Wohnsitze, der Landschaften und

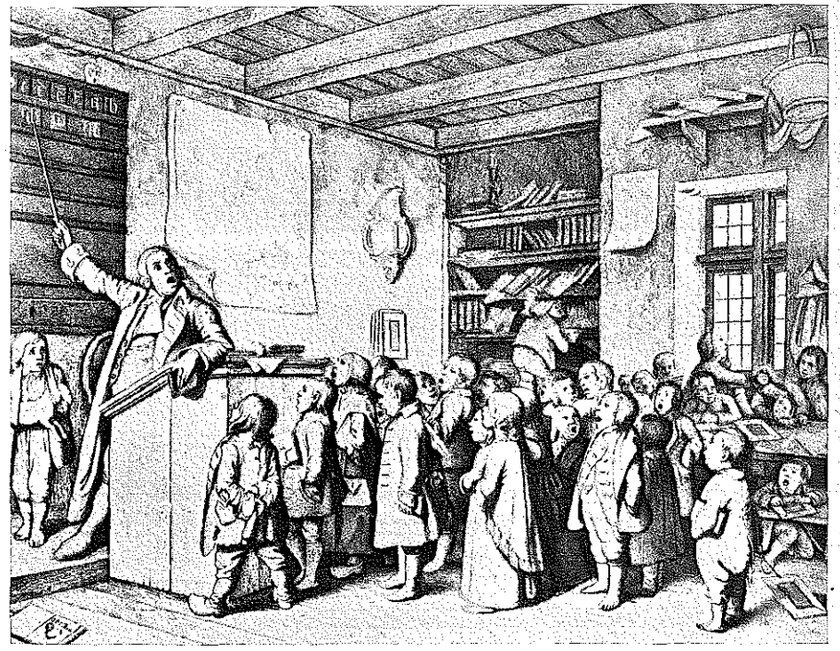


Abbildung 7. „Die Schulstunde". Zeichnung von Hasenklever. Aufnahme Heimatmuseum Zeulenroda

Länder, über. Witz und Geographie sind durch mancherlei Beziehungen verbunden. Zunächst ist der Lebensraum von Einfluß auf die Art der Lustigkeit, wie – unabhängig vom Stammestum – ein Vergleich der Alpenländer und der Waterkante in bezug auf Scherz und Komik zu lehren scheint. Eine Untersuchung hierüber würde eine Aufgabe der Geopsychologie sein. Mit einzelnen Ortschaften verknüpfen sich Witze entweder mehr äußerlich, indem irgend eine komische Tatsache oder ein heiteres geschichtliches Ereignis mit dem Orte verbunden ist, oder mehr innerlich, indem der Ort durch seine Bevölkerungsart oder durch Besonderheiten seines Aussehens Anlaß zu bestimmten Scherzen oder Spöttereien gibt. Zu der letzten Gruppe gehören schon manche Ortswitze (27), vor allem aber die Ulkorte wie Schilda (28) und Pulsnitz in Sachsen, Polkwitz in Schlesien, Teterow in Mecklenburg, Schöppenstedt und Buxtehude in Niedersachsen, Schwarzenborn in Hessen, Ladenburg im Pfälzerland, Garburg im Elsaß, Ganslosen und Trippstrill in Schwaben, Schrobenhausen und Fünfingen in Bayern, Beckum in Westfalen. So ist viel Stoff zur Überschau über die Witzgeographie vorhanden, für deren kartographische Zusammenfassung bereits ein Versuch vorliegt in der „Landkarte des deutschen Humors" (29). Weiter gehört hierher auch das Wandern von Witzen und ihrer Einzelmotive, wie es seit Jahrhunderten bestimmt, vielleicht sogar seit Jahrtausenden im Gange ist; ein bekanntes Beispiel dafür ist die Übertragung der Übertölpelung des gewissenlosen Ablaßpredigers aus der Lombardei nach der Mark Brandenburg. Schließlich ist auch der Beziehung zwischen Wort und Wortgeographie zu gedenken, insofern das Verständnis für jeden Witz

Abbildung 8. Das Zifferblatt der Zülpicher Ratsherren im Saale der Ratsherren und Schöffen. Auf dem Arm des Zifferblattes steht „Eyn ur eur kall all", d. h. Ein Uhr, Euer Reden soll zu Ende sein.

unmittelbar vom Verständnis für die Bedeutung der in ihm vorkommenden Wörter abhängt. Die Beziehungen zwischen Witz und Zeit erschöpfen sich keineswegs darin, daß der Witz der beste Zeitvertreiber ist; sie sind zahlreich genug. Zunächst ist das Alter des Witzes wichtig: Die Entstehung des Witzes als Ganzes und auch in den einzelnen Motiven ist zeitlich gebunden, ebenso auch seine Entwicklung und sein Verblühen im Lauf der Zeit. Schließlich sind auch Inhalt und Form des Komischen wie nach Völkern, so auch nach Zeitabschnitten verschieden.

Nicht nur in der Sprachkomik, sondern auch in der Bildkomik hat Deutschland Treffliches geleistet. Sehr volkstümlich sind die Plastiken des Mittelalters in Stein und Holz (30). Komischen Inhalt haben auch die Terrakotten von Zizenhausen, die das Volksleben in halberhabener Prägung des Tons vorführen (31). Fachwerkhäuser sind nicht selten mit spaßigen Schnitzereien geschmückt. Im westfälischen Münster hält das „Unikuntenhaus" am Ludgeriplatz durch 32 in Stein gehauene Köpfe am Erdgeschoß die Erinnerung an manches Unikum der Stadt wach. Was Wilhelm Busch, Oberländer und Spitzweg für die geistvolle Erfassung der Komik im Bild bedeuten, ist bekannt genug; auch Ludwig Richter (32) bringt einige Beweise der Heiterkeit germanischer Lebensauffassung.

(1) Von dem Schrifttum sei nur das allerwichtigste genannt. Walter Vogel, Abschnitt Schiff in Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. IV (Straßburg 1918–19), Seite 94 und Schiffsarten ebenda Seite 117. Hans Szymanski, Die Segelschiffe der deutschen Kleinschiffahrt (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins, Lübeck 1929). B. Hagedorn, Die Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen (Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, I Hamburg 1913). E. van Konijnenburg, Der Schiffbau seit seiner Entstehung, 3 Bände (Brüssel 1905). – (2) Einen kurzen Überblick über den Bestand enthält mein Handbuch der deutschen Volkskunde II (Potsdam 1934–38) Seite 418. – (3) Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors (Freiburg i. B. 1907). – (4) Ludwig von Hörmann, Marterln und Grabschriften, Auswahl (Erfurt 1938). – (5) Adam Wrede, Volkstümliche Inschrift in Wilhelm Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde Bd. II

(Potsdam 1934–34) S. 415. – (6) Deutsche Inschriften an Haus und Gerät 5. Aufl. (Berlin 1888). – (7) Wilhelm Mönch, Schwäbische Spruchkunst, Inschriften an Haus und Gerät (Stuttgart 1937). – (8) Edmund Höfer, Der Volksmund, Sprichwörtliche Redensarten (Minden 1930). – (9) Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten (Braunschweig 1893) Seite 439. – (10) Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. II (Halle a. Saale 1930) Seite 2413. – (11) Abschnitt von G. Bebermeyer in Merker und Stammler, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. III (Berlin 1928–29) Seite 208. – (12) Johannes Bolte, Johannes Pauli, Schimpf und Ernst I. Teil die älteste Ausgabe von 1522 (Berlin 1924). – (13) E. A. Roloff, Ewiger Eulenspiegel. Wie der Schalk war, und was die Welt aus ihm gemacht (Braunschweig 1940). Vgl. Richard Benz, Die deutschen Volksbücher: Till Eulenspiegel (Jena 1924). – (14) Vgl. Karl Anlauf, Der Philosoph von Wiedensahl, der völkische Seher Wilhelm Busch (Berlin 1939). – (15) Vgl. Carl Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen (Halle a. Saale 1881). – (16) Heinz Diewerge, Lügengeschichten (München 1939) Seite 3. – (17) Karl Borromäus Gröber, Mit zwei Zentnern durch den Weltkrieg (Stuttgart und Berlin 1935). – (18) Wuppy, Soldat Wuppy, Heitere Erlebnisse und Betrachtungen eines Landsers von ihm selbst. An der Front, zur Zeit der Maioffensive 1940 (Bremen 1941). – (19) E. A. Pfeiffer, Technik und Humor (Volk und Welt, Das Deutsche Monatsbuch Bd. 2, Hannover 1937, Seite 41). – (20) Paul Wunsch, Teuflisches Druckfehler-Allerlei (Heidenau, 1937). – (21) Wilhelm Pinder, Zur Topographie des Humors, ein kleiner Beitrag zur deutschen Stammeskunde (Deutsche Zeitschrift, München 1935, Seite 40). – (22) Peter Poddel, Humor der deutschen Stämme, eine Mundartensammlung, (Hamburg 1938). – (23) Herbert Schöffler, Der Witz der deutschen Stämme (Das Reich, Berlin 1941, Nr. 2–9, 12. Jan.–2. März). – (24) Siegfried Kadner, Rasse und Humor (München 1936). – (25) Alfred Tobler, Der Appenzeller Witz (Heiden 1916). – (26) Karl Gröber, Die sieben Schwaben (Augsburg ohne Jahr) vgl. auch Rudolf Kubitschek, Schnurren und Schwänke aus dem Böhmerwald (Karlsbad-Drahowitz 1940). – (27) Vgl. Otto Fahlbusch, Witz und Humor im alten Göttingen (Tecklenburgs Heimatkalender, Göttingen 1941, Seite 32). – (28) Vgl. Karl v. Bahder, Das Lalebuch 1597 (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 236–239 (Halle 1914), Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher (Berlin 1938) Seite 114, Caesar Fleischlen, Die deutsche Dichtung der Frühzeit (Berlin und Leipzig 1927) Seite 3, Severin Rüttgers, Geschichte der deutschen Volksdichtung (Langensalza 1933) Seite 149. – (29) K. Kasper, Land-Karte des deutschen Humors (Die grüne Post Nr. 33, Berlin 13. Aug. 1933, Seite 5). – (30) Vgl. Walter Hotz, Mittelalterliche Grotesk-Plastik (Leipzig 1937) und Adam Wrede, Humor und Ironie in der altdeutschen Wort- und Bildkunst (Ostland Bd. 2, Hermannstadt 1927, Seite 284). – (31) Wilhelm Fraenger, Der Bildermann von Zizenhausen (Zürich und Leipzig 1922). – (32) Walther Hoffmann, Ludwig Richters Humor, aus seinen Bildern gesammelt (Chemnitz und Leipzig, ohne Jahr).

Aus der Landschaft

Begegnung mit einem Reiter. Wir fuhren einmal durch Hessen und sahen im Dorf Kirtorf Kr. Alsfeld auf einem Scheunendach einen Reiter aus Ton. Da der Bauer auf dem Hofe war, sprachen wir ihn an und es ergab sich ungefähr folgende Unterhaltung. „Wollen Sie uns nicht den Reiter dort oben verkaufen?" „Nein, der ist mir nicht feil, nicht für hundert Taler." „Schade, wir hätten gerne einen gehabt. Wenn Sie ihn aber behalten wollen, können Sie uns vielleicht sagen, warum Sie ihn nicht abgeben wollen." „Ja, das ist so alter Kram. Mein Schwiegersohn lacht darüber. Aber wissen Sie, wenn der Reiter nicht auf dem Dache gestanden hätte, wäre der Blitz in die Scheune geschlagen. So ist er genau am Giebel herunter in die Erde gegangen." „Da ist das also eine Art Blitzschutz, den der Reiter darstellt?" „Ja, das glauben hier noch viele Leute, in der Nähe, in Niedercleen, gibt es noch mehr."

Da haben wir einen greifbaren Hinweis auf den Glauben, der sich mit den eigenartigen Reitern auf den Dachgiebeln verbindet. Im Jahre 1926 hatte ich bereits den Reiter aus Niedercleen aufgenommen. Dort hatte mir ein alter Bauer gesagt, daß das so eine Art Feuerversicherung darstelle (s. Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße, S 60, Abb. S. 10). „Wenn man son Ding auf

Oben: Dachreiter in Kirtorf, Kreis Alsfeld. – Unten: Dachreiter in Niedercleen, Kreis Alsfeld.

dem Dach hat, schlägt der Blitz nicht ein" hatte er hinzugefügt.

Diese Hinweise sollen ohne nähere Untersuchung von Brauch und Glauben gegeben werden, lediglich über die bisher ermittelte Verbreitung solcher Reiter sei noch festgestellt, daß solche uns bisher bekannt sind aus dem Nordharzgebiet, aus dem Kreis Alsfeld, aus dem Jagstkreis, aus dem Kreis Gera, aus der Dübener Heide, aus dem Kreis Löwenberg in Schlesien. Wieweit diese Reiter mit den in Germanien 1941, S. 409 ff. durch Fr. Mößinger behandelten zusammenhängen, bedarf noch näherer Untersuchung. K. Th. Weigel

Ausschnitt aus dem Bild von Deutsch-Eisenberg vom Jahre 1659. Aufnahme Weinelt.

Ein Stufenbaum aus Nordmähren (Ostsudetenland). Im städtischen Museum in Freudenthal, Ostsudetenland, befindet sich seit einiger Zeit eine vom Jahre 1659 stammende Darstellung der wichtigsten Bergwerke beim Dorf Deutsch-Eisenberg, Landkreis Römerstadt, Ostsudetenland. Dieser „Abriß etlicher Zechen auffm Teütschen Eißenberg", der vom Schulmeister des Nachbardorfes Girsig, Thobiaß Breyer, sorgfältig beschriftet worden ist, stellt eine liebevolle, sehr eingehende bildmäßige Aufzeichnung nicht nur der Bergbaubetriebe dar, sondern er bringt daneben auch ein Bild eines Teiles von Deutsch-Eisenberg. Es ist das die älteste Abbildung eines nordmährischen Dorfes und des Hausbaus des Raumes, die wir überhaupt besitzen. Als Umrahmung des hohen, schmalen, mit Wasserfarben gemalten Bildes hat der Zeichner einfache Jagdmotive gewählt, ist doch Deutsch-Eisenberg auch heute noch von weiten Nadelwäldern umgeben. Es war kein Künstler, der das Bild geschaffen hat, wohl aber ein guter Beobachter. Denn so weit sich seine Darstellung mit dem heute noch Bestehenden vergleichen läßt, besteht vollste Übereinstimmung. Es besteht also kein Grund, irgendwie Einzelheiten, die sich heute nicht mehr überprüfen lassen, zu bezweifeln.

Am unteren Rand des Bildes sehen wir von links neben einem Baumstumpf, aus dem ein starker Ast treibt, drei Jäger in der Tracht der Zeit, der linke hat eine lange Flinte auf der Schulter. Dann folgt ein nicht besonders gut dargestellter Laubbaum, neben dem der Jagdhund steht. Den Hintergrund bildet ein steilaufragender Fels. In der rechten Ecke, ganz im Vordergrund aber steht in aller Deutlichkeit, die gar keine andere Auslegung zuläßt, ein stufenförmig geschnittener Baum. Unter der büschelförmig stehengebliebenen Krone ist ein gutes Stück kahler Stamm, dann erst

wieder setzt sich das Astwerk in voller Breite fort. Der Baum stand kaum im Wald, zumindest aber außerhalb des geschlossenen Dorfes. Rechts unten neben dem Baum sieht man eben noch einen Hasen. Da man Hasen nicht im Hochwald jagt, sondern in Feld- und Buschgelände, so ergibt sich aus dieser Überlegung, daß der Baum irgendwo auf der Feldgemarkung von Deutsch-Eisenberg gestanden haben muß. Das ist so ziemlich alles, was sich über den Stufenbaum sagen läßt. Er fiel dem Zeichner sicher auf, deshalb hat er ihn auch auf dem Bild untergebracht. Nichts aber gibt einen Hinweis auf seinen Sinn und Zweck.

Da es sich m. W. um den ersten Stufenbaum aus dem ganzen südschlesischen Stammesgebiet, zu dem ja auch Nordmähren gehört, handelt, ist ein Blick auf die Volksgeschichte von Deutsch-Eisenberg notwendig. Das Dorf, ein Straßenanger mit Radialwaldhufen, ist vor der großflächigen Rodung des weiten Gebirgswaldes um den Altvaterstock (Berg Altvater, 1492 Meter ü. d. M.) im frühen 13. Jahrhundert geplant und angelegt worden. Der Bergbau muß bei der Gründung im Vordergrund gestanden haben, wird doch der nahen Stadt Mährisch-Neustadt, der zweitältesten Stadt Mährens, mit deren Bau 1213 begonnen worden ist, ein weites Bergbaugebiet zugewiesen. Mährisch-Neustadt ist nach dem bereits im unfernen Freudenthal geltenden Magdeburger Recht ausgesetzt worden. Der von Freudenthal kommende Stamm der eigentlichen Stadtgründer war mitteldeutscher Herkunft, doch machen sich um Mährisch-Neustadt bald südlichere Siedelelemente stark bemerkbar. Es fehlt besonders in Deutsch-Eisenberg nicht an bezeichnenden Eigenheiten im Volksgut und in der Volkssprache, die den Ort von der Umgebung deutlich abheben.

Herbert Weinelt, z. Z. im Felde.

Die Fundgrube

Tiroler Sagen und Melodien. In vielen deutschen Märchen finden wir Reime und Lieder eingestreut. So heißt es etwa: »Der Vogel aber flog weg, er setzte sich auf des Goldschmids Haus und fing an zu singen: Mein Mutter, der mich schlacht . . .« (1) oder »Jorinde sang: Mein Vöglein mit dem Ringlein rot . . .« (2). Auch in Sagen kommen solche eingestreute Stelle vor. Diese beiden Arten volkstümlichen Erzählgutes fließen so ineinander, daß das Auftreten gleicher Ausdrucksformen selbstverständlich ist. Es überrascht um so mehr, daß diese offensichtlich nach musikalischem Ausdruck verlangenden Formen bloß als gesprochen überliefert werden, da doch die Märchenerzähler mit ihren Geschichten auf das stärkste mitleben. In Sprache und Gebärden drücken sie das erzählte Geschehen lebhaft aus (3). Warum sollten dann diese Lieder nicht gesungen worden sein?

Zwei Möglichkeiten sind für diesen Mangel anzuführen. Die erste ruht im Aufzeichner und Forscher. Rein literarisches Interesse und auch die physische Unmöglichkeit, Melodien festzuhalten, werden manche Weise unbekannt lassen. Zum anderen liegt der Mangel im Stoff. Das Märchen- und Sagengut ist heute nicht mehr so volkläufig wie ehedem. Gleichlaufend mit dem geringeren Gebrauch sinkt auch ständig die Zahl der guten Erzähler. Diese Schrumpfung ergreift schließlich den Stoff selbst und führt zu seiner Verkümmerung. Im Zuge dieser Entwicklung verstummten die Märchen- und Sagenmelodien und gingen verloren.

Im Binnendeutschtum ist dieser Vorgang schon viel weiter fortgeschritten. Nur ganz

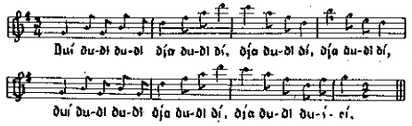
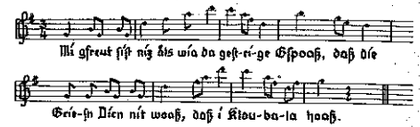
wenige Beispiele zeugen davon, daß die eingestreuten Reime wirklich gesungen wurden (4). Die Grenzland- und Volksinselgebiete hingegen als Rückzugsgebiete alter Volksüberlieferungen haben noch manchen Fund beigesteuert und lassen erkennen, daß solche Weisen früher tatsächlich weiter verbreitet gewesen sein müssen. Märchen- und Sagenmelodien sind bisher bekannt aus Lothringen, Ostpreußen (5), aus den deutschen Siedlungen in Polen (6), in der Slowakei und in Ungarn (7). Die meisten dieser neuen Aufzeichnungen sind allerdings noch nicht veröffentlicht.

Im Winter 1938/39 konnte ich im Tiroler Unterland ebenfalls solche Weisen hören. Die Überlieferer lebten so in ihren Erzählungen, daß ihnen gar nicht zum Bewußtsein kam, daß sie diese Stellen tatsächlich sangen. Erst als ich beim Aufzeichnen um eine Wiederholung bat, damit ich die Noten festhalten könnte, wurden sie darauf aufmerksam.

Tirol * Going

Die Tuiflsweis'.

Erzählt von Frau Maria Mattevi aus Going.

In Kulmtâl, bei an Baua, dâ wâr a Mâgd, die hât g'sâgt: »Wânn i nur gnua tânzn kunnt.« Nâcha is sie in die Birk kummen, dorst hât sie's no amâl g'sâgt. Dâ is a Bua kummen mit an schian Schnurrbârst, in grüana Wichs (Jagdanzug), der hât mit ihr tânzt, daß sie fâst umgfâllen is. Sie hât si' nimma z'helfn gwußt. Dâ hâbn sie s'ausg'sengt, dâ is da Bua beida Tür naus. Dâ hâbn sie g'sechn, daß a glüahnde Goaßkleon g'hâbt hât. Am nâxt'n Tâg is a ba da Nâcht wieda kummen unta 's Fensta von der söllen Dirn, dorst hât a g'sungn:

Und z'letzt hât a an Juchaza g'tun, daß 's über 's gânze Kaisertâl ghullast hât:

Seitdem heißt diese Melodie »Tuiflsweis'«.

*

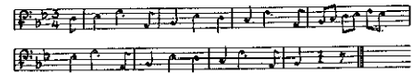
Tirol Hartberg im Zillertal.

s' Toifltanzl.

Erzählt und vorgespielt von Hans Wurm-Mühlacher, Hartberg im Zillertal. Für die Durchsicht der Mundartschreibung bin ich Herrn Studienrat Dr. Hermann Schönherr zu Dank verpflichtet.

Z'Hächt dâ, ma woaß nimma wia dr ghoaßn hât, sei Kumrâd is no bekännt, ira zwia hen's g'wösn, wia's Blobmächn röcht dr Brauch is g'wösn, döss hât ma ghoaßn stian gia, und döss soll gär wâhr sei. Ira zwia Kumrâdn, dö hend auf dö åndre Seit' umi gângan, a di Erd, so hoaßt's Wiachtshaus ba Finsing, gângin stian. Und döss wär hâlt an an Suntâg und do hom sa gstiacht, bis afn Mittâg (Mittwoch) hom se blobgmacht dö böadn Stuaböck – so hoaßt in Zillachtol a Lödiga – un ia Liad hât ghoaßn:

I scheiß af di Weibileut aufi,
si tent nix as Buaman vafian,
und döss Geld, döss i hâb, döss vasauf i,
âft brauch i kua Popp und koa Wiagn.

Und an Mittâg, ach öacht a dr Nâcht, hent sö huam gângan. Sö hom s' nit zwognt (gewaschen). Jatzt hen sö huam ba dr Nâcht. Und wia sö hent durch'n Wâld aufi, durch dö hoppate Gâß, do hent si hâlt a bißl schiach tu. Sö hent z'fâlln kemman, do homt sö unghöbt z'schelln. Dâ hent sö zum oban Wiacht zuachi kemman, gscholtn hom sö boada. Jatzt söchns ban oban Wiacht âlls beleuchtat und afn Tânzbodn gent dö Tânzpâär v'rbei ba dö Fensta und dâ hât ma juchazn und lärmen ghöacht wia afn Tânzbodn. Sâgt dr ua zan åndan: »Du, hait is jâ nit Matâg (dazumâl hent no kuan Bal gwösn, und âlls Hoazatn am Matâg); dâ is hait a Hoazet, wâs is denn hait dâ?« Sâgt dr ua: »Döss gfällt ma nimma, döss is hait nit richtig.« Af namâl kemman dö Leut außa vun obm und üba da Gâß und vorun grâd na Musikant mit a Bâßgeig, und öar kimmt af sö zua und spilt döss Tanzl (wal dr nan ba dr Musik g'wösn ist, hât'r si's gmörkt):

Jatzt hom si's gwächt, aß dr Toifl zuamâg und dâ hom sö dö hoags'tn drei Nam höargsoat und hom si bekreuzigt, hom si gsögnt, wia mir dâ sâgn – und nâcha hent sö möar (wieder) a dr stilln Nâcht alluan g'wösn, und ban oban Wiacht is möar dunkl g'wösn.

Karl Horak

(1) Grimm, Von dem Machandelboom. – (2) Jorinde und Joringel. – (3) Vgl. die Abbildungen bei Karl Haiding, Erzähler des Dorfes, in Bjschr. Deutsche Volkskunde 1. Jg. (1939) S. 53 f. – Elli Zenker-Stavzacher, Eine deutsche Märchenerzählerin aus Ungarn S. 14, 17 und Abb. auf S. 135 und 136. – (4) J. O. Plassmann macht mich auf ein Beispiel aus Westfalen in Henßen, Volk erzählt, S. 323, aufmerksam. – (5) Hertha Grudde, Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen, Henßen machte allerdings auf eine in Kürze erscheinende Arbeit aufmerksam, in der nachgewiesen wird, daß der Großteil der Märchen auf Fälschung durch den Erzähler beruht. – (6) Karasek, Quellen zur Volkskunde der Deutschen in Polen. Märchen mit Melodien. Deutsche Monatshefte in Polen, 2. Jg. (1935/36) S. 163. – (7) Anna Loschdorfer, Deutsche Volksmärchen mit Melodien aus dem Bakonyer Wald. Neue Heimatblätter, Budapest 1. Jg. (1935) S. 160. Eine Druckfehlerberichtigung der Weise bei Horak, Das Singgut der deutschen Sprachinsel des deutschen Ostens. Jahrbuch für Volksliedforschung, 6. Jg. S. 191.

H. A. Herrmann, »Mühle« und »Donnerbesen«, zwei sinnbildhafte Steinfügungen am niederdeutschen Bauernhaus.

Trotz allen Festhaltens der niederdeutschen bäuerlichen Bevölkerung an überliefertem Formgut gehört es zu den volkskundlichen Seltenheiten, daß über Jahrhunderte hin der sinnbildhafte Hausschmuck in völlig gleichbleibender Formgebung und Anbringung bis in die neueste Zeit verwendet wird. Bei zwei kennzeichnenden Steinfügungen im Mauerwerk niederdeutscher Bauernhäuser, bei der sogenannten Mühle und dem Donner- oder Hexenbesen, ist der Sinn für Anbringung und Verwendung auch heute noch lebendig. Beispielsweise hat das kleine Dorf Fiefbergen in der Nähe von Kiel elf solcher Steinfügungen aufzuweisen, von denen sechs aus der Zeit von 1790 bis 1900 stammen und fünf in den Jahren nach 1900 angebracht worden sind.

Diese eigenartigen Steinfügungen kommen fast stets paarweise vor und zwar so, daß entweder neben oder über der großen Dielentür rechts ein Donnerbesen und links eine Mühle oder auf beiden Seiten die gleiche Bildsetzung im Mauerwerk dargestellt wird. Im Hannoverschen und in den Landstädten Holsteins ist

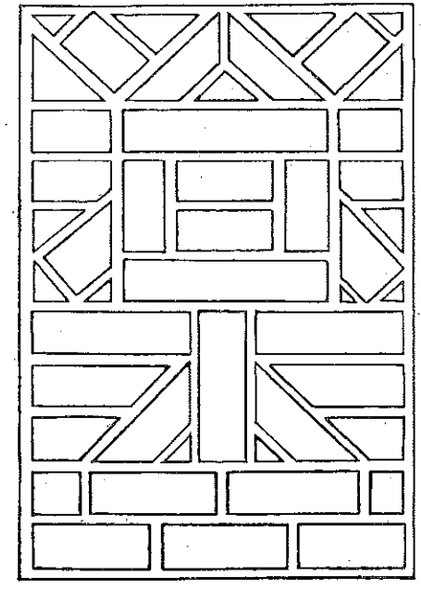


Abbildung 1. Mühle aus Ellerbeck 1750.

häufig nur eine Steinfügung über der Mitte der Dielen- oder Haustür angebracht und in den Vierlanden entdeckt man den Donnerbesen in der Regel am Giebel des Wohnteiles der Bauernhäuser. Nur sehr selten sind die Steinfügungen in den Seitenwänden der Häuser anzutreffen.

Die Verbreitung von Mühle und Donnerbesen beschränkt sich nicht auf rein ländliche Bezirke, der aufmerksame Beobachter wird sie in Celle und Lüneburg ebenso entdecken, wie in Lübeck, Kiel und Hamburg.

Die handwerkliche Gestaltung der beiden Steinfügungen ist über Jahrhunderte hin überraschend einheitlich. Im allgemeinen werden Handstrichsteine verwendet, die nur wenig behauen und ohne Rücksicht auf den Ziegelverband in die Fachwerktafeln eingepaßt werden. Eine abweichende Gestaltung findet sich nur in den Vierlanden bei Hamburg, wo unter dem Einfluß städtischer Hochrelieformen sauber in Sandstein und Muschelkalkputz ausgeführte Donnerbesen zu wahren Paradestücken ländlicher Maurerarbeit entwickelt worden sind. Weiterhin sind im ehemaligen Fürstentum Lübeck und im Alten Land an der Unterelbe unter dem Einfluß der durch niederländische Siedler mitgebrachten Verputztechnik der Barockzeit Sonderformen der Mühle und des »Hexenbesens« anzutreffen, bei denen durch in die Wandfläche versenkte und mit einer weißen Verputzschicht überdeckte Mauersteine eine gesteigerte bildmäßige Wirkung erreicht wird.

Die Frage nach der Bedeutung dieser Steinfügungen ist bereits mehrfach gestellt worden, zumal der »heidnische« Kern hier gar zu auf-

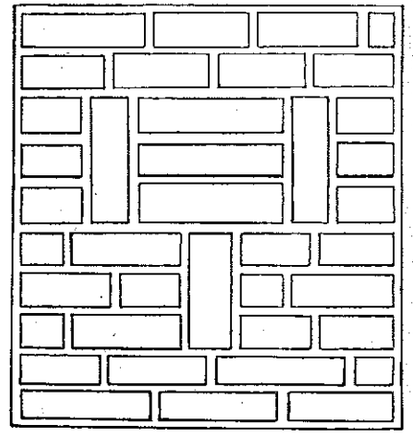


Abbildung 3. Donnerbesen aus Rendsburg 1541.

fällig durchschimmert. Die sinnbildhafte Bedeutung ist auch in Verbindung mit der aus dem landläufigen Brauchtum bekannten Verwendung des Besens und des Reisigbün-

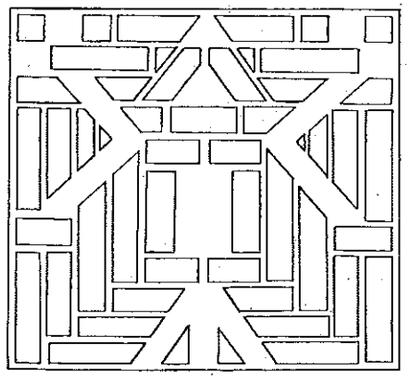


Abbildung 2. Mühle in Wilmsdorf 1791.

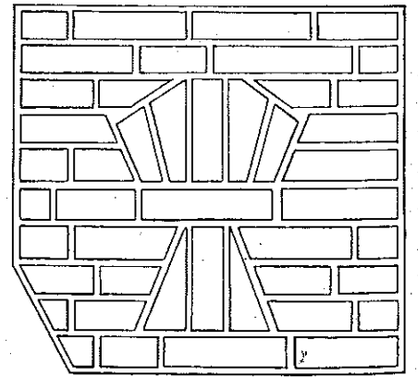
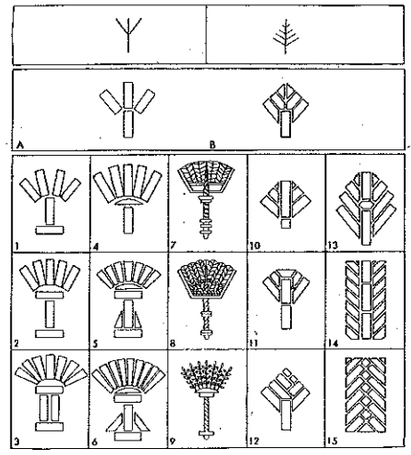


Abbildung 4. Donnerbesen aus Schönkirchen 1630.

dels in Holstein und in den Marschgebieten der Unterelbe durchaus bejaht worden. Da aber bislang immer nur von diesem oder jenem besonders auffälligen Vorkommen der Mühle oder des Hexenbesens ausgegangen wurde, ist der formgemäße Zusammenhang zwischen den hier behandelten Steinfügungen und einigen aus anderen volkskundlichen Zu-

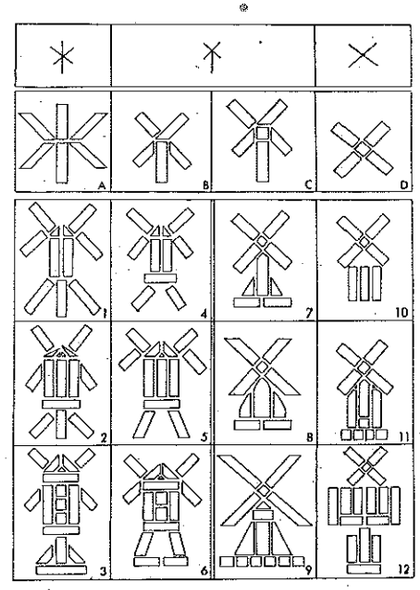


A		B		
1	4	7	10	13
2	5	8	11	14
3	6	9	12	15

Abbildung 5. A 1–6. Ostholsteinische Formen des Donnerbesens. A = Brodten, 1 = Lübeck, 2 = Lübeck, 3 = Kl.-Mist, 4 = Fischerbuden, 5 = Kitzeberg, 6 = Fiefbergen. 7–9. Vierländer Formen des Hexenbesens. 7 = Achterschlag, 8 = Neuengamme, 9 = Achterschlag. B 10–15. Lauenburg-Lübecker Formen des Donnerbesens. B = Siebeneichen, 10 = Molzahn, 11 = Lauenburg, 12 = Borstorf, 13 = Lauenburg, 14 = Warnsdorf, 15 = Wilmsdorf.

sammenhängen bekannten Sinnzeichen meist übersehen worden.

Dabei ergibt bereits eine nach ganz äußerlichen Kennzeichen vorgenommene Zusammenstellung der in einem gebietsmäßig eng begrenzten Umkreis vorhandenen Gestaltungen der beiden Steinfügungen, daß sowohl die Mühle als auch der Donnerbesen in engstem Formzusammenhang stehen mit durchaus bekannten Sinnzeichen und Sinnbildern.



A	B	C	D
1	4	7	10
2	5	8	11
3	6	9	12

Abbildung 6. A = Hemmelsdorf, 1 = Blankensee, 2 = Fiefbergen, 3 = Ellerbeck. B = Brodten, 4 = Lübeck, 5 = Fieselbergen, 6 = Kellinghusen. C = Hemmelsdorf, 7 = Thandorf, 8 = Preetz, 9 = Blockshagen. D = Neschow, 10 = Kiel-Gaarden, 11 = Schönkirchen, 12 = Kiel-Gaarden.

Der Formüberlieferung nach führt die Mühle zurück auf das als Sechsstern bekannte »hagal«-Zeichen und auf das als Mal-Kreuz oft verwendete Zeichen der »gibu«-Rune. Die einfachsten Formen des Hexen- oder Donnerbesens leiten über zur »man«-Rune und zum Sinnzeichen des Lebensbaumes. Der Sinn aller vier Zeichen ist aus Brauchtum und

Überlieferung so bekannt, daß hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden braucht. Die Anbringung neben oder über der Tür betont den Charakter der beiden Steinfügungen als Heilszeichen dabei so stark, daß der Zusammenhang mit den übrigen Sinnbildgruppen des Bauernhauses gar nicht zu übersehen ist. Ihre bis auf den heutigen Tag gleichbleibende Verwendung aber sollte Anlaß zur Förderung des Wissens um das Sinnbildgut unseres Volkes sein.

Die Bücherwaage

Hermann Gauch: Kalender und Brauchtum. Edelgarten-Verlag Horst Posern, Beuern (Hessen). 234 Seiten. RM. 5.–.

Das Buch ist von einem Manne geschrieben, der sich aus warmer Anteilnahme an dem bäuerlichen Brauchtum der germanischen Völker lange Zeit mit den Fragen der Jahresbeobachtung und Jahresmessung durch unsere Ahnen beschäftigt hat. Der Geist, aus dem es geschrieben ist, ist zu begrüßen, und man wird auch viele anregende Einzelheiten darin finden. Zu den praktischen Vorschlägen, die er daraus herleitet, hat der Kritiker jedoch manches einzuwenden. Über die Frage der an sich notwendigen Kalenderreform ist in den letzten Jahrzehnten unendlich viel geschrieben worden. Wenn irgendwo, so ist freilich hier eine internationale Regelung Voraussetzung, und für eine solche ist die Weltlage ja zur Zeit nicht gerade günstig. Aber auch sonst stellen sich den Vorschlägen des Verfassers starke Bedenken entgegen.

Gauch will das „Weltenjahr" oder „Große Sonnenjahr" von rund 26 000 Jahren einführen und gibt dessen genaue Länge zu 25 932 Jahren an. Ein wissenschaftlicher Beweis für die Richtigkeit dieser Zahl liegt bisher nicht vor. Es wird zwar seit einigen hundert Jahren die Verschiebung des Frühlingspunktes beobachtet, ob sie aber über fast drei Jahrzehntausende stets mit gleicher Geschwindigkeit erfolgt, ist nicht bekannt. Ganz ausgeschlossen ist es aber wohl, daß ein voller Kreislauf sich genau mit einer vollen Anzahl von Jahren deckt, und dies allein könnte dem Vorschlag eine gewisse Berechtigung geben. Ganz abgesehen hiervon verlangt aber die Geschichte des Menschen auf der Erde viel längere Zeiträume als 25 932 Jahre. So darf der „homo Heidelbergiensis" auf etwa 90 000 Jahre vor unserer Zeit angesetzt werden, wir müßten ihn nach der Reform also etwa in das Jahr 14 000 des vierten Weltenjahres vor unserem Weltenjahr verlegen. Darunter aber kann man sich kaum etwas vorstellen.

Gauch verlangt weiterhin, das Jahr 1933 n. Ztw. als Jahr „1" unseres Weltenjahres zu bezeichnen. Dann wäre also der Westfälische Friede im Jahre 25 748 des vor unserem Weltenjahr liegenden Weltenjahres abgeschlossen worden, und alle geschichtlichen Daten der Vergangenheit würden ähnlich hohe Jahreszahlen, stets mit dem Zusatz eines früheren Weltenjahres, erhalten.

Weiter will Gauch, ähnlich wie es Papst Gregor XIII. getan hat, einen Ausfall von etwa 9 Tagen durchgeführt haben, um den 21. der Monate auf den Monat-Ersten zu verlegen. Dann würden wir zum Datumsvergleich mit Geschehnissen der Vergangenheit jedesmal schon beinahe einen Mathematiker nötig haben.

Endlich sollen in Zukunft alle Monate 30 Tage erhalten, während die restlichen 5 bzw. 6 Tage als Zusatztage zu den Vierteljahren zu verrechnen wären. Damit wäre dann die Verwirrung eine vollständige, zumal auch

noch der Jahresbeginn auf die Winter-Sonnenwende zurückverlegt werden soll.

In der Arbeit von Gauch laufen nun zwei Sachen nebeneinander her, die wohl kaum etwas miteinander zu tun haben; das ist das Brauchtum einerseits und die Wetterregeln des Bauern andrerseits. Greifen wir (nur als Beispiel) willkürlich eine von den mehreren angeführten Wetterregeln heraus: „Hornung klar, gut Wetterjahr." Es wäre eine zwar mühselige, aber keineswegs schwierige Aufgabe, etwa aus den Aufzeichnungen der letzten 30 Jahre in allen unseren meteorologischen Stationen festzustellen, wann und wo der Hornung vornehmlich klar und wann und wo er ausgesprochen trüb war. In gleicher Weise ist es möglich, die jeweiligen Ernteergebnisse bezirksweise festzustellen. Ein Vergleich müßte dann erkennen lassen, ob dieser Bauernregel überhaupt irgendwelcher Wirklichkeitswert zukommt. In ähnlicher Weise ließen sich alle übrigen Wetterregeln prüfen.

Natürlich kann man entgegen halten, daß hierzu mehr als ein Menschenalter nötig wäre, aber bei systematischem Vorgehen ließe sich die Arbeit leicht auf die meteorologischen Stationen einerseits und auf die landwirtschaftlichen Organisationen andrerseits verteilen. Soweit bisher überhaupt Ansätze zu ähnlichen Forschungen vorliegen, erwecken sie den Eindruck, als ob beinahe 100% der Wetterregeln keinerlei sachliche Begründung finden. In einigen wenigen steckt aber vielleicht ein wahrer Kern, und diese sind es allerdings wert, genauestens erforscht zu werden. Insgesamt erscheinen aber diese Wetterregeln vorläufig nur lose mit dem Thema „Kalender und Brauchtum" verbunden zu sein.

Noch ein Wort bezüglich des Brauchtums. Die vielfachen Bemühungen zur eingehendsten Erforschung des bäuerlichen Brauchtums und deren genaue Beschreibung sind unendlich wertvoll und sollten in jeder Weise gefördert und unterstützt werden. Das Streben aber, alle früheren Bräuche jetzt um jeden Preis künstlich wieder zu beleben, wenn der Drang und das Bedürfnis hierzu nicht vom Bauern ausgeht, sondern von dem studierten Städter, der ihre letzten Reste in Papieren gefunden hat, halte ich für übertrieben und auch nicht für lebensfähig. Sicher sollen wir vielen alten Bräuchen den Weg ebnen, damit sie, vielleicht in gewandelter Form, im heutigen Brauchtum zu neuem Leben erwachen können, aber wir sollen dabei stets ein anderes bedenken: Leben in uns, vor allem im Bauern, auch heute noch die gleichen blutgebundenen Kräfte, aus welchen in alter Zeit ein bewundernswert vielgestaltiges Brauchtum geboren wurde, dann werden diese Kräfte, wenn sie nur geweckt werden, auch heute wieder zu neuem Brauchtum erblühen.

So berührt diese Arbeit im Für und Wider mancherlei Fragen, mit denen man sich gern beschäftigen wird, wenn man auch ihrer Lösung nicht immer zustimmen kann.

J. O. Plaßmann

Niederdonau. Natur und Kultur. Hg. vom Reichsstatthalter in Niederdonau. Gauselbstverwaltung. Verlag Karl Kühne, Wien-Leipzig. Heft 1–12 (1940–1942).

Die ersten 12 Hefte der Reihe „Niederdonau", die trotz der kriegsbedingten Schwierigkeiten in vorbildlicher Ausstattung erschienen sind, lassen das Ziel, alle Gebiete der Heimatkunde des Gaues Niederdonau durch fachliche Veröffentlichungen zu fördern und zu pflegen, deutlich erkennen. Jedes der Hefte bringt eine geschlossene Arbeit über ein Thema. Geplant sind jährlich 8–10 Hefte, die in zwangloser Folge erscheinen.

Den bisher vorliegenden Heften kommt durch-

wegs eine Bedeutung zu, die weit über das engere Gaugebiet hinausreicht. So behandeln die Arbeiten von A. Mazek-Fialla (H. 2) und A. Seitz (H. 12) naturkundliche Fragen des Neusiedlersees, der mit seiner besonderen Tier- und Pflanzenwelt innerhalb Deutschlands eine einzigartige Stellung einnimmt. Von den volkskundlichen Arbeiten ist vor allem H. Plöckingers Beitrag über Volkskunst und Brauchtum der Winzer (H. 3) hervorzuheben, der wertvolles Material in schöner Darstellung und Bearbeitung vorlegt und eine gute Übersicht über das ganze behandelte Gebiet gibt. Auch das vorgelegte Material und die Ergebnisse der Untersuchungen von A. Mailly über die Sagenbildung in der Landschaft (H. 5) und von H. P. Schad'n über die volkstümlichen Namen der alten Erdbefestigungen (H. 7) sind durchaus wichtig und ergeben schöne Einblicke. Erwünscht wäre in letzterer Arbeit eine Übersichtskarte, wie sie sich in der burgenkundlichen Arbeit von F. Halmer über die wehrpolitische Bedeutung des Wiener Waldes im Mittelalter (H. 11) findet. Sie hätte, gerade in Verbindung mit letzterer Arbeit, die einen schönen Einblick in die Sicherung eines wichtigen Teilabschnittes der mittelalterlichen Ostgrenze Deutschlands gibt, damit auch einen guten wehrpolitischen Überblick geboten. K. Willvonseder bearbeitet in seinem Beitrag zwei wichtige Funde der jüngeren Urnenfelderzeit (H. 6). Der schöngearbeitete Eimer aus Absberg-Bierbaum, Ldkr. Tulln, weist auf Beziehungen zu Ungarn. Er dürfte in einer Werkstätte im oberen Theißgebiet entstanden sein. Zwei weitere Hefte sind der Römerzeit gewidmet. A. Seracsin behandelt die Funde von Loretto und Leithaprodersdorf bei Eisenstadt (H. 4), H. Riedl die von Mautern (H. 9). Die beiden lesenswerten Hefte ergeben auch wichtiges germanenkundliches Material. In der Eisenstädter Gegend siedelten zwischen Romanen Germanen, die vielleicht mit den Quaden gleichgesetzt werden können, die König Vannius in die Fremde folgten. Wichtiger als die germanischen Grabfunde aus der Umgebung Mauterns sind die Hinweise, die sich aus der Geschichte Mauterns als Grenzkastell gegen die Germanen nördlich der Donau ergeben. Auch die awarischen Funde, die H. Mitscha-Märheim (H. 8) untersucht, zeigen Beziehungen zu den Germanen. Sie sind so stark, daß mit Recht die Frage aufgeworfen wird, „ob wir hier im Norden der Donau nicht überhaupt an eine leicht ‚awarisierte' germanische Urbevölkerung werden denken müssen". Die Entscheidung können freilich erst weitere Funde bringen.

Abschließend sei noch auf die Arbeit von J. Weninger über eine seltsame Mehrbestattung aus der frühen Bronzezeit (H. 10) verwiesen, die einen erwünschten Beitrag zum Rassenbild Mitteleuropas in der Bronzezeit darstellt.

Gilbert Trathnigg

17.11.1942

Wiener Prähistorische Zeitschrift

Herausgegeben von Prof. O. Menghin und Dr. Willvonseder.
Organ der Wiener Prähistorischen Gesellschaft. RM. 20.–.

Zeitschrift für Karst- und Höhlenkunde

Die Zeitschrift wird während des Krieges voraussichtlich in einem Jahresband – statt wie bisher in vier Einzelheften – erscheinen. Preis des Bandes RM. 8.–.

Inhalt des letzten Heftes: Neuordnung der Großdeutschen Karst- und Höhlenforschung. Dr.-Ing. Brand: Erläuterungen zur Neuordnung der Karst- und Höhlenforschung für Großdeutschland und die angegliederten Gebiete. – Dr. Fl. Heller: Zur Neuordnung der deutschen Höhlenforschung. – Dr. Robert R. v. Srbik: Zur Geschichte der deutschen Höhlenforschung vor hundert Jahren. – Prof. Dr. Herbert Kühn: Neuentdeckte Höhlen mit eiszeitlichen Malereien. – Dr. Karl W. Verhoeff: Ostasiatische Diplopoden. – Dr. Franz Waldner: Die Höhlennamen in den deutschen Alpen. – Dr. Karl W. Verhoeff: Höklendiplopoden aus dem Trentino. – Dr. Wiard Griepenburg: Die Tierwelt der Bielsteinhöhlen bei Warstein in Westfalen. – Georg Brunner: Das Skythenloch und die Höhle in Wirtstein bei Freienfels (Ofr.). – Gustav Abel: Neue Höhlen im Untersberg (Salzburg) (Fortsetzung). – Gustav Abel: Große Entdeckungen in der Eisriesenhöhle. – Gustav Abel: Die neue Höhle im Hochkalter. – Mitteilungen des Reichsbundes deutscher Höhlen und Schaubergwerke, Sitz: Rübeland (Harz).

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Berta Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck. Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte graphische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

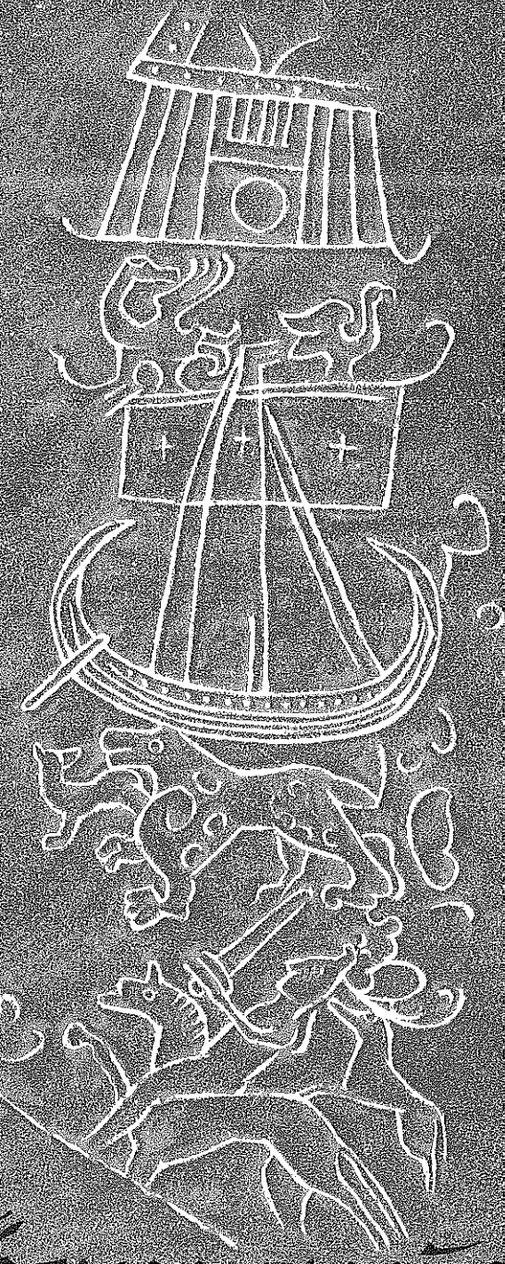
Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Monatshefte für Germanenkunde



Germanien

Heft 10 · Oktober 1942 · RM 0,60

Inhaltsverzeichnis

J. O. Plaßmann	„Der Toten Tatenruhm"	337
Theobald Bieder	Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (II.)	340
Friedrich Leuschner	Wozu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine?	348
Karl Theodor Hoeniger	Die Zauberrute vom Piperbühel . .	357
Die Fundgrube	Friedrich Mößinger: Alte Bilder mit Trojaburgen	363
	O. Emmerig: Don–Donez–Donau .	365
	Hermann Harder: Zur Deutung des Namens Tamfana	366
Die Bücherwaage	Hans Urbanek: Die frühen Flachgräberfelder Ostpreußens	367
	Joachim Hoffmann: Die spätheidnische Kultur des Memellandes	367

Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring" von J. O. Plaßmann.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 10.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

UNIVERSITETS
BIBLIOTEKET
LUND

J. O. Plaßmann / „Der Toten Tatenruhm"

In meinem Aufsatz „Von der germanischen Totenehrung" (Germanien 1942, S. 83–87) habe ich dargelegt, daß die germanische Totenfeier drei wesentliche Bestandteile hatte: zuerst die eigentliche Klage („wôp"), dann den kunstvollen Ritt um die Bahre oder das Grab des Helden, und drittens das Preislied oder die Lobrede auf den Helden, in der seine Taten gefeiert werden („dôm"). Ich habe dabei (S. 86) auf eine Stelle in der Sachsengeschichte des Widukind von Corvey verwiesen, wo das Heldenlob an der Bahre Ottos I. wiedergegeben wird. Es sind alle Elemente darin wiederzufinden, die auch die Lieder auf Attila und Beowulf enthalten: „populus pro eius laude et gratiarum actione multa locutus", „das Volk sprach viel zu seinem Lobe und Danke", wobei dann die hauptsächlichsten Taten aufgezählt werden. Wörtliche Anklänge an eine Formel im Heliand (fagar folk filu sprâkun, lofword manag liudio hêrron) lassen mich vermuten, daß Widukind dabei aus dem Formelschatze germanischer Dichtung geschöpft hat.

Bei Widukind von Corvey finde ich nun noch eine andere Stelle, die das Heldenlob über einen gefallenen Königssohn wenigstens in ähnlicher Weise wiedergibt. II. 11 erzählt Widukind sehr lebendig von dem Bruderkrieg zwischen dem jungen König Otto und seinem Halbbruder Thankmar, der aus Heinrichs I. früher Ehe mit Hatheburg entsprossen war, die jedoch auf Betreiben der Kirche wieder getrennt wurde. Thankmar war dadurch in eine schiefe Stellung geraten und hatte auch sonst genug Grund zur Verbitterung: „Seine Mutter hatte reichen Besitz gehabt; und obwohl er von seinem Vater mit noch mehr anderem Gute beschenkt worden war, trug er es mit Ingrimm, daß man ihm sein mütterliches Erbteil geraubt hatte, und darum ergriff er die Waffen gegen seinen Herrn und König." Es ist das Motiv des um das Erbteil entbrannten Bruderkrieges – der germanischen Dichtung so geläufig, wie der germanischen Wirklichkeit; und wie in einem Heldenlied nimmt die Tragödie ihren Lauf. Thankmar erstürmt mit seiner Gefolgschaft die Feste Belecke (Badiliki) und nimmt den jüngeren Heinrich, seinen zweiten Halbbruder gefangen; dann wirft er sich in die Feste Eresburg. Die Burg öffnet vor dem herannahenden König die Tore, Thankmar flüchtet in die Kapelle; auf den Stufen des Altares wehrt er sich mit wackeren Hieben gegen die andringenden Feinde, da macht ein tückischer Lanzenstoß durch das Altarfenster seinem Leben ein Ende. Der siegreiche jüngere Bruder tritt an die Leiche des unglücklichen älteren: „indem er das Geschick des Bruders beklagte und die Güte seines Herzens zeigte, sprach er weniges ihm zum Lobe und zu Liebe" – „pro laude eius ac industria pauca locutus".

Pro eius laude pauca locutus (1) – das ist, in ganz entsprechender Lage, ein deutliches formelhaftes Gegenstück zu jenem anderen: „pro eius laude multa locutus", wofür wir die altsächsische Urform ermittelt hatten: „fagar folk filu sprâkum lofword manag liudio hêrron" (2); der Unterschied ergibt sich aus der bei aller Entsprechung sonst doch grundverschiedenen Sachlage. Hier die ehrenden Worte, die dem Brauche gemäß der siegreiche König über die Leiche des als Rebell gefällten Halbbruders spricht; dort das Heldenlob des Volkes an der Bahre des in seinem vollen Ruhme dahingegangenen Königs. Der Geschichtsschreiber nimmt es als einen Beweis für die Herzensgüte seines Königs, von der man hier sonst wenig spürt: die Mörder gehen, mit Rücksicht auf die Kriegslage, straffrei aus, die drei Gefährten des Erschlagenen

werden dem Strange überliefert. Und doch spricht er ihm, mit dem er sich nie verstanden, wenige Worte zur Ehre: denn so erheischte es gewiß die germanische Sitte, daß kein Sippenangehöriger ohne den „dôm", die „gôd word fora gumun" (Heliand 4001) dahingehe.

Die germanische Dichtung hat uns eine ganz ähnliche Szene bewahrt, die das Heldenlob eines siegreichen Königs an der Leiche des feindlichen Bruders wiedergibt. Es ist das alte Lied von der Hunnenschlacht, in dem die Erinnerung an den Bruderkrieg der Goten in der katalaunischen Schlacht fortlebt – auch hier ist der Gegensatz zwischen dem legitimen Thronerben und dem unehelich geborenen Halbbruder (3) das eigentliche dichterische Motiv. „Heidrek, der erschlagene Gotenkönig (4), hat außer dem vollblütigen Sohne Angantyr einen Bastard hinterlassen, Hlöd, den Sproß der hunnischen Königstochter, der bei seinem Muttervater Humli im Hunnenlande aufgewachsen. Dieser Humli ist also an die Stelle des geschichtlichen Attila, des Besiegten in der Völkerschlacht, getreten." Hlöd erscheint nun am Hofe des Bruders, sein Erbe zu fordern, die Hälfte des gesamten Gutes des verstorbenen Heidrek. Angantyr bietet ihm statt dessen eine schwere Menge von Schätzen – qui licet a patre alia plura sit ditatus, heißt es bei Widukind – in eine funkelnde Strophe gefaßt, die sicher zum ältesten Bestande westgotischer Dichtung gehört (5):

Will dich im Sitzen mit Silber bedecken,
will dich im Gehen mit Gold überschütten,
daß Ringe rollen rings um dich her.

Vergebens; Hlöd „trägt es mit Ingrimm, daß man ihm sein Erbteil geraubt, und so ergriff er die Waffen gegen seinen königlichen Bruder", nachdem er von Angantyrs Ratgeber Gizur noch als Bastard beschimpft worden ist. Er führte ein riesiges Hunnenheer gegen die Goten, aber er selbst fällt in der blutigen Schlacht, wie jener Westgotenkönig Theoderid, der sein historisches Vorbild gewesen sein mag. Auf der Walstatt findet Angantyr den Leichnam seines Halbbruders Hlöd. Da sprach er – miseratus fratris fortunam, könnte man mit Widukind sagen: „Ich bot dir, Bruder, bruchfreie Ringe, an Geld und Gut, was all dein Begehr; erlangt hast du nun als Lohn des Kampfes nicht Land noch Leute, noch lichte Ringe. Ein Fluch traf uns, Bruder; dein Blut hab ich vergossen! Nie wird das ausgelöscht – Unheil schuf die Norne."

Das Motiv vom Kriege zwischen den ungleich geborenen Brüdern, tief in der Lebenswirklichkeit begründet wie auch in der Geschichte wirksam, mag schon zu Ottos Zeiten eine dichterische Behandlung des Krieges zwischen Otto und Thankmar hervorgerufen haben, die Widukinds Schilderung zugrunde gelegen haben mag. Darauf deutet auch die Glorifizierung des Mundschenken Tamma in dem anschließenden Kampfe um die Burg Larun – „Tamma pincerna, multis aliis rebus bene gestis olim famosus, factus est clarus" (6). So ist die lobende Rede, die „lofword" oder der „dôm" an der Leiche des Toten, als dichterisches Motiv doch tief in der Wirklichkeit germanischen Lebens begründet. Es sind die „guten Worte vor den Leuten", die „gôd word fora gumun", von denen der Heliand spricht, und die sicher auch in einer berühmten und heute viel, wenn auch meist nicht im ganz richtigen Sinne, zitierten Stelle der altnordischen Havamal gemeint sind (76/77; Thule II, S. 131, Str. 68/69):

Besitz stirbt,	Deyr fé,
Sippen sterben,	deyia frændr,
du selbst stirbst wie sie;	deyr siálfr it sama;
doch Nachruhm	en orztírr
stirbt nimmermehr,	deyr aldregi,
den der Wackere gewinnt.	hveim er sér góðan getr.
Besitz stirbt,	Deyr fé,
Sippen sterben,	deyia frændr,
du selbst stirbst wie sie;	deyr siálfr it sama;
eins weiß ich,	ek veit einn,
das ewig lebt:	at aldri deyr:
der Toten Tatenruhm.	dómr um dauðan hvern.

Mir scheint, daß Felix Genzmers sonst so ausgezeichnete Übersetzung an dieser Stelle den ursprünglichen Sinn nicht ganz richtig wiedergibt. „Nachruhm" und vor allem „Tatenruhm" erscheint mir als zu pathetisch für das, was hier eigentlich gemeint ist. Das altnordische „orztírr" in Str. 68 ist wörtlich „Wortzier", vielleicht auch schon „Wortruhm"; es sind die „gôd word fora gumun", die guten Worte vor den Leuten, die im Heliand dem „dôm", dem Urteil über den Verstorbenen gleichgesetzt werden, oder das, was man nach Widukind „pro eius laude" spricht. Es mag etwa dem Sinne des „sie haben einen guten Mann begraben" von Matthias Claudius entsprechen und steht jedenfalls dem Begriffe „gutes Andenken" näher als dem eigentlichen Ruhme; am wenigsten im Sinne der französischen gloire. Wörtlich heißen die letzten drei Halbzeilen von Str. 69: „Ich weiß eines, das nie stirbt: die (gute) Nachrede um welchen Toten auch immer." So stimmt es auch zu der ganzen Haltung dieses alten Sittengedichtes, von dem Andreas Heusler (Thule II. S. 123) mit Recht sagt: „Bäuerliche Kreise sehen wir vor uns, da und dort mit einem Stich ins Kleinbäuerliche, Beengte. Wikingtum und Hofdienst, diese festlichen Seiten des altnordischen Lebens, bleiben fern", um dann allerdings gleich fortzufahren: „und dennoch die Waffe als der notwendige Begleiter und das starke Ichgefühl, das auf Denkstein und Nachruhm zählt!"

Aber weder Otto noch Angantyr haben besonderen Grund, an der Leiche des als Rebell gefallenen Halbbruders ihren „Nachruhm" oder gar „Tatenruhm" zu verkünden; neben der natürlichen Trauer um einen nahen Verwandten ist es das Gefühl, über den tragisch Beendeten Gutes sagen zu müssen, das ihnen die wenigen Lobworte oder Trauerworte eingibt. Wir teilen dies Gefühl auch heute noch; es gehört zu den Grundstimmungen unserer „Ritterlichkeit"; ein wenig streift es auch den Sinn des lateinischen „de mortuis nil nisi bene". Im Grunde ist es wohl das Solidaritätsgefühl des Siegers gegenüber dem, der aus dem Lose der Nornen den schwarzen Stab gezogen hat – „Unheil schuf die Norne", sagt Angantyr, und Otto beklagt das Schicksalslos des Bruders (miseratus fratris fortunam). Die „lofword manag", die „gôd word fora gumun", der „dôm", ist es, was länger lebt als der Tote selbst und als sein tragisches Schicksal.

(1) Wenn Lohmann-Hirsch in der Textausgabe (Hannover 1935), S. 77, Anm. 3, auf Vergil Aen. IV v. 337: Pro re pauca loquar als angebliches Vorbild für diesen Ausdruck Widukinds verweist, so zeigt das deutlich, wie unfruchtbar, ja wie sinnlos es ist, diese Texte deutscher Geschichtsschreiber in lateinischer Sprache ausschließlich vom

Lateinischen her zu betrachten und zu erklären. – (2) Ähnlich auch Heliand 3664 f.: „folgodun is ferdi, sprâkun filu wordo / themu landes hirdie te lobe" – „sie folgten seiner Spur und sprachen viele Worte dem Landhirten zu Lobe". In den Evangelientexten findet sich nichts, was hieran anklingt. – (3) Nach kirchlichen Gesetzen galt Thankmar nach der Ungültigkeitserklärung der Ehe seiner Eltern als unehelich; er ist auf Grund dessen von Heinrich sicher auch bezüglich seiner mütterlichen Erbschaft stark benachteiligt worden; vgl. Widukind II. 9; Lohmann-Hirsch S. 73. Diese Benachteiligung durch Heinrich hatte sicher politische Gründe; trotz der gebotenen Entschädigung wird Thankmar Grund genug zum Zorn gehabt haben. – (4) Aus der Einleitung zum „Lied von der Hunnenschlacht"; vgl. Thule I. 24 ff. (Andreas Heusler zu Genzmers Übersetzung). – (5) In dem lateinischen Waltharliede, dessen Stoff sicher westgotischen Ursprungs ist, sagt Attila (405): „hunc ego mox auro vestirem saepe recocto / et tellure stantem hinc inde onerarem / atque viam penitus clausissem — vivo — talentis" – „den würde ich gleich in geläutertes Gold hüllen und im Stehen von allen Seiten damit bedecken und ihm den Weg mit Schätzen gänzlich versperren, so wahr ich lebe!" – (6) Es wird also durch diese Tat eine höhere Stufe der Berühmtheit erreicht clarus ist mehr als famosus. Famosus ist der, von dessen Taten die Fama erzählt; clarus wird er, wenn er auf eine höhere Stufe des Heldenruhmes gelangt. Die Eigenart der lateinischen Worte spiegelt sich mit außerordentlicher Deutlichkeit in dem altsächsischen gifrâgi und mâri wieder; gifrâgi ist „durch Hören bekannt, berühmt", (Hel. 977. 2810), angels. gefraége (Beow. 55. 2480), mâri drückt einen höheren Grad der Berühmtheit aus (Heliand 279. 535. 927. 1246). Wir erfahren nun II. 55 von einem anderen: „ex hoc Hosed clarus et insignis habitus", nämlich durch seinen Sieg über den Slawenfürst Stoineff. Dieser Hosed (das H ist unecht) begegnet uns nun als ein Witzenkämpfer Osid in der späteren Thidrekssaga wieder; das zeigt uns, was die Erhebung zum Range eines „clarus" oder „mâri" eigentlich bedeutet: die Aufnahme in die „Märe", in das Heldenlied. – Ich werde im größeren Rahmen diese Ausdrücke und ihre Bedeutung für die Sagengeschichte ausführlicher behandeln.

Theobald Bieder
Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

II

Am Beginn des 20. Jahrhunderts steht ein bedeutsamer Fund: der im September 1902 aus dem Trundholm-Moor auf Seeland gehobene Sonnenwagen. Auf einem sechsrädrigen, von einem Pferde gezogenen Wagen steht eine Bronzescheibe, die auf der einen Seite vergoldet ist; diese Scheibe ist als Abbild der Sonne anzusehen. Die beste Abbildung dieses wichtigen Fundes brachte die „Urgeschichte Europas" von Sophus Müller, 1905 (nach dieser Tafel 76 im 13. Bande des Reallexikons der Vorgeschichte von Max Ebert). Dieser Fund war gleichermaßen für die Archäologie wie für die Mythologie bedeutsam. Für Sophus Müller war der Sonnenwagen ein Beweis dafür, daß der Sonnenkult und auch die Darstellung des Pferdes sich aus der griechischen Dipylonzeit nach den nordländischen Stämmen verpflanzt haben. Vergeblich fragen wir uns, wie ein Mann, der um die Vorgeschichte sich so verdient gemacht hat wie Sophus Müller, ein so abwegiges Urteil abgeben konnte, ganz abgesehen davon, daß andere Archäologen das Sonnenbild in die Zeit der mykenischen Kultur setzen, wohin es seiner Ornamentierung nach auch gehört.

Geradezu entgegengesetzt ist denn auch die Auffassung eines Mythenforschers, nämlich Paul Herrmanns, der in der „Nordischen Mythologie", 1903, schreibt: „Dieses dänische Sonnenbild ist nicht eine Ausstrahlung klassischer Vorstellungen, sondern ein nordischer Versuch, die Bewegung der Sonne zu erklären, den man an das Pferd anknüpfte, das edelste Haustier. Ohne Zweifel stellt der Fund ein Kultusbild dar, und die Vermutungen über einen Sonnenkultus im nördlichen Europa erhalten damit festen Boden unter den Füßen. Die eddische Vorstellung des Sonnenwagens, den die Sonnenrosse Arwakr und Alswinn ziehen (Grimnismal 37) wird damit in prähistorische Ferne gerückt, und die Annahme einer klassischen Beeinflussung ist von vornherein abgeschnitten".

So setzt ein Fund die Forschung nach verschiedenen Richtungen in Bewegung, und für die Mythologie war es außerordentlich wichtig, daß hier eine Verbindung der späten Edda mit der frühen gemeingermanischen Zeit – so darf man ja wohl sagen – hergestellt wurde.

Eine gemeingermanische Zeit, d. h. eine Zeit, in der die Germanen über einen gemeinsamen Mythenschatz verfügten, ist zweifellos anzunehmen; aber die Verhältnisse liegen nun einmal so: auf der nordischen Seite die späte Überlieferung der Edda und der Sagas, bei den Südgermanen wohl teilweise frühere, aber nur in Bruchstücken erhaltene Überlieferung. Darum hat Paul Herrmann eine Teilung vorgenommen: seiner Nordischen Mythologie war bereits 1898 eine „Deutsche Mythologie" vorangegangen. Beide Bücher weisen die gleiche Einteilung auf, zeigen aber doch grundlegende Unterschiede. Simrocks Mythologie wird als veraltet beiseite geschoben, aber Jakob Grimms unsterbliches Werk, einschließlich der Märchen- und Sagensammlungen glauben wir hier in verjüngter Form wiederzufinden. Und dazu gesellen sich natürlich neuere Forschungen (Kuhn, Mannhardt und andere). Alle diese Forschungen hat der Verfasser, wie er sagt, selbständig zusammengestellt, das heißt doch wohl, daß er ein solches Bild deutscher Mythologie gegeben hat wie es ihm als richtig erschien. Diese Einschränkungen wird man bei allen Darstellungen germanischer Mythologie machen müssen. Mit Recht hat Herrmann die Germania des Tacitus ausgiebig herangezogen, denn aus ihr ergeben sich ja nicht nur Beziehungen zur späteren, sondern auch zur früheren, vorgeschichtlichen Zeit; so findet der zwei Jahrzehnte vor dem Fund von Trundholm im Dejbjerg-Moor bei Ringkjöbing gefundene Wagen (abgebildet u. a. in der Kulturgeschichte Schwedens von Oscar Montelius, 1906, S. 159) seine Entsprechung in dem Germania, Kap. 40, beschriebenen Wagen der Nerthus.

Ebenfalls 1898 erscheinen nordische und deutsche Mythologie vereint als „Germanische Mythologie" in dem zuverlässigen Werke J. H. (d. h. Ida) Schlenders, dessen vierte Auflage von 1925 wohl die am weitesten verbreitete ist.

Im übrigen waren die Jahre 1898–1902 geistig sehr regsam und zugleich aufwühlend. Auf der einen Seite stehen die vielen völkischen Erneuerungsbestrebungen, aus deren Reihe der Kreis um Ernst Wachler mit seinen Zeitschriften (Kynast, Deutsche Zeitschrift und Iduna) hervorgehoben sei, denn dieser Kreis war durchaus volkhaft – heidnisch – germanisch bestimmt. Ihm gehörten u. a. an: Alexander von Peez, dessen „Haine und Heiligtümer", 1899, bleibenden Eindruck hinterlassen, und Friedrich Fischbach, der damals in Wiesbaden lebende Kunstgewerbeschuldirektor, der den Sinnbildern in der Weberei aller Zeiten und Länder nachgegangen ist und 1902 ein Buch herausgegeben hat: „Asgart und Mittgart und die schönsten Lieder der Edda". In ihm suchte er nachzuweisen, daß das rechtsrheinische Land zwischen der Sieg und der Wupper die Heimat der Eddalieder sei.

Auf der anderen Seite stehen die „panbabylonistischen" Bestrebungen, eingeleitet mit der von Friedrich Delitzsch 1898 verfaßten Propagandaschrift „Ex oriente lux!" und fortgeführt in desselben Babel-Bibel-Vorträgen, die 1902 begannen. Man sage nicht, daß das alles mit der germanischen Mythologie doch gar nichts zu tun habe. Gewiß hat es das, wenn zunächst auch nur im negativen Sinne. Die Schrift von 1898 forderte die Opferfreudigkeit hochgesinnter deutscher Männer auf, die Entdeckungsarbeiten auf den babylonisch-assyrischen Ruinenstätten und damit die Aufgaben der jungen Deutschen Orientgesellschaft zu unterstützen. Und die Anteilnahme, die unser letzter Kaiser gerade den Babel-Bibel-Vorträgen entgegenbrachte,

mußte in der breiten Öffentlichkeit die für uns doch wirklich wichtigeren Fragen deutsch-germanischer Vergangenheit in den Hintergrund treten lassen. „Germanen stehen uns ja so ferne", schrieb damals Alexander von Peez mit treffender Ironie.

Aber es zeigt sich auch hier, daß eine geistige Bewegung, mag sie auch noch so weltab liegen, andere Richtungen nicht unbeeinflußt läßt. So will es mir scheinen, als ob die schon mit der Gründung der Gesellschaft für vergleichende Mythologie (Juni 1906) beginnenden Veröffentlichungen der „mondkultlichen" Schule mit dem durch Delitzsch entflammten Interesse für den Orient zusammenhängen. Darüber wird später noch zu berichten sein.

Von grundlegender Bedeutung – freilich auch für eine spätere Zeit – wurden zwei Werke des Jahres 1904, in denen sich stärkste Gegensätze aussprachen. Das eine war das große Werk des Schweden Bernhard Salin „Altgermanische Tierornamentik", das andere die kleine, nur 38 Seiten enthaltende Schrift Karl Schirmeisens „Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten". Jenes Werk, das schließlich auch die mythologische Forschung befruchtet hat, wies mit Nachdruck auf das große gotische Reich am Schwarzen Meer hin, dem es eine wichtige Vermittlerrolle zwischen dem Orient, der klassischen Antike und den nordischen Germanen zuschrieb. Es lenkte den Blick somit nach Südosten, während Schirmeisen das Bodenständige germanischer Mythologie nachzuweisen suchte. Er ging dabei weiter als wohl alle Mythologen vor ihm, indem er die Ansicht aussprach, „daß das indogermanische Urvolk durch die Germanen selbst repräsentiert wird", und zwar eben auf mitteleuropäischem Boden. In dieser Beziehung hatte er allerdings einen gleichgestimmten Zeitgenossen in Georg Biedenkapp („Aus Deutschlands Urzeit", 1904). Schirmeisen führt einzelne Göttergestalten tief in vorgeschichtliche Zeit zurück; diese Götter „müssen dann auch mehr oder weniger deutlich das Gepräge dieser Epochen tragen". Jede einzelne Gottheit „ist das Spiegelbild der materiellen, geistigen und sittlichen Kultur des Volkes, von dem sie geschaffen wurde". So muß es nach Ansicht des Verfassers gelingen, aus der Kleidung, dem Schmuck, den Waffen usw. der einzelnen Gottheiten Rückschlüsse auf ihre Entstehungszeit zu ziehen. Manche dieser Rückschlüsse werden uns wohl nicht ganz stichhaltig erscheinen, aber es will doch etwas besagen, daß die Schrift sich der Unterstützung durch die bekannten Professoren Matthäus Much, Wien, und Rzehak, Brünn, erfreuen durfte.

1909 folgte das größere Werk Schirmeisens „Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit" (336 Seiten). Dieses Buch ist mir nur aus einigen Besprechungen bekannt geworden, aus deren Reihe ich auf die zustimmende von Prof. Rzehak (Mannus I, 1909) verweise. Der Schluß dieser Besprechung sei hier wiedergegeben: „Die Wirksamkeit Vrtras und die Flucht Agnis werden mit der Eiszeit identifiziert. Indras Sieg über Vrtra repräsentiert die Nacheiszeit. Der winterliche Charakter Varunas deutet auf vorneolithische Entstehung; er ist offenbar eine Weiterentwicklung des eiszeitlichen Feuergottes Tvashtr. Da der Schleuderstein fast die einzige Waffe Indras ist, so fällt die Entstehung dieses mit Thor-Donar identischen Gottes in das Neolithikum. Ähnlich fällt die Entstehungszeit Mithras (= Merkur) in die ältere Metallzeit, da unter den Waffen dieses Frühlingsgottes das Schwert fehlt. Das Endergebnis aller dieser Untersuchungen ist, daß im vedischen Olymp die Mythologien dreier Völkergruppen vereinigt sind; es waren dies wahrscheinlich Germanen, nördliche Mischvölker und Iranier«.

Zu ähnlichen Ergebnissen wie in diesem Buche kam Karl Schirmeisen in der großen, im

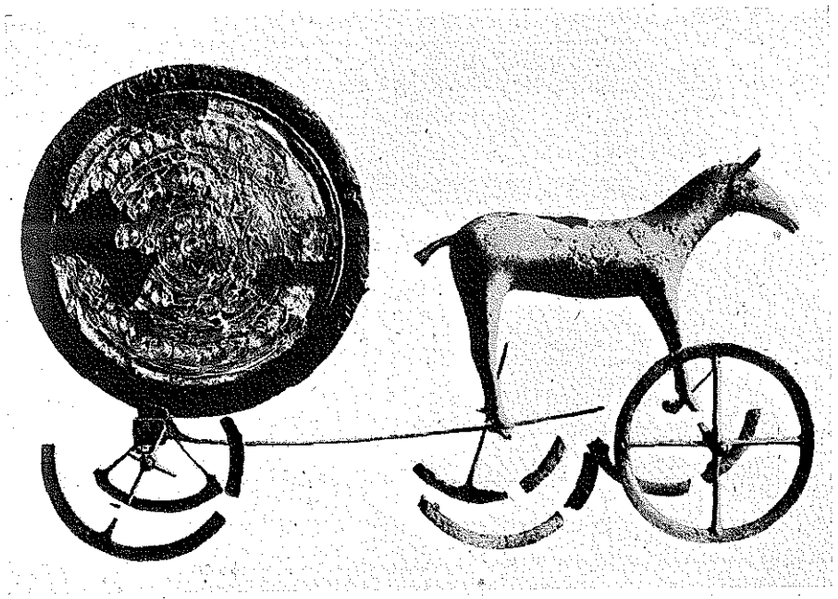


Abbildung 1. Sonnenwagen von Trundholm im jetzigen Zustande. Aufnahme Archiv

3. Jahrgang des „Mannus", 1911, veröffentlichten Arbeit (der Gustaf Kossinna einige Vorbehalte vorausschickte): „Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung".

Das Jahr 1909 brachte dann noch „Die Götter und Göttersagen der Germanen" von Friedrich von der Leyen (2. veränderte Auflage 1920) und „Religion und Mythus der Germanen" von Wolfgang Golther. Dieses mit wenig ansprechenden Bildtafeln ausgestattete Buch zeigt die gleiche Zurückhaltung wie das größere Werk von 1895.

Welche Stellung die germanische Mythologie in der „offiziellen" Wissenschaft Deutschlands vor dem ersten Weltkriege einnahm, läßt sich aus dem Bande „Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion" des von Paul Hinneberg herausgegebenen Sammelwerks „Die Kultur der Gegenwart", 2. Auflage, 1913, erkennen. Der Abschnitt über die germanische Religion war von Andreas Heusler verfaßt, den ich zwar als einen tüchtigen Kenner des altgermanischen Schrifttums schätze – seine als Einzelband im „Handbuch der Literaturwissenschaft" erschienene „Altgermanische Dichtung" ist zweifellos eine hervorragende Leistung. Wenn man aber das Altgermanische – was allerdings bei der Behandlung des Schrifttums nicht anders möglich ist – auf das Angelsächsische und die Leistungen der Wikingerzeit beschränkt, so muß darüber der Blick für das Gesamtgermanische verkümmern. Dieser Eindruck wird durch Heuslers Arbeit von 1913 bestätigt.

Was zunächst auffällt, ist, daß die Darstellung der altgermanischen Religion mit den Literaturnachweisen ganze 15 Seiten einnimmt, während die orientalischen Religionen mit 257 Seiten bedacht wurden. Über den Umstand, daß die germanische Religion den orienta-

lischen Religionen beigesellt ist, klärt uns der Herausgeber des ganzen Werkes, Paul Hinneberg, auf: „Mit den Religionen von Hellas und Rom war sie nicht zusammenzustellen, weil es an inneren Beziehungen zwischen ihnen und der Religion der Germanen fehlt. Und in den Band, der den Entwicklungsgang der christlichen Religion behandelt, gehört sie ebensowenig, da ihr Zusammenstoß mit dieser für sie so vernichtende Folgen hatte, daß sie zu nennenswertem Einfluß auf die Ausgestaltung auch nur des nordeuropäischen Christentums nicht mehr gelangt ist. Unter diesen Umständen konnte Heusler selbst nicht anders als mir raten, seine Darstellung am Schluß des vorliegenden Bandes als eine Art Anhang zu den hier behandelten orientalischen Religionen zu veröffentlichen."

Man beachte: „eine Art Anhang!"

Warum wäre es denn nicht möglich gewesen, die germanische Religion mit den Religionen von Hellas und Rom zusammenzustellen? Gerade die Berichte römischer Geschichtsschreiber wie Caesar und Tacitus würden doch eine bequeme Verbindung hergestellt haben. Aber dann wäre wohl zuviel Glanz auf die altgermanische Religion geflossen . . . .

Und warum sind die Germanen hier so schlecht weggekommen? Weil nach Heusler „von einer Entwicklungsgeschichte des germanischen Glaubens schon gar nicht die Rede sein darf" und weil „ein einzelner vedischer Hymnus, ein jüdischer Psalm, ein attisches Chorlied mehr Religion enthalten als die gesamten nordischen Pergamente". In der Einleitung zum ersten Bande meiner Geschichte der Germanenforschung, 1. Auflage, 1921, habe ich diesen letzten Satz scharf angefochten; heute stehe ich ihm weniger ablehnend gegenüber, sofern zwischen „Religion" und „Mythologie" scharf geschieden wird. Weil aber die „germanische Religion" nun einmal, wie dies auch Heuslers Arbeit beweist, vor allem durch die „germanische Mythologie« erschlossen wird, bleibt mein Urteil von 1921 wenigstens zum Teil bestehen.

Was man aus dem Thema Heuslers hätte gestalten können, zeigte der zu gleicher Zeit, 1913, erschienene erste Band der „Altgermanischen Religionsgeschichte" von Karl Helm (411 Seiten!). Der Verfasser gibt in einer ausführlichen Einleitung gute Überblicke über „Aufgabe und Methode", „Ursprung und Wesen der Religion", „die religiösen Äußerungsformen" und „die Quellen der germanischen Religionsgeschichte" – dieser letzte Abschnitt enthält allein 63 Seiten! Sodann folgen als „erster Teil" die vorgeschichtliche Zeit und die vorrömische und römische Zeit. Bemerkenswert ist, wie der Verfasser über die schriftlichen Überlieferungen hinausgeht und auch aus vorgeschichtlichen Denkmälern Zeugnisse für die altgermanische Religion herausholt. Allerdings fühlt man auf Schritt und Tritt den vorsichtigen Forscher heraus, der sich nicht allzu gern auf ein bisher nur wenig betretenes Gebiet hinauswagt. Immer wieder warnt er vor allzu schnellen Schlüssen. So meint er z. B. von den Felsenbildern Skandinaviens, einiges von ihnen sei vielleicht für die Religionsgeschichte verwertbar, aber: „Ganze Sagen oder Mythendarstellungen darf man in den Felsenzeichnungen keineswegs erblicken."

Daß die Felsenzeichnungen im nordischen Schrifttum immer eine gewisse Rolle gespielt haben, ist wohl selbstverständlich. Das älteste mir hier bekannte Werk ist verfaßt von Axel E.n. Holmberg, „Skandinaviens Hällristningar. Arkeologisk afhandling", 1848, mit 153 Seiten Text und 45 Tafeln, dazu zwei weiteren, nicht zu den Felsenbildern gehörenden Tafeln. Es folgen dann Worsaae, Hans Hildebrand, Sophus Müller, Oskar Montelius, Oscar Almgren usw. Daß durch die deutschen Ausgaben von Sophus Müller (Nordische Altertumskunde) und Oskar Montelius (Kulturgeschichte Schwedens) die Felsenbilder allmählich auch in Deutschland bekannt wurden, ist klar; ihre Inanspruchnahme für mythologische Ausdeutungen erfolgt bei uns aber erst jetzt, nachdem der Norweger Just Bing mit entsprechenden Arbeiten vorangegangen war. Den ersten Vorstoß machte bei uns Gustaf Kossinna in der im Herbst 1914 erschienenen zweiten Auflage seines Werkes „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" (die 1912 erschienene, weit kürzer gehaltene erste Auflage berichtet noch nichts davon). Daß nunmehr ein neuer Abschnitt beginnt, wird daraus deutlich, daß 1912, im 4. Bande der Prähistorischen Zeitschrift, eine sehr feine Arbeit von Walter Vogel erschien: „Von den Anfängen deutscher Schiffahrt", die die Felsenbilder ergiebig heranzog. Sie zollt dem Wagemut unserer germanischen Vorfahren volle Anerkennung, aber ein Hinübergreifen in das Gebiet der Mythologie lag ihr fern. Und diese mythologischen Untersuchungen setzen sich nun auch im „Mannus" (schon von 1914 an) fort.

Abbildung 2. „Der Gott mit den großen Händen." Felszeichnung von Bohuslän. Aufnahme Archiv

Über zwei Dinge war man sich damals schon im klaren, 1. daß einige mythologisch ausdeutbare Erscheinungen auf den Felsenbildern bis in die indogermanische Urzeit zurückreichen, 2. daß mancher Faden von den Felsbildern zu den erst im Zeitalter der Wikinger niedergeschriebenen Liedern der Edda hinüberführt. Selbst für den nach allgemeiner Überzeugung spät erscheinenden Wodan glaubte Kossinna eine Entsprechung in den Felsbildern zu finden: »Der durch das Pferd dargestellte Windgott, der zugleich Speergott ist, stellt eine offenkundige Vorstufe des späteren Wodan dar, dessen Name noch auf die ursprüngliche Eigenschaft seines Trägers als Windgott hinweist, dessen Roßnatur in seinem achtbeinigen Roß Sleipner fortlebt und dessen verhängnisvoller Speer aus der Nibelungensage und sonst bekannt ist". Weitere Gottheiten, die ihre Vorbilder in den Felszeichnungen finden, sind nach Kossinna Freyr, Thonar, Tyr (Tius) und die von Tacitus genannten wandalischen Alkis. Daß der aus dem Trundholmer Sonnengefährt erschlossene Sonnengott hier nicht fehlt, darf als selbstverständlich gelten. Zu dem Sonnengott gesellt sich der „Gott mit den großen Händen", den nach Georg Wilke ein Bronzefigürchen aus dem Kaukasus ähnlich darstellt, und der von Kossinna auf die Morgenröte gedeutet wird. Diese Deutung leuchtet ein, denn eine Beziehung stellt hier der bekannte, oft wiederholte Homer-Vers her: „Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern

erwachte". Die „Rosenfinger" aber erscheinen größer als der ihnen folgende Sonnenball. Um dieses Gebiet hier – vorläufig! – abzuschließen, erwähne ich noch aus den Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle die Schrift von Hermann Schneider „Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivic, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion", mit 5 Tafeln, 1918.

1913 war aus der Feder Leopold von Schroeders das Werk „Reden und Aufsätze über Indiens Literatur und Kultur" erschienen, und es steht wohl ohne Zweifel fest, daß des Verfassers besondere Liebe dem Orient, d. h. Indien und Persien, galt. Aber starke Bande verknüpften ihn auch mit seiner Heimat Dorpat im Esthland; und den in seiner Heimat herrschenden Volkssitten und Bräuchen, den alten Glaubensvorstellungen, gewann er höchste Anteilnahme ab. „Einen Wanderer zwischen zwei Welten", so könnte man Leopold von Schroeder nennen – wenn damit sein Wesen ganz erfaßt würde. Welche Tiefen hat ihm die Musik erschlossen! Wie war es möglich, daß ihm, dem Indienbegeisterten, die Festspiele in Bayreuth als die Vollendung des arischen Mysteriums erschienen? Diesem Thema hatte er 1911 ein schönes Buch gewidmet. Es war eben das Verwandte, das ihm in den Offenbarungen indischer Religion entgegenklang, und das ihn darum auch mit Houston Stewart Chamberlain verband. Hier brauchte sich keine vergleichende Mythologie einzuschalten, denn es mußte sich ihm auch ohne sie ergeben, daß wir mit den arischen Indern „eines Stammes sind und Bluts". Mit hochgespannten Erwartungen durfte daher ein Buch von Schroeders begrüßt werden, das den Titel trägt: „Arische Religion"; es ist 1914 und 1916 in zwei Bänden erschienen.

Und doch ist das Werk aus älteren Vorlesungen über vergleichende Mythologie hervorgegangen. Aber gegenüber der früher mit Vorliebe behandelten Mythologie ist, wie es im Vorwort zum ersten Bande heißt, das Interesse des Verfassers für die Religion in den Vordergrund getreten, doch wird man wohl von einer „angewandten" Mythologie, die die Werkzeuge benützt, statt sie nur anzusehen, sprechen können. Der erste Band bringt die allgemeine Einleitung und behandelt den arischen Himmelsgott und das höchste Wesen, der zweite Naturverehrung und Lebensfeste; die Herausgabe des dritten Bandes, der den Seelengöttern und Mysterien gewidmet werden sollte, hat der Tod des Verfassers (im Februar 1920) vereitelt. Trotz des weit ausgreifenden Stoffes kommt der Germanenfreund auch hier auf seine Rechnung; mythologisch-volkskundliche Beziehungen zum Germanentum finden sich allenthalben eingestreut, auch wo es sich um entlegene Gebiete handelt. Es kommt hinzu, daß von Schroeder in der Frage nach dem Ursitz der Arier sich den Ansichten von Penka und Matthäus Much angeschlossen hat. Die Liebe zu seiner südostbaltischen Heimat kommt einmal hübsch zum Ausdruck, wo die Rede davon ist, daß die Altertümlichkeit einer Sprache auf lange Ansässigkeit des betreffenden Volkes (in diesem Falle des litauischen) schließen lasse: „Allerdings liegt etwas Zwingendes nicht in dem Argument, man darf aber wohl noch darauf verweisen, daß Bezzenberger . . . die Anwesenheit des litauisch-preußischen Stammes in seinen jetzigen Wohnsitzen im Osten des Kurischen Haffs schon vor etwa 5000 Jahren sehr wahrscheinlich macht. Das wäre etwa die Periode der arischen Urzeit, welche wir im Auge haben". Auch hier: Wanderer zwischen zwei Welten.

Wolfgang Schultz, der diesem Werke im „Mannus", Jahrgang 1924, eine verspätete Würdigung hat zuteil werden lassen, beklagt zwar, daß es bei seinem Erscheinen schon um ungefähr

20 bis 30 Jahre veraltet war, bewundert aber doch, wie wenig dieser Umstand „dem Werte dieses Werkes Abbruch tun kann". Namentlich tut es ihm weh, daß von Schroeder „mit vielem, wertvollem Neueren nicht abgerechnet hat". Dahin gehören natürlich Auseinandersetzungen mit der „mondkultlichen" Schule, zu deren Hauptvertretern ja Wolfgang Schultz selbst gehörte. Aber, da Georg Hüsing die Korrekturen des zweiten Bandes mitgelesen hatte, ist ein wenig vom Mondkult doch in die Darstellung von Schroeders geflossen.

Diese mondkultische Schule hatte es inzwischen unter der Führung von Ernst Siecke, Georg Hüsing, Heinrich Leßmann, Wolfgang Schultz und anderen zu einem gewissen Ansehen gebracht, und, hätte sie sich endgültig durchgesetzt, so würden wir heute zum Beispiel im Thorshammer eine Mondsichel, im Sonnenwagen von Trundholm ein Mondgefährt, im Hakenkreuz ein Mondsymbol usw. zu erblicken haben. Auffallend bleibt, daß sich unter den von der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung herausgegebenen Schriften auch eine des Titels befindet: „Die Sonne im Mythos", und wohl noch auffallender, daß diese Schrift von Paul Ehrenreich verfaßt wurde. Sie wurde 1915 von Ernst Siecke aus den hinterlassenen Papieren des kurz vorher verstorbenen Verfassers herausgegeben. Und, wie Ehrenreich selbst schon gelegentlich vor „gewissen Einseitigkeiten" gewarnt hatte, so zeigt sich aus den umfangreichen Zusätzen Ernst Sieckes, daß auch dieser anderen Auffassungen zugänglich war. Von den Werken anderer hier genannter Forscher seien nur noch genannt: „Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage" von Heinrich Leßmann (als Hauptmann und Kompanieführer am Weihnachtstage 1916 gefallen; sein Buch wurde 1922 von Georg Hüsing herausgegeben). Leßmann hat in diesem Buche ein sehr unterhaltendes Seitenstück zu Büchmanns Geflügelten Worten geliefert, aber es leistet auch wissenschaftliche Dienste. Ferner: „Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen" von Wolfgang Schultz, 1924 (hier mit manchen Seitenhieben auf Andersdenkende). Der letztgenannte Verfasser ist seiner Theorie bis zu seinem Tode treu geblieben, und niemand wird darüber erstaunt sein, daß man noch bis in die jüngste Zeit hier und da an der Vorherrschaft des Mondes im Kult und in Sinnbildern festgehalten hat. Wie man gefährliche Klippen vermeiden und jeder Partei das ihr zustehende Recht zuerkennen konnte, hat Georg Wilke in dem Werke „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung", 1923, dargetan. Man könnte dieses Werk als ein Seitenstück oder als eine Ergänzung zu dem Werke Leopold von Schroeders bezeichnen, wenn die Naturen der beiden Verfasser nicht so grundverschieden wären.

(Fortsetzung im November-Heft)

(1) Vgl. „Germanien" Januar 1942, S. 14.

Friedrich Leuschner
Wozu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine?

Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Zeitmessung

Um Wilhelm Teudts Annahme einer vorgeschichtlichen Sonnenwarte auf den Externsteinen hat sich ein lebhafter wissenschaftlicher Meinungsstreit entwickelt. Wir bringen den nachstehenden Beitrag als eine Stütze für seine Auffassung, die vor allem auch das Grundsätzliche behandelt. Schriftleitung

W. Teudt, J. Andree, J. Hopmann, R. Müller u. a. haben in ihren Untersuchungen dargelegt, daß der obere Höhlenraum im Felsen 2 der Externsteine, das spätere Sacellum, schon in vorgeschichtlichen Zeiten als Sonnenwendwarte gedient hat. Am Tage der Sommersonnenwende fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne mit der alten Raumachse zusammen. Man nimmt nun an – wenn das auch nicht immer klar ausgesprochen wird –, daß der „Gode" von der Rückwand des Raumes aus durch das Rundfenster den Sonnenaufgang beobachtet habe, um anschließend der am Fuße des Felsens harrenden Volksmenge Kunde zu geben. Warum zu dieser Beobachtung ein kleiner, dunkler Raum mit Rundfenster und einem Ständer davor erforderlich war, wird nicht weiter erörtert. Weshalb nur wenige Auserwählte anstatt im Freien in dem engen Raume die gleichsam „amtliche" Feststellung der Sonnenwende besorgten, ist nicht recht einleuchtend. Am Fuße der Externsteine konnte die Volksmenge den Sonnenaufgang ebenfalls und viel einfacher beobachten. Aus diesen Überlegungen geht hervor, daß der Höhlenraum wahrscheinlich noch für eine andere Aufgabe bestimmt war.

Zunächst stellen wir folgendes fest (vgl. Abb. 1). Etwa zwölf Tage vor der Sommersonnenwende trafen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die westliche Ecke des Raumes. An jedem der nächsten Tage verschob sich die Erscheinung um etwa 6 cm nach der alten Mittelachse des Raumes zu. Noch heute muß dieser Vorgang zu beobachten sein, wenn auch infolge Freilegung der Höhle verblaßt. Zuerst erscheint an der dunklen Felswand wie aus dem Nichts heraus ein schwach leuchtender, etwas verzerrter Kreis, die Projektion des Rundfensters. In den vier bis fünf Minuten, in denen die Sonnenscheibe sich über den Horizont erhebt, gewinnt der Kreis an Leuchtkraft, um gleichzeitig und auch im Maße, wie die Sonne höher steigt, langsam nach NW und nach unten abzusinken. Am Morgen des Sonnenwendtages fiel der Mittelpunkt des Kreises mit der alten Raumachse zusammen. Seine Bahn verläuft am weitesten nach SO zu. In den nächsten Tagen rollen die Projektionen rückläufig ab. Da dieser Vorgang nur einmal im Jahre sich abspielt, können wir heute noch die Länge des Sonnenjahres auf den Tag genau ablesen. Hierbei muß, wie das anderwärts schon vermutet worden ist, den ersten (bzw. letzten) Sonnenstrahlen die größte Bedeutung zukommen.

Zunächst möchte man diese Projektionen für ein zufälliges Spiel von Licht und Schatten halten, das der Beachtung nicht wert ist. Es an Ort und Stelle zu erleben, wird den Wenigsten vergönnt sein. Wir stehen jetzt vor der entscheidenden Frage: Sind diese Projektionen in heidnischer Zeit zur Bestimmung der Jahreslänge beobachtet, ja gewürdigt worden, haben unsere Vorfahren der göttlichen Kraft Sonne eine Anlage errichtet, durch die sie in eindeutiger, ausdrucksvoller Form den Beginn eines neuen Jahresabschnittes selbst aufschreibt? Oder narrt uns hier ein „Spiel von Licht und Schatten"?

Lichtstrahlen, die in dunkle Räume einfallen, haben immer etwas Anziehendes, Geheimnisvolles an sich. Wie tief berührt es uns, wenn wir im kalten Dämmerlicht einer mittelalterlichen Kirche stehen, und plötzlich flutet buntes, warmes Licht durch den hohen Raum. Wer hat da nicht schon sinnend den langsam wandernden Lichtern und Schattenarmen zugeschaut, die in uns tiefste Gedanken über Vergängliches und Ewiges auslösen. Es ist, als ob längst ver-

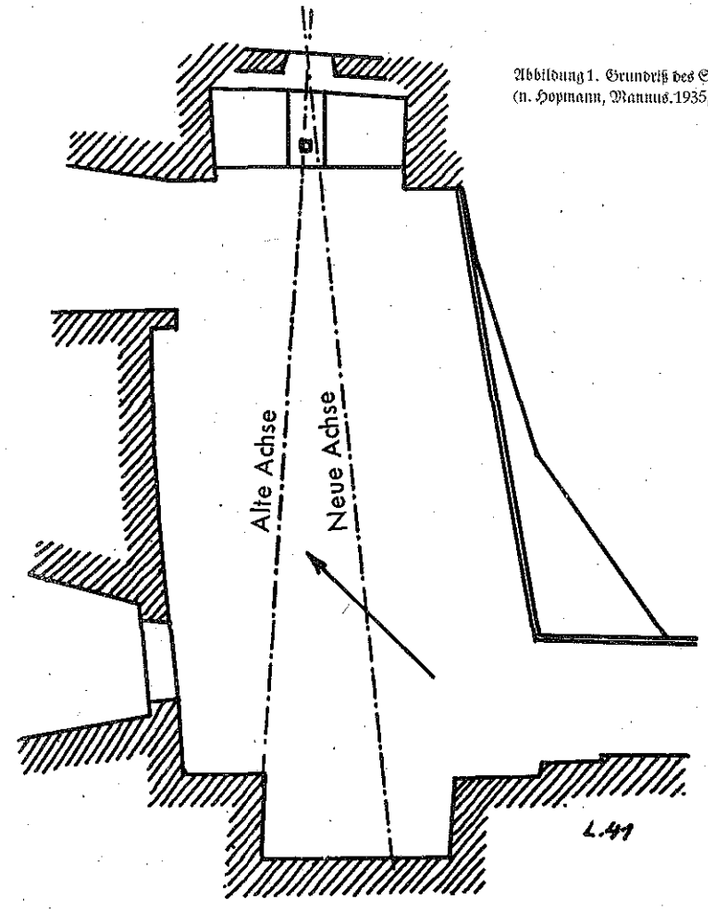


Abbildung 1. Grundriß des Sacellums (n. Hopmann, Mannus. 1935, S. 150).

schüttetes, uraltes, vor Generationen gelebtes Leben in uns wieder Gestalt gewinnen möchte. Vielleicht haben ein Rembrandt, ein Rubens mit ihren Bildern, in denen breite Lichtströme das Dunkel aufteilen, unbewußt aus diesem Erbe gestaltet. Und wenn am grauverhängten Himmel die Sonne durch ein Wolkenfenster schaut und mit langen, schmalen Strahlenbündeln über die Felder tastet, so dürfte es nicht Zufall sein, wenn uns dies Schauspiel aufsehen und sinnen läßt.

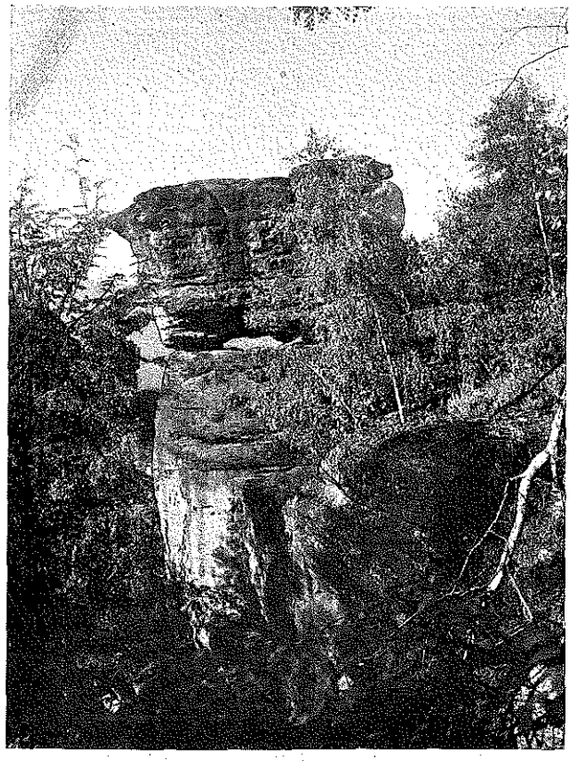


Abbildung 2. Spanghorn. Felsturm mit Fenster. Blick nach SW.

Urkundliche Belege, die uns die Beobachtung der Sonnenwende in der oben geschilderten Form bezeugen, sind noch nicht bekannt. So lockt uns der Gedanke an ein einmal gewesenes Brauchtum nur ein Lächeln ab; denn uns ist die Sonne nicht mehr das, was sie unseren Vorfahren war. Wir sind naturentwurzelt. So müssen wir versuchen, in uns ein deutliches Bild der Vorgänge im Sacellum zu gewinnen. Haben die Männer den nördlichsten Sonnenaufgang nur durch das kleine Rundfenster beobachtet? Oder mußte der Raum geschlossen und dunkel sein, damit das auf der dunklen Felswand auftauchende Ebenbild der Sonne die gleichen Bahnen der Sonne beschreiben konnte, damit die Sonne selbst ihre Wende, diesen im religiösen Leben unserer Vorfahren so bedeutsamen Augenblick, aufzeichnen konnte?

*

Dieser bisher noch nicht beschriebene Vorgang im Sacellum der Externsteine ist nicht einmalig. Er ist nur ein Glied aus einer Brauchtumskette, die sich durch Jahrtausende bis weit ins Mittelalter verfolgen läßt. Aus Raummangel können hier nur zwei Beispiele von vorgeschichtlichen Steindenkmälern aus dem Elbsandsteingebirge kurz beschrieben werden. Das erste

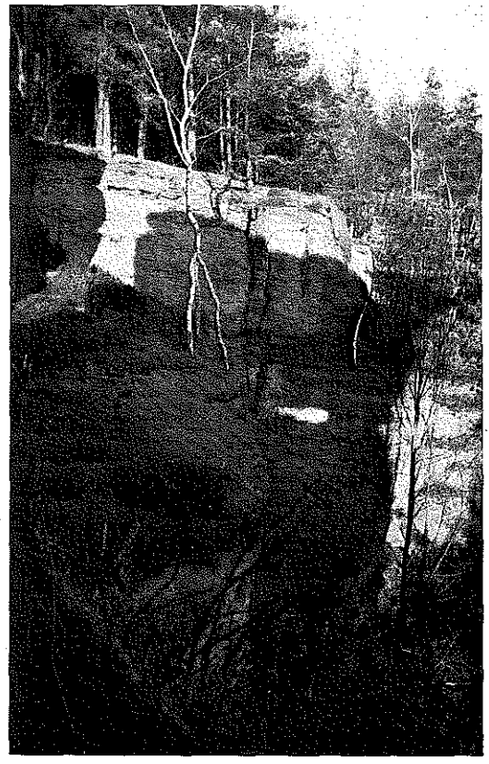


Abbildung 3. Spanghorn. Schatten des Felsturmes mit dem sonnenbeschienenen Fenster. Aufgenommen am 3. Dezember 1940, 16 Uhr 15 Min. Sommerzeit.

befindet sich auf dem Spanghorn im Staatsforstrevier Nikolsdorf. Der Südseite des Spanghorns ist ein etwa 20 m hoher Felsturm vorgesetzt, der in etwa 15 m Höhe ein längliches, rund 1,50 m breites und rund 0,30 m hohes natürliches Felsenfenster besitzt (Abb. 2). Um die Zeit der Wintersonnenwende projiziert die untergehende Sonne das Fenster auf eine etwa 10 bis 20 m entfernte senkrechte Felswand. Abb. 3 zeigt den Schatten des Turmes und darin das helleuchtende Felsenfenster. Es finden hier die gleichen Projektionen wie im Höhlenraum der Externsteine statt, jedoch für den Sonnenuntergang um die Zeit der Wintersonnenwende. Am Abend der Wende erreicht der Lichtfleck seine nördlichste Stellung. Daß dieses Fenster von vorgeschichtlichen Bauern beachtet worden ist, beweisen zahlreiche altertümliche schalen- und sitzartige Vertiefungen, die vom Volksmund „Opferkessel" u. ä. benannt werden. Eine Vertiefung befindet sich genau über dem Fenster, 8 Stück besitzt der benachbarte Felsturm. Fast senkrecht über der Stelle, wo das projizierte Fenster erscheint, liegt ein sesselartiger Felsblock mit einem Sitz für einen nach SW schauenden Beobachter. Auf dem nächsten, etwa 50 m entfernten Felsvorsprung befindet sich ein Wackelstein, der altertümliche Schalen besitzt und an zwei Seiten seines schmalen Auflagers durch von Menschenhand untergeschobene Felsplatten festgeklemmt ist. Weiter entfernt liegende Felsen besitzen keine Vertiefungen.

Allgemein wird jetzt angenommen, daß derartige Vertiefungen durch Verwitterung entstanden sein sollen. Diese Ansicht beruht 1. auf der begründeten Tatsache, daß die Natur selbst schalenartige Vertiefungen herstellt, und 2. auf vor einem halben Jahrhundert von Geologen aufgestellten Behauptungen, nach denen der vorgeschichtliche Mensch in den nichtbesiedelten und fundleeren Urwaldgebieten keine Kultstätten angelegt haben soll. Die Untersuchungen beruhen jedoch fast durchweg auf ungenügenden Bestandsaufnahmen. Die von Menschenhand angelegten, meist sehr eigenwillig geformten Vertiefungen kommen nur in wenigen Typen mit meist sehr charakteristischen Umrissen vor. Wir finden sie durchweg an exponierten, aussichtsreichen Stellen und meist auf von NW über W bis S abfallenden Wänden. Dabei sind die Vertiefungen meist nach dem Auf- oder Untergangspunkt der Sonne am Tage einer Wende ausgerichtet. Für diese Beobachtungen sind wissenschaftlich exakte Erklärungen, die eine natürliche Entstehung der Schalen rechtfertigen könnten, noch nicht aufgestellt worden.

Die Mitwirkung vorgeschichtlicher Menschen läßt das zweite Beispiel noch deutlicher erkennen. Dieses Felsenfenster befindet sich ebenfalls im Staatsforstrevier Nikolsdorf im Labyrinth. In „Germanien" 1941, S. 65 bis 73, habe ich ein im Labyrinth vorhandenes umfangreiches Steindenkmal beschrieben und bin dabei auf den Bau und die Bedeutung eines tunnelartigen Felsenfensters kurz eingegangen. Es ist an einer Stelle errichtet worden, auf der erst eine etwa 500 t schwere, mit altertümlichen Schalen versehene Felsplatte lag (Abb. 4, Ziffer 5 und 6). Diese ist durch Unterhöhlung auf ein vorher aus Felsblöcken errichtetes Bett gestürzt worden. Zahlreiche Merkmale an Felsen, vor allem zur künstlichen Spaltung der Steine eingearbeitete Kerben und Meißelspuren beweisen einwandfrei, daß hier Menschen eine ältere Kultstätte zerstört haben, um an ihrer Stelle ein neues Heiligtum zu errichten. Fast genau in der Gangmitte des Felsenfensters ist eine schmale Platte, ein Schattenweiser, aufgestellt, die, wie Abb. 5 erkennen läßt, bei Sonnenaufgang auf eine senkrechte Wand projiziert wird. Obwohl hier kein Rundfenster vorhanden ist, erhalten wir ebenfalls die Länge des Sonnenjahres angegeben. In dem Augenblick, in dem die Sonne genau in der verlängerten Achse des Fensters aufgeht, projiziert sie die senkrechte Platte am weitesten nach rückwärts und an der senkrechten Wand am höchsten nach oben. Warum dieser Augenblick etwa 30 Tage vor der Frühjahrs- und 30 Tage nach der Herbst-Tag-und-Nachtgleiche und nicht an einer der Wenden sich ereignet, habe ich auf S. 68 der oben genannten Arbeit begründet. Die große Platte, die den vordersten Teil der älteren Kultstätte enthielt, sollte nach S stürzen. Für diese Richtung war das Bett gebaut worden. Während des Sturzes kippte plötzlich die Platte nach SW. Infolgedessen ergab sich für das Fenster und eine mit künstlichen Hilfsmitteln herabgelassene altarähnliche Platte eine NW-SO-Achse. Da der Horizont im SO reichlich 9° überhöht ist, scheint die Sonne bei ihrem Aufgang zur Wintersonnenwende nicht durch das Fenster. Man hat sich damit abgefunden und hat die den Schatten werfende Platte genau SO-NW aufgestellt. Wir können daraus folgern, daß der tägliche Augenblick, in dem die Sonne genau im SO steht, damals bedeutungsvoll war. Man erhielt jedenfalls durch den Schatten zweimal im Jahre auf den Tag genau die Länge des Sonnenjahres angegeben.

Leider läßt sich dieser Augenblick nicht so photographieren, daß man reproduktionsfähige Lichtbilder erhält. Das Gelände ist stark bewaldet. Wer aber einmal erlebt hat, wie das Morgenlicht durch das Fenster flutet und wie der Schatten gleichsam von einer unsichtbaren Hand bewegt, langsam, lautlos, aber stetig und unerbittlich wandert, der wird diese Anlage nicht als

Ergebnis zufälliger, launenhafter, rätselhafter Naturkräfte hinstellen. Eine natürliche Entstehung dieser Anlage läßt sich schlechterdings nicht beweisen. Die Felsen haben ihre Lage nicht durch planlos und zwecklos wirkende Naturkräfte erhalten. Ihre Stellung läßt eindeutig den mit Überlegung und aus Absicht gestaltenden Menschen erkennen. Wir müssen das sehr eindringlich betonen, denn derartige Steindenkmäler waren bisher unbekannt, und die damit zusammenhängende Tätigkeit, die Errichtung und Zerstörung von Kultstätten mitten in angeblich unwegsamen Urwaldgebieten wurde und wird noch abgelehnt. Der in „Germanen-Erbe" 1941, S. 48–54, von E. Seidel veröffentlichte Aufsatz über „Rätsel um die Schalensteine der Sächsischen Schweiz" beruht auf oberflächlichen, lückenhaften und ungenauen Bestandsaufnahmen. Seidels Vorstellungen über Kulthandlungen sind überholt.

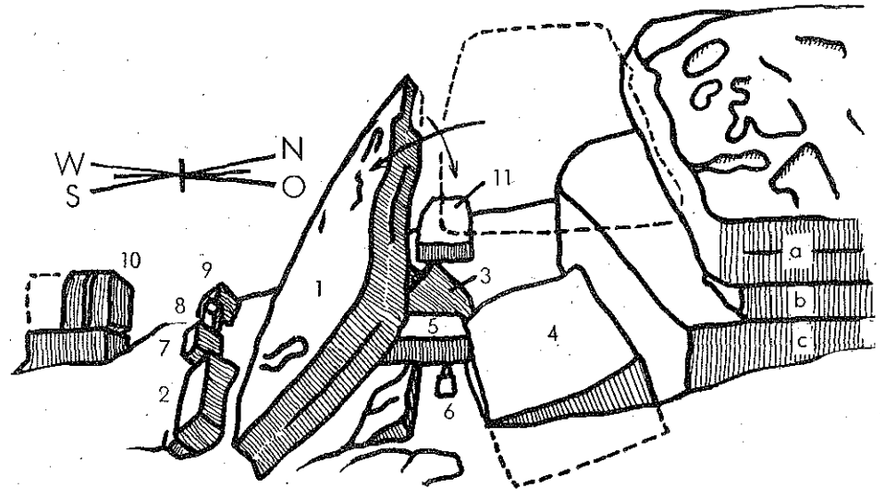


Abbildung 4. Kultstätte im Labyrinth (Elbgebirge). Blick nach NW.

Der im Labyrinth aufgestellte Schattenweiser gibt noch Anlaß zu einem weiteren wichtigen Vergleich mit der Sonnenwendwarte in den Externsteinen. Bekanntlich besitzt die Oberfläche des Ständers in der Warte nach Teudt S. 22 ein 6/6 cm großes und 6 cm tiefes „rätselhaftes" Loch, das nach der Zeichnung bei Hopmann S. 150 und der bei Franssen S. 232 und 236 nicht genau in der Mitte der Oberfläche, sondern etwas seitwärts eingearbeitet ist und von der alten Raumachse geschnitten wird. Schon deshalb wird es dem älteren Raume angehören. Beachtet wird es nur von Teudt S. 22 und 26 f. und von Fuchs S. 45 f. sowie den Fuchs nahestehenden theologischen Kreisen. Fuchs nimmt an, daß das Loch als „Sepulcrum", als Behälter für eine Reliquie, etwa einen Holzsplitter, gedient habe, was unter den Benediktinern durchaus möglich gewesen sein kann, obwohl, wie Teudt bemerkt, urkundliche Beweise fehlen. Teudt dagegen erkannte mit dem ihm eigenen, wahrhaft seherischen Blick, daß hier ein scheibenförmiger Schattenweiser gestanden habe. Die Vorgeschichtswissenschaft schweigt hierzu, mit Recht, weil überzeugendes Vergleichsmaterial bisher unbekannt war, während theolo-

Abbildung 5. Labyrinth. Felsenfenster mit Schattenweiser. (Vgl. Germanien 1941, S. 69.)

gische Kreise (R. Günther S. 188 f. und J. Reil S. 341) Teudts Annahme sowie seinen Hinweis auf das Relief von Sippar scharf ablehnten. Teudt blieb bei seinem scheibenförmigen Schattenweiser, weil er wie in so vielen anderen Dingen tiefer schaute und beharrlich seinen Weg schritt, auch dort, wo der Baugrund zunächst scheinbar schwankend und schmal war. Die Anlage im Labyrinth bildet einen überzeugenden Hinweis darauf, daß Teudt richtig gesehen hat. Man könnte an einen stabförmigen Weiser denken, ähnlich dem Gnomon der römischen Landmesser. Ein scheibenförmiger Weiser entspricht jedoch besser dem eingangs geschilderten Verfahren vorgeschichtlicher Zeitmessung. Die Scheibe, die senkrecht zur Fensteröffnung stehen mußte, wurde inmitten des projektierten Rundfensters erst flächig verzerrt gezeichnet. Genau wie der Schatten des Schattenweisers im Labyrinth wurde ihr Schatten jeden Tag schmäler, bis er am Morgen der Wende als Strich erschien. Damit kennzeichnete die Sonne durch ihre ersten Strahlen den Augenblick der Sommerjahreswende 1. durch die Projektion des Rundfensters und 2. durch die des Schattenweisers, beide in wahrer Größe und in extremer und nur einmal im Jahre vorkommender Stellung.

Wir haben hier nur zwei Beispiele beschreiben können. Im Elbgebirge kommt neben zahlreichen natürlichen Felsenfenstern und -toren noch ein Fenster auf dem Raabstein bei Gottleuba und ein anderes auf dem Großen Zschirnstein vor, bei denen Schalen und andere Merkmale vorhanden sind. Vielleicht gehört auch der sogenannte Backofen oberhalb Kurort Rathen, ein Felsvorsprung mit einem Fenster, in diese Reihe. Gürich erwähnt für das Riesengebirge sieben Felsenfenster und -tore, von denen mindestens eins der gleichen Aufgabe gedient haben dürfte. Ohne persönliche Besichtigung läßt sich jedoch nichts Endgültiges sagen. Bestimmt sind in den europäischen Granit- und Sandsteingebirgen noch weitere Beobachtungsstätten vorhanden. Bisher hat noch niemand darauf geachtet und darüber nachgedacht. In diesem Zusammenhang lohnt es auch, Steindenkmäler wie Stonehenge zu untersuchen. Wenn bei Stonehenge die Aufgabe des außerhalb des Steinkreises stehenden astronomischen Steines noch umstritten ist, so hat doch bis jetzt noch niemand erwogen bzw. beobachtet, daß beim Aufgang der Sonne zur Sommersonnenwende der Schatten des Steines gleich einem riesigen Arm in das Innere des Heiligtumes reicht.

*

Wir stehen hier vor einem vollständig neuen Arbeitsgebiet. Hat der vorgeschichtliche Mensch, vor allem als Bauer, die Sonnenauf- und untergänge nur am Horizont beobachtet, oder hat er die Sonne durch ihr Ebenbild die Zeit aufschreiben lassen? Diese Frage läßt sich nicht mit einer Handbewegung als nebensächlich zur Seite schieben. Wer die hier beschriebenen Anlagen, insbesondere die im Labyrinth, nur vom Schreibtisch aus untersucht, wer sich ängstlich vor allem an die Ergebnisse der lokalen Geschichtsforschung hält, die Kultstätten in angeblich unwegsamen Urwäldern bisher scharf ablehnte, der muß 1. nachweisen, durch welche Naturkräfte Steindenkmäler wie z. B. das im Labyrinth aufgebaut und zerstört worden sind, und 2. beweisen, daß der vorgeschichtliche Mensch nicht in Frage kommt, warum er dieses „Spiel von Licht und Schatten" nicht beachtet haben soll, warum er im Sacellum den Sonnenaufgang nur durch das kleine Rundfenster betrachtet haben soll.

Noch ist das Vergleichsmaterial, das uns die eigentliche Aufgabe des Sacellums zeigt, klein, die Beschäftigung mit derartigen Steindenkmälern ungewohnt, und die bisherigen Deutungen und Erklärungsversuche für diese Denkmäler sind, weil auf Vorurteilen aufgebaut, umstritten. Die wenigen Beispiele lassen aber schon ein Jahrtausende altes und in kümmerlichsten Resten in uns noch ruhendes religiöses Erlebnis erkennen. Unter Hunderten natürlicher Felsenfenster fanden waldkundige Menschen hier und da ein Fenster, das ihnen zur Offenbarung göttlicher Kräfte wurde. Der die Dunkelheit teilende Sonnenstrahl schrieb ihnen in eindringlichster Form den Augenblick auf, der Leute noch innerster Beweggrund so manchen bäuerlichen Brauchtums ist, wenn er auch im Festjubel kaum noch erkannt und beachtet wird. Ob die letzten im Dunkel der Dämmerung ersterbenden oder die ersten aufbrechenden Strahlen den großen Augenblick verkündeten, das war vielleicht von grundlegender Bedeutung für die religiöse Haltung jener sonnengläubigen Menschen, war Fundament ihrer Einstellung zu letzten Fragen. Manches in vorgeschichtlichem Brauchtum deutet darauf hin, daß in älteren Zeiten dem Westen vor dem Osten, der untergehenden vor der aufgehenden Sonne die größere Bedeutung zukam. So wird die Anlage im Labyrinth einer jüngeren Zeit angehören. Die

altertümlich wirkenden Schalen auf der gestürzten älteren Kultstätte gleichen denen auf dem Spanghorn, dessen natürliches Felsenfenster gegenüber dem Felsentor und Schattenweiser im Labyrinth, einem Werk technisch begabter Menschen, ebenfalls altertümlich wirkt. Das Sacellum steht an der Schwelle von der vorgeschichtlichen zur frühmittelalterlichen Zeit. Von der Kultstätte im heiligen Hain und auf hoher Felswarte, beide dem Himmel näher, bis zu dem kleinen, nach oben fest abgeschlossenen, finsteren Höhlenraum mag es eine weite Strecke gewesen sein. Grundsätzliches wird sich in den religiösen Anschauungen gewandelt haben. Wenn trotzdem das Brauchtum vorgeschichtlicher Zeitbestimmung bestehen bleibt, ja in klarer, ausgereifter Form sich vollzieht, so ist dies ein Hinweis auf seine überragende Bedeutung, sein hohes Alter und auch darauf, daß dieses Brauchtum viel zu tief im Volke wurzelte, als daß es in den nächsten Jahrhunderten durch die Kirche unterdrückt werden konnte. Wie in einer späteren Arbeit gezeigt werden soll, weisen zahlreiche rätselhafte Baugewohnheiten an frühmittelalterlichen und romanischen Kirchen darauf hin, daß die Kirche das Brauchtum in umgeprägter Form und losgelöst von seiner eigentlichen Zweckbestimmung noch lange Zeit geduldet hat. So ist es ein weiter Weg bis in unsere naturentwurzelte Zeit, aus der wir nur schwer in jene Sphäre tiefster religiöser Naturverbundenheit eindringen können, die unsere Vorfahren vor Jahrtausenden erlebten. Aus einer in ihrer Tiefe wohl grenzenlosen Ehrfurcht vor der göttlichen Kraft Sonne schufen diese bäuerlichen Menschen ein Brauchtum von urtümlichster Prägung und fügten damit ihr eigenes Leben ein in die gewaltige Ordnung des Kosmos.

Schrifttum

Andree, J.: Die Externsteine. Eine germanische Kultstätte. 1937, S. 34–40. – Franssen, A.: Grundsätzliches zur Frage der Externsteine. In: Germanien 1934, S. 230–244. – Fuchs, A.: Im Streit um die Externsteine. Ihre Bedeutung als christliche Kultstätte. 1934, S. 35 ff. – Günther, R.: Die Externsteine nach dem neuesten Stand der Forschung. In: Theologische Rundschau, NF 7 (1935), S. 185–204. – Gürich, G.: Die geologischen Naturdenkmäler des Riesengebirges. In: Beiträge zur Naturdenkmalpflege, 4, 3 (1914), S. 141–324. – Hopmann, J.: Die Ortung an den Externsteinen. In: Mannus, 27 (1935), S. 143–153. – Leuschner, F.: Beitrag zur Entstehung der Schalen („Opferkessel") im Elbsandsteingebirge. In: Über Berg und Tal, 60 (1937), S. 36–38. – Ders.: Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge, Beitrag zur Deutung verschiedener Steindenkmäler. In: Germanien, 1941, S. 65–73. – Müller, Rolf: Himmelskundliche Ortung auf nordisch-germanischem Boden. 1936, S. 43–48. – Reit, J.: Die Externsteine als Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit. In: Theologische Studien und Kritiken. 108. Bd. Jg. 1937/38, NF 3, S. 337–361. – Teudt, W.: Germanische Heiligtümer. 1934, S. 18 ff.

*

Er war der Urkeim, den die Wasser bargen,
In dem die Götter all' versammelt waren,
Der Eine, eingefügt der ew'gen Nabe,
In der die Wesen alle sind gewurzelt.

Rigveda X 82,6

Karl Theodor Hoeniger / Die Zauberrute vom Piperbühel

Die zwei bis drei Zentimeter langen Holzröllchen von der Kelchalpe, deren Kerben Richard Pittioni (1) mit den Schriftzeichen I, T, U, A der sogenannt nordetruskischen Alphabete vergleicht, werden von ihm sachlich mit den von den Germanen zum Loswerfen benützten Runenstäben (2) in Zusammenhang gebracht, wobei er jedoch hervorhebt, daß die Nordtiroler Stücke nach ihren Fundumständen dem illyrischen Kulturkreis zu „Beginn des 1. Jahrtausends vor Christi Geburt zuzuteilen" sind. Diesen kleinen „Zauberstäbchen", wie Pittioni sie nennt, ist aber ein viel umfangreicheres vorgeschichtliches Holzdenkmal an die Seite zu stellen, das ebenfalls auf illyrischem Siedlungsgebiete, an der Südgrenze des Isarkengaues,(3) gefunden wurde, nämlich die mit fünfzig solchen eingeschnitzten Buchstaben bedeckte Zauberrute vom Piperbühel, einer 1135 Meter hoch gelegenen Wallburg am Ostrande der Rittner Hochfläche, die im Jahre 15 v. Ztw. von den Römern erobert wurde. Die Siedlung, die zur Zeit ihres Unterganges schon seit einem Jahrtausend bewohnt war, hatte einen kleinen Teich, in dessen Mitte ein Pfahlbau stand, der 1913 von Oswald Menghin entdeckt und mit dem gleichzeitig dort aufgefundenen Inschriftenstein in der „Wiener prähistorischen Zeitschrift" veröffentlicht wurde.(4) 1924 nahm das kgl. Denkmalamt in Padua die Grabungen wieder auf, und hierbei kam in der Moorerde des verlandeten Teiches jene Zauberrute zutage, die als Erster Ettore Ghislanzoni in den „Atti della R. Accademia Nazionale dei Lincei" von 1928 beschrieben und entziffert hat.(5)

Das in seiner Art wohl einzige Stück stellt sich als ein mäßig gebogener 11 bis 14 mm starker Birkenstab von 100 cm Länge dar, dessen dickeres Ende durch Abrundung und drei breite Schnitte das Aussehen eines Schlangenkopfes – eigentlich des Kopfes einer Blindschleiche – erhalten hat. Vom Ansatze des Kopfes beginnend sind 23 cm der Rute mit etwa fünfzig von rechts nach links zu lesenden eingekerbten Schriftzeichen bedeckt, die sich auf drei die ganze Rundung des Stabes ausnützende Zeilen verteilen. Außerdem wird durch sechs rund um den Stab laufende Punktreihen die Inschrift noch in sechs Spalten zerlegt, die es zweifelhaft machen, ob die Buchstaben Zeile für Zeile oder nach ihrer Unterteilung in Spalten aneinander zu reihen sind. Die Schriftzeichen selbst sind deutlich und einwandfrei als Buchstaben jenes sogenannt nordetruskischen Alphabetes zu erkennen, das durch Pauli unter dem Namen „Bozner Alphabet" in die Wissenschaft eingeführt wurde; ihre Lesung jedoch hat, abgesehen von vier Stellen, die infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes unsicher bleiben, zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben, (6) wohl darum, weil das Schriftbild durch den Kerbschnitt im Rundholz gewisse Veränderungen erfährt, die Verwechslungen möglich machen. Deshalb hat Dr. Marius Ravanelli, der sich seit Jahren mit diesen Inschriften befaßt, deren Rätselworte er mit Hilfe des reichen Wortschatzes unserer Mundarten zu lösen sucht, auch von der Inschrift der Zauberrute mittels Pause und Lichtbild eine möglichst getreue Wiedergabe hergestellt und dadurch eine neue Lesart erhalten, die von Dr. Karl M. Mayr und mir sorgfältig überprüft wurde und folgendermaßen lautet:

Spalte 1	2	3	4	5	6
AXUPLA (7)	'''	II	IIII	I	V
SIARA	Ś . . A	ALV	VISI	ISTIU	SPAX
KULPILINA	UN	A	A	SNA	ER

Da diese Fassung erheblich von den bisher veröffentlichten Texten abweicht, sei zur Begründung der nicht übereinstimmenden Stellen unter genauer Nachbildung ihrer Schriftzeichnung folgendes bemerkt:

Spalte 1, Zeile 1

← A L P U X⟨⟩A «

Da der vierte Buchstabe von rechts durch Absplitterung seiner unteren Hälfte etwas verstümmelt ist, könnte man ihn auch als A ansprechen, jedoch ist der spitze Winkel, den sein schräger Aufstrich mit dem senkrechten Abstrich bildet, so eindeutig für das P kennzeichnend, daß die Lesung AXUPLA (sprich: achupla) die wahrscheinlichste bleibt.

Spalte 1, Zeile 3

← A N I L I P L U K «

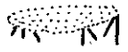
Hier wird das klare Bild des vierten Buchstaben von rechts durch das vorhergehende L getrübt, dessen zweiter Strich dem Schnitzer ein wenig zu lang geraten ist und mit dem schrägen Aufstrich des zu nahe gestellten P verwirrend gleichläuft, das durch den spitzen Winkel und den senkrechten Abstrich als solches unverkennbar ist. Die folgenden aus drei senkrechten und einem schrägen Strich gebildeten Schriftzeichen verlieren dadurch an Deutlichkeit, daß der erste senkrechte Strich für ein I etwas zu kurz erscheint, doch ist das kein Grund, ihn darum für den Aufstrich eines schlecht geschnittenen Ś (San) zu halten, das dem lateinischen M gleicht, da das I in dem darober stehenden SIARA ebenso kurz ist. Nimmt man aber diesen offensichtlich alleinstehenden Strich für ein I, so verbindet sich der nächste senkrechte Strich mit dem folgenden schrägen zwanglos zu einem L und der vierte Strich ist dann wieder ein I. Also KULPILINA.

Spalte 2, Zeile 1

, , ,

Die hier vorhanden gewesenen Schriftzeichen sind durch Absplitterung völlig zerstört. Nur am oberen Rande sind drei Punkte bemerkbar, die vielleicht, entsprechend den folgenden Schriftzeichen dieser Zeile, die letzten Reste dreier gerader Striche sein können.

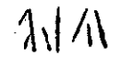
Spalte 2, Zeile 2



— A . . Ś —

Auch diese Stelle ist so stark beschädigt, daß man hier nur nur ein P zu erkennen glaubte. Da jedoch dessen Aufstrich nicht schräg sondern senkrecht steht und unmittelbar daneben die Ansätze zu einem schrägen und zu einem senkrechten Strich festzustellen sind, liegt es nahe, diese vier Striche, die zusammen das Bild eines links oben verstümmelten lateinischen M ergeben, als den Buchstaben S (San) anzusprechen. Vom nächsten Schriftzeichen sind nur mehr zwei Punkte zu sehen, die einen senkrechten Strich vermuten lassen, dann folgt ein völlig zerstörter Zwischenraum in der Breite eines mittelstarken Buchstaben und daran anschließend sind am unteren Rande der Verletzung noch drei kurze Striche zu bemerken, die nach ihrer Lage zu einander die untere Hälfte eines A darstellen dürften. Man kann daher mit einiger Sicherheit Ś . . A vermuten.

Spalte 3, Zeile 2



← V L A «

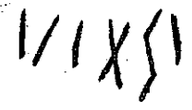
Die Lesung L statt U erscheint durch die Lage des ersten und durch die Kürze des zweiten Striches gesichert, ebenso die Lesung V statt E, da demselben gerade jener dritte Seitenstrich fehlt, der das E vom V unterscheidet.

Spalte 4, Zeile 2

← I S I V «

Die zwei ersten Buchstaben von rechts sind eindeutig VI (fi) zu lesen, die zwei folgenden durch Bruch und Absplitterung verletzt. Vom dritten Buchstaben ist ein Stück senkrechter Strich erhalten, an den sich unten, allerdings in einer Bruchstelle laufend, ein Schrägstrich nach links abwärts ansetzt, dem oben ein Schrägstrich nach rechts aufwärts entsprechen müßte, der bei genauem Hinsehen auch tatsächlich vorhanden ist und beim zweiten senkrechten Strich der darüberstehenden ersten Zeile endet. Wir haben also ein S (Sigma) vor uns, das darum etwas schwieriger zu erkennen ist, weil es bei seiner Wiedergabe durch Kerbschnitt der Länge nach etwas mehr Raum braucht als die anderen Buchstaben, weshalb sein unterer oder oberer Schrägstrich leicht übersehen werden kann. Der vierte Buchstabe, dessen Bild ebenfalls beschädigt ist, kann nach sorgfältigster Prüfung nur ein I sein.

Spalte 5, Zeile 2



← U I T S I «

Trotz der tadellosen Erhaltung der Schriftzeichen dieses Wortes ist seine Lesung umstritten. Den ersten Buchstaben als R anzusehen ist nur dann möglich, wenn man, wie eben beim S von VISI gezeigt wurde, den links abwärts gehenden Schrägstrich, der sich an die zweite Senkrechte ansetzt, übersieht oder zur darunterstehenden Zeile zieht, wo er jedoch keinen Anschluß findet. Wir haben also kein R sondern ein I vor uns und ein S, dessen linker Abstrich unter die Zeile zu liegen kommt. Der nächste Buchstabe ist eindeutig ein T, dann folgen noch drei und nicht vier Striche, die ihrer Lage und Länge nach nicht als N, sondern nur als IU aufgelöst werden können. Also nicht RTIN sondern ISTIU.

Spalte 6, Zeile 1

V

Das Zeichen, das hier steht, ist ein senkrechter durch das Leimen der Bruchstelle verschobener Strich, unter dem ein etwas kürzerer nach links aufwärts ansetzt, wodurch, wenn auch undeutlich, das Bild eines lateinischen V erzeugt wird. Da in dieser Zeile neben dem Worte AXUPLA nur senkrechte Striche eingeschnitten sind, nämlich 3, 2, 4, 1, so erscheint die Meinung Ravanellis, der dieses Schriftzeichen mit der römischen Ziffer V vergleicht, wohl begründet zu sein und wird durch meinen Erklärungsversuch über die Entstehung dieses indogermanischen Zahlzeichens (8) noch bekräftigt.

Spalte 6, Zeile 3

← R E

Hier sind nach wiederholter genauer Untersuchung nur die Buchstaben E und R festzustellen. Die sich anschließenden buchstabenähnlichen Gebilde (KI) liegen an der Hauptbruchstelle, wo sie beim Zusammenkleben durch Umwickeln mit Draht entstanden sein dürften. Sie sind daher auch nicht eingekerbt, sondern nur eingepreßt.

Marius Ravanelli hat seine neue Lesung der Zauberrute durch einen ebenso geistreichen wie einleuchtenden Gedanken ergänzt. Er hat nämlich die auf der nach innen gebogenen Seite des Stabes, also gewissermaßen die auf den Bauch der Schlange geschriebene erste Zeile, in der neben AXUPLA die Zahlzeichen 3, 2, 4, 1, 5 stehen, mit den sechs rund um den Stab laufenden Punktreihen in ursächlichem Zusammenhang gebracht und dadurch der Unterteilung der Inschrift in sechs Spalten einen glaubhaften Sinn gegeben. Von der Annahme ausgehend, daß die Rute eine jener im altindischen und indogermanischen Brauchtum bekannten Rätselfragen enthalte, in denen mit gewollter Zweideutigkeit Himmlisches und Allzuirdisches miteinander verwechselt und verquickt werden sollte, glaubt er in diesen fünf Ziffern die Anweisung gefunden zu haben, nach der die sechs Spalten aneinandergereiht werden müssen, um entweder die Antwort auf das Rätsel oder, wenn es kein solches sein sollte, die richtige Wortfolge der Inschrift zu erhalten. Diese Schlußfolgerung, wodurch die sonst unerklärliche und überflüssige Unterteilung in Spalten verständlich und bedeutungsvoll wird, hat mich auf den

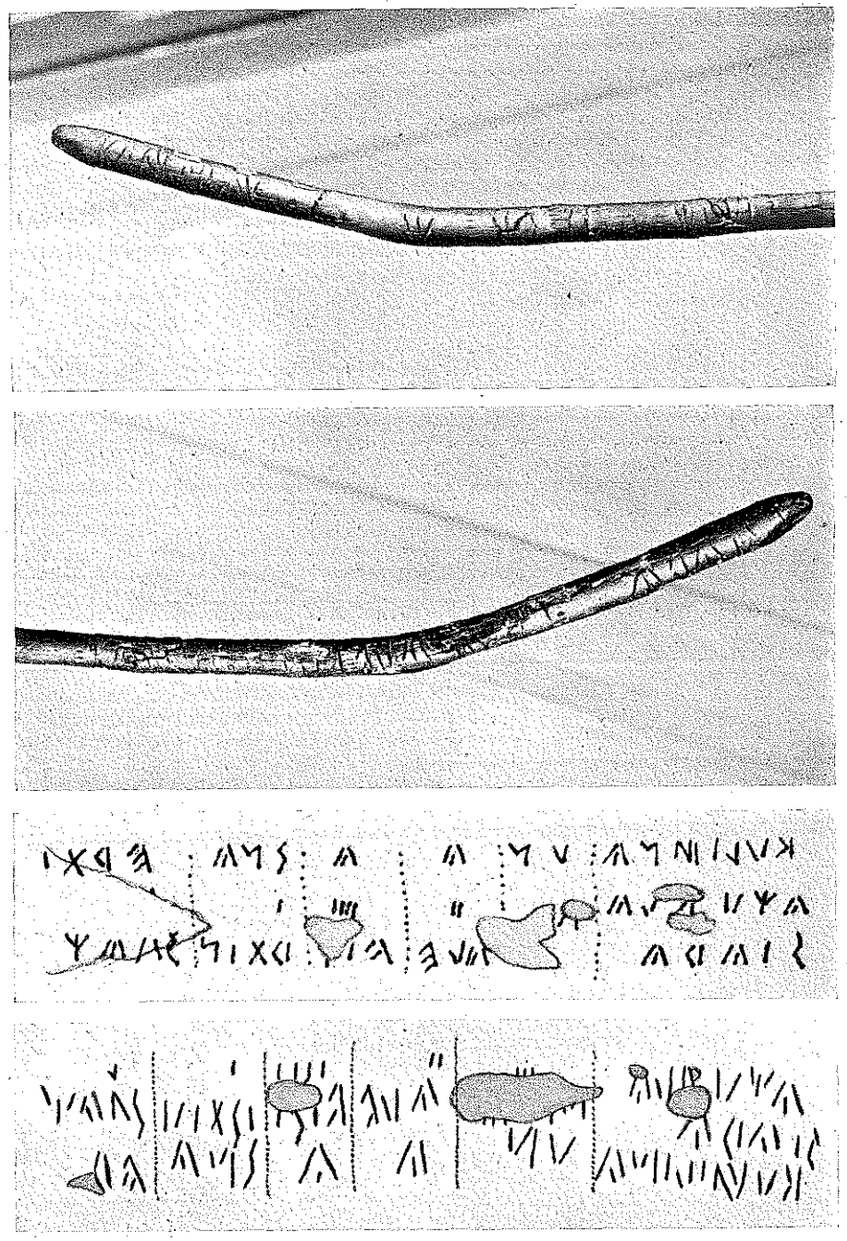
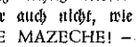
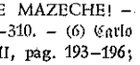


Abbildung 1 (oben). Die Zauberrute vom Piperbühel. Aufnahme Verfasser. – Abbildung 1a (Mitte) Abbildung 2 (darunter). Die Zauberrute vom Piperbühl. Abschrift von Carlo Battisti. – Abbildung 3 (unten). Abschrift von Marius Ravanelli.

Gedanken gebracht, daß der in Schlangenform gebildeten Rute ein Zauberspruch anvertraut wurde, eine Beschwörung, bei der bekanntlich die richtige Reihenfolge der Worte von besonderer Wichtigkeit ist, da sich sonst der Zauber gegen den Beschwörer wendet. Zur Geheimhaltung des Spruches wurde daher sein Text in sechs Spalten zerlegt und diese so miteinander verwechselt, daß nur ein Kenner des Ziffernschlüssels ihn richtig lesen und gebrauchen konnte. Nach dieser von Ravanelli gefundenen Umstellung lautet die Inschrift, deren Worte unverkennbar an indogermanisches Sprachgut anklingen, folgendermaßen:

AXUPLA	V	IIII	III	II	I
SIARA	SPAX	VISI	Ś . . A	ALV	ISTIU
KULPILINA	ER	A	UN	A	SNA

*

(1) Richard Pittioni, Zauberstäbchen und Holzkultur, Schlern 1936, S. 41 f. – (2) Tacitus, Germania, 10. Kapitel. – (3) Über die Isarken vgl. Richard Heuberger, Rätien, Schlern-Schriften 30, Innsbruck 1932, S. 32 f., 59 f. und derselbe im Schlern 1930, S. 353. – (4) Oswald Menghin, Ein umwallter La Tène-Pfahlbau am Ritten, Wien 1914, S. 53 f.; K. Th. Hoeniger im Schlern 1931, S. 308, Anmerk. 44. – Da in der Veröffentlichung Menghins die photographische Abbildung des Steines die Inschrift nicht ganz richtig wiedergibt, sei sie hier nach einer genauen Pause gebracht  Sie lautet daher auch nicht, wie Karl M. Mayr festgestellt hat, LASEKE MAIECHE  sondern LASEKE MAZECHE! – (5) Ettore Ghislanzoni, Notizie degli Scavi di Antichita 1928, vol. IV, serie VI, pag. 308–310. – (6) Carlo Battisti, L'etrusco e le altre lingue preindoeuropee d'Italia, Studi Etrusci, 1934, vol. VIII, pag. 193–196; E. Goldmann, Zur nordetruskischen Inschrift von Collalbo, Studi Etrusci, 1934, vol. VIII, pag. 197–216; Francesco Ribezzo, Riv. ind.-gr.-it., XVIII, 1934, pag. 107; Joshua Whatmough, The Prae-Italic Dialects, II, 9 f., 544. – (7) Dieser Buchstabe, der hier aus drucktechnischen Gründen mit X wiedergegeben wurde, entspricht seiner Form nach dem griechischen Psi, seinem Lautwerte nach dem griechischen Chi. – (8) Da acht, lateinisch octo, aus *oktuo der Zweizahlform eines indogermanischen Wortes *oketom entstanden sein soll, womit die vier Fingerspitzen einer Hand ohne den Daumen bezeichnet wurden, stelle ich mir den Vorgang beim Zählen zu dieser Zeit, wo man noch keine Dekade kannte, folgendermaßen vor: Man zählte zuerst die vier Finger der einen Hand ohne den Daumen, vermerkte dann diese erste Viererreihe durch Erheben des Daumens (/) und zählte weiter, indem man durch Ausstrecken des Zeigefingers (V) fünf und durch Ausstrecken aller Finger dieser Hand (VIII) acht erhielt. – Bei der auf der Zehn aufgebauten römischen Zahlenordnung wird die Entstehung der Ziffer V durch die Annahme einer Teilung der Ziffer X erklärt, die wieder durch decussatio der Ziffer I d. h. durch Kreuzung mit einer Schräglinie, die verzehnfachende Wirkung hatte, gebildet wurde.

*

Afrunen lerne,
wenn ein Arzt du sein
und Krankheit erkennen willst!
Man ritzt sie auf die Borke
und des Baumes Gezweig,
der ostwärts die Äste streckt.

Edda, Runenweisheit

Abbildung 1. Hans Bol, Der Schlittschuhlauf. Stich 1570

Die Fundgrube

Alte Bilder mit Trojaburgen.

Das schöne Bild von Abel Grimer aus dem Antwerpener Museum, das O. J. van der Ven in Germanien 1942, S. 121, veröffentlicht hat, läßt sich in seiner Herkunft noch anders bestimmen, als es der Verfasser getan hat. Ihm sind die engen Beziehungen aufgefallen, in denen das Gemälde zu dem Stich von Hans Bol „Der Lenz" steht. Während aber hier nur Ähnlichkeiten der einzelnen, vom Künstler verwandten Gegenstände zu finden sind, gibt es einen Stich von Bol, der für Abel Grimer die unmittelbare Vorlage zu seinem „Winter" war. Es ist der Stich „Der Schlittschuhlauf", der die Jahreszahl 1570 zeigt und also unter allen Umständen früher ist als das Bild Grimers. Wenn man den hier (Abb. 1) wiedergegebenen Stich mit dem Gemälde vergleicht, so ist ohne jeden Zweifel sichtbar, daß Grimer nur einfach nachgeahmt hat; seine ganze Arbeit bestand nur darin, den Stich in Farbe umzusetzen unter Erhaltung fast aller, auch der kleinsten Eigenheiten des Stiches. Wie wenig Eigenes Grimer gibt, zeigt auch sein Frühlingsbild aus dem berühmten Jahreszyklus. Es ist bis in die kleinsten Einzelheiten dem Stich von Peter Bruegel d. Ä. nachgeahmt, der unter dem Namen „Frühling" bekannt ist und ebenfalls 1570 datiert ist. Abel Grimer hat auch hier die Vorlage restlos „abgeschrieben". Als volkskundliche Quelle sind uns also die Gemälde

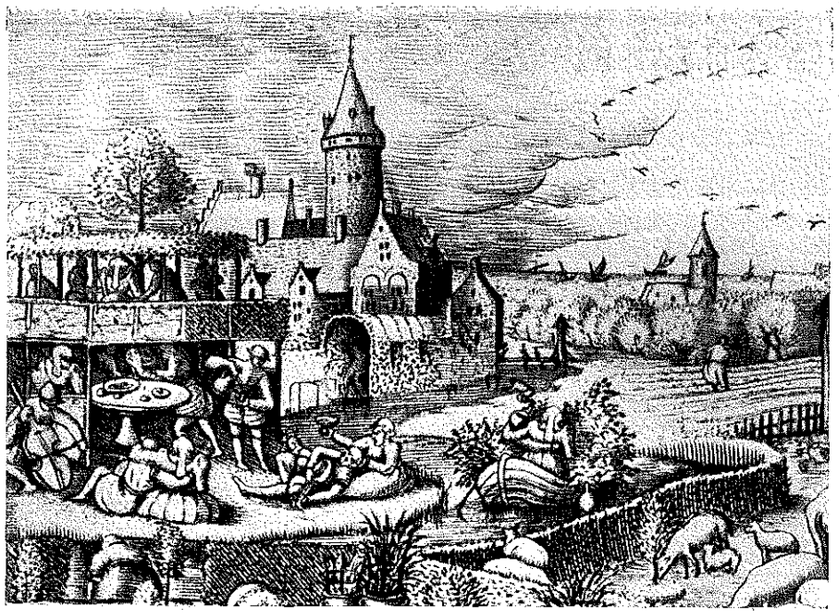


Abbildung 2 (oben). Peter Bruegel, Frühling 1570 (Ausschnitt). – Abbildung 4 (rechts unten). Hans Bol, Mai.

Grimers wenig wert, nachdem sich die Vorläufer und Urbilder gefunden haben. Daß dieser Stich Bruegels und dementsprechend das Bild Grimers einen sehr schönen dreistufigen Baum zeigt, wo sich fröhliche Paare vergnügen und zwar nicht nur unter, sondern auch in dem ersten Stock des Baumes, sei nur nebenbei erwähnt. (Abb. 2.) Einen allerdings recht verkünstelten Stockwerkbaum zeigt auch der Frühlingsstich des Hans Bol (Abb. 3). Er bietet im übrigen die gleichen Dinge wie der Stich Bruegels, die lagernden Paare, die Fahrt im geschmückten Kahn und erhebt sich damit über eine rein gegenständliche Schilderung zu einer symbolhaften Darstellung, deren Sinn in damaliger Zeit jedem Beschauer deutlich war. Eine genauere Interpretation dieser Frühlingsbilder muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. Doch sei zum Schluß noch ein Rundbild Bols gebracht (Abb. 4), aus einer Folge der 12 Monate stammend und den Mai darstellend. Wieder

sehen wir hier die Paare, auch im Hintergrund den Kahn und, was besonders wichtig

Abbildung 3. Hans Bol, Der Frühling. Stich

ist, den hohen Maibaum, um dessen Stamm ein Häuschen gebaut ist. Er steht in einer Art Windelbahn, deren Herstellung (Hecken, Zäune oder Mauern?) freilich nicht zu erkennen ist. Wie auf all den hier gebrachten Bildern befindet sich der Baum mit seiner Umgebung auf einer Insel in einem Gewässer. Auf jeden Fall ist die Wichtigkeit dieser Bilder für die volkskundliche Forschung, wie es van der Ven richtig ausgesprochen hat, sehr groß.

Friedrich Möbinger

Don – Donez – Donau.

Besteht ein Zusammenhang zwischen diesen drei Flußnamen, von denen nun auch die beiden ersten im gegenwärtigen Weltgeschehen in unser westliches Gesichtsfeld gerückt sind? So aufdringlich ist in der Tat die äußere Ähnlichkeit der Formen, daß Vorsicht hinsichtlich ihrer sprachgeschichtlichen Verwandtschaft doppelt und dreifach am Platze ist. Und doch scheint hier einmal der Schein nicht zu trügen: die Namen sind tatsächlich miteinander verwandt.

Natürlich ist der Donez der „kleine Don", da russ. -ez, wie hier, auch sonst häufig als Verkleinerungsendung auftritt; so etwa in dem Wort für „Vater", russ. otéz, das gegenüber griech. lat. got. atta, althochd. atto „Vater" ein „Väterchen" (Attila, Etzel) bezeichnet.

Aber der Don selbst? Man bringt ihn zusammen mit iran. dānu-, dasaltindoar. „träufelnde Flüssigkeit, Tau" und avest. „Fluß" bedeutet und aus dem schon Max Müller (1871) auch den Namen der Donau erklärte. Allerdings machen die Vokale einige Schwierigkeit, indem die altslavischen Namen der Donau Dūnavj m., Dūnavo n. und Dūnaj m. (so noch heute russ. Dunáj, wozu als Verkleinerung der galizische Weichselnebenfluß Dunaj-cz gehört; vgl. auch bulg. serb. Dunav, madj. Duna „Donau") lauteten: also mit ū, da nach Joseph Schnetz (in Zeitschr. f. Ortsnamen-

forschung 1925) die Slaven bei Entlehnung des germ. Namens *Dōnawi das ihrer Sprache fremde ō durch klangähnliches ou ersetzten, das dann regelrecht zu ū wurde. Der Don (und Donez) mit ŏ hingegen geht wohl direkt zurück auf dan, don (aus dān- „Fluß") in der Sprache der Osseten oder einer Gruppe, zu der die Osseten im mittleren Kaukasus gehören, also etwa der „Skythen" Herodots.

Indirekt besteht ein Zusammenhang zwischen Don(ez) und Donau aber doch, da alle drei denselben Namensstamm dānu- aufweisen. Woher aber stammt dieser selbst? P. Kretschmer (1936) verlegte seinen Ursprung ins Ostindogermanische. Dem gegenüber wies aber Schnetz in einem Vortrag („Über den Namen der Donau") auf einer Pariser Tagung für Namenforschung (s. Actes et Mémoires du 1er Congrès international de toponymie et d'anthroponymie, Paris, 25—29 juillet 1938) darauf hin, daß der Stamm dānu-, von dem Anglisten M. Förster (1924) für das Keltische nachgewiesen, auch im Westindogermanischen vertreten und mithin als gemeinindogerm. anzusprechen ist. So sind zunächst die slav. Dun-Formen alle aus dem Gotischen abzuleiten, dessen *Dōn-ab-eis m. (sprich Dōn-aw-ĭs; aus älterem *Dōn-aw-jaz) griech. als Dōnabīs und Akk. Dounabin überliefert ist. Zugrunde aber liegt nach Schnetz zweifellos eine kelt. Form Dān-ovios, die einerseits bei den Römern den Namen Dān-uvius (durch Angleichung an die zahlreichen lat. Familiennamen wie Vitr-uvius usw.) ergab und anderseits (über germ. *Dōn-ow-joz, *Dōn-aw-jaz) in westgerm. lautgesetzlicher Entwicklung schließlich zu *Dōn-auwe und *Dōn-ouwe führte. Was Wunder, wenn mit dessen Ausgang durch das Spiel der Volksetymologie das ganz andersartige, ganz unverwandte und auch bedeutungsmäßig keineswegs passende Wort auwe, ouwe f. „Aue" (älter *awja „von Wasser umflossenes Land, Insel, feuchtes Wiesenland") gleichgesetzt und nun erst der ganze Flußname, althochd. Tuon-ouwa, dem weibl. Geschlecht zugewiesen wurde.

Daß die Grundform des Namens aber aus dem Keltischen stammen muß, zeigen uns die entsprechenden kelt. Flußnamen Großbritanniens: der auch aus der Dichtung bekannte nordwallis. Fluß Dee, älter Dyfr-donwy „Wasser des Donwy", ist in seinem 2. Bestandteil durchaus identisch mit unserem Donau-Namen und spiegelt ein älteres *Dān-oviā wider. Daneben aber hatte M. Förster das Stammwort des Namens auf altkelt. Boden Englands und Schottlands auch noch mehrfach in der einfachen Namensform Don oder Doon(e) aufgezeigt, wovon die Mehrzahl in ihren erhaltenen älteren Formen sich auf kelt. *dān- zurückführen läßt. Letzteres selbst, ein alter -u-Stamm dānu- „Fluß", wurde, wie Schnetz vor dem Pariser Forum erstmals nachwies, ablautend und mit -jo-Suffix erweitert zu *Dān-ew-jo-s „der zum Fluß Gehörige", wohl „Flußgott" und wahrscheinlich „Fluß" selbst, was zu kelt. Dān-ov-io-s als der Grundlage aller Donaunamen führte: eine Feststellung von entschiedenem Fortschritt, da sie über das Suffix Aufklärung schuf und dadurch die kelt., lat. und deutsche Namensform aus einer Grundform *Dān-ewjos herzuleiten ermöglicht.

Die Herkunft der beiden weiteren Schwarzmeerflüsse Dnjestr und Dnjepr, die vielfach mit Don und Donau in Zusammenhang gebracht werden, ist noch zu wenig geklärt um in den Kreis dieser Erörterung gezogen zu werden.

O. Emmerig.

Zur Deutung des Namens Tamfana.

In seinen Annalen (I, 51) berichtet Tacitus von dem Heiligtum der „Tanfana" (in anderer Überlieferung „Tamfana"), das die Römer dem Erdboden gleichgemacht hätten. Über den Namen dieser germanischen Göttin, der zu Ehren die Marser das Erntedankfest feierten, liegen mehrere Erklärungen vor (1), doch hat keine davon allgemeine Zustimmung gefunden. Ich möchte daher eine neue, näherliegende versuchen.

In seinen „Germanisch-Finnischen Lehnwortstudien, ein Beitrag zur ältesten Sprach- und Kulturgeschichte der Germanen" (Acta Societatis Scientiarum Fennicae, Helsingfors 1915), S. 14, bespricht T. E. Karsten das finnische, von den Germanen entlehnte Wort tenho Zauberkraft, Kraftäußerung, das im Esthischen als tänu vorliegt und dort auch noch die Bedeutung „Gott" hat.

Diese finnisch-esthnische Wortgruppe verbindet Karsten mit gotisch theihwō „Donner", das er aus urgermanisch thenhwōn herleitet. Verwandt damit sind ihm altbulg. toca (aus urindogerm. tonkia) Sturzregen, russisch tuca Gewitterwolke, kaschub. tanka Regenwolke. Er schreibt: „Das finnisch-estn. tenho scheint also ursprünglich eine Gewittergottheit bezeichnet zu haben. Dafür spricht auch die finnische Ableitung tenhottaa durch ihre Deutung „lärmen"; die für finnisch tenho, Zauberkraft, eine Grundbedeutung „Donnergott" oder „Donner" voraussetzen läßt. Im Vergleich mit dem finnisch-estn. tenho dürfte auch got. theihwō nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich eine jüngere Entwicklung darstellen. Es kann nämlich auf einen ursprünglichen Götternamen thenhu zurückgehen. Das gotische schwache Femininum würde diesenfalls am ehesten auf eine Gewittergöttin hindeuten, und dafür ließen sich weibliche Donnergottheiten wie die altnordische Fjorgyn und die finnische „Rauni" (aus urnord. „Rauni" ...) heranziehen."

Aus diesen so überzeugenden Darlegungen zieht Karsten nunmehr eine falsche Schlußfolgerung: „Der vielumstrittene germanisch-römische Gott Mars-Tincsus ist meines Erachtens ein junger Vertreter des hier besprochenen germanisch-finnischen Tenhwo." – Im Gegensatz dazu meine ich: „Mars Thincsus" ist kaum bezweifelbar als „Mars Thingsus" erklärt und auf Ziu, den Herrn des Things, der Gerichtsversammlung, bezogen worden, aus dessen „Dingestag" unser „Dienstag" sich entwickelt hat. Er hat mit der von Karsten erschlossenen germanischen Gewittergöttin nichts zu tun. Viel näher liegt ein anderer Schluß: Wahrscheinlich gab es eine germanische Göttin Thanhwana (a statt e erklärt sich als andere Stufe der lautgesetzlichen Ablautreihe), das heißt: „Herrin des Gewitters", eine Fruchtbarkeitsgöttin also. Ihr Heiligtum war für ein Erntedankfest daher der geeignete Ort.

„Thanhwana" war für eine römische Zunge unaussprechlich. Die germanischen Namen in römischer Inschrift geben immer nur Annäherungswerte an die tatsächliche Lautung. „Tanfana" oder „Tamfana" ist die römischer Aussprache angepaßte Wiedergabe des Namens der germanischen Gottheit.

Hermann Harder

(1) Vgl. de Vries: Altgerm. Religionsgeschichte, Bd. 1, § 150. Anm.

Die Bücherwaage

Hans Urbanek. Die frühen Flachgräberfelder Ostpreußens, in: Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 33, Königsberg/Pr. 1941, Osteuropa-Verlag. 207 S. und 31 Taf. RM. 11.50.

Joachim Hoffmann. Die spätheidnische Kultur des Memellandes (10.–12. Jahrh. n. d. Zw.), in: Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 29, Kö-

nigsberg/Pr. 1941, Osteuropa-Verlag. 189 Seiten, 15 Tafeln und 1 Karte RM. 9.50.

Die Arbeiten von Urbanek und Hoffmann sind als Dissertationen bei Prof. Freiherr von Richthofen in Königsberg vorgelegt worden und entspringen, da sie der Anregung von Richthofens folgen, wissenschaftlichen als auch grenzpolitischen Notwendigkeiten und berücksichtigen Teile des fremdvölkischen Schrifttums der an Ostpreußen grenzenden Gebiete. H. Urbanek greift in seiner Arbeit ein Problem auf, dessen Lösung der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung trotz weitgehender Erfolge insbesondere durch die Arbeiten von Engel und La Baume Schwierigkeiten bereitete und mehrfachen Schwankungen unterworfen war. Urbanek ist im Juni 1940 im Westen gefallen. Er hatte eine weitere Durcharbeitung der von ihm behandelten Fragen geplant. Doch führen seine schon abgeschlossenen Darlegungen zu einem Ergebnis, das, von eigenen, sehr langwierigen Untersuchungen ausgehend, dem von Engel gleicht. Die Flachgräberfelder der westmasurischen Gruppe der ausgehenden Bronze- und frühen Eisenzeit, die in der gleichzeitigen Kultur der altpreußischen Hügelgräber eine Sonderstellung einnehmen, sind nicht Zeugnisse der Lausitzer Kultur, wie es auf Grund mancher Ähnlichkeiten im Grabbrauch und Tongeschirr häufig vermutet wurde, sondern geben ein Bild von der Herausbildung der galindischen Stammeskultur im Rahmen des altpreußischen Volkstums, wobei Urbanek eine Einwanderung altpreußischer Volksteile aus dem Weichselgebiet für die Entstehung der westmasurischen Gruppe der Flachgräberfelder annimmt. Es ergibt sich für die Zukunft die Notwendigkeit, das Fundmaterial jenseits der alten Grenzen Ostpreußens noch mehr zu berücksichtigen, als es Urbanek den Umständen entsprechend möglich war. Ein bedeutender Wert der Arbeit liegt nicht nur in der Auswertung, sondern auch in der sorgfältigen Vorlage des einschlägigen sehr reichhaltigen Fundmaterials.

Durch ausführliche Materialbehandlung zeichnet sich auch die Arbeit von Hoffmann aus, die die Endphase der Kulturentwicklung im Memelland vor Beginn der Ordenszeit untersucht. Auch die Behandlung von Zeitabschnitten, die schon zum Teil in das Licht der sogenannten Geschichte treten, und auch auf Grund schriftlicher Überlieferungen beleuchtet werden können, ist mit Hilfe der Methoden der Vorgeschichtsforschung sehr lohnend und ergibt meist erst gesicherte Resultate und auch neue Ergebnisse für das Geschichtsbild. Das gilt natürlich insbesondere für die Gebiete, in denen die Sachgüter an sich bis in sehr späte Zeit hinein die Grundlage für die Forschung bilden müssen. So beschäftigt sich die Arbeit Hoffmanns angelegentlich mit der Fundgruppierung und Zeitbestimmung der Bodenaltertümer des 10.–12. Jahrhunderts im Memelland. Auf Grund jener Untersuchungen kann er die Kultur des Memellandes mit der des Gebietes an der westlitauischen Küste bis nach Nordkurland hin verknüpfen und das Volkstum der dort siedelnden Bewohner im genannten Zeitabschnitt als das der Kuren angeben. Die von Siedlungsgeographen hervorgehobene Tatsache der Siedlungsleere des Memellandes zu Beginn der Ordenszeit im 13. Jahrhundert wird auch auf Grund der Bodenfunde festgestellt. Damit fällt die von Litauern in vergangenen Jahren vielfach herausfordernd aufgestellte These von einer urlitauischen Bevölkerung des Memellandes in sich zusammen.

Die eingangs erwähnten grenzpolitischen Gesichtspunkte weiten sich auch bei den beiden vorliegenden Arbeiten heute zu einem Blick auf Gebiete, die außerhalb der alten Reichsgrenzen liegen und der deutschen Forschung weite Aufgaben zuteilen. W. von Seefeld

17.12.1942

In den Beiheften der Zeitschrift „Germanien", Monatshefte für Germanenkunde, erscheint im Herbst 1942 als Beiheft 3:

A. BOHMERS · DIE AURIGNACGRUPPE

Eine Einteilung der ältesten Kunst der Urzeit. Format 17×25 cm. 46 Seiten Text und 43 Abb. auf Kunstdruckpapier. Kartoniert etwa RM. 2.50.

Beiheft 2:

GEORG INNEREBNER · SONNENLAUF UND ZEITBESTIMMUNG IM LEBEN DER URZEITVÖLKER

Im Herbst wieder lieferbar. Format: 17×25 cm. 48 Seiten, 10 Bilder, 14 Diagramme, Kunstdruckpapier. Kart. RM. 2.—.

„Die Arbeit zeigt auf anschauliche Weise für jeden der gewöhnlichen Schulmathematik mächtigen Leser, worauf die Himmelsbeobachtungen und Berechnungen der einfachen Zeit- und Ortungsbestimmung nach dem Sonnenlauf beruhen. Für den Naturfreund, der nach lebendiger Anschauung trachtet, sind die prächtigen Photos mit den Sonnenstandsketten über dem Horizont im Hochgebirge besonders erfreulich." „Völkischer Beobachter" München I. V. 1942

Beiheft 1:

ALTHEIM-TRAUTMANN · KIMBERN UND RUNEN

Untersuchungen zur Ursprungsfrage der Runen. Jetzt lieferbar. Format: 17×25 cm. 65 Seiten, 29 Abb., 1 Karte, Kunstdruckpapier. Kart. RM. 3.50.

Die Frage nach dem Ursprung der Runen gehört zu den brennendsten der germanisch-deutschen Frühgeschichte. F. Altheim und E. Trautmann-Nehring, bekannt durch ihre Felsbildfunde in der Val Camonica, haben sich schon einmal zu dieser Frage geäußert. Kimbern und Illyrier, Alpenstraßen und Handelsgeschichte, Felsritzungen und Loshölzer — diese und andere Teilfragen werden in ein völlig neues Licht gerückt.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG · BERLIN-DAHLEM

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde · Heft 11 · November 1942 · RM 0.60

UNIVERSITÄTS

Inhaltsverzeichnis

F. Altheim u. E. Trautmann	Die älteste Darstellung des Wodan?	369
Theobald Bieder	Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (III.)	383
J. O. Plassmann	Vom germanischen Kaisertitel	393
Die Fundgrube	Albert Hiß, „Die mich brennet, bete ich an!"	404
Die Bücherwaage	Susanna Pertz, Das Wort „Nordisch"	408

Der Umschlag wurde gestaltet unter Verwendung des Bildes „Schwertertanz-Motiv" aus dem Buche „Germanengut im Zunftbrauch" von Rudolf Siemsen.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 11.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

F. Altheim und E. Trautmann
Die älteste Darstellung des Wodan?

1.

Die Frage der Schildzeichen des spätrömischen Heeres ist erst in den letzten Jahren in Fluß gekommen. So verschieden nach ihren Einzelergebnissen die bisher geäußerten Ansichten waren (1), so stimmten sie doch darin überein, daß neben archäologischen Denkmälern die handschriftliche Überlieferung der Notitia dignitatum (2) einen besonderen Rang beanspruchen dürfe. Der Archetypus (3) dieses spätrömischen, wahrscheinlich zwischen 429 und 430 abgeschlossenen (4) Staats- und Heereshandbuches enthielt auf 22 Seiten in farbiger Ausführung die Schildzeichen von 283 Truppenteilen, einen reichen Schatz, der im wesentlichen noch der Erschließung harrt.

Wir greifen eine Einzelheit heraus, die sofort auf wichtige Zusammenhänge führt. Unter den Truppen, die unter dem Befehlsbereich des Magister peditum praesentalis des Westreiches stehen, erscheinen die Felices Valentinianenses (5). Ihr Schildzeichen, wie es in der Ausgabe von O. Seeck nach der Münchener Handschrift wiedergegeben ist (6), zeigt einen stehenden Krieger in Vorderansicht. Bekleidet ist er mit einer Tunika, von der es sich schwer entscheiden läßt, ob sie als lang- oder kurzärmelig gedacht war (Abb. 1). Am unteren Saum ist sie zu einer Reihe von Halbkreisen ausgeschnitten, die Hälfte der Oberschenkel und die Unterschenkel bleiben nackt. Die linke Hand des Kriegers ist erhoben; in der rechten hält er einen Kompositbogen, dessen Griffteil scharf abgesetzt ist. Das Merkwürdigste bleibt der Kopfputz. Über einem Stirnband erheben sich dicht nebeneinander eine Reihe von Spitzen.

Was ist damit gemeint? Der naheliegende Gedanke an eine Federkrone wird dadurch ausgeschaltet, daß eine genau entsprechende Truppe des spätrömischen Heeres bekannt ist. Auf dem zeitgenössischen Fries des Konstantinbogens (7) sind Bogenschützen dargestellt, die an der Belagerung Veronas und an der Entscheidungsschlacht an der Milvischen Brücke mitwirken (Abb. 3). Auch sie tragen die Tunika, teils kurz-, teils langärmelig. Ihre Waffe ist der Kompositbogen, dessen typische beinerne Verstärkungen man in den Kastellen des obergermanischen und rätischen Limes wiedergefunden hat (8). Hier zeigt sich auch der entsprechende Kopfschmuck. Er ist dadurch entstanden, daß diese Schützen ihre Pfeile nicht im Köcher, sondern unter der Kopfbinde tragen. Diese Sitte wird ausdrücklich von Stämmen des oberen Nils, also von Äthiopen, berichtet (9). Sie banden ihre kleinen Pfeile vermittelst einer Haarbinde fest. Der gefiederte Teil lag am Kopf, die Spitzen ragten nach außen, so daß sie wie Strahlen abstanden.

Bei der Übereinstimmung in Tracht und Bewaffnung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bogenschützen des Konstantinbogens und der auf dem Schild der felices Valentinianenses die gleiche Waffengattung darstellen. Hier wie dort handelt es sich um Äthiopen vom oberen Nil, die nach heimischer Art ausgerüstet waren. Daß dagegen auch derselbe Truppenteil wiedergegeben ist, dürfte kaum anzunehmen sein. Denn diese Felices der Notitia dignitatum hießen nach ihrem Gründer Valentinian I. (364–375) oder II. (383–392), wie die daneben genannten felices seniores bzw. iuniores Arcadiani (10), felices Honoriani seniores bzw. iuniores (11), Honoriani felices Gallicani (12), felices Theodosiani (13), felices Theodosiani

Isauri (14) und felices Theodosiani iuniores (15) nach Arcadius, Honorius und Theodosius genannt waren. Die Truppe, der das Schildzeichen der Notitia dignitatum gehörte, war also über ein halbes Jahrhundert jünger als jene, die sich an der Milvischen Brücke auszeichnete.

H. P. L'Orange (16) hat die Bogenschützen, die auf den beiden großen Kampfreliefs des Konstantinsbogens erscheinen, als maurische Auxilien bezeichnet. Aber diese Auffassung scheitert schon daran, daß maurische Bogenschützen nirgends belegt sind (17). Als Waffe der Mauren wird ausdrücklich der Wurfspeer angegeben (18). Als berittene Speerwerfer erscheinen sie auf der Trajanssäule (19). Es kommt hinzu, daß gerade auf der Gegenseite, im Heer des Maxentius, nicht in dem des Konstantin, die Anwesenheit von Mauren bezeugt ist (20). Auch wird der Begriff der Mauren niemals auf die Stämme am oberen Nil ausgedehnt, auch bei späteren Autoren nicht (21).

Eine entsprechende Truppe ist weder inschriftlich noch literarisch belegt. Die equites sagittarii indigenae, die unter dem Dux der Thebais in der Notitia dignitatum erscheinen (22), scheiden aus, da es sich um eine Reitertruppe handelt. Eine Vermutung sei immerhin gewagt. Der Sieg an der Milvischen Brücke wurde auf den Münzen Konstantins durch die Aufschrift: virtus exercitus Gallicani gefeiert (23). Vielleicht kommen darum die sagittarii Gallicani (24) in Frage, in deren Namen sich die einstige Zugehörigkeit zum exercitus Gallicanus ausdrückt. Damit ist über ihre Herkunft noch nichts gesagt. Aber auf ihrem Schildzeichen erkennt man zwei sich gegenüberstehende Mohren, und das würde zur aithiopischen Herkunft der Bogenschützen und ihre Kampfweise passen. Die gleichen Mohren erscheinen unter dem Comes limitis Aegypti als Wappenzeichen von Parembole (25), also in Oberägypten.

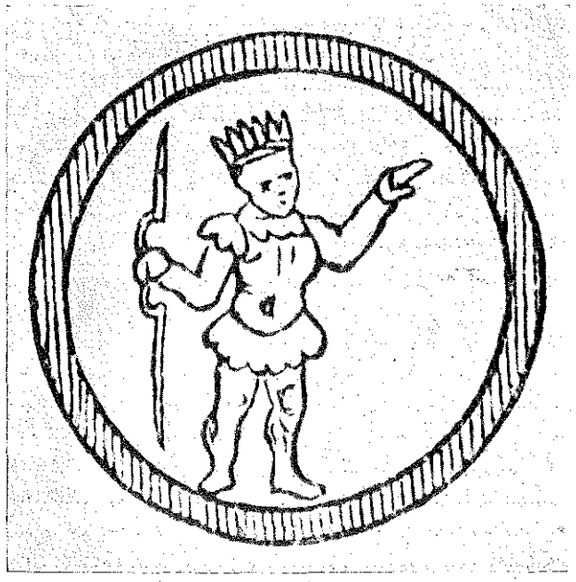


Abbildung 1. Schildzeichen der felicesValentinianenses (Notit. dign., occ. 5, 60 im Monac. lat. 10291. Nach O. Seeck Notitia dignitatum p. 117.

Bisher wurde nur das Schildzeichen betrachtet, das die Felices Valentinianenses in der Münchener Handschrift der Notitia dignitatum besitzen. Nicht genügend beachtet ist, daß die Pariser Abschrift des Speyerer Archetypus (26) ein ganz anderes Zeichen gibt (Abb. 2).

Auch da sieht man einen stehenden Krieger in Vorderansicht. Wieder hebt er die linke Hand und hält in der Rechten die Waffe. Aber sonst bestehen eigentümliche Verschiedenheiten. Während in der Münchener Fassung die Linke einen Zeigegestus macht, hält sie hier eine kreisförmige Scheibe empor. Und die Waffe ist kein Bogen, sondern eine mit der Spitze abwärts gerichtete Lanze. Der Pfeilkranz als Kopfschmuck fehlt, und statt der Tunika erscheint ein langer, vorn geschlossener Umhang.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sowohl die Form des Schildzeichens, das in der Münchener Handschrift erscheint, wie dasjenige, das die Pariser Fassung bietet, auf dasselbe Vorbild zurückgehen. In der Grundhaltung stimmen beide Kriegergestalten überein. Der senkrechte Bogen dort entspricht der Lanze hier; beidemale ist der linke Arm erhoben. Und in der straffen, aufwärts gerichteten Formgebung des Haares in der Pariser Fassung glaubt man so etwas wie ein Rudiment der zuvor besprochenen Pfeilkrone zu erkennen.

Aber ist die Pariser Fassung notwendig die schlechtere, gibt die Münchener Kopie die originale Zeichnung des Spirensis richtiger wieder? Seeck hat der Münchener Handschrift ohne weiteres den Vorzug gegeben und sie den Wiedergaben seiner Ausgabe zugrunde gelegt (27). Maßgebend dafür war die Tatsache, daß der Pfalzgraf Ott Heinrich (1544–59) in der für ihn gefertigten Abschrift des Spirensis die Zeichnungen nocheinmal wiederholen ließ, da die im

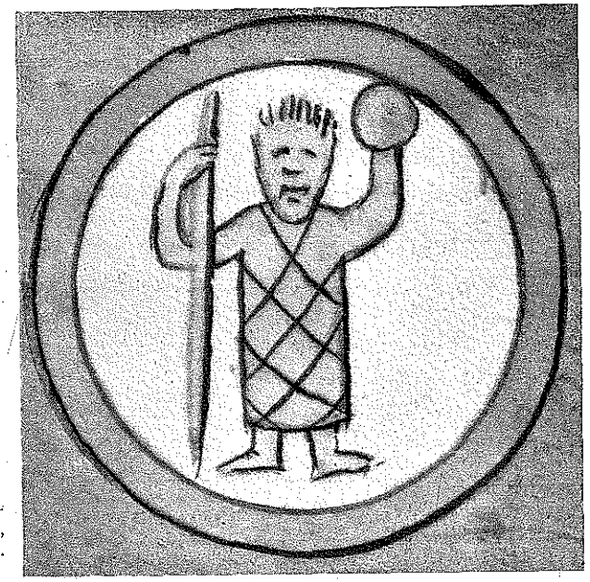


Abbildung 2. Schildzeichen der felicesValentinianenses (Notit.dign., occ. 5, 60) im Paris. lat. 9691. Aufn. Ahnenerbe G. v. Zastrow.

Abbildung 3. Rom, Konstantinsbogen. Aufnahme Deutsches Archäologisches Reichsinstitut, Rom.

Geschmack der Zeit angefertigte erste Kopie seinen Ansprüchen an Genauigkeit nicht genügte (28). Demgegenüber ist zu sagen, daß im Gegensatz zum Text eine systematische Vergleichung der Zeichnungen bis heute noch nicht durchgeführt ist. Seeck selbst mußte zugeben, daß gerade die Schildzeichen in der ersten Fassung der Münchener Handschrift, trotz ihrer stilistischen Umgestaltung, nach den Einzelheiten genauer sind als in der auf Befehl des Pfalzgrafen ausgeführten Wiederholung (29). Sodann ist zu bedenken, daß die Pariser Abschrift die weitaus ältere ist. Da sie sich spätestens 1451 im Besitz des Pier Candido Decembrio befand, muß sie bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (30), nicht erst um die Mitte des 16., wie der Monacensis, entstanden sein (31). War die Zeichnung des Schildzeichens im Spirensis, was die verschiedene Wiedergabe in der Münchener und Pariser Handschrift nahelegt, im Laufe der Zeit undeutlich geworden oder teilweise zerstört, so muß, wenn irgendeine Abschrift, so die ältere und damit der Parisinus die ursprüngliche Form am reinsten erhalten haben. Es kommt hinzu, daß nicht nur die Münchener Fassung, sondern auch die Pariser sinnvoll ist und durch andere Denkmäler ihre Bestätigung findet.

Freilich, im Typenvorrat der spätrömischen Kunst wird man vergeblich nach einer Entsprechung suchen. Wohl aber findet sie sich in der gleichzeitigen germanischen Kunst. Die nur in einer Nachzeichnung erhaltenen Darstellungen des kleinen Goldhornes von Gallehus (Nordschleswig) (32) zeigen in ihrem breitesten, am oberen Rand verlaufenden Bildstreifen einen

Krieger in Vorderansicht. Wiederum hält er in der rechten Hand die mit der Spitze abwärts gekehrte Lanze, mit der linken eine Scheibe oder einen Ring (Abb. 4). Auf dem Kopf trägt er zwei Hörner. Die Darstellungen des Goldhornes geben inhaltlich manches Rätsel auf. Immerhin scheint soviel deutlich zu sein, daß es selbst kultischem Gebrauch diente (33). In den gleichen Bereich verweist die hörnertragende Gestalt. A. Olrik (34) hat sie mit Odin, dem Besitzer des Speeres Gungnir und des Ringes Draupnir, in Verbindung gebracht.

Hier scheint sich ein Anhaltspunkt für die Deutung auch unseres Schildzeichens zu ergeben. Freilich müssen zuvor einige Schwierigkeiten geklärt werden. Man hat auf Grund einiger Einzelmotive, die mit südrussischen Funden übereinstimmen, bei den beiden Hörnern von Gallehus auf jede Erklärung aus der germanischen Überlieferung verzichten wollen (35). Aber das ist schon angesichts der Inschrift des nordgermanischen Verfertigers (36):

ekhlewagastiR ⋮ holtijaR ⋮ horna ⋮ tawido ⋮

„Ich Hlewegast, Holtes Sohn, verfertigte das Horn"

ein kühnes Unterfangen. Mit Recht hat jüngst O. Höfler (37) an Olriks Deutung festgehalten. Stärkeres Gewicht scheinen einige Einzelheiten zu haben, in denen beide Darstellungen, der Odin von Gallehus und das Schildzeichen der felices Valentinianenses, sich unterscheiden.

Das Schildzeichen gibt seine Kriegergestalt in langem, mantelartigem Umhang, der auf dem Gallehuser Horn fehlt. Aber nicht nur Speer und Ring bilden das Abzeichen Odins. Auch der Mantel gehört dazu (38): nach ihm wird er geradezu als heklumaðr „Mantelmann" bezeichnet (39). Auf der anderen Seite trägt der Odin des Goldhornes einen Ring an der linken Hand und das Hörnerpaar auf dem Haupt. Beides fehlt auf dem Schildzeichen; der Ring ist dort durch die emporgehobene Scheibe ersetzt.

Längst hat man gesehen, daß auf den südskandinavischen hällristningar eine ähnliche Gestalt erscheint (40). Am bekanntesten ist das Felsbild von Litlesby (41). Eine gewaltige Figur von phallischer Bildung trägt hier die Lanze mit der Spitze schräg abwärts. Daneben erscheint sie, zumal auf den bronzezeitlichen Felsbildern Östergötlands, in wagrechter Haltung (42). In vielen Fällen ist die Lanze übergroß gebildet. Das zeigt, daß sie eine besondere Bedeutung besaß. Die germanische Religionswissenschaft ist geneigt, in diesem „Speer-" oder „Lanzenträger" einen göttlichen Vorgänger des Odin mit der Lanze Gungnir zu erkennen (43).

Auf drei Felsbildern aus Tanum (44) begegnet bei diesem Lanzenträger auch die senkrechte Haltung der Waffe, mit der Spitze nach unten (Abb. 5). Hier ist die Übereinstimmung mit der entsprechenden Gestalt des Gallehuser Goldhornes und des Schildzeichens der felices Valentinianenses ganz deutlich. Sie bestätigt Olriks Auffassung und zieht die des Schildzeichens nach sich. Auch der auf ihm erscheinende Lanzenträger wäre als Odin oder Wodan anzusprechen.

Zugleich ergibt sich die Deutung der Hörner, die der Gott auf dem Goldhorn trägt. Ihre lange, geschweifte Form weist auf Stierhörner; vielleicht bestand ein innerer Zusammenhang zwischen dieser an sichtbarer Stelle angebrachten Darstellung und dem Goldhorn selbst, das gleichfalls die Form eines Stierhornes besaß. Verbindungen zwischen Wodan und dem Stier lassen sich ziehen. Die Berserker des Gottes tragen Stierhörner oder kämpfen in Stiergestalt (45). Auf dem Felsbild von Kalleby bei Tanum (Bohuslän) (46) erscheint eine riesige Gestalt, die ihre Lanze senkrecht in den Boden eines Drachenschiffes einpflanzt. Schon O. Almgren (47), dann wieder O. Höfler (48) haben die Lanze als heilig, die Gestalt als Gott ge-

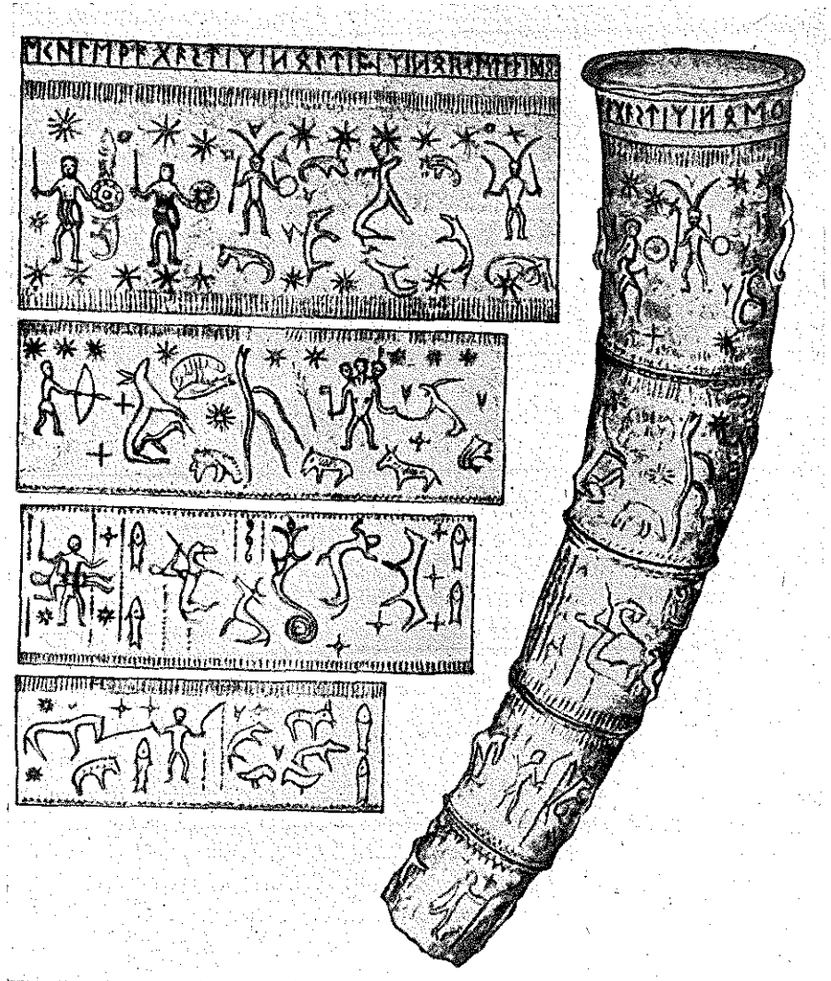


Abbildung 4. Kleines Goldhorn, Gallehus. Nach W. Krause, Runeninschriften in älteren Futhark 175 Abb. 95.

deutet. Sie ist der göttliche Lanzenträger mit senkrecht gehaltener Waffe, den wir bereits kennen. Neben ihm erscheinen außer weiteren Kultschiffen auch Lurenbläser mit Hörnermasken (Abb. 6) (49). Endlich bringen wir ein selbstgefundenes Felsbild aus der Nähe von Tanum (Abb. 7). Hier tritt der göttliche Lanzenträger selbst auf: er trägt, wie auf dem Goldhorn, die Stierhörner auf dem Haupt (50).

Noch ein letzter Hinweis. Die oberitalienischen Felsbilder aus der Val Camonica zeigen neben anderen zahlreichen Übereinstimmungen mit den südskandinavischen hällristningar (51)

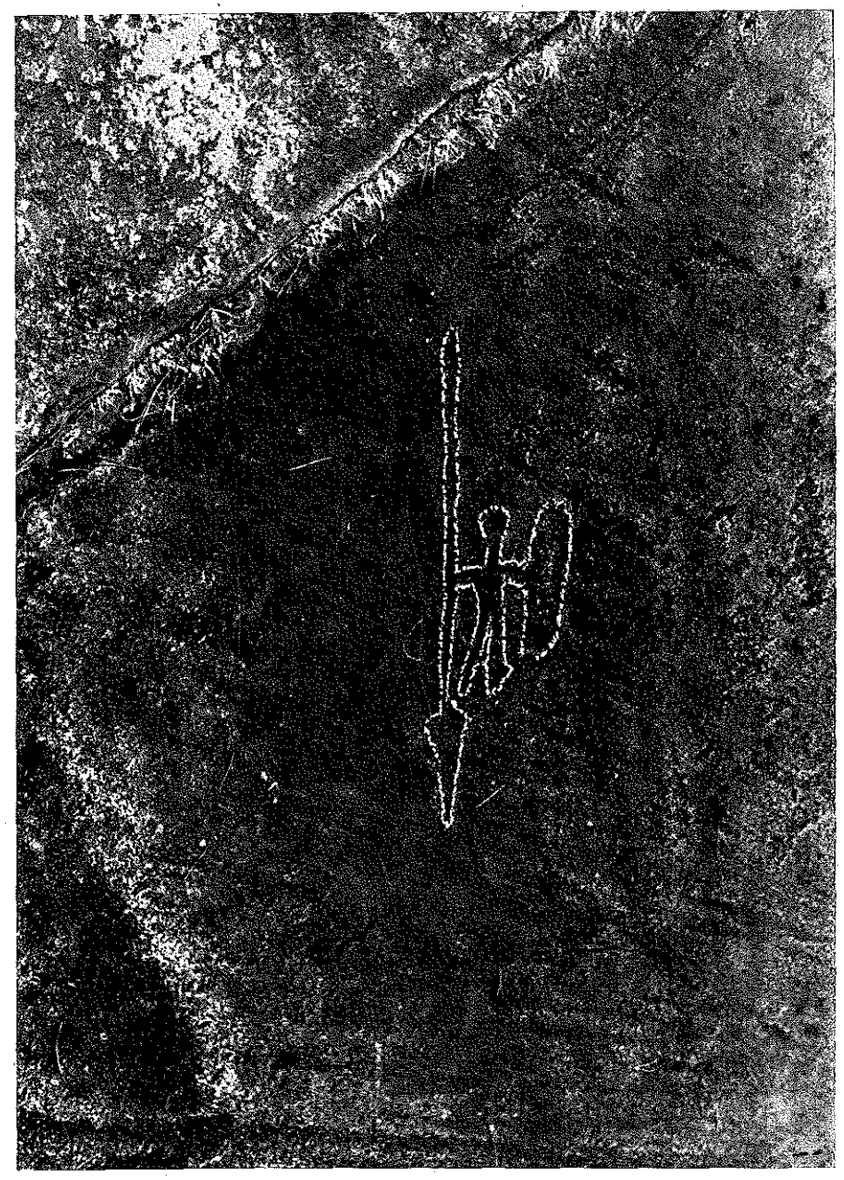


Abbildung 5. Tanum bei Bohuslän. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

– neben Sonnensymbolen, Kultwagen und Kultschiffen, Krieger und Kampfdarstellungen – auch den Lanzengott (52). Die Übereinstimmungen sind hier besonders schlagend. Vor allem

Abbildung 6. Kalleby bei Tanum, Bohuslän. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

erscheint wiederum der Gott mit der abwärts gekehrten Waffe (53). Wenn die geistreiche Vermutung eines belgischen Gelehrten (52 a) zutrifft, so weist die von uns entdeckte Gestalt des Cernunnos (52 b) auf nordische Vorbilder, und zwar gerade auf den Lanzenträger. Dann

Abbildung 7. Tanum, Bohuslän. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

hätte aber auch der lange Umhang seine Entsprechung auf den Felsbildern gefunden. Schließlich tritt die Besonderheit auf, daß auf dreien dieser Felsbilder – zwei stammen aus Sassiner, eines von den Scale di Cimbergo (54) – auch die mit der linken Hand emporgehobene Scheibe

wiederkehrt. Wir geben ein Beispiel aus Sassiner (Abb. 8): viermal ist die Darstellung wiederholt. Daneben steht ein Läufer im Hakenkreuzschema; auch er hält die Scheibe in der Hand. Auf einem weiteren Felsbild, südlich von Naquane gefunden (55), treten weitere vier Lanzenträger mit diesem Attribut auf (Abb. 9). Auch da begegnet die senkrecht gehaltene Lanze, meist wiederum mit abwärts gekehrter Spitze.

Damit hat die emporgehaltene Scheibe, die die Besonderheit des Schildzeichens bildete, ihre Entsprechung gefunden. Alle iese räumlich und zeitlich so weit getrennten Darstellungen – Bohuslän und Östergötland, die Val Camonica, das Gallehuser Goldhorn und das Schildzeichen der Notitia dignitatum – geben offenkundig den gleichen Sinnzusammenhang, dieselbe göttliche Gestalt wieder.

Die Verbindung der Scheibe mit Odin im besonderen wird vielleicht durch die runischen laþ-Inschriften bestätigt. Dieses Formelwort, das als laþu, laþa, laþodu erscheint und „Zitation" bedeutet, erscheint mehrfach auf skandinavischen Brakteaten des 6. Jahrhunderts (56). Die Verbindung mit Odin ist durch die Darstellung eines Mannes (oder seines Kopfes) über Pferd und Vogel gegeben. Sie kehrt bei den Brakteaten mit den Aufschriften laukaR (57) und ehwe (58) wieder; deutlich ist hier das Pferd Odins gemeint (59). Andere Beziehungen auf den Gott treten hinzu (60). Auch der Name des Runenmeisters auf dem Brakteat Nr. 24 aus Fünen, houaR, erinnert an den Runengott Odin (61). In diesem Zusammenhang scheint der Brakteat Nr. 27 aus Trollhättan (Abb. 10) (62) von Bedeutung. Seine Aufschrift tawō laþōdu wird von W. Krause als „Ich nehme eine Zitation vor" übersetzt. Die Darstellung zeigt den Oberteil eines Mannes, der den rechten Arm emporhebt und in der Hand einen kreisförmigen Gegenstand hält. Das läßt sich mit der Scheibe vergleichen, die der Gott des Schildzeichens, die auch die Lanzenträger der Felsbilder halten.

3.

Das Alter des Odin-Wodan ist schwer zu bestimmen. Die Ansetzung hängt zu einem Teil davon ab, ob man die Inschrift des Helmes B von Negau harigasti teiwa auf den Gott Harigast, d. h. Wodan (63), beziehen darf oder nicht. Im bejahenden Fall käme man für Wodan in das 3. Jahrhundert v. Zw., die Entstehungszeit der Inschrift (64), hinauf. Aber solange eine völlig einwandfreie Deutung dieser ältesten germanischen Inschrift nicht möglich ist, tut man besser, sich nach einem anderen Ansatz umzusehen.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Kimbern Wodan gekannt haben. Das beweist einmal das Erscheinen des Mercurius Cimbrianus, dem ein zwischen Rhein, Main und Neckar verbliebener Splitter des Volkes im 2.–3. Jahrhundert n. Zw. Inschriften setzte (65). Das Heiligtum dieses kimbrischen Wodan ist, mitsamt dem zugehörigen Runenstein (66), auf dem Greinsberg bei Miltenberg a. M. gefunden worden (67). Als Zweites kommt die Tatsache hinzu, daß die Kimbern nach dem Kampf die Erhängung der Unterlegenen Wodan zu Ehren kannten. Indem wir auf unsere frühere Behandlung (68) der Frage verweisen, beschränken wir uns darauf, daraus die Folgerungen zu ziehen.

Daß die Felsbilder bereits Odin oder Wodan darstellen, ist nicht nachweisbar. Wir müssen den Namen des Gottes offenlassen; wir müssen uns damit begnügen, ihn als Vorgänger des Odin zu bezeichnen. Auf der anderen Seite kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gott des

Abbildung 8. Sassiner, Val Camonica. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

Goldhornes von Gallehus, das um 400 n. Zw. oder später entstand (69), Odin ist. Und dasselbe muß von der entsprechenden Gestalt des Schildzeichens gelten: sie stellt Wodan dar. Da die Truppe der felices Valentinianenses unter Valentinian I. oder II. aufgestellt wurde, so

Abbildung 9. Südlich Naquane, Val Camonica. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

wurde das Schildzeichen noch vor Ausgang des 4. Jahrhunderts geschaffen. Wir haben auf ihm die älteste Darstellung des Wodan oder Odin überhaupt.

Die Folgerung, die sich daraus ergibt, ist, daß die felices Valentinianenses eine Truppe germanischer Herkunft waren. Diese Annahme enthält keine Schwierigkeit, denn germanische Truppenteile begegnen in der Notitia dignitatum die Menge. Auch das Erscheinen germanischer Symbole kann nicht befremden. Haben sich doch auf den Schildzeichen der Cornuti, Vindices, Salii und Ascarii seniores Runen wiedergefunden (70). Doch ein Punkt bleibt zu klären: das Vorkommen des heidnischen Gottes Wodan auf dem Wappenschild einer Truppe, die unter einem christlichen Kaiser aufgestellt wurde.

Hier ist einmal daran zu erinnern, daß auch das Symbol eines anderen germanischen Gottes auf einem Schildzeichen erscheint. Die Cornuti, die sich wahrscheinlich aus Sachsen rekrutierten (71), also Ingwäonen waren, trugen die Ing-Rune (72) und damit das Zeichen ihres Stammesgottes Ing (Ingu-) im Wappen (73). Darüber hinaus wissen wir, daß man die Stammesgötter (74) und gerade die Asen nicht als volle Götter betrachtete. Jordanes (75) deutet die Ansis ausdrücklich als semidei. Ungleich wichtiger aber ist ein Anderes. Von römischer Seite ließe sich das Erscheinen des Wodan am besten erklären, wenn man an die Aufstellung der felices Valentinianenses unter Valentinian II. denkt (76). Zu Beginn seiner Herrschaft war dieser der heidnischen Senatspartei nicht abgeneigt und hatte als magister militum den Franken Bauto, einen Heiden. Und wenn der Kaiser sich auch von einem Feind zu einem Freund des Ambrosius wandelte und asketische Neigungen entwickelte, so

Abbildung 10. Brakteat aus Trollhättan. Nach W. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark 43

setzte doch mit dem späteren magister militum Arbogast, dem Landsmann, Kriegsgefährten und Glaubensgenossen des Bauto, eine neue heidnische Reaktion ein. Unter dem Regiment eines dieser beiden Männer könnte durchaus der germanische Gott auf den Schild der neugeschaffenen Truppe gebracht worden sein. Daß Wodan nach alter Art zu Fuß, nicht zu Pferde dargestellt ist, bedeutet eine Bestätigung. Denn gerade die Franken haben am Fußkampf langehin festgehalten (76 a) und haben ihren Gott entsprechend wiedergegeben.

Arbogasts Name ist mit dem letzten Kampf des römischen Heidentums, das mit der Erhebung des Flavius Eugenius zum Kaiser und mit der Schlacht am Frigidus 394 sein Ende fand, verknüpft. Wenn die zuvor geäußerte Vermutung zutrifft, so würde das Bündnis zwischen dem heidnischen Franken und der römischen Senatspartei (77) in einem neuen Licht erscheinen. Nicht nur unter dem Zeichen der römischen Götter hätte man gegen Theodosius gefochten. Wie man auf den Pässen der Alpen geweihte Jupiterstatuen (78) mit vergoldeten Blitzen in den Händen (79) gegen den herannahenden Feind errichtete, so führte man auch den lanzentragenden Germanengott gegen ihn im Wappen. Jupiter und Wodan vereint wären an den Ufern der Wippach gegen das christliche Heer zum Kampf angetreten. Und so wenig man trotz des Sieges die Jupiteradler der alten Gardetruppe, der Joviani, antastete, so wenig scheint es mit dem Gott der felices Valentinianenses geschehen zu sein.

(1) A. Alföldi, Germania 1935, 324 f.; Polaschek, RE. 17, 1109; F. Altheim, Klio 31, 51 f.; derselbe bei F. Kollwitz, Gnomon 18, 109 f. – (2) Maßgebende Ausgabe von O. Seeck 1876. – (3) Grundlegend P. Schnabel, SBAW. 1926, 242 f. – (4) A. W. Byvanck, Mnemosyne 1940, 87 f. – (5) Occ. 5, 60. – (6) Monac. lat. 10291;

O. Seeck a. O. XXVIII. – (7) H. P. L'Orange, Symb. Osloens. 13, 105 f.; H. P. L'Orange und A. v. Gerkan, Der spätantike Bildschmuck des Konstantinbogens 45 f. – (8) K. Stade Germania 1933, 110 f.; H. van de Weerd und P. Lambrechts, Laureae Aquincenses 1, 241 Anm. 90; vgl L'Orange-v. Gerkan, a. O. Taf. 19. – (9) Heliod., Aith. 9, 19; Lukian, de. salt 18. – (10) Or. 7,2 = 36; 6,22 = 24 = 63 = 65. – (11) Or. 7,3 = 37; 5,21 = 62. – (12) Occ. 5,98 = 247 = 7,89. – (13) Or. 6,21 = 62. – (14) Or. 5,25 = 66. – (15) Or. 9, 41. – (16) Symb. Osloens. 16, 105 f.; Roma 1936, 217 f.; L'Orange-v. Gerkan, a. O. 45 f. – (17) Vgl. Gnomon 18, 109 f. – (18) Herodian. 1, 15, 2; 3, 3, 4; 7, 2, 1. – (19) Eichorius 2, 295 f. – (20) Lact., De mort. persecut. 44, 3; vgl. Zos. 2, 15, 2 Καρχηδόνιοι. – (21) Weinstock, RE. 14, 2350; Claudian., De cons. Stilich. 1, 248 f. bildet gewiß keine Gegeninstanz. – (22) Or. 31, 25 f. – (23) A. Alföldi, 25 Jahre röm.-germ. Kommiss. 13. – (24) Or. 5, 13–14; 54–55. – (25) Or. 28, 10. – (26) Paris. lat. 9661. Durch Vermittlung des „Ahnenerbes" hatten wir Gelegenheit, die Handschrift in Berlin ausgiebig zu untersuchen. – (27) a. O. XXVIII f. – (28) O. Seeck, a. O. IX. – (29) a. O. XXIX. – (30) P. Schnabel, a. O. 244 f.; vgl. R. Sabbadini, Stud. Ital. di filol. class. 11, 261 Anm. 1. – (31) P. Schnabel, a. O. 247. – (32) Zuletzt W. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark 172 f., Nr. 76. – (33) W. Krause, a. O. 174. – (34) Gudefremstilling r på Guldhornene og andre ældre Mindesmærker. Danske Studier 1918. – (35) E. Gjessing, Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap. 1934, 253 f. – (36) W. Krause, a. O. 176; Arntz-Zeiß, Die einheim. Runendenkm. d. Festlandes 199; 342. K. hält mit Recht an der Deutung von tawido „verfertigte" gegenüber E. Marstrander, Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap. 3, 124 f., fest. – (37) Hist. Zeitschr. 157, 11; 19 Anm. 1. – (38) M. Ninck, Wodan u. germ. Schicksalsglaube 11; 13; 26; 70; 84 f.; 88 f.; 133; J. de Vries, Altgerman. Religionsgesch. 2, 191 f.; O. Höfler, a. O. 19 Anm. 1. – (39) O. Höfler, a. O. 19 Anm. 1; vgl. J. Grimm, Dtc. Mythol. 4, 121; 767 f. – (40) J. de Vries, a. O. 1, 119 f.; 2, 95; M. Ninck, a. O. 214 f.; O. Höfler, a. O. 11 f. mit reichen Nachweisen. – (41) E. Baltzer, Hällristningar från Bohuslän Taf. 27–29 Nr. 1; M. Ninck, a. O. Taf. 6, 2. – (42) A. Nordén, Östergötlands bronsälder 185 gibt eine übersichtliche Zusammenstellung. – (43) J. de Vries, a. O. 2, 95; vgl. 169 f.; 176 f.; M. Ninck, a. O. 214 f.; vgl. 94 f.; O. Höfler, a. O. 11 f. – (44) E. Baltzer, a. O. Taf. 44 Nr. 4; 49–50 Nr. 7; 57–58 Nr. 2 links unten; Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen Abb. 52; F. Altheim, Italien u. Rom 1, Abb. 2. – (45) M. Ninck, a. O. 7; 40; 46; 256. – (46) O. Almgren, Felsbilder als relig. Urkunden 71 Abb. 38. – (47) a. O. 71; 137. – (48) a. O. 12. – (49) O. Höfler, a. O. 12; vgl. O. Almgren, a. O. 82 Abb. 45a; M. Ninck, a. O. 214. – (50) Weiteres bei F. Altheim, O. Krise d. alt. Welt 1 (1943). – (51) Altheim-Trautmann, Welt als Gesch. 3, 94 f.; Wörter und Sachen 1938, 12 f.; Vom Ursprung d. Runen 47 f.; Italien u. d. Dor. Wanderung 21 f.; Kimbern u. Runen 13 f.; F. Altheim, Italien u. Rom 1, 22 f. – (52) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung d. Runen 64 f. – (52a) P. Lambrechts, Rev. belge de philol. et d'hist. 1941, 619 f. – (52b) Altheim-Trautmann, Röm. Mitt. 1939, 3 Abb. 1; F. Altheim, Italien u. Rom 2, Abb. 11. – (53) Altheim-Trautmann, a. O. Abb. 51–52; F. Altheim, a. O. Abb. 2–4. – (54) Altheim-Trautmann, a. O. Abb. 49–50; 53. – (55) Altheim-Trautmann, a. O. Abb. 54. – (56) W. Krause, a. O. 40 f. Nr. 26 f. – (57) W. Krause, a. O. 31 f. Nr. 17 f. – (58) W. Krause, a. O. 47 f. – (59) W. Krause, a. O. 39; 40; 47. – (60) W. Krause, a. O. 33 Anm. 1 zu Nr. 17; 34 zu Nr. 20 („Hakenkreuz . . das die Sphäre der Asen symbolisiert"); 36 zu Nr. 22 (Hakenkreuz); 37 zu Nr. 23 (Hakenkreuz); 38 zu Nr. 24 (Hakenkreuz); 39 zu Nr. 25 (Hakenkreuz); vgl. 40; 48 zu Nr. 32 und 33 (Hakenkreuz). – (61) W. Krause, a. O. 42 zu Nr. 28. – (62) W. Krause, a. O. 43 f.; Abb. 37. – (63) E. Neckel, KZ. 60, 282 f. – (64) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung d. Runen 36 f. – (65) S. Gutenbrunner, O. german. Götternamen d. antik. Inschriften 52 f.; J. de Vries, a. O. 1, 166 f. – (66) Altheim-Trautmann, a. O. 74 f.; 83 f. – (67) Eine Übersicht im CIL. 13 p. 284. – (68) Altheim-Trautmann, Kimbern und Runen 44 f. – (69) Shetelig-Falk-Gordon, Skandinavian Archeology 208; W. Krause, a. O. 176; O. Höfler, a. O. 11; E. Gjessing, a. O. 274. – (70) F. Altheim, Klio 31, 51 f.; G. Baesecke, Vor- und Frühgesch. d. dten Schrifttums 1, 106. – (71) F. Altheim, a. O. 57 f.; Or. 6, 9. – (72) F. Altheim, a. O. 56; Abb. 1; 3. – (73) F. Altheim, a. O. 57. – (74) O. Höfler, a. O. 9; 13. – (75) Get. 78; O. Höfler, a. O. 14 Anm. 2. – (76) E. Stein, Gesch. d. spätröm. Reiches 1, 311; 320; 325. – (76 a) Prokop., b. Goth. 2, 23, 27. – (77) F. Klinger, Vom Geistesleben in Rom des ausgehenden Altertums 32 f. – (78) Augustin., De civ. Dei 5, 26; Iovis simulacra, quae adversus eum (sc. Theodosium) fuerant nescio quibus ritibus velut consecrata et in Alpibus constitua. – (79) Augustin., l. c.: fulmina quod aurea fuissent.

*

Theobald Bieder
Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

III.

Wir sind jetzt der Entwicklung etwas vorausgeeilt und müssen wieder rückwärts schauen – bis zu dem Weltkriege 1914/18. Es haben schon kurz vorher und während desselben Grabungen und Forschungen eingesetzt, die wohl unwiderleglich bewiesen haben, daß neben dem Kulturhebel im germanischen Norden ein zweiter, nicht zu übersehender im Orient liegt, und noch einmal konnte uns der alte Spruch „Ex oriente lux!" gefangen nehmen. Ex oriente lux! Wie oft hat uns dieses Wort in den Ohren geklungen und vor den Augen geflimmert! Während vor dem Kriege eine große Anzahl namhafter Germanisten zu einer glatten Ablehnung dieses Wortes gelangt sind, mußten ihm diese Forschungen wieder eine nicht unbeträchtliche Bedeutung zusprechen. Nicht in dem Sinne, als könne an dem Bild, das wir uns von der Urheimat der Germanen im Bereiche der Ostsee gemacht haben, Wesentliches geändert werden. Wohl aber haben in kultureller und mythologischer Beziehung jene Ausgrabungen in Kleinasien, Mesopotamien usw., sowie die Verwertung ältester orientalischer Quellen neues Licht über die Verhältnisse des ältesten Orients ausgegossen, das die Kunde vom Germanischen und Indogermanischen in mancher Hinsicht beeinflussen mußte. Es schien, als besäße jede durch überraschende Ausgrabungen neu auftauchende Frage einen magnetischen Pol, der auch innerhalb des germanischen Bereiches die Magnetnadel ablenkte. Noch einmal zeigte sich der Orient in aller Machtfülle. So ähnlich war es hundert Jahre früher, als Goethe uns die reifen Früchte seines west-östlichen Divan schenkte und die Märchen aus Tausendundeiner Nacht alle Herzen erfreuten; so war es, als die vergleichende indogermanische Sprachforschung Indien und Iran zu der Ehre erhob, die Stammländer der Arier zu sein. Und einen vorläufigen Abschluß dieser Periode brachte 1870 das Werk Viktor Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa". Es ist da gewiß beachtenswert, daß Hans Lamers Wörterbuch der Antike, 1933 und zweite Auflage 1936, das Wort „Ex oriente lux" gerade mit dem Werke Hehns in Verbindung bringt.

Aber etwas anders lagen die Verhältnisse um 1919 denn doch; der germanische Norden hatte siegreich sein Daseinsrecht behauptet; und wenn jetzt der Orient wieder die Blicke in hohem Maße auf sich lenkte, so konnte es sich nur darum handeln, die fast unterirdisch wirkenden Berührungen zwischen beiden Polen aufzuspüren. Wohl manchem mag damals der alte Vers Virgils in die Erinnerung gekommen sein:

„Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum"
(Von hier aus schürt der Euphrat, von dort her Germanien den Streit).

Das Aufspüren der Berührungen zwischen Orient und Europa zielt in der ersten Zeit nach dem Kriege nach zwei verschiedenen Richtungen: 1. in die frühgeschichtliche Zeit, 2. ins Zeitalter des Hellenismus.

Für die Berührungen in frühgeschichtlicher Zeit kommen zunächst die drei aufeinander folgenden Werke Hermann Günterts in Betracht: „Kalypso. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchun-

gen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen", 1919, „Von der Sprache der Götter und Geister. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur Homerischen und Eddischen Götterspräche", 1921 (man beachte hier die Zusammenstellung!), und „Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indo-iranischen Religionsgeschichte und Altertumskunde", 1923. Und zwischen die beiden letztgenannten Werke schiebt sich das Werk Bernhard Schweitzers „Herakles, Beiträge zur griechischen Religions- und Sagengeschichte", 1922, wie die drei Bücher Günterts in Heidelberg geschrieben.

Seinem Kalypso-Buch hat Güntert Mephistos Worte aus der klassischen Walpurgisnacht vorangestellt:

„Hier dacht' ich lauter Unbekannte
Und finde leider Nahverwandte;
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern."

Das bedeutet, daß Güntert sich nicht auf griechische Mythen beschränkt. „Kalypso" heißt auf deutsch: die Verhüllerin, und Günterts Buch will weiter nichts als den einfachen Bedeutungswandel von „verbergen, verhüllen" zu „töten", von „geborgen, verhüllt werden" zu „sterben" darstellen. Da zeigen sich ihm auf germanischem Boden Entsprechungen in der Todesgöttin Hel, d. h. „die Hehlende, Verhüllende", in dem Schwanritter Lohengrin, dessen Name in den ältesten Formen Lohengarin und Lorangrime lautet (mit ihm ist sprachlich und stofflich der Zwergkönig Laurin aus dem „Rosengarten" verwandt), sowie in Kriemhild (Grimhildr), deren Name in der ersten Silbe – entsprechend dem zweiten Teile von „Lorangrime" – das altnordische Wort „grima" = „Gesichtsschirm, Maske, Helm, Larve, Nacht" enthält. Auch ihr Gegenspieler Hagen erweist sich als ein Todesdämon. So sprengt diese Arbeit sprachwissenschaftliche Grenzen und erweitert sich, freilich von einem Punkte aus, zu einer mythischen Schau über den Bereich des Indogermanischen.

Noch näher als dieses Werk muß uns das dritte Buch Günterts über den arischen Weltkönig und Heiland stehen; in ihm hat auch der Bereich des Indogermanischen festere Gestalt gewonnen. „Den Indogermanisten interessierte gerade die langsame, ununterbrochen aufsteigende Linie der Entwicklung, mit der ... das Denken des Ariers sich verfolgen ließ." Für die Verfolgung dieser Linie standen dem Verfasser bereits die Ergebnisse der berühmten Ausgrabungen von Boghazköi in der Nähe von Ankara zur Verfügung. Hier, im alten Hethiter-Reich sind „neben einheimisch-hethitischen und babylonischen Gottheiten zu Zeugen der Abmachungen Mitra, Indra und die Nasatya angerufen, und so tauchen hier im Herzen von Kleinasien aus so alter Zeit Namen von Gottheiten auf, die uns seither in dieser Lautgestalt ihrer Namen und in diesem Zusammenhang nur als vedische, als indische Götter bekannt waren". Und diese indischen Götter rücken somit immer näher an Europa heran. Güntert verfolgt nun, durch diese Erkenntnis angeregt, den Gedanken an den „arischen Weltkönig und Heiland" in vorgeschichtliche Zeiten zurück und gelangt dann auch seinerseits zu Ausdeutungen bestimmter schwedischer Felszeichnungen. Der Verfasser kommt dann S. 165 zu folgendem Schlusse: „In vorgeschichtlicher Zeit saßen zusammenhängende indogermanische Stämme, die keineswegs die Fühlung miteinander verloren hatten, in einem einheitlichen Gebiete, das von Schweden über Deutschland, Südrußland, dem Kaukasusgebiete bis nach Iran und dem

Abbildung 1. Die größere, 1843 gefundene, Nordendorfer Spange mit der Runenschrift: AWA LEUBWINI und (auf dem Kopfe stehend) LOGATHORE WODAN WIGITHONAR. Nach Edmund Weber, Runenkunde, 1941, nimmt man anstelle der seit fünf Jahrzehnten geltenden Erklärung „Die Heirat erstege Wodan, weihe Donar!" drei Götternamen an: „Logathore, Wodan, Wigithonar". Die Spange stammt nach W. Krause aus der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Panjab reichte. Die dem vedischen Varuna-Savitar zugrunde liegende Vorstellung von einem Weltkönig und Weltmagier scheint mir aus diesem Gebiet durch literarische und prähistorische Zeugnisse nachgewiesen."

Günterts Buch ist eine Absage an die Mondmythologie – und zugleich an die „panbabylonistischen" Bestrebungen. Die Beeinflussung der Arier durch den babylonischen Kulturkreis, den Güntert für die Zahlenrechnung zugibt, lehnt er für das religiöse Gebiet ab: „Der Babylonier freut sich am Himmel, weil er ihm zu zählen und zu rechnen gibt, ... der Arier empfindet gefühlsmäßig das Un – meßbare, Un – zählbare, Un – endliche im Kosmos."

Im gleichen Sinne wie Güntert, vielleicht noch etwas schärfer und zielsicherer, tastet Bernhard Schweitzer in seinem Herakles-Buch nach dem germanischen Norden. Er verwirft die von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff ausgesprochene Ansicht, daß Makedonien die Heimat der Herakles-Sage sei: „Durch die älteste Heraklessage weht ja überhaupt wie durch das ganze Dorertum der Hauch einer nördlicheren Heimat, als es die Balkanhalbinsel ist." Durch das ganze Buch (schon im ersten Kapitel über die Doppelaxt in nachkretischer Zeit) geht dieser nordische Zug. Es ist aber unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen; darum seien aus den Schlußbetrachtungen nur der erste und die letzten Sätze wiedergegeben: „Herakles ist vom gleichen Stamme wie Indra und Thor, Rama und Rustem, Siegfried und Beowulf" ... „Unzählige Fäden verknüpfen noch die dorische Sage, die am letzten von allen griechischen Mythen vom Norden eingewandert ist, und ihren Helden Herakles mit der nordischen Seele, der Not ihrer Einsamkeit und ihrem Gottsuchertum. Es bleibt ein kostbares Unterpfand für die innerliche Verwandtschaft des germanischen mit dem hellenischen Geiste und für das unstillbare Sehnen, nach jenem Glück zu suchen, das nur einmal ein kleines Volk verwandten Blutes gefunden hat."

Güntert wie Schweitzer sind somit von Indien, Persien und Griechenland aus zu dem germanischen Norden ältester Prägung vorgestoßen. Wenn nun eine zweite Forschung den Weg ebendahin von der stärksten Ausprägung nordischer Mythologie, nämlich von der Edda aus unternimmt und dabei zu gleichen Ergebnissen gelangt, so ist an der Stichhaltigkeit dieser Ergebnisse nicht mehr zu zweifeln. Diesen zweiten Weg hat Otto Sigfried Reuter mit seinem Werke „Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube", 1. Band, 1. Auflage 1921, 2. Auflage 1922; 2. Band 1923, beschritten. Er hat auf dem Gebiet germanischer und allgemeinarischer Weltanschauung den Standpunkt eingenommen, den sieben bis acht Jahrzehnte vor ihm Clement, Wilhelm Lindenschmit und andere für das geschichtliche Gebiet vertreten haben, nämlich: die Entwicklung von heimischer Erde aus zu gestalten. Die Übereinstimmungen zwischen ihm und Günterts Werke von 1923 sind teilweise so auffallend, daß man annehmen möchte, der erste Band seines Werkes habe bereits auf Güntert eingewirkt. Aber es ist ja eine in der Geschichte der Geisteswissenschaften (und nicht nur hier) oft beobachtete Tatsache, daß bestimmte Gedanken zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen zutage treten. Auch Reuter geht von den Boghazköi-Funden aus, und zwar von Emil Forrers Mitteilungen über sie; er kommt zu dem Schlusse, daß Thrakien die vermittelnde Rolle zwischen dem germanischen Norden und dem fernen Südosten spielt, so auf S. 9 und dann auf S. 136 des ersten Bandes (2. Auflage): „In Thrakien berühren sich Deutschland und Indien; dies uralte arische Land ist Ausgangspunkt der gesamten südarischen Glaubenswelt. Von ihm aus erhalten Orpheus, Hesiod, Pythagoras, Platon und die großen hellenischen Tragiker ihre geistige und gottümliche Nahrung: Thrakien ist der Ausgangspunkt des phrygischen Gottesdienstes der Guten und Großen Mutter, der die ganze Welt huldigte."

Um diesen Feststellungen Reuters noch eine besondere Stütze zu geben, sei erwähnt, daß

Thrakien und seine Glaubenswelt schon vor mehr als hundert Jahren eine bedeutende Rolle im germanistischen Schrifttum spielten. Ich erinnere an C. Karl Barth, „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Teutschland", 1828. Die „Hertha" geben wir heute gern preis; aber was das Buch sonst enthält, ist immer noch der Beachtung wert. Diese „thrakische Bewegung", wie ich mich einmal ausdrücken will, ging wohl von Schellings Schrift über die Gottheiten von Samothrace, 1815, aus. Die überraschenden Übereinstimmungen zwischen thrakischer und germanischer Welt haben gelegentlich dazu geführt, die Thraker zu Stammvätern der Germanen zu machen. Heute betrachten wir Thrakien als eine „Kolonie" der nordisch-germanischen Rasse.

Reuter ist der Gegenwart namentlich durch seine groß angelegte „Germanische Himmelskunde" (1934) bekannt; die Vorarbeiten dafür liegen schon in den „Rätseln der Edda" vor. Wie er z. B. aus einigen Felsbildern astronomische Erkenntnisse ableitet, wie er ferner verschiedene Mythen an die Betrachtung des Himmels knüpft und sie dann durch die weite arische Welt verfolgt, ist höchst verdienstvoll. Er ist ein echter Nachkomme der Germanen, denen die Kenntnis des gestirnten Himmels seelisches Bedürfnis war.

Hat Reuter die germanische Götterwelt vor Einbruch des Christentums geschildert, so hat zu gleicher Zeit Erich Jung die Nachwirkungen germanischer Glaubensvorstellungen festgehalten in dem schönen Buche „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit", 1922 (neue Auflage 1938). Sein Buch ist nicht zuletzt aus dem Wunsche entstanden, das deutsche Volk aus tiefer Niedergeschlagenheit nach dem Kriegsende 1918 wieder emporzureißen und es an die Quellen seines ureigenen Wesens zu führen. Unsere germanische Wissenschaft aber verdankt ihm reichste Anregungen.

Wir kommen nun zu der zweiten „Befruchtung" germanischer Mythologie durch den Orient, für die das Zeitalter des Hellenismus in Betracht kommt. Diese Untersuchungen wurden angeregt durch Salins Werk über altnordische Tierornamentik, 1904, und zu ihm gesellt sich dann noch des Dänen Axel Olrik „Ragnarök", dänisch 1902 und 1914, in deutscher Übersetzung von Wilhelm Ranisch 1922 erschienen. Ganz auf den Orient ausgerichtet ist zunächst das Werk Gustav Neckels „Die Überlieferungen vom Gotte Balder", 1920; dem Verfasser ergab sich „wider Erwarten und Neigung", daß die germanischen Überlieferungen vom Gotte Balder Einfuhr aus dem vorderen Orient sind. Man vergleiche damit das Balder-Kapitel bei O. S. Reuter (2. Band, S. 200 ff.).

Ob man hier Richard Reitzensteins „Iranisches Erlösungsmysterium", 1921, einreihen darf, erscheint mir zweifelhaft. Es hat zwar zur Belebung der um den Orient spielenden Fragen beigetragen, zielt aber doch vornehmlich auf die Feststellung arischer Grundlagen der christlichen Lehre hin.

Den Anregungen Bernhard Salins und Axel Olriks folgen dann die Bücher Franz Rolf Schröders „Germanentum und Hellenismus", 1924, und „Altgermanische Kulturprobleme", 1928. Von O. S. Reuters „Rätseln der Edda" meint der Verfasser, sie bekundeten an allen Ecken und Enden eine wahrhaft erstaunliche Unberührtheit von fast aller neueren germanistischen Forschung. Wie aber, wenn gerade diese Forschung in die Irre gegangen wäre? Recht bedeutsam ist in dem erstgenannten Buche die Auseinandersetzung mit Gustav Neckels Balderbuche. Schröder behandelt den Stoff in zwei Abschnitten: die germanische Schicht und die hellenistische Schicht der Balder-Vorstellungen. Für Schröder ist es

nicht zweifelhaft, daß die Germanen auf mannigfache Weise mit den antiken Kulten in Berührung gekommen, ja nicht selten genaue Bekanntschaft mit ihnen gemacht haben. Dem kann man freilich nicht widersprechen. Aber es kommt hier noch eine andere Überlegung hinzu, die durch Hans Naumanns „Frühgermanentum", 1926, und desselben „Wandlung und Erfüllung", 1933, angeregt wird.

Zunächst: „Frühgermanentum" müßte eigentlich „Spätgermanentum" heißen, denn das Buch baut sich durchaus auf den schriftlichen Überlieferungen auf. Nur insofern ist der Titel berechtigt, als man aus diesem Rückschlüsse auf die geistige Haltung des wirklich frühen Germanentums ziehen kann. Dieses Buch hatte einen Vorläufer in der Arbeit Friedrich Panzers „Das germanische Tierornament und der Stil der Stabreimepik" (Germania, Korrespondenzblatt der Römisch-Germanischen Kommission, August 1921). Die hier geoffenbarte Übereinstimmung zwischen ornamental-künstlerischem und dichterischem Stil hat Naumann glänzend herausgearbeitet. Eine Steigerung über Salin hinaus bedeuten seine Worte: „Das große bosporanische Gotenreich in Südrußland, das daselbst mit wechselnden Geschicken vom 2. bis ins 4. Jahrhundert bestand und zeitweilig von der Ostsee bis über den Kaukasus, vom Don bis zur Donau, vom Ural bis zu den Karpathen reichte, hatte, wie mit immer größerer Bereitwilligkeit die Forschung anerkennt, als ein Ventil für den Zustrom hellenistischer und orientalischer, antiker und vorderasiatischer Elemente in geistiger, religiöser, sprachlicher, dichterischer, ornamentaler und materieller Hinsicht auf die germanische Welt gewirkt."

Das ist auch die Voraussetzung für sein späteres Werk „Wandlung und Erfüllung"; es war eine „neue Perspektive" geschaffen, wie Naumann dieses Ergebnis schon 1925 in Kluckhohns Deutscher Vierteljahrsschrift genannt hatte. „Wandlung und Erfüllung" – das will besagen, daß die Germanen das ihnen vom Orient her überkommene Gut in eine höhere, vergeistigte Sphäre gehoben haben. Naumann weist dies packend an verschiedenen Beispielen nach. Aber eines ist dabei zu bedenken: eine pädagogische Erfahrung lehrt, daß niemand etwas lernt, was nicht seinem inneren Wesen entspricht, und Plato faßte bekanntlich alles Lernen als ein „Sicherinnern" auf. Wenn nun Werke wie diejenigen Günterts und Schweitzers – vielleicht unbeabsichtigt – den germanischen Norden als Ausgangspunkt so mancher mythischer Vorstellungen anerkannt haben, so kann man daraus die Vermutung, ja sogar die Gewißheit schöpfen, daß den Goten am Schwarzen Meere nur etwas entgegengeklungen ist, was längst in ihren Herzen eine Stätte gefunden hatte, trafen sie hier doch auf Völker, die trotz vorgeschrittener Vermischung in der Oberschicht noch ihren arischen Charakter bewahrt hatten. Alle Überlegenheit in bezug auf die materielle Kultur sei den Völkern des Südens und Südostens gern zugestanden, aber:

„Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke."

Von den Büchern Otto Hausers „Der germanische Glaube", 1926, und „Die Edda" (undatiert) möchte ich annehmen, daß die in ihnen enthaltenen sternkundlichen Darlegungen durch Reuter, vielleicht auch durch Arthur Drews („Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums", 1923) angeregt wurden. Er verfolgt indessen die sternkundlichen Erläuterungen in solche zeitlichen Tiefen, daß ich ihm dahin nicht zu folgen vermag.

Der germanischen Mythologie gedachte selbstverständlich auch das herrliche, von Hermann Nollau herausgegebene Sammelwerk „Germanische Wiedererstehung", 1926. Gleichzeitig weckte Hans Hahne durch seine Schriften, „Vom deutschen Jahreslauf und Brauch", „Die Hallischen Jahreslaufspiele" und „Edda-Spiele" den Sinn für nordisches Brauchtum im Lichte der Edda. Diese Büchlein gingen vom Verlag Eugen Diederichs in Jena aus, der uns in der schon vor dem ersten Weltkriege begonnenen wichtigen Sammlung „Thule" erst den richtigen Einblick in die germanische Vorstellungswelt der Wikingerzeit verschafft hat.

Bereits 1925 begann die von O. Schnetz herausgegebene Zeitschrift für Ortsnamenforschung zu erscheinen, die vor einiger Zeit das „Ahnenerbe" in seine Obhut genommen hat. Auch dieser Zweig der Altertumsforschung erwies sich als ein Mittel, mythischen Quellen nachzuspüren. Zusammenfassendes bot 1929 Hermann Albert Prietze in seinem Buche „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen. Neue Kunde aus alter Zeit" – hier besonders das Kapitel „Heilige Stätten" (S. 98 ff.). Bei der Erwähnung heiliger Stätten denken wir gern an die „Germanischen Heiligtümer" Wilhelm Teudts, die 1936 in vierter, verbesserter Auflage erschienen sind. Wilhelm Teudt hat, wie bekannt, besonders die heiligen Stätten im Gebiete Detmolds durchforscht.

1929 wurde von Marstrander die Inschrift auf dem dem 2. Jahrhundert vor Zw. angehörenden Helm von Negau (Steiermark) entziffert: „Harigasti Teiwa" = „Harigastiz dem Teiwaz". Damit war der Name eines Gottes, des Himmelsgottes, der bisher nur sprachlich (als „Tiwaz") erschlossen war (vgl. Eugen Mogk in Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde unter „Tyr" und Rudolf Much, Der germanische Himmelsgott, 1898, S. 29) urkundlich belegt, und zugleich war der Beweis erbracht für die Übereinstimmung nordgermanischen und südgermanischen Götterglaubens in ältester Zeit.

Von den Runen, die ja nach altgermanischer Vorstellung (Edda, „Havamal") mythischen Ursprunges sind, zu den Sinnbildern ist nur ein Schritt. Ihrer Erforschung hat sich besonders das „Ahnenerbe" nicht nur in der Monatsschrift „Germanien", sondern auch in zahlreichen Werken angenommen. Sie zeigen deutlich das Nachwirken mythischer Vorstellungen in der Volkskunst und stellen durch diese die Verbindung mit der Vorzeit her. Wie auch hier wieder der Jahreslauf und das mit ihm verbundene Brauchtum zur Geltung kommen, ersieht man – außer in zahlreichen Arbeiten der Zeitschrift selbst – in mehreren Veröffentlichungen, so in der früheren Hans Strobels „Bauernbrauch im Jahreslauf" und in der neueren J. O. Plassmanns „Der Jahresring". Ein reicher Stoff ist in diesem letztgenannten Buche zusammengetragen, so daß die ganze germanische und indoarische Vergangenheit in ihren Beziehungen zur Mythe und zum Kult in ihm lebendig wird. Das alles ist mit dichterischer Einfühlungskraft gestaltet. Wichtig ist auch die Sammlung „Kleine Kostbarkeiten", herausgegeben von J. O. Plassmann. Kommt hier auch zumeist nur vor- und frühzeitliche Kunst zum Worte, so fehlen doch auch die Beziehungen zu unserem Thema nicht, wie die Arbeit Walther Wüsts „Das Dreigesicht, ein Zeugnis arischen Sonnenglaubens" beweist. Auf zwei Forscher, die über einen reichen, noch unveröffentlichten Stoff verfügen, sei hier besonders hingewiesen: auf Dr. Alfred Pfaff in Solln bei München und den jetzt in Hamburg lebenden Ostfriesen Menne Feiken Helmers. Dr. Pfaff hat eine große Anzahl alter und ältester Bauernkalender gesammelt, die er gründlich sowohl in ihren astronomisch-chronologischen Beziehungen als auch in den zahlreichen Sinnbildern, durch welche sie den Volkskundler erfreuen, untersucht

hat. Eine schöne Probe seiner Forschungen hat Dr. Pfaff in „Germanien", 1938, Heft 7 und 8 gegeben („Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut"); aber dies war nur ein kleiner Ausschnitt aus seiner umfangreichen Arbeit (*). Menne Feiken Helmers hat sich durch seine schön bebilderte Schrift „Sinnbilder alten Glaubens in ostfriesischer Volkskunst", Aurich, 1938, bestens eingeführt; ein weit umfassenderes Werk aus seiner Feder, dem grundlegende Bedeutung zukommt, harrt noch der Veröffentlichung.

Hier ist auch der Platz, des bedeutenden, Anfang 1941 verstorbenen Forschers Josef Strzygowski zu gedenken, dessen Werk „Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst", 1936, hier heranzuziehen ist. Strzygowski hat seit seinem großen Werke „Altai-Iran und Völkerwanderung. Ziergeschichtliche Untersuchungen über den Eintritt der Wander- und Nordvölker in die Treibhäuser geistigen Lebens", 1917, eine Wandlung nach dem germanischen Norden vollzogen, von dem aus er das weite indogermanische Gebiet überblickt hat. Ein schöner Beweis dafür war das noch aus seinem Nachlasse, im Herbst 1941, erschienene Werk „Das indogermanische Ahnenerbe des deutschen Volkes und die Kunstgeschichte der Zukunft". Es ist hier freilich unmöglich, alle Forscher zu nennen, die sich auf diesem Gebiete erfolgreich betätigt haben, ebenso wie es unmöglich ist, jedes einzelne Werk aufzuführen, das unser Schrifttum über germanische Mythologie bereichert hat. Es kam mir vor allem darauf an, die einzelnen Strömungen, die sich hier geltend gemacht haben, auch die gegensätzlichen, aufzuzeigen. Über den äußeren Widerstand, den die germanische Mythologie in der Öffentlichkeit erfahren hat, klagt Martin Ninck in dem Geleitwort zu seinem tiefdringenden Werk „Wodan und der germanische Schicksalsglaube", 1935: „Sollte es nicht zu denken geben, daß gegenüber den jährlich nach Tausenden zählenden Neuerscheinungen über jüdisch-christlichen Gottesglauben die letzte deutsche Gesamtmonographie über Wodan aus dem Jahre 1855 stammt und diese wohlgemeinte, aber mit ganz unzulänglichen Mitteln unternommene Arbeit Wolfgang Menzels im gesamten deutschen Schrifttum vor- und nachher den einzigen Versuch darstellt, das rätselhafte Wesen eines Gottes, in dem sich das Schicksal einer Rasse, unserer Rasse, entschieden hat, vielseitig aus der zerstreuten Überlieferung zu beleuchten? Schlaglichtartig zeigen solche Tatsachen, daß der Niedergang des Forschens auf diesen Gebieten seine Hintergründe hat und nur ein Merkmal des Kampfes darstellt, der heute so gut wie vor hundert und tausend Jahren gegen eddisches Weistum geführt wird."

Das ist gewiß richtig, aber ich sehe die Widerstände noch in einer anderen Richtung. Handelte es sich nur um eine innere Abneigung gegen unsere Vorzeit überhaupt, hätte sich unsere Vorgeschichtsforschung nicht eines solchen Aufschwunges seit mehr als hundert Jahren erfreuen können, eines Aufschwunges, der heute schon zu stark gesicherten Ergebnissen geführt hat. Der Vorgeschichtler hat mit stofflichen Dingen zu tun, die die Ausdeutung erleichtern, während der Mythologe nur zu oft darauf angewiesen ist,

„mit leisbeweglichem Gefühl den Geist
in seiner flüchtigsten Erscheinung"

zu erhaschen. Der alte Friedrich Creuzer hatte gewiß recht, als er meinte, zum Mythologen müsse man geboren sein. Das hat Martin Ninck bewiesen, dessen Wodans-Darstellung sich zu einer germanischen Mythologie erweitert. Aus diesem geistigen Grunde – und nur aus ihm

*) Zu meiner Freude erfahre ich, daß dieses Werk demnächst im Ahnenerbe-Stiftung Verlag herausgebracht wird.

– erklären sich die noch heute zwischen einzelnen Mythologen bestehenden Gegensätze. Widerspruchsvoll war z. B. die Aufnahme, die Hermann Schneiders Werk „Die Götter der Germanen", 1938, gefunden hat. Und als gleichzeitig das Werk Friedrichs von der Leyen mit dem gleichen Titel herauskam, da urteilte Jan de Vries (Verfasser eines zweibändigen Werkes „Altgermanische Religionsgeschichte") in der „Geistigen Arbeit" vom 20. Dezember 1938: „Ich darf wohl sagen, daß ich in fast allen Grundfragen der altgermanischen Religion anderer Ansicht bin als von der Leyen"; ein unüberbrückbarer Abgrund klaffe zwischen seiner und v. d. Leyens Darstellung. Das liegt zum guten Teile daran, daß v. d. Leyen die altgermanische Glaubenswelt unter keltischen Einfluß stellte.

Eine weitere Schwierigkeit bietet die Frage: wie soll man die germanische „Religion" erfassen? „Religion" bedeutet „Rückbindung". Eine solche Bindung seinen Göttern gegenüber hat der Germane kaum gekannt. Begriffe wie „Demut" und „Gnade" sind ihm fremd – wenn auch der wohl einzig dastehende Bericht des Tacitus über den Kult der Semnonen (Germania, Kap. 39) dem zunächst zu widersprechen scheint. Dieser Bericht kann nur so verstanden werden, daß der „regnator omnium deus", der „allwaltende und entscheidende Gott", als der alle anderen Erscheinungen überragende indogermanische Himmelsgott angesehen wurde. Vor Buchwidmungen, wie sie im 18. Jahrhundert häufig waren („Ich ersterbe in tiefster Devotion als Euer Excellenz alleruntertänigster Knecht"), würde der Germane alter Zeit sich schaudernd abgewandt haben. Schon diese Haltung hat damals neben den von Martin Ninck genannten Gründen das wahre Verständnis germanischer Vorzeit verhindert. Heute kommt für die germanische Mythologie alles darauf an, ohne auf eine vergleichende Mythologie zurückzugreifen, den indogermanischen Zusammenhang im Bereiche der Gottesvorstellungen zu erkennen, wie ihn schon 1904 Karl Schirmeisen klar erkannt und neuerdings J. W. Hauer in der „Glaubensgeschichte der Indogermanen" herausgestellt hat. Erst aus diesem größeren Bereiche wird das urtümliche Walten germanischen Geistes offenbar.

Diese Erkenntnis leuchtet besonders aus dem jüngst erschienenen Werke Walther Wüsts „Indogermanisches Bekenntnis" hervor, einer Sammlung von Vorträgen, unter denen hier namentlich der bereits 1939 im Archiv für Religionswissenschaft veröffentlichte „Von indogermanischer Religiosität – Sinn und Sendung" heranzuziehen ist. Ungeheuer reich erscheint hier der Kreis aller derer, die sich um die Lösung letzter Fragen auf dem Gebiete der Mythologie, der Religion oder der Religiosität bemüht haben; unter ihnen finden sich freilich auch solche, die noch nicht bis zum Kern des Problems vorgestoßen sind. Über allen widerstreitenden Meinungen steht nach Wüst die Erkenntnis, daß es „ein ununterbrochenes Fortleben heiliger Gedanken auf allen Gebieten der Religiosität bis in unsere Tage und, so das Schicksal will, bis weit darüber hinaus gibt, Gedanken, auf die wir stolz sind und die wir ehrfürchtig wiederzuerkennen und wiederzubeleben suchen: uraltes Ahnenerbe. Ob das Märchen oder Sinnbilder, Führergestalten oder Brauchtümer sind, sie sind jedenfalls als Kulturwerte ewig, unvergänglich, weil sie aus unserem Blute, aus unserem Lebensraum und aus unserer Urgeschichte gezeugt sind". Dieser Lebensraum umfaßt aber das ganze mit unserer, der nordischen Rasse untrennbar verbundene Indogermanentum.

Wie weit das hier genannte Archiv für Religionswissenschaft Fragen dieser Art offen steht, ersieht man z. B. aus wichtigen Beiträgen zur Geschichte germanischer Mythologie und Religion, die R. F. Merkel in den Jahrgängen 1937 und 1939 veröffentlicht hat.

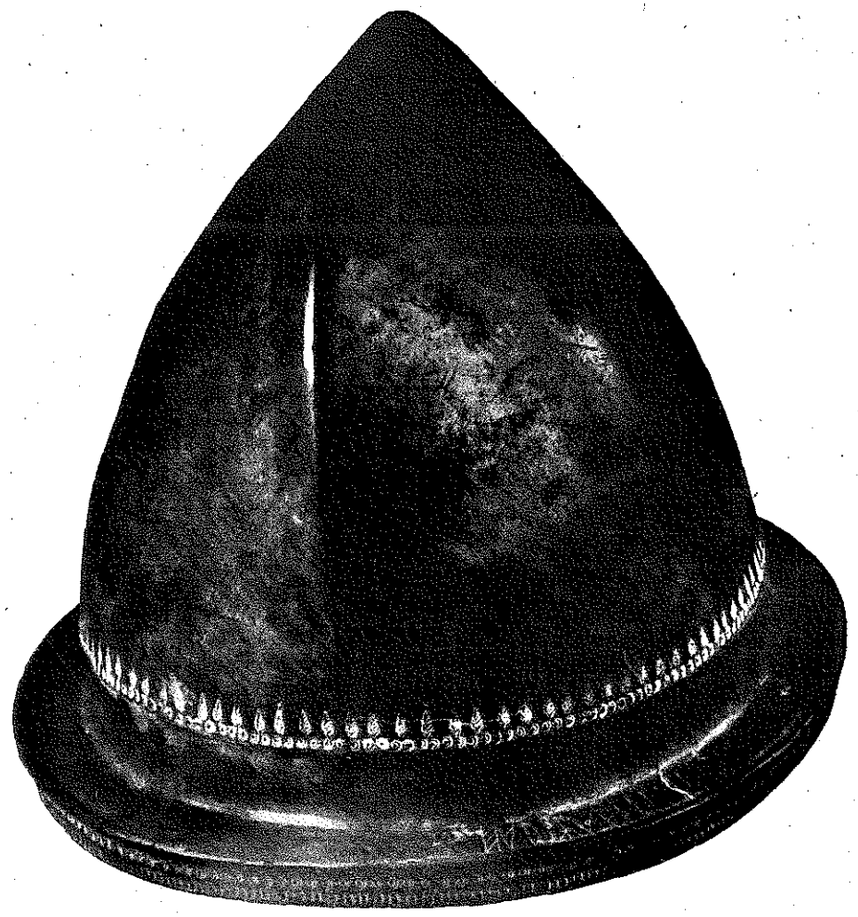


Abbildung 2. Die Runenschrift des Helms von Negau (Steiermark): Harigasti Teiwa = Harigastiz dem Teiwaz. Über die verschiedenen Altersbestimmungen der Inschrift (4. bis 2. Jahrhundert v. Zw.) vgl. H. Arntz, Handbuch der Runenkunde, 1935, S. 78–80. Die Annahme Arntz', daß es sich hier um germanische Sprache in nordetruskischem Gewande handelt, und sonstige Entlehnungshypothesen für die Runenschrift sind umstritten.

Auch ich hatte hier nur über die germanische Mythologie berichten wollen, und so mag zum Schlusse noch festgestellt werden, daß Jan de Vries das wenigstens von der Leyen zugestanden hat, daß er in dem wichtigsten Punkte mit ihm übereinstimmt: in der Ehrfurcht und der Liebe für die alten germanischen Überlieferungen. Diese Ehrfurcht und diese Liebe für unsere germanische Mythologie werden immer wieder angespornt durch ein Werk wie die Deutsche Mythologie Jakob Grimms, die tausendfältigen Segen spendet, wie vor hundert Jahren, so für heute und für immer. Darum war es sehr zu begrüßen, daß 1939 eine von Karl Hans Strobl besorgte Volksausgabe des unsterblichen Werkes erschien. Ist diese auch gegenüber dem Originalwerke etwas gekürzt, so trägt sie doch dessen wesentlichen Glanz in ferne Zukunft hinein.

J. O. Plassmann / Vom germanischen Kaisertitel

Von jenem blutigen Tage am 10. August 955, an dem Otto I. auf dem Lechfeld bei Augsburg das Ungarnheer vernichtete, berichtet der altsächsische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey im III. Buch, 49. Kap. seiner Sachsengeschichte:

Triumpho celebri rex factus gloriosus ab exercitu pater patriae imperatorque appellatus est — „Im feierlichen Triumphe hochberühmt geworden, wurde der König vom Heere als Vater des Vaterlandes und Imperator ausgerufen" – so kann man ungefähr übersetzen, aber die Übersetzung zeigt schon, wie schwierig eine richtige Deutung dieser Stelle ist, die denn auch eine ungemein zahlreiche Literatur hervorgerufen hat (1), aber trotz Edmund Stengels grundlegender Untersuchungen immer noch eine ganze Reihe von Fragen offen läßt. Man hält sie für „aufgebaut und konstruiert auf der dem Verfasser bekannten altrömischen Sitte der imperatori'schen Akklamation des siegreichen Feldherrn" (2). Und doch muß man zugeben, daß ein so bedeutsames Ereignis in diesem Zusammenhange nicht einfach eine freie Erdichtung Widukinds sein kann, zu dem Zwecke, dem Kaisertum Ottos eine von der römischen Krönung unabhängige nationale Herkunft zuzuschreiben (3). Aber welcher wirkliche Vorgang sich hinter diesem kurzen, mit antiken Begriffen verhüllten und eng an ein altrömisches Vorbild angelehnten Bericht verbirgt, dieser Frage ist man bisher kaum näher gekommen. Ich will versuchen, ob nicht von der germanischen Altertumskunde her sich eine Spur nachweisen läßt, die zu einem Verständnis des Vorganges führt.

Man kann den kurzen Bericht Widukinds nicht von einem früheren trennen, in dem er ganz ähnliches von einer angeblichen Kaiserausrufung Heinrichs I. nach der Schlacht bei Riade erzählt; also auch hier im Anschluß an die schicksalsschwerste Schlacht, die der König ausgefochten hat. Ein innerer Zusammenhang ist schon damit gegeben (I. 39):

Deinde pater patriae, rerum dominus imperatorque ab exercitu appellatus famam potentiae virtutisque cunctis gentibus et regibus longe lateque diffudit – „indem er dann vom Heere als Vater des Vaterlandes, Herr der Dinge und Imperator ausgerufen wurde, breitete er den Ruf seiner Macht und Stärke weithin bei allen Völkern und Königen aus". Auch hier wieder eine Reihe von Benennungen, deren zweifellos antike Vorbilder einen dichten Schleier um die germanische Wirklichkeit hüllen, die auf dem Schlachtfelde an der Unstrut lebendig war. Der ältere Bericht erscheint farbloser als der jüngere, und das hat zu der Auffassung geführt, ihn für unglaubwürdiger zu halten als den vom Lechfeld (4). Im Ganzen ist jedoch in beiden fast das gleiche gesagt: der siegreiche König wird zum pater patriae und imperator ausgerufen. Heinrich erhält aber noch einen Titel: rerum dominus, der auffallender Weise bei Otto fehlt. Eine nähere Prüfung gerade dieser Wendung wird uns noch zeigen, worin dieser Unterschied begründet ist. Aber auch die Bezeichnungen Imperator und Pater patriae werden öfter und in verschiedenen Zusammenhängen verwendet, und nicht immer mit dem gleichen Sinn. Vielleicht können wir gerade aus der verschiedenartigen Anwendung ihren verschiedenartigen Sinn erschließen und so hinter der lateinischen Stilphrase eine greifbare germanische Wirklichkeit erkennen.

Das gilt vor allem für das Wort Imperator. Es wird schon in den Teilen von Widukinds Sachsengeschichte gebraucht, die rein sagenhaft sind und wahrscheinlich die unmittelbare Wie-

dergabe eines alten Heldenliedes enthalten; in der Geschichte vom Untergang des Thüringerreiches unter König Irminfrid (I. 9). In der Botschaft, die der Franke Thiadrik an Irminfrid schickt, läßt er ihm sagen, er betrachte sich ihm gegenüber non imperatorem, sed propinquum – nicht als Oberlehnsherrn, wie man zutreffend übersetzt hat (5), sondern als Verwandten. Diese Bedeutung von Imperator erklärt zwanglos auch eine andere Stelle (I. 35): frater erat (Wenzel) tamen Bolizlawi, qui, quamdiu vixit, imperatori fidelis et utilis mansit. Man hat dies Imperator statt auf Heinrich auf Otto beziehen und eine spätere Einschiebung daraus herleiten wollen (6), da aber Boleslaw einfach seinem Lehnsherrn Heinrich die Treue hielt, so ist die Beziehung auf einen „Kaiser" gar nicht nötig. Zudem bezieht sich gerade die Formel fidelis et utilis mansit, er verblieb treu und nützlich, ausdrücklich auf die Wahrung der Lehenstreue und kommt öfter in diesem Zusammenhang vor; II. 11 von dem älteren Wichmann: pacem fecit cum rege . . et utilis ac fidelis in finem permansit; II. 27. von Immo: ac deinceps fidelis et utilis permansit, und III. 5. sogar von Hugo von Francien: manus dedit iuxtaque imperium regis pactum iniit utilisque proinde permansit — er ging an die Hand (7), schloß dem Befehl des Königs gemäß Frieden und verblieb ihm fortan „zu Frommen". So dürfen wir das ungewöhnliche utilis wohl übersetzen, und das weist uns zugleich den Weg zu dem altsächsischen Urbild, das diese lateinische Formel hatte: (heban-) kunige ne wirdit furdor te frumu (Heliand 2511), „nicht wird er dem Könige fürder zu Frommen"; furdor te frumu ist wörtlich proinde utilis (8). Das Gegenstück zur Vasallentreue ist die Milde des Oberlehnsherrn, des Imperator, also die clementia imperialis, die I. 10 denn auch dem Thiadrik zugeschrieben wird.

Sie steht dem mildi mundboro zu, und so heißt es in ganz ähnlichem Zusammenhange im Heliand (1981): williu ik imu an reht wesan mildi mundboro. In der Tat möchte ich in dem Imperator in diesem Sinne das germanische Mundboro wiedererkennen, das eine ganz entsprechende Bedeutung hat, wenigstens in bestimmten Beziehungen (9). Es kann deshalb leicht mit Imperator wiedergegeben werden, weil es im Sprachgebrauch des Heliand in so gehobener Bedeutung erscheint, daß es nur auf Gott und Christus angewandt wird (10). Ganz entsprechend wird Gott von Widukind zweimal als Imperator bezeichnet: summus imperator (I. 1) und caelestis imperator (I. 34). – Die gleiche Bedeutung dürfte es haben, wenn noch einmal, und zwar an einer im Halbschatten der Sage liegenden Stelle, Heinrich I. als Imperator bezeichnet wird; nämlich I. 25 in der Abschiedsrede, die Konrad I. an seinen Bruder Eberhard hält: ipse enim vere rex erit et imperator multorum populorum – denn er wird wahrlich ein König sein und ein Herrscher über viele Leute (11). Sicher soll hier Konrad nicht ein künftiges Kaisertum Heinrichs prophezeien, sondern eine herrschende Stellung in dem genannten Sinne; man könnte imperator multorum (populorum) in managaro mundboro (Heliand 378. 535. 2938) wiedererkennen.

Scheiden wir diese ziemlich genau zu umreißende Bedeutung des Imperator als Oberlehnsherr (mundboro) aus, so ergibt sich als zweites, entsprechend der wechselnden Bedeutung von Imperium, die Bedeutung als Feldherr, die dem heritogo entsprechen mag. Er ist in diesem Falle Träger des militärischen Oberbefehls, wie das Imperium III. 52 auf den jüngeren Wichmann angewandt wird. (12) Heinrich und Otto aber werden beide in entscheidender Kriegslage als Imperator bezeichnet, was in diesen Fällen nur „Feldherr, militärischer Führer" bedeuten kann (I. 38, III. 49), denn sie reiten mitten in ihrer Gefolgschaft in den Ungarnkampf.

In beiden Fällen erfolgt nach dem Siege die feierliche Akklamation als Imperator – ist das Zufall, oder will der Geschichtsschreiber damit nicht doch eine wesentliche Wurzel der anschließenden Akklamation sichtbar machen? Und welche germanischen Ausdrücke hätten diesen beiden Bedeutungen von Imperator entsprochen? E. Stengel hat überzeugend dargelegt (13), daß bei den Angelsachsen der von Beda und Adamnan bezeugte Kaisergedanke nicht etwa ein Zeugnis für ein lebendiges Fortleben von Formen des römischen Staatsrechtes sei. „Vielmehr spiegeln sie eine wichtige Epoche germanischer Verfassungsentwicklung wieder. Es hat schon in dieser Frühzeit des deutschen Staates ein germanisches Herzogtum gegeben, wenn nicht dem Namen, so doch jedenfalls der Sache nach. Dies Herzogtum hat dem vielköpfigen Völkerschaftsstaat der Frühzeit in der Person eines im Kriegsfall gewählten Heerführers zuerst die Spitze geschaffen, die sich nachmals zum festen Königtum härten mochte." Diese Entwicklung ist im angelsächsischen Königtum verhältnismäßig klar zu erkennen; vielleicht finden wir Spuren davon auch bei Widukind wieder, wenn wir in seinen lateinischen Wendungen den altsächsischen Kern erkennen können.

Vor den Schlachten von Riade (I. 38) und Augsburg (III. 49) redet der Imperator die Milites mit anfeuernden Worten an (exercitum exhortatus est — allocutus est socios); ganz ähnlich heißt es im Heliand (2553 f):

Thô sprak eft thie adales man them erlun tegegnes, thiodan wid is thegnos . . .

Da sprach der Edelgeborene zu den Gefolgsmännern, der Herzog zu seinen Degen . . .,

und Otto gebraucht die Anrede Milites mei, worin man wohl das altsächsische gisīdos mîna (Heliand 2388) wiedererkennen kann. Übrigens gebraucht der Heliand den thiodan mit kêsur synonym: kêsur fan Rûmuburg, riki thiodan, Kaiser von Romaburg, der mächtige Herzog.

Unter den Titeln, die Heinrich in der Akklamation beigelegt werden, erscheint nun der rerum dominus als der am schwierigsten zu erklärende; denn er kommt in den antiken Akklamationsformeln überhaupt nicht vor und hat nur zwei antike Vorbilder, die zudem ziemlich farblos sind (14) und nichts erklären, denn es hätte wenig Sinn gehabt, den siegreichen Heerführer als „Herrn der Lage" oder „Herrn des Staates" auszurufen. Das Fehlen in den antiken Formeln legt aber den Gedanken um so näher, daß es sich hierbei um einen germanischen Begriff handelt, der eine ganz besondere Eigenschaft Heinrichs bezeichnete, denn er trägt das rerum dominus geradezu als einen Titel. So in der Praefatio (gentis in qua ipse rerum dominus Heinricus primus regnavit), in der Akklamation von Riade neben dem Imperator und dem Pater patriae, dann bei seinem Tode: defunctus est ipse rerum dominus et regum maximus Europae. Weiterhin bei der Krönung seines Nachfolgers, der nach der Ansprache Herigers a domino rerum olim designatus ist, und endlich an jener merkwürdigen Stelle, wo von den Wunderzeichen mehrere Jahre nach seinem Tode berichtet wird: mons quoque ubi ipse rerum dominus sepultus erat. Stilistisch auffallend ist die dreimalige Hervorhebung des Wortes durch ipse, die nur ein einziges Mal fehlt: das macht fast den Eindruck, als wenn das ipse zum Titel selbst gehört hätte. Man könnte an einen „Selbstherrscher" denken, und ich glaube in der Tat, daß ein ähnlicher Gedanke darin steckt, wie sogleich gezeigt werden soll; anderseits erinnert die Wortverbindung an das altsächsische drohtin self (Hel. 418 und viele andere) waldand selbo (Hel. 4702) und auch an das altenglische Hengest sylf (Finnsburg 17). Dieser Titel bezeichnet Heinrich sogar da, wo sein Name gar nicht genannt wird; anderseits

wird er seinem Sohn Otto nur ein einziges Mal beigelegt, und zwar bevor Widukind ihm den Imperatortitel zuerkennt. Das legt den Gedanken nahe, daß der Titel, vom Vater ererbt, eine Art von Vorstufe zum Imperator ist, übrigens ist er auch hier wieder mit ipse verbunden: ipse denique dominus rerum, fratrum natu maximus optimus, inprimis pietate erat clarus (II. 36). Maximus optimus heißt er auch I. 41, wo er ebenfalls als der Älteste den jüngeren Brüdern gegenübergestellt wird (natu maximus optimus = is ferahes the furisto?); mit rerum dominus wird er hier also gewissermaßen als legitimer Erbe der väterlichen Gewalt und Haupt der Liudolfinge bezeichnet. Von einer entsprechenden Bedeutung ist aber in den spärlichen antiken Belegen nicht eine Spur zu finden; es drängt sich also der Gedanke auf, daß eine lateinische Stilphrase zur Wiedergabe eines germanischen Wortes und Begriffes entlehnt worden ist. Ein Hinweis mag sich in dem lateinischen dominus rei finden, das für einen Richter gebraucht wird (15); genauer werden die rerum domini als die Gefolgsmänner des Königs oder Kaisers bezeichnet, die mit ihm in der Königshalle weilen (16), die Proceres Curiae. Der Zusammenhang, in dem Heinrich dieser Titel beigelegt wird, läßt nun doch in etwa erkennen, worauf er sich bezieht: der Stamm der Sachsen ist die gens, in qua ipse rerum dominus Heinricus primus regnavit. Das dürfte bedeuten, daß Heinrich in Sachsen zuerst mit königlicher Gewalt geherrscht hat, was I. 17 ausdrücklich betont wird: primus libera potestate regnavit in Saxonia, „Heinrich hat erstmals in Sachsen unter Ausschluß jeder anderen Gewalt Königs- und Herzogsrechte allein ausgeübt" (17). Damit war die erste Voraussetzung gegeben für das, was sich später in der Formel ausdrückte rex imperator in regno suo (18), für die nach E. Stengel (ebd.) vielleicht „jener alte hegemoniale Imperialismus als Vorbild und der romfreie Imperatortitel abendländischer Könige als anregendes Muster gedient" hat. Deutlich scheint aber Widukind mit der titelhaften Hervorhebung des ipse rerum dominus eine Vorstufe zum Imperator zu bezeichnen, worauf auch die Reihenfolge der Titel in der Akklamation von 933 hinweist. Da er libera potestate regnavit, so war er self-waldand, was m. W. nicht belegt ist, aber sinngemäß mit waldand selbo übereinstimmt. Aber vielleicht können wir der eigentlichen Bedeutung noch näher kommen.

Zu der libera potestas, den Königsrechten des Herzogs, gehört neben dem militärischen Oberbefehl vor allem die eigene Gerichtshoheit, ja sie ist ihre eigentliche Voraussetzung. Wenn dominus rei den Richter bedeutet, so weist dominus rerum ebenfalls auf diese Beziehung hin. Wörtlich und sachlich entspricht er dem altnordischen þingvaldi, wie der König neben einvaldi und folkvaldi genannt wird, als Herr des Things, der Gerichtsversammlung. Für die Funktion des obersten Richters hat das Altsächsische eine besondere Bezeichnung, thera saka waldan, das heißt „den Rechtsvorgang führen" (19). Nach dem Heliand ist das ein Hoheitsrecht des ‚Drohtin' (3315 f.), wenn Christus mit dem Hinweis auf den jüngsten Tag seinen Jüngern verheißt:

thar ik allun skal	da werde ich allem
irminthiodun	Gesamtvolke
dômos adêlian,	Urteile zuerkennen,
than môtun gi mid iuwom drohtine thar	dann dürft ihr mit euerm Oberherrn dort
selbon sittian	selber sitzen
endi môtun thera saka waldan.	und dürft den Rechtsvorgang führen.

Waldand wird im Heliand fast immer für den obersten Herrn, Gott und Christus gebraucht, und entspricht dem biblischen dominus. Daraus ergäbe sich die Bezeichnung sakono waldand für den obersten Richter, begrifflich und sachlich mit dem dominus rei übereinstimmend, der Pluralform entsprechend mit dominus rerum wiedergegeben (20). Die Jünger sind bei diesem Bilde einer germanischen Gerichtsversammlung als die proceres curiae, die rerum domini (vgl. Anm. 16) gedacht, die im Namen des Königs das Richteramt ausüben.

Als rerum dominus ist Heinrich und Otto vor seiner Benennung als Imperator also der Inhaber der vollen Souveränität, und es bedarf für seinen Geschichtsschreiber nur des Anstoßes durch einen großen, beispielhaften Sieg, um ihm auch den einzigen darüber hinausgehenden Titel zuzuerkennen, und das ist der des Imperator. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß beide Könige – so unsicher die Nachrichten über Riade auch lauten – in den entsprechenden Schlachten zum ersten Male als Heerführer nicht nur den sächsischen Heerbann, sondern eine Art von Reichsheer führen. Das ist eine sichtbare Erweiterung des Souveränitätsbereiches, die eine Steigerung des Titels auf den einzig noch möglichen Grad nahelegen konnte. Das würde ganz den gleichzeitigen Entwicklungen in Spanien entsprechen, wo in den Jahren 922, 939, 952 der Kaisertitel immer wieder „ein neues Echo militärischer Erfolge, gewonnener Schlachten" ist (21), und in England bei Aethelstan und Eadgar, „die als erobernde Heerkönige eines wachsenden Reiches Kaiser hießen und sich nannten gleich ihren spanischen Vettern" (22).

Es bleibt noch der pater patriae, zweifellos ein römischer Titel, wenn er auch in Rom keineswegs durch Akklamation übertragen wurde, ebenso wenig wie der rerum dominus. Ist also der Bericht Widukinds „offensichtlich aufgebaut und konstruiert auf der dem Verfasser aus antiken Quellen bekannten altrömischen Sitte der imperatorischen Akklamation des siegreichen Feldherrn" (23), so muß er den Inhalt derselben auf seltsame Weise aus den verschiedensten Quellen zusammengeklaubt haben. Den pater patriae aber wendet er nicht nur auf Otto und Heinrich an, sondern schon auf Otto den Erlauchten, bei dem er bestimmt nicht an kaiserliche Würden und Akklamation nach römischem Vorbild gedacht hat: igitur patre patriae et magno duce Oddone defuncto (I. 21). Darin liegt nichts als eine ehrende Bezeichnung für den Landesherrn, den Landesvater, die hier natürlich von antiken Beziehungen völlig frei ist. Ich kann mir dafür kein bezeichnenderes altsächsisches Wort denken als landes ward, was im Heliand vierzehnmal in Verbindung mit drohtin u. a. gebraucht wird; einmal ist er auch Gegenstand einer Huldigung (3711, das Hosianna): lobodun thana landes ward liudio menigi. Widukind gebraucht die Bezeichnung beim Tode seines Fürsten, auch bei König Heinrichs Tode heißt es: defuncto itaque patre patriae et regum maximo optimo Heinrico (II. 1), dagegen beim Tode Ottos: itaque defunctus est .. imperator Romanorum, rex gentium (24). Auch hier fällt die Steigerung der Benennungen auf, die mit dem Wachsen der Stellung vom Großvater bis zum Enkel übereinstimmt, dem Hauptthema seiner Sachsengeschichte: Herzog Otto ist pater patriae et magnus dux, König Heinrich pater patriae et regum maximus optimus, Otto endlich imperator Romanorum, rex gentium.

Hat nun wirklich Widukind, dessen Wahrhaftigkeit sonst unbestritten ist, die ganze Huldigung des Heeres „dem Sieger in der Lechfeldschlacht von 955 angedichtet" (25) und somit aus politischen Gründen frei erfunden? Hat also ein Vorgang dieser Art, den er dann im Sinne einer antiken Kaiserakklamation deutete, niemals stattgefunden, und wäre dann nachträglich

auch die Huldigung des Heeres nach Heinrichs Ungarnschlacht nach dem Muster der ersten Fälschung einfach dazu erfunden worden? Ich glaube kaum, daß er vor seinen Zeitgenossen, die doch irgendwelche eigene Kunde von den Vorgängen haben mußten, mit einer solch plumpen Fälschung hätte bestehen können, wenn nicht ein Brauch dieser Art in der germanischen Wirklichkeit bestanden hätte. Ob dabei wirklich das Wort Kaiser gefallen ist, will ich zunächst dahingestellt sein lassen. Für das feierliche Heldenlob nach siegreicher Schlacht gibt uns seine eigene Darstellung, wo sie von keiner politischen Absicht beeinflußt sein kann, doch eine Reihe von eindringlichen Beispielen. Das erste reicht in die sagenhafte Vorzeit des sächsischen Stammes zurück und bezieht sich auf Hathagat, den Führer der Sachsen in der blutigen Schlacht von Scheidungen 531 (I. 12):

Per triduum igitur dies victoriae agentes et spolia hostium dividentes exequiasque caesorum celebrantes laudibus ducem in caelum attollunt, divinum ei animum inesse caelestemque virtutem acclamantes, qui sua constantia tantam eos egerit perficere victoriam.

„So hielten sie drei Tage lang die Siegesfeier, teilten die feindliche Beute, begingen die Bestattung der Gefallenen und erhoben den Anführer zum Himmel, indem sie riefen, in ihm wohne göttlicher Geist und Himmelskraft, denn er habe sie durch seine Festigkeit dazu gebracht, einen solchen Sieg zu erringen."

Die Sachsen, die diese Siegesfeier mit der Akklamation (acclamantes) des siegreichen Führers begehen, sind Heiden, und das wird von Widukind noch ausdrücklich festgestellt; um so merkwürdiger ist in diesem Zusammenhang der divinus animus und die caelestis virtus, die einem heidnischen Helden zugeschrieben werden (26). Man könnte dabei an das nordische âsmegin denken, „die Seele eines Asen oder eines Gottes mit ihren mächtigen Eigenschaften" (27). Diese Erhebung eines Helden zu einer höheren Stufe menschlichen Wesens ist bis in die geschichtliche Zeit an den zeitgenössischen Helden Widukinds nachzuweisen; sie ist mit einer bestimmten Abstufung des Ruhmesgrades verbunden. Der triumphus celebris Ottos auf dem Lechfeld hat schon 943 einen Vorläufer, ebenfalls nach einem Ungarnsiege, den Berchtold erfochten hat (II. 34): pugnans contra Ungarios victorque existens triumpho celebri factus est clarus. Das muß mehr bedeuten, als daß er „durch einen überragenden Sieg berühmt geworden" sei: der triumphus celebris setzt eine feierliche Heldenerhöhung voraus und könnte mit siginunft übersetzt werden, wie triumphum capere (Waltharius 1452) mit sigu neman wiederzugeben ist (28). Auf dem Lechfelde ist Otto triumpho celebri factus gloriosus; gewiß ist der Anruf als Imperator der eigentliche Inhalt dieses triumphus celebris. Schon III. 8 ist Otto plena victoria gloriosus factus, und III. 43 kehrt er victoria gloriosus in die Heimat zurück. Victoria gloriosus dürfte sigimâri wiedergeben, womit Gl. Lips. 828 victor übersetzen. In dem factus liegt aber offenbar mehr als nur der Begriff „berühmt geworden", es muß heißen „zum Heldenruhm erhoben", und zwar durch einen ausdrücklichen Akt der Heldenerhöhung. Denn diese widerfährt auch einer Anzahl seiner Mitkämpfer; III. 54 wird in den Bericht über Geros Auseinandersetzung mit Stoineff eine Bemerkung über Geros Heldenruhm eingeschoben: Gero denique, olim multis gestis insigniis clarus haberetur, iam tamen magnus ac celebris ubique predicabatur, eo quod Sclavos qui dicuntur Uchri cum magna gloria cepisset. Die Stufen des Heldenruhmes sind hier clarus und magnus ac celebris. Eine weitere Abstufung wird erkennbar aus III. 55: ex hoc Hosed clarus et insignis habitus. Merces tam famosi gesti donativum imperiale reditu viginti mansuum, und II. 11: ea pugna Tamma pincerna, multis

aliis rebus bene gestis olim famosus, factus est clarus. Es ergeben sich die Abstufungen: famosus, clarus. magnus ac celebris, gloriosus factus. Dem entspricht eine ähnliche Abstufung in den altsächsischen Wendungen für den Heldenruhm: famosus für gifrâgi, „bekannt, berühmt, wovon man spricht" (fama), agl. gefræge (Beow. 55. 2480); rebus bene gestis famosus entspricht dann wörtlich Hel. 2976: wârun is gôdan werk ferran gifrâgi, wobei unter den gôdan werk nicht die „guten Werke" im christlichen Sinne, sondern die guten Taten im Sinne des Helden zu verstehen sind. Mit clarus wird sicher mâri wiedergegeben, „berühmt, angesehen". In celebris ubique predicabatur klingt wörtlich an Hel. 1274: is lof is sô wido managun gimârid; magnus ac celebris mag mikil endi mâri bedeuten.

Daß diese Rangerhöhungen des Helden eine tiefere Bedeutung hatten, lehrt uns die Sagengeschichte, denn wir treffen jenen Hosed nach Jahrhunderten in der Thidrekssaga wieder, wo er unter dem Namen Osid erscheint (das h ist Spiritus lenis). Seine beispielhafte Tat bestand darin, daß er, ein vir militaris, den Stoineff erschlug, und es ist einleuchtend, daß er als ein clarus factus sich in der Wilzensage, die so manches aus den Slawenkriegen bewahrt hat, durch Jahrhunderte behaupten konnte (29). Das gleiche gilt für Gero, den magnus ac celebris, der als Markwächter Gere in das Nibelungenlied eingegangen ist (30). Ein Sieg über die Ungarn, den antiquus hostis, ist bei Berchtold und Otto die Voraussetzung für den triumphus celebris und das gloriosum fieri, dem wohl wörtlich das altsächsische gidiurid wesan (Hel. 3319) entspricht, wie gloria durchweg mit diurida (ahd. tiurida, an. dýrd) wiedergegeben wird (31). Aus den zahlreichen Beispielen bei Widukind folgt doch wohl so viel, daß die Ruhmerhöhung des siegreichen Helden nach einem beispielhaften Siege sich in der festen Form einer feierlichen Heldenehrung, vielleicht wirklich einer Art von Akklamation vollzogen hat. Dabei stehen die Heldenehrungen Heinrichs und Ottos in einer Reihe mit den anderen Beispielen; sie stellen den höchsten Grad der Ehrung dar. Kann man sie aus diesem Rahmen herausnehmen und für eine willkürliche Erfindung nach antikem Muster halten? Ich glaube es nicht. Die Erhöhung des Helden, die Glorifizierung (diurida) des Gefolgsherrn, in heidnischer Zeit in der Gottähnlichkeit gipfelnd, bedeutet in der politischen Wirklichkeit des 10. Jahrhunderts, den höchsten Rang zu erreichen, der einem Sterblichen beschieden ist: der gloriosus factus überragt alle anderen Helden und Könige. Und für diesen lag die Bezeichnung Kaiser wohl schon lange im germanischen Sprachgebrauch bereit, wie das Wort denn auch sprachlich sehr alter gemeingermanischer Besitz sein muß (got. kaisar, an. keisari, ahd. keisar, afries. keiser, agl. cásere, as. kêsur) und wohl schon lange in der stabenden Formel mit kuning verbunden war. Das zeigen die angelsächsischen Urkunden, in denen das rex atque imperator als cyning and casere totius Brittaniae in altenglischer Form mitten in die lateinische Urkunde gesetzt wird (32), womit kuning an thesumu kêsurdôma (Hel. 605) zu vergleichen wäre.

Für den Sachsenfürsten gipfelt der Aufstieg vom pater patriae (landes ward) über den rerum dominus und den regum maximus optimus im Imperator, gleichlaufend mit seiner Erhöhung vom clarus über den magnus ac celebris zum gloriosus. Wenn diese Ruhmerhöhung in der Akklamation als Endpunkt einer aufsteigenden Linie zum Ausdruck gebracht wird, so fehlt dafür jedes antike Vorbild. Dagegen ist es bemerkenswert, wenn in einer Quelle auch bei Karl das gloriosus gewissermaßen als Vorbedingung zum Kaisertitel, allerdings in römischer Prägung erscheint: ut qui iam re ipsa rector et imperator plurimarum erat nationum, nomen quoque caesaris et augusti apostolica auctoritate gloriosus assequeretur (33). Stengel (a. a. O).

folgert daraus, daß Notker gewußt habe, daß Kaiser und Feldherr an sich zweierlei sei. Aber werden in den beiden antithetischen Bezeichnungen, rector et imperator einerseits, und caesar et augustus anderseits nicht vielleicht die germanische und die römische Bezeichnung, der kuning endi keisar, cyning and cásere, und der Caesar und Augustus einander gegenübergestellt? Das liegt doch um so näher, als in den angelsächsischen Urkunden das rector et imperator oder die entsprechenden Bezeichnungen mit dem cyning and cásere synonym gebraucht werden. Dann wäre hier imperator schon nicht mehr der Feldherr, sondern in formelhafter Bindung der keisar im germanischen Sinne.

Wie dem auch sei, in dem triumphus celebris scheint mir eine Linie sichtbar zu werden, die aus der germanischen Überlieferung kommt; denn dem Ungarnsieger Berchtold eine Akklamation nach antikem Muster anzudichten, wäre für Widukind doch völlig sinnlos gewesen. Wenn Beda zur Begründung des Kaisertitels seiner Angelsachsenkönige das Vorbild antiker Heerkaiser in Britannien heranzieht, und wenn aus Bedas Vorstellungswelt „der hegemoniale Kaisertitel des frühen Mittelalters entsprungen ist", so bemerkt Stengel doch mit Recht, daß das nicht etwa ein Zeugnis ist für ein lebendiges Fortleben von Formen des römischen Staatsrechtes, sondern eine Fortentwicklung des germanischen Herzogamtes der Frühzeit (34).

Und die Akklamation siegreicher Heerführer und Helden hat sich, so glaube ich, von den Zeiten der Schilderhebung bis in jene germanische Spätzeit erhalten, in der Widukind wurzelt, und in der das germanische Herzogsamt, dessen letzte Entwicklungsstufe der kêsur war, wieder mit dem universal-römischen Kaisertum zusammentraf – zwei konvergierende Linien, die sich in der Vorzeit in dem Worte Caesar — kaisar schon einmal berührt hatten. Und wieder ist es, wie im Jahre 800 bei Karl, „das schillernde Wort imperium" (35), in dem sich die hegemoniale Führerstellung des germanischen Königs mit dem Gedanken des universalen Kaisertums berührt"; aber mehr noch das Wort imperator selbst, dessen verschiedenen Bedeutungen bei Widukind wir oben nachgegangen sind. Ja, wenn wir wüßten, wie sich die Männer, denen wir die lateinischen Urkunden und Berichte verdanken, in dieser Hinsicht in ihrer eigenen Sprache ausgedrückt haben! So wird sich die Frage, ob das Wort Kaiser bei dem Heldenlob eines siegreichen Königs gebraucht worden ist, nicht mit Sicherheit entscheiden lassen. Wenn wir aber bedenken, daß es lebendiger germanischer Sprachbesitz war, daß bei den Angelsachsen der imperator nachweislich den cásere wiedergab, daß es in stabenden Formeln mit dem cyning verbunden war, so wird mir diese Möglichkeit doch zur vollen Wahrscheinlichkeit. Nehmen wir mit Stengel an (36), „daß es der germanische Gedanke des über viele Häuptlinge und Kleinkönige gebietenden Führertums ist, der in dem lateinischen Worte (imperator) zum Ausdruck kommt", so muß dies doch ein germanisches Wort wiedergegeben haben. Und das kann bei Sachsen und Angelsachsen kaum ein anderes gewesen sein, als kêsur und cásere.

Daß uns die germanische Dichtung, von ihren Spuren bei Widukind abgesehen, etwas von einer solchen feierlichen Schilderhebung mit dem Kaiseranruf bewahrt hätte, ist an sich wenig wahrscheinlich; sie hält sich ja ganz im Bereiche des Persönlichen, das Völkische und erst recht das Politische ist ihr fremd. Und doch glaube ich, daß gerade die altsächsische Dichtung in ihrem einzigen größeren Denkmal, dem Heliand, uns einen deutlichen Hinweis auf einen celebris triumphus erhalten hat; allerdings ist es, der ganz veränderten Umgebung gemäß, kein beispielhafter Sieg, der die Akklamation nach sich zieht, sondern ein beispielhaftes Wunder. Den Anstoß zur Einflechtung einer solchen Königs- und Kaiserakklamation, die sehr wahrscheinlich

aus dem poetischen Bestande des Dichters stammt, gab eine Stelle im Johannesevangelium. Es handelt sich um das Wunder der Brotvermehrung und den nur von Johannes berichteten Plan, Christus daraufhin zum Könige zu machen (Joh. 6, 14): illi ergo homines cum vidissent quod fecerat signum dicebant: quia hic est vere propheta, qui venturus est in mundum. Jesus ergo, cum cognovisset, ut caperent eum et facerent regem, fugit. Aus dieser knappen Angabe hat der Dichter die Schilderung einer feierlichen Königserhebung durch Zuruf gemacht, wobei er es sich sicher nicht entgehen lassen wollte, auch hier eine farbige Seite germanischen Lebens sichtbar werden zu lassen. Nachdem Christus 2869 bis 2877 als wîsa wârsago begrüßt wird, heißt es (2878 f.):

alla gisprâkun,	alle sprachen zusammen,
that hie wâri wirdig	daß er wäre würdig
welono gihwilikes,	eines jeden der Reiche (37),
that hie erdriki	daß er die Erdenherrschaft
êgan môsti,	besitzen dürfe,
wîdan weroldstôl,	den weiten Weltenthron,
‚nû hie sulik giwit habad,	„da er solche Weisheit besitzt,
sô grôta kraft mid gode'.	so große Macht von Gott" (38).
Thia gumon alla giwarth,	Es dünkte die Degen alle,
that sia ina gihôbin	sie sollten ihn erheben (39)
te hêrosten,	zum Oberherrn,
gikurin ina te kuninge.	ihn küren zum König.

Der Inhalt dieser Schilderung wird anschließend noch durch das ergänzt, was die Widersacher nicht glauben wollen, nämlich (2889)

that all an is giweldi stêd,	daß alles in seiner Gewalt steht,
kuningrîkio kraft	der Königreiche Macht
endi kêsurdômes,	und des Kaisertumes,
meginthiodo mahal.	das große Volksgericht (40).

Von alledem steht in den Evangelien nichts; man sieht, wie sehr es dem Dichter zusagte, eine durch Zuruf erfolgte Königswahl zu schildern und damit den Sachsen ihren neuen Gott als Heerkönig nahe zu bringen. Die im Zusammenhang davon getrennte Formel that all an is giweldi stêd, kuningrîkio kraft endi kêsurdômes, meginthiodo mahal gehört nun offensichtlich mit zur Aufzählung der Eigenschaften des neuen Königs. Das kêsurdôm ist hier Steigerung von kuningrîkio; die Formel gibt die Vorstellung wieder, daß mit dem Kaisertum „die Oberherrschaft über eine Vielheit von Königen und Reichen" (41) ausgedrückt wird. Dazu gehört als dritter koordinierter Begriff das meginthiodo mahal, wesentlich mit dem Geltungsbereiche des Königs und Kaisers verbunden. Es ist der Vorsitz in der Versammlung der meginthioda, das heißt „aller unter einer und derselben Herrschaft vereinigten Volksstämme" (42), kennzeichnet also die Stellung des Königs als þingvaldi, als Herr des großen Landesthings (mnd. dinkswart). Man darf daran denken, daß König Heinrich neben dem Imperator auch als rerum dominus ausgerufen wird, und Otto ist es, der als König wiederholt die universalis populi conventio einberuft, worin ich nichts anderes sehen möchte, als

eine wörtliche Übersetzung von meginthiodo mahal. Die meginthioda entspricht in der Bedeutung der irminthiod, wie megin und irmin weitgehend synonym sind; wie irminsul die universalis columna ist (43), so ist irminthiod oder meginthioda der universalis populus. Die universalis populi conventio steht als große Volksversammlung neben dem conventus populi, der eher eine Heeresversammlung zu sein scheint, wie I. 36: cum conventus esset populi circa tentoria legati, womit hier nur eine Ansammlung der Krieger gemeint ist (meginthiodo gimang? Hel. 3908 u. a.). Auch wenn Heinrich convocato omni populo seine auf den Ungarnkrieg vorbereitende Ansprache hält (I. 38), so ist damit kaum etwas anderes als die wehrfähige Mannschaft gemeint. Um eine große Volksversammlung, ein Landesthing mit allen Aufgaben eines solchen aber handelt es sich II. 10: exiit edictum a rege, ut universalis populi conventio fieret apud villam quae dicitur Stela, schon der Name des Versammlungsortes deutet auf eine Dingstätte (44). So findet auch auf der alten Dingstätte zu Fritzlar (45) ein universalis populi conventus statt (III. 16), die schweren gegen Erzbischof Friedrich erhobenen Vorwürfe verlangen die Verhandlung vor einer Vollversammlung, bei der denn auch der König den Vorsitz führt. Ähnlich ist die Lage bei dem universalis populi conventus bei Einna (III. 32) in dem Kriege zwischen Otto und Liudolf, wo die Anklage des Hochverrates verhandelt wird. Ganz friedlichen Charakter hat wieder der universalis populi conventus zu Mainz (III. 41); er ist celebratus, da er die Aussöhnung Ottos mit Sohn und Schwiegersohn bringt; und endlich der conventus populi in loco qui dicitur Werla, — dessen Name wieder auf eine Dingstätte deutet – coram principibus et frequentia plebis (III. 70). Er ist nicht universalis – vielleicht weil Otto selbst abwesend und nur durch einen Brief aus Rom vertreten ist. –.

Kuningrîkio kraft endi kêsurdomes, meginthiodo mahal, damit wird im Altsächsischen der Machtbereich des siegreichen Königs in feierlicher Verkündung umschrieben, wenn er zum hêrosten erhoben, zum König gekoren wird. Vom Staatsrechtlichen her mag der Imperator von 933 und 955 eine Eigenmächtigkeit Widukinds sein; von der germanischen Geschichte aus gesehen erscheint er mir als der Reflex einer lebendigen Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist Widukind sicher nicht unbekannt gewesen; er stand dem Leben von Heer und Gefolgschaft nahe genug, um Dinge zu sehen und zu hören, die wohl in den Kanzleien nicht notiert wurden. Vielleicht bedurfte er dazu auch nicht des Umweges über England, zu dem er sicher enge Beziehungen gehabt hat (46). Freilich erscheint dort bei ungebrochener literarischer Überlieferung manches in Akt und Urkunde, was in Altsachsen ungeschrieben blieb und mit dem Ende der germanischen Zeit verhallt ist. Dazu mag die Tradition des romfreien Kaisertums gehört haben, von der hier vielleicht einige Spuren sichtbar geworden sind.

(1) Sie ist im wesentlichen verzeichnet bei E. Stengel, Kaisertitel und Souveränitätsidee (Weimar 1939) 18, Anm. 2, und in seiner grundlegenden Untersuchung „Den Kaiser macht das Heer" (1910), im folgenden abkürzend „Heerkaiser" genannt; die erstgenannte Schrift zitiere ich als „Kaisertitel". – (2) Kaisertitel 7 und 18. – (3) Heerkaiser 264 f. – (4) Heerkaiser 263, A. 1. – (5) Widukind von Corvey, Textausgabe von Lohmann-Hirsch, 11, A. 4. – (6) Vgl. Lohmann-Hirsch, 51 A. 5. – (7) Die hantrada, hantreichida ist der Akt der Vasallenhuldigung, vgl. Grimm DRA. I 191; manus dare und ad manum conscribere (an hand bifelhan) ist bei Widukind öfter belegt. – (8) Vgl. auch II. 36: usque in finem fideliter perduravit. – (9) Vgl. Lagenpusch, Walhallklänge im Heliand (Königsberg 1896) S. 5, Vilmar Deutsche Altertümer im Heliand (Marburg 1845), 2. Aufl. 1862, S. 68. – (10) Sehrt, Vollst. Wörterbuch z. Heliand (Göttingen 1925) 400. populi sind bei Widukind die liudi, mit orientales populi gibt er ôstarliudi wieder. Stengel, Kaisertitel 11 setzt den imperator multorum populorum neben den imperator plurimarum nationum (Karl); das ist hiernach nicht angängig. – (12) Die verschiedenen Bedeutungen von imperium bei Widukind werde ich in einem späteren Beitrag untersuchen. – (13) Kaisertitel 22. – (14) Vergil. Aen. I. 282: Romanos, rerum dominos, gentemque togatam. Tac. Hist. II. 78 bedeutet es „Herr des Staates". – (15) Vgl. Heinichen, Lat.-Dt. Schulwörterb., 7. Aufl. (1903) 264 u. ‚dominus'. – (16) Du Cange, Glossarium, tom. II. 436 u. ‚comitatus': Palatium, aula regis, locus ubi rex aut imperator moratur, seu ut definit Anianus ad l. 20: ‚ubi rerum domini fucrint': a comitibus dictus, seu Proceribus, qui in aula commorabantur: sic enim Proceres Curiae appellatos supra ostendimus. — (17) Lohmann-Hirsch 27 A. 3. – (18) Vgl. Stengel, Kaisertitel 43. – (19) Lagenpusch a. a. O. 36; Sehrt 635; vgl. auch Grimm DRA 783. – (20) Mit sakono waldand nicht zu verwechseln ist sakwaldand, der Gegner vor Gericht (Hel. 1469). Auffallend ist die stabende Verbindung von selbo mit saka waldan (ipsi rerum domini?). – (21) Stengel, Kaisertitel 17. – (22) Stengel ebd. – (23) Stengel, Kaisertitel 18, und die dort angegebene Literatur. – (24) igitur pater patriae defunctus würde wörtlich entsprechen Hel. 5658: sô thô the landes ward swalt, das sô wird mit igitur und itaque wiedergegeben. – (25) Stengel, Kaisertitel 7. – (26) Das laudibus in caelum attollere ist antik, vgl. Sallust Cat. 48: Ciceronem ad caelum tollere; von dem divinus animus und der caelestis virtus findet man dort aber nichts. Zu vergleichen wäre afhebbian sô hôho, Hel. 2626. – (27) Grönbech, Kultur und Religion der Germanen I. 2.0. – „Wenn du wächst, so wächst mein âsmegin bis in den Himmel" ruft Thor dem anschwellenden Vimur zu (Skalda 18, 72); vgl. Grönbech a. a. O. – (28) Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften V. 286. – (29) Vgl. W. Haupt, Zur niederdeutschen Dietrichsage (Palaestra 129, 1914) 88 f. – (30) Haupt a. a. O. – (31) Sehrt, Wörterbuch 73. – (32) Die Stellen sind zitiert bei Stengel, Kaisertitel 4, Anm. 3 ff. – (33) Kaisertitel 48, Anm. 1. Offenbar ist Karl nicht apostolica auctoritate gloriosus, er hat vielmehr als ein gloriosus den Namen des Caesar und Augustus durch die apostolica auctoritas erlangt; gloriosus ist er als rector et imperator plurimarum nationum. – (34) Kaisertitel 21, vgl. oben Anm. 13. – (35) Stengel, Kaisertitel 25. – (36) Kaisertitel 49. – (37) welo heißt ursprünglich „Gut, Besitz, Reichtum" (Sehrt 650), doch nimmt es schon im Heliand die Bedeutung „Reich" an, häufig mit hebanrîki und himilrîki parallel gestellt, auch mit werold-rîki, was mit werold-welo synonym ist. Ausführlicheres darüber in meiner Untersuchung über das Imperium. – (38) Piper, Die altsächs. Bibeldichtung (Stuttgart 1897) S. 228 zu V. 2876, vermutet, daß vielleicht ‚mid gôde' (Güte, Trefflichkeit) zu lesen ist. – (39) Piper a. a. O.: „der Sachse mochte an die Erhebung auf den Schild dabei denken". – (40) Piper 229 zu V. 2891 meint: „meginthiodo mahal ist das Gericht über die Menge des Volkes, das jüngste Gericht". Das glaube ich nicht; wie der Vergleich mit der universalis populi conventio zeigt, bleibt der Dichter hier im Bereiche der germanischen Wirklichkeit, denn er fährt fort: bithiu ni welda hie thuru thero manna sprâka hebbian ênigan hêrdôm . . weroldkuninges namon, „darum wollte er durch die feierliche Rede (Akklamation?) der Männer keine Herrscherwürde, den Namen des Weltkönigs erlangen". Der „Weltkönig" ist auch kein biblischer Begriff, sondern wie in den Ausdrücken werold-kêsur, werold-rîki u.a. nur eine tautologische Verstärkung; vgl. L. L. Schücking, Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache (Heidelberg 1915) 101 f. – (41) Stengel, Kaisertitel 43 und 49. Auch für den Ausdruck rex Otto et imperator in der von Stengel (Heerkaiser, Exkurs 72) behandelten wichtigen Trierer Urkunde von 955 könnte eine solche Formel Vorbild gewesen sein. – Die Wortstellung erinnert auffallend an kuningrikio kraft endi kêsurdômes. Damit wird der historische Wert dieser Urkunde, die Otto im Jahre seines Ungarnsieges als Imperator bezeichnet, natürlich nicht vermindert; im Gegenteil, die Wahrscheinlichkeit einer nachträglichen Einfügung würde dadurch noch geringer. – (42) Lagenpusch a. a. O. 138, vgl. Sehrt 296. – (43) Die magensul, ich meino diu den first treget (Graff 6, 187) ist gewiß identisch mit der Irminsul; vgl. R. Meißner, Die Irminsul bei Widukind von Corvey, Bonner Jahrbücher 139 (1934) S. 45. – Thietmar spricht von der Volksversammlung das eine Mal als vom publicus conventus (IV. 41 und VIII. 50), andere Male vom publicum colloquium (VIII. 6) und von colloquium de re publica (VIII. 54), also von Versammlung und Verhandlung. Beide Bedeutungen sind aber nur dem germanischen mahal gemeinsam. – (44) Edw. Schröder, „Der Name Werla"; Zs. des Harzvereins 48 (1935) stellt Stela mit Werla (Werloh) neben Markloh, als Stenlah oder Stenloh; loh bedeutet einen lichten Hain, Waldwiese oder Waldblöße. Wer ist Mann oder Gefolgsmann; in Stenlah möchte ich eine mit Steinen umhegte Dingstätte vermuten. – (45) Friedesleri – aus fridu und lâr zusammengesetzt? – (46) Vgl. Stengel, Kaisertitel 30. M. Lintzel, Die politische Haltung Widukinds von Corvey (Sachsen und Anhalt 14, 1938) 38 vermutet eine in Deutschland bodenständige Kontinuität des romfreien Kaisergedankens; wie mir scheint, mit vollem Recht.

Die Fundgrube

Albert Hiß: „Die mich brennet, bete ich an!"

Wie bedeutend die Sonne als Sinnbild noch heute ist, dafür ist einer der schönsten Belege an einem Hause in dem oberhessischen Orte Brandoberndorf erhalten. Dort befinden sich unter den Fenstern der Vorderfront des Hauses Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber) 4 hölzerne Brüstungsplatten, von denen eine eine menschliche Gestalt zeigt, die vor einer gesichteten Strahlensonne kniet. Um den Sinn ganz deutlich und für die, denen das Wissen um die Sinnbildsprache nicht mehr geläufig ist, erkennbar zu machen, steht im Bild noch der Spruch: „Die mich brennet, bete ich an!" Die Platte ist zuerst 1910 von Artur Carius in seiner Dissertation über „Ornamentik an oberhessischen Bauernhäusern" (1) wiedergegeben, allerdings nur als Zeichnung und daher nicht ganz originalgetreu. Ein erklärender Text zu unseren Brüstungsplatten fehlt bei Carius, so daß ich mich um nähere Auskunft nach Brandoberndorf wandte und dort durch Herrn Lehrer Schmidt weitere Hinweise erhielt.

Von den 4 Brüstungsplatten zeigen:

1. Tafel 1 Wagnerwerkzeuge und die Inschrift: „Anno 1670 gelernt das Wagner Handwerck getrben 19 Jahr",
2. Tafel 2 ebenfalls Handwerksgeräte und die Inschrift: „Die Mihl erbaut im Jahr Anno 1683 den neuen G:aben ververtiget 1790",
3. Tafel 3 die Inschrift: „Ihre hochgrafliche Excelent Keiserlicher Camerpresetent Graff zu Leuningen Westrborck Schulteis und Jager angenommen im Jahr 1695 Hans Michel Moser.", dazu zwei Tiergestalten,
4. Tafel 4 eine gesichtete Strahlensonne, davor eine knieende menschliche Gestalt: darunter ein Fabelwesen, und die Schrift: „Die mich brennet, bete ich an".

Es befinden sich ferner noch zwei Schriftreihen an dem Hause, davon eine mit der Jahreszahl 1707.

Unsere Brüstungsplatte Nr. 4 mit dem vor der Strahlensonne knieenden Mann und dem Fabelwesen ist wie die anderen Einkerbungen in einfacher, beinahe primitiver Weise gefertigt. Desto tiefer und aufschlußreicher ist ihr Sinngehalt. Er ist ein Beweis dafür, welche Bedeutung der Sonne als lebenspendender Macht innewohnt und welche Rolle sie im Leben des Menschen, hier des bäuerlichen Handwerkers, spielt. Auffällig ist auch, daß die Inschriften der anderen 3 Tafeln ebenso wie die 2 Schriftbänder am Haus neben christlichen Segenssprüchen Daten aus dem Leben der Hausbesitzer u. ä. bringen, während Tafel 4 nur diesen auf die Sonne bezüglichen Sinnspruch aufweist. Sinnbild und Spruch ergänzen sich gegenseitig, der Spruch erläutert gewissermaßen die Bedeutung des Bildes. Die knieende Gestalt ist nur in Umrissen wiedergegeben, auffallend ist die zipfelkappen- oder kapuzenartige Kopfbedeckung. Die nach aufwärts gewinkelten Unterarme unterstreichen die „anbetende" Stellung.

Wie eng auch hier Sinnbild und Brauchtum miteinander verknüpft sind, kann ich durch einen Beleg aus der Franche-Comté darlegen, den Paul Sébillot im 2. Band seiner französischen Volkskunde (2) erwähnt. Bei der Behandlung der Bedeutung des Wassers, vor allem des fließenden Wassers, im Volksbrauch, beschreibt Sébillot ein Opfer an den Flußgott, wie es in Bouligneux (Franche-Comté) noch zu Beginn des 19. Jhd. üblich war. Man bildete dort, „um sich von Fieber oder sonstiger Krankheit zu heilen, aus Stroh eine Art Sonne mit 6 Strahlen; diese brachte man auf eine Anhöhe und kniete sich vor sie gegen die aufgehende Sonne, sprach fromme

Abbildung 1 (oben). Brandoberndorf (Hessen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). „Anno 1670 gelernt das Wagner Handwerk getri(e)ben 19 Jahr" und Wagnerwerkzeuge. Aufnahme Kreisbildstelle Wetzlar.
Abbildung 2 (unten). Brandoberndorf (Hessen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). „Die Mihl erbaut im Jahr Anno 1688 den neuen Graben ververtiget 1790" und Handwerksgerät. Aufnahme Kreisbildstelle Wetzlar.

Abbildung 3. Brandoberndorf (Hessen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). „Ihre hochgräfliche Exelent Keiserlicher Kammerpresident, Graff zu Leuningen Westrborck Schulteis und Jager angenommen im Jahr 1695 Hans Michel Moser", dazu zwei Tiergestalten (Pferd und Kuh?). Aufnahme Kreisbildstelle Wetzlar. – Abbildung 4 (unten). Brandoberndorf (Hessen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). Gesichtete Strahlensonne mit knieender menschlicher Gestalt, darunter Fabelwesen, darüber Inschrift „Die mich brennet, bete ich an". Aufnahme Kreisbildstelle Wetzlar.

Gebete und suchte den nächsten Bach auf, in den man die Strohsonne warf; man mußte aber dabei sofort das Gesicht abwenden und nach Hause gehen, ohne sich umzusehen."

Hier haben wir also, wie im Bilde an unserem Brandoberndorfer Hause, im Brauchtum die gleiche „knieende Anbetung" der Sonne und dazu noch als Verstärkung der Segenswirkung die Strohsonne, die in das fließende Wasser geworfen wird. Sonne, Sonnensinnbild und Wasser bilden beim Brauch die dreifache Wirksamkeit, der Sinngehalt jedoch ist der gleiche wie der des Sinnbildes und Sinnspruches in Brandoberndorf.

Zur vollständigen Erklärung der Tafel 4 des Hauses Nr. 31 in Brandoberndorf gehört nun noch das unter der Strahlensonne und der knieenden Gestalt eingekerbte Fabelwesen. Wir finden ein ähnliches an einem anderen Hause Brandoberndorfs aus dem Jahre 1702 (Carius, a. a. O., Tafel 4, Fig., 98), ebenso zwei kuh- oder pferdeartige Tiergestalten auf Tafel 3 des Hauses Nr. 31. Zu letzterer Darstellung schrieb mir mein Brandoberndorfer Gewährsmann, Lehrer Schmidt: „Es handelt sich um eine Kuh, die den Schwanz hebt und vor einem aufbäumenden Pferd etwas fallen läßt; im Volksmund erklärt man sich das so, daß der Erbauer des Hauses, ein Wagnermeister, einen fürstlichen Jäger beherbergte (einen Beamten der Herren von Leiningen-Westerburg?), und daß die Kuh das edle Roß nun gleichsam zu Gaste bittet, wobei unter ersterer der Bauer, unter letzterem der Beamte zu verstehen sei." Ob sich mit dem Jäger und dem Roß (wenn es sich um diese Tiergattung überhaupt handelt, was bei der etwas unklaren Einkerbung schwer feststellbar ist) etwa noch andere Vorstellungen (Roß und Reiter!) aus altem Volksglauben verknüpfen oder verknüpft haben, konnte ich nicht ermitteln.

Die drachenähnlichen Fabelwesen lassen sich auch andernorts in Schnitzerei und Bildwerk des Volkes auffinden, ohne daß sich damit allerdings genaueres über die Bedeutung der Brandoberndorfer Figuren sagen ließe. So zeigt ein Bogenfeld an der Kirche in Wechselburg einen Drachen, der einem Löwen gegenübersteht (3). Dort bedeutet nach Jung (a. a. O.) der Drache in vorchristlichem Sinne die „unholden Mächte". In vielen Sagen sind, neben Schlangen, Drachen die Hüter verborgener Schätze, sie leben in Höhlen und unter der Erde und werden so auch zum Sinnbild des Erdreiches, der Mutter Erde selbst. Damit dürfen wir den Drachen auch mit zu der Reihe der wintersonnwendlichen Gestalten zählen, wie sie uns als Schlange, ihr ähnliche Tiere und Wintervögel immer wieder in Brauch und Sinnbild begegnen. Auch in der Sage spielt der Drache, der „Draf", eine große Rolle (4).

Behalten wir aber mit der Deutung des drachenartigen Fabelwesens auf der Tafel 4 des Brandoberndorfer Hauses Nr. 31 als Versinnbildlichung der winterlichen Erde recht, so rundet sich die Bedeutung der Brüstungsplatte zu einem Bild der zwei Hauptjahreszeiten ab: auf der unteren Hälfte (gleichsam bezwungen unter dem Boden und als ein Teil von diesem) die durch den Winter (-Drachen) versinnbildlichte dunkle Erde, darüber die sieghafte Sommersonne, vor der in Andacht der Bauer kniet, ihren Segen erkennend auch in den sengenden Strahlen hochsommerlicher Tage. „Die mich brennet, bete ich an!", damit gibt der bäuerliche Schöpfer oder Stifter der Platte seinen Glauben an die Macht der Sonne und sein Wissen um den alten Ahnenglauben kund.

(1) Arthur Carius, Ornamentik am oberhessischen Bauernhause, Diss., Verlag Heinrich Keller, Frankfurt a. M. 1910. – (2) Paul Sébillot, Folklore de France, 2. Paris 1905. – (3) C. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, München–Berlin 1939, S. 416. – (4) R. Wossidlo, Mecklenburgische Sagen, 2. Band, Rostock 1939, besonders S. 247–272.

Die Bücherwaage

Susanna Pertz, Das Wort „Nordisch". Seine Geschichte bis zur Jahrhundertwende. Verlag M. Dittert und Co., Dresden 1939, 72 Seiten 4°. RM. 2.40.

Das Wort „Nordisch" ist in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Tage ein Begriff geworden, dessen Inhalt weit über seine ursprüngliche und wörtliche Bedeutung hinausreicht. Es ist daher nicht nur von sprachwissenschaftlichem Belang, die Geschichte dieses Wortes und seiner Bedeutung zu erforschen, zumal es in der Rassenkunde und in der Rassenseelenkunde geradezu zu einem Wertbegriff geworden ist. Der sprachgeschichtliche Befund zeigt, wie die Verfasserin darlegt, daß es sich um eine späte Bildung handelt, die in Deutschland zuerst 1537, und als deutsche Lehnbildung im Dänischen 1622 belegt ist. Die Wortbildung mit dem Suffix isk ist in diesem Zusammenhang jung und ungewöhnlich, geht aber auf eine indogermanische Wurzel zurück, die von Anfang an eine charakterisierende Bedeutung hat. Die Verfasserin untersucht dann die alten Gesamtbezeichnungen für die Völker, Länder und Sprachen des Nordens an Hand zahlreicher germanischer und mittellateinischer Belege. Ich möchte dabei auf einige Parallelbezeichnungen, insbesondere bei Widukind von Corvey hinweisen, der für Skandinavien die Bezeichnung ‚septentrionales partes' hat, da er von den Ostfalen als den ‚orientales populi' und von ihrem Lande als den ‚orientales partes' spricht, wobei ich in dem ersteren die ‚ôstarliudi' und in dem zweiten die im Heliand belegten ‚ôstarwegos' wiedererkenne, so kann man vielleicht annehmen, daß die entsprechenden ‚septentrionales partes' einen alten Beleg für die ‚nordwegos' darstellen. – Allerdings ist auch agl. ‚norddælas' belegt. Eine alte eigenständige skandinavische Bezeichnung für das eigentümlich Nordische im Sinne des Skandinavischen ist das Wort ‚norroen', das in neuerer Zeit von dem erstarkten nordischen Selbstbewußtsein wieder in Gebrauch genommen ist. Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen über den Inhalt, den das Wort „Nordisch" im 18. Jahrhundert in der Bardenzeit und insbesondere bei Klopstock gewinnt, für den es geradezu ein Programm der nordischen Wiederverstehung wird, während es für Goethe eher das Kulturlose, Ungeformte und Rauhe bedeutet. Fr. Schlegel setzt es zuerst fast mit dem Begriffe des Germanischen im Gegensatz zur Antike gleich und bereitet, da er auch die nordischen Kelten darunter versteht, in etwa die eine der heutigen Bedeutungen vor. Ernst Moritz Arndt gibt ihm vom Volkhaften her den lebendigen Inhalt, den er vor allem in Schweden erfahren hat, und darauf fußen dann Gobineau, Lagarde und Chamberlain, die man als die Väter des heutigen nordischen Gedankens betrachten kann. Im jetzigen Sprachgebrauch hat das Wort allerdings noch die zweifache Bedeutung einer Rasse und einer Bezeichnung für das Skandinaviertum behalten. Aus der Geschichtsbetrachtung ist es, auch wenn Wert und Begriff bestritten werden, als ein stehender und wirkender Wertbegriff nicht mehr wegzudenken, und so teilt es mit der Prägung „Volkstum" und anderen die Eigenschaft, schöpferisch und wertschaffend zu sein. Die fleißige und inhaltreiche Untersuchung wird das Verständnis dafür erleichtern.

J. O. Plassmann.

18.1.1940

Rudolf Siemsen: Germanengut im Zunftbrauch

Format 15½×24 cm. 194 S. Text u. 14 Abb. RM 7.80

Dieses Buch faßt ein altes und heiß umstrittenes Problem mit neuen Methoden an und führt zu neuartigen und überraschenden Ergebnissen: die deutschen Zünfte, eine der ausgeprägtesten Erscheinungen unseres Mittelalters, werden hier in morphologischer Untersuchung auf ihre Lebensform, ihr Brauchtum, ihren Totenkult usw. geprüft und durch ausgreifenden Vergleich in die Formenwelt der heimisch-germanischen Religion und Gemeinschaftsgestaltung gerückt. Dabei ergibt sich, daß die Zünfte — weit entfernt davon, als primär wirtschaftliche Zweckgebilde von der Art von Kartellen oder dergleichen deutbar zu sein — Fortbildungen alter germanischer Wehrverbände mit ausgeprägt kultischem Lebensstil gewesen sind. Zahlreiche, dem ganzen Zunftwesen durch Jahrhunderte eigene Züge — gemeinsame Totenehrung in strengen Formen, Teilnahme an den Festen des Jahreslaufs, feierliche Einweihung neuer Mitglieder, wachsame Wahrung der Ehrgesetze und viele andere Lebensordnungen — erweisen sich als eine Abwandlung uralter kriegerbündischer Gemeinschaftsordnung.
So führt diese volkskundliche Untersuchung, deren Verfasser 1940 als Sechsundzwanzigjähriger vor Dünkirchen gefallen ist, zu einer neuen Auffassung einer höchst wichtigen Geschichtserscheinung. Sie wird für die Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte wie für Religions- und Sozialwissenschaft Bedeutung gewinnen. Und indem Siemsen an einem reichen Anschauungsmaterial den Unterschied zwischen künstlichen Gesellschaftsformen und echt organischen Gemeinschaftsgebilden vor Augen führt, weist er der Volksgeschichte neue Wege zu bedeutsamen Lebensfragen.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

UNIVERSITETS
BIBLIOTEKET
LUND

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde • Heft 12 • Dezember 1942

Inhaltsverzeichnis

Waltraud Hunke	„Sie schufen das Schicksal"	409
Karl Schmeing	Das „Zweite Gesicht" in der nordischen Saga	415
John Freese	Zwei Weihnachtsbriefe der Liselotte von der Pfalz	425
Hans Schleif	SS-Ausgrabung Urstätt im Warthegau	431
Brauchtum im Zeitgeschehen	John Freese, Ein Lichterbaum bei Dr. Sven Hedin in der Wüste von Tibet 1906	437
	John Freese, Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl	439
Die Fundgrube	Hermann Harder: Der Eber . . .	442
Hieb und Stich	„Klassische" germanische Altertumskunde	443
Die Bücherwaage	Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Arbeiten vom Oberrhein Band I	444

Der Umschlag wurde gestaltet unter Verwendung des Reitermotivs von Tell Halaf, aus dem Aufsatz „Hirsch und Hirschsage bei den Ariern" erschienen in der Zeitschrift „Germanien", Heft 9/1941.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 12.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Waltraud Hunke / „Sie schufen das Schicksal"

„Hast du geglaubt, was gewisse Leute zu glauben pflegen, daß jene, die vom Volk Parzen genannt werden, Wirklichkeit sind oder das vollbringen können, was von ihnen geglaubt wird: daß sie nämlich, wenn ein Mensch geboren wird, ihn zu dem bestimmen können, was sie wollen, daß wann auch immer jener Mensch will, er sich in einen Wolf verwandeln kann, was die Torheit des Volkes werwolff nennt, oder in irgendeine andere Gestalt?" –

„Hast getan, was gewisse Weiber in bestimmten Zeiten des Jahres zu tun pflegen: Daß du in deinem Hause einen Tisch bereitetest mit deinen Speisen und Getränk und drei Messerchen, damit, wenn jene drei Schwestern kämen, die die Alten in ihrer Torheit Parzen nannten, sie sich dort laben könnten, und hast du der Gottheit ihre Macht und ihren Namen genommen und dem Teufel übertragen, so, sage ich, als ob du glaubtest, daß jene, die du die Schwestern nennst, dir jetzt oder in Zukunft helfen könnten?" (1)

Diese Beichtfragen des Burchard von Worms erscheinen noch in einem Penitentiale des 15. Jahrhunderts (2), und hier werden die Parzen mit einheimischem Namen als Perchten bezeichnet. Der Brauch des Perchtentisches ist der Volkskunde ganz geläufig, weniger indessen die Rolle der Perchten als Schicksalsverkünderinnen, vergleichbar den Parzen. Der altgermanische Norden kennt die drei Nornen (3) in dieser Funktion, die den römischen Parzen und griechischen Moiren in vielen Einzelzügen sehr nahe verwandt sind. Sie weben das Weltenschicksal und bestimmen das Schicksal des Einzelnen.

In großartiger dichterischer Gestaltung schildert das jüngere Helgilied das Auftreten der Nornen:

Ár var alda	Urzeit war es,
þat er arar gullo,	Aare schrieen,
hnigo heilog vǫtn	von Himmelsbergen
af Himinfiolom:	sank heiliges Naß:
þá hafði Helga,	da hatte Helgi,
inn hugomstóra,	den hochgemuten,
Borghildr borit	Borghild geboren
í Brálundi;	in Bralunds Schloß.
Nótt varð í bœ,	Nacht wars im Hofe,
nornir kvómo,	Nornen kamen,
þær er ǫðlingi	sie schufen das Schicksal
aldr um skópo:	dem Schatzspender:
þann báðo fylki	der Herrscher hehrster
frægstan verða	solle er heißen,
ok bǫðlunga	der ruhmreichste
betstan þikkia.	Recke werden.
Snøro þær af afli	Sie schnürten mächtig
ørlǫgþátto,	Schicksalsfäden

þá er borgir braut	dem Burgenbrecher
í Brálundi;	in Bralunds Schloß;
þær um greiddo	goldnes Gespinst
gullin símo	spannten sie aus,
ok und mána sal	festend es mitten
miðian festo.	im Mondessaal.
þær austr ok vestr	Sie bargen die Enden
enda fálo:	in Ost und West,
þar átti lofðungr	des Fürsten Land
land á milli;	lag dazwischen;
brá nipt Nera	nach Norden warf
á norðrvega	Neris Tochter
einni festi,	eins der Bänder,
ey bað hon halda. (4)	unzerreißbar. (5)

Ähnliches erzählt die Saga von Nornagestr, dessen Name schon auf die Vorgänge bei seiner Geburt hindeutet (6). Damals zogen im Lande Völven umher, die Seherinnen (spakonur) genannt wurden und den Menschen das Schicksal kündeten. Sie lud der Vater nach der Geburt seines Sohnes zu sich. Die drei Völven traten an die Wiege und bestimmten (nicht nur: prophezeiten(7)) durch ihren Spruch die Zukunft des Knaben.

Während im Helgilied, also in der literarischen Hochschicht, die Nornen als mythische Wesen erscheinen, schildert die Saga sie – trotz einiger Züge märchenhafter Umkleidung (8) – deutlich als menschliche Frauen, die zu Mahl und Beherbergung eingeladen und mit reichen Gaben belohnt wurden. Solchen im Lande umherziehenden weisen Frauen begegnen wir in der Sagawelt mehrfach, und schon Tacitus erzählt im Zusammenhang mit dem Bericht über Veleda: „Die Macht dieser Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer reichte weithin, dank einem alten Brauch bei den Germanen, nach dem sie viele Frauen für Schicksalskünderinnen und, wenn sich der Aberglaube noch steigerte, gar für Göttinnen halten" (9).

Bemerkenswerterweise nennt die Saga selbst die Völven, die sie dem gesamten Erzählungszusammenhang nach als menschliche Wesen betrachtet, einmal Nornen (10).

Ein eigentümliches Herübergreifen des Mythischen in das reale Leben scheint hier, wie auch in der Andeutung der göttlichen Verehrung dieser Frauen bei Tacitus, vorzuliegen. Es wird deutlicher faßbar, wenn wir aus der Sphäre der Literatur in das eigentliche Leben hinüberwechseln.

Es ist ein weitverbreiteter Brauch, daß die Nachbarinnen nach der Geburt eines Kindes mit einer Grütze kommen, von der die junge Mutter essen muß. Die Lappen haben diesen Brauch von den Nordgermanen übernommen. Bei ihnen heißt die Speise Sarakka-Grütze. Sarakka ist eine den Nornen verwandte, geburtshelfende Göttin, die unter der Feuerstelle wohnt (11). Und noch bis in die späte Zeit ist im germanischen Brauchtum die Erinnerung an ein den Nornen geweihtes kultisches Mahl lebendig. Troels-Lund berichtet (12), daß vielfach in die Grütze drei Stäbchen gesteckt wurden, die ursprünglich eine Beziehung zu den Nornen gehabt haben müssen, denn das Glück des Kindes wurde in einem bestimmten Zusammenhang mit ihnen gesehen. Entsprechendes findet sich auch in lappischen Geburtsbräuchen (13). Eine deut-

liche Bestätigung bietet der für diese Speise gebräuchliche Name auf den Färöern: Nornagreytur (Nornengrütze) (14).

Dieser Brauch spricht freilich nur allgemein für den Glauben an die Anwesenheit der Nornen bei der Geburt. Es lassen sich jedoch eine Reihe von Zeugnissen dafür zusammenstellen, daß durch kultische Verwandlung der geburtshelfenden Frauen die Nornen leibhaftig vor die Gebärende traten.

Es ist schon oft auf das eigentümliche Ansehen und die Sonderstellung hingewiesen, die die Hebamme bis in unsere Zeit hinein genießt. Etwas Geheimnisvolles, fast Zauberhaftes hafte ihr an (15). Die Erklärung Wredes (a. a. O.), sie verdanke das „wohl dem unheimlichen (?) Kommen und Gehen und noch mehr dem Umstand, daß sie selbst gern abergläubischen Vorstellungen und Handlungen huldigt", ist dafür jedoch völlig unzureichend. In besonderem Maß stand gerade sie in der Gefahr, für eine Hexe gehalten zu werden (16).

Ist dies die Folge einer christlich-kirchlichen Umwertung, so haben sich auf der anderen Seite doch auch Zeugnisse für eine ehrende Einschätzung aus heidnischer Zeit erhalten. In Westjütland und auf Fünen wurde die Hebamme oft „Madammen" genannt, ein Ehrenname, der sie in die Rangklasse des Pfarrers und der Küstersfrau stellt (17). In Deutschland ist die Bezeichnung „Weise Frau" gebräuchlich; ihr entspricht in Frankreich „sage-femme", in Holland die „vroed-vrouw". Auch die Völkerkunde kennt für die Hebamme ausgesprochene Ehrennamen. In Cochin-China z. B. heißt sie „bá-mu". „Bá" ist der Ehrenname für Frauen (18). Bei den Orang-hâtan ist sie von allen Arbeiten befreit, die von den Frauen der Ansiedlung zu leisten sind (19).

Daß für dies Amt noch etwas anderes als eine besondere geburtshelferische Tätigkeit maßgebend war, geht daraus hervor, daß die Hebamme in dem kultischen Rahmen der Weibergilden gewählt wurde (20). Die hier notwendigen medizinischen Erfahrungen und Fähigkeiten konnten ja auch andere Frauen besitzen, auf Grund deren sie jederzeit in der Stunde der Geburt hätten gerufen werden können. Daß aber nur eine bestimmte Frau gewählt wurde, zudem bei eben dieser feierlichen Gelegenheit, zeigt, daß sie noch darüber hinaus eine besondere Eignung besitzen mußte. Eignung aber wofür?

Eine dänische Kirchenordnung des 16. Jahrhunderts bestimmt: „Die Pfarrer sollen diese Hebammen, wenn sie dazu ausgewählt sind, unterweisen, wie sie sich den Müttern und den Neugeborenen gegenüber verhalten sollen" (21) Der Pfarrer soll die Hebammen unterweisen? Die Notwendigkeit dieser Anordnung vom kirchlichen Standpunkt aus wird verständlich aus den priesterlichen Klagen, daß die Hebammen bei der Geburt Zaubermittel und Zaubersprüche anzuwenden pflegten. Sie werden deswegen sogar mit dem Scheiterhaufen bedroht (22).

Über den Charakter dieser Zaubersprüche und magischen Maßnahmen erfahren wir wiederum aus Dänemark einiges sehr Aufschlußreiche (23). Nach der Geburt kam eine Frau, um das Kind zu „messen" und zu „segnen" (maale og signe). In Südfünen hieß sie geradezu „Signekone". Das Messen geschah meistens mit einem roten Wollfaden, der dann dem Kind um den Hals gebunden wurde, damit er ihm Glück bringe. Das Segnen bestand in einem Aussprechen von Zauberformeln. Noch um 1880 wurde beides in der jütischen Heide ganz allgemein geübt. Gesetzliche Bestimmungen haben immer wieder versucht, diesen Brauch auszurotten. Er sollte sogar mit der auffallend schweren Bestrafung der Landesverweisung ge-

ahndet werden (24). Trotz immer wiederholter scharfer Strafbestimmungen starb der Brauch jedoch nicht aus.

Ähnliche Bräuche sind auch in Deutschland lebendig gewesen. Die Gothaische Landesordnung von 1658 z. B. bestimmt: „– – – hingegen soll aller Aberglauben und Mißbrauch Gottes Namens (so wider das erste und andere Gebot läuft), als da ist Segensprechen, Charakteren oder Buchstaben, Zeichen, sonderliche Geberden und Kreuzmachen, Ablösung des Näbeleins mit gewissen Fragen und Antworten, Anhängen etlicher sonderbarer Dinge wider das abergläubische Berufen der Kinder, Bespritzen vor oder nach dem Bade, und dergleichen nicht alleine an ihnen selbst, sondern auch, wenn sie dergleichen unchristliches und tadelhaftes Beginnen an anderen Leuten vermerken, sollen dieselben ernstlich davon abmahnen, auch allenfalls dem Pfarrer oder Obrigkeit anzeigen" (25).

Auffallend ist in der Aufführung aller dieser abergläubischen Maßnahmen das in Dänemark gebräuchliche „maale" (messen), bei dem ein roter Faden verwandt wurde. Auch bei Krankheiten wurde ein solches Messen geübt (maale for sygdom) (26). Auch hier ist offenbar eine segenstiftende Handlung beabsichtigt. In dem Messen bei der Geburt scheint mir indessen noch mehr enthalten zu sein. Daß dabei ein Faden eine besondere Funktion hat, in dem das zukünftige Glück des Kindes enthalten ist, und andrerseits die Nornen als Schicksalsbestimmende bei der Geburt anwesend geglaubt wurden, spricht m. E. dafür, daß jene Signekoner, ebenso wie die Völven an der Wiege des Nornagest, einstmals die Nornen selbst „repräsentierten" und jener Faden ein Symbol des Schicksalsfadens des Neugeborenen ist. Die as. Bezeichnung „mettena" (die Zumessenden) für die Nornen, sowie as. ae. „metod" für Schicksal dürften auf einer Vorstellung beruhen, die auch mit diesem Brauch in Zusammenhang steht.

Vielleicht bildet den Ausgangspunkt ein bei der Lösung des Nabels verwandter Faden oder die Nabelschnur selbst, die als Symbol des Lebensfadens auch das Glück des Kindes umschlossen. Die Handlung des Messens, über deren Inhalt wir leider nichts weiter erfahren, mag sich dann durch sekundären Einfluß von der Vorstellung des Schicksal-Zumessens ausgebildet haben. Während nach dem oben mitgeteilten Bericht in Dänemark nach der Geburt eine Frau erschien, die dem neugeborenen Kind Glück und Segen brachte, hatte sonst auch die Geburtshelferin selbst diese Rolle inne, wie auch aus der Gothaischen Landesordnung hervorgeht. So wurden auch die Nornen selbst als geburtshelfende Wesen verehrt.

„Hveriar ro þær nornir,
er naudgǫnglar ro
ok kiósa mœdr frá mǫgom?" (27)

„Wer sind die Nornen,
die in der Not zur Hilfe eilen
und die Mütter von ihren Söhnen erlösen?"

Bei den Lappen ist ein Brauch überliefert, den sie wahrscheinlich von den Nordgermanen entlehnt haben: Bei der Geburt wurde den nornenverwandten Göttinnen Opfer dargebracht (28). Vielleicht darf in diesen Zusammenhang der Heischepfennig („Eischepennek") gestellt werden, den im Rheinland die Hebamme erhielt, wenn sie dem Vater das neugeborene Kind überreichte. In einigen Gegenden erhielt sie ein Geldgeschenk von den Verwandten und vor allem von den Paten bei der häuslichen Tauffeier (29). Gewiß ist diese Gabe nicht unter neuzeitlichen Gesichtspunkten (etwa gar als eine Art Trinkgeld) zu betrachten. Denn namentlich in der Bezeichnung „Eischepennek" drückt sich ein auf sakraler Tradition beruhendes Recht aus, wie es auch z. B. die zur Fasnacht umziehenden Masken haben. Sie erscheinen als Repräsentanten mythischer Wesen, und die ihnen gespendeten Gaben erklären sich somit als ursprüngliche Opfergaben (30).

Auf einen tatsächlich vollzogenen „Verwandlungskult" (31) deutet schließlich auch der in Bayern für die Wehmutter aufgezeichnete Name „Butzenbrecht". Die Sage erzählt: „Ein verwünschtes Gespenst zu Augsburg ist die Wehmutter, welche vor Zeiten die neugeborenen Kinder heimlich in des Teufels Namen getauft hat. Man sagt, es lasse sich in Gestalt eines Kalbes sehen, welches blöckend auf der Straße liege. Die Leute hüten sich, solches Blöcken nachzumachen, weil man glaubte, sich dadurch die Wehmutter ins Haus zu ziehen" (32). Dies Gespenst war dem Volke unter dem Namen „Butzenbrecht" bekannt (33).

Daß hier nicht die zufällige und zudem nur lokale Verbindung einer Gespenstersage mit der Sage von einer verwünschten Wehmutter vorliegt, darf wohl aus dem Namen des Ulmer „Butzenbrunnen" gelesen werden, ein Brunnen, aus dem die Kinder kommen (34). Da hierfür die Grundbedeutung von Butz = „Vermummung", „Larve", „Gespenst", keinen Sinn ergibt, ist die Erklärung eher darin zu suchen, daß damit ein Brunnen gemeint ist, aus dem Butzenbrecht die Kinder holt, entstanden aus „Butzen(brecht)brunnen". Wahrscheinlich dürfen wir somit auch die als Schimpfnamen für alte Weiber in Schwaben gebräuchlichen Bezeichnungen „Butzenbäll", „Butzen-wibele" und „Butzenberch" in diesem Zusammenhang stellen, während „Butzenbrecht" in Schwaben eine männliche Gestalt ist (35). Für die bayerische Wehmutter wird wohl ursprünglich die weibliche Form „Butzenbrecht" anzusetzen sein (36).

Diese Namen lassen auf eine kultische Vermummung der Geburtshelferin schließen, also auf einen echten Verwandlungskult.

Wenn wir „Butzenberch" usw. somit als eine ursprüngliche Bezeichnung der Wehmutter ansehen dürfen, so nimmt sich die Verwünschungssage daneben wie eine sekundäre Erklärung im Sinne kirchlicher Verteufelung aus, wobei das Motiv von der Taufe in des Teufels Namen freilich insofern echt sein dürfte, als es auch in Dänemark in älterer Zeit möglich war, daß die Hebamme die Kinder gleich nach der Geburt taufte. Vielleicht wurde auch das altisländische „ausa vatni" (die Wasserweihe) von den geburtshelfenden Frauen vollzogen, wie lappische Parallelen vermuten lassen (37).

Die Wehmutter der bayerischen Sage wird damit also wiederum der Bewahrung und Vollziehung heidnischer Riten „verdächtig", zumal die Taufe ja im Namen des Teufels vollzogen sein soll. Auch die erste der oben angeführten Beichtfragen des Burchard von Worms brachte ja die „Parzen" mit ausgesprochen heidnischen Kulten in Zusammenhang.

Daß die Wehmutter als Gespenst gilt, mag außerdem darin begründet sein, daß alle „Butzen"-Gestalten der Volksüberlieferung dämonische Wesen sind, wie ja auch die Grundbedeutung von „Butz" aussagt. Das Nebeneinander von Tod und Leben, das sich damit für diese kultisch-mythische Geburtshelferin ergibt, stimmt wiederum ganz zu dem Wesen der Nornen und den geburtshelfenden Göttinnen der Lappen, die in heidnischer Zeit von den Nordgermanen übernommen wurden (38).

F. O. Plassmann hat in seiner Abhandlung über das Kivik-Grab (39) die mittlere Szene auf Stein 8, wo neun Frauengestalten um einen büttenartigen Gegenstand versammelt sind, als Darstellung von neun Nornen um eine Wiege gedeutet (39). Diese Deutung bildet für unsere Frage eine wertvolle Stütze, denn aus der Gesamtheit der szenischen Darstellungen auf den Steinen des Kivik-Grabes, die alle kultischen Handlungen wiedergeben, ergibt sich, daß es sich

auch hier um einen sakralen Akt handelt, wie das Leben jener Zeit ihn kannte, und nicht etwa nur um die Wiedergabe eines literarischen Motivs. Die neun Frauen sind in eine eigentümliche Tracht gekleidet, die sich stark unterscheidet von der Kleidung der in der Szene über dieser abgebildeten Frauengestalt und aller jener auf den gleichzeitigen bronzezeitlichen Felszeichnungen. Plassmann erwägt einen Zusammenhang mit den Schwanenjungfrauen der altnordischen Überlieferung. Wie die Tracht auch zu deuten sein mag, wichtig ist, daß die Frauen hier in einer offenbar kultischen Verkleidung auftreten, die sie in die Sphäre des Übermenschlichen erhebt, entsprechend der bayerischen Wehmutter.

Der Name „Butzenberch" führt wieder zu der eingangs erwähnten Gleichsetzung von Parzen und Perchten zurück. Es ist damit nicht die Schar der wilden Perchten gemeint, sondern der Einzeldämon Frau Percht, die wir sonst vorwiegend als Spinnstubenfrau und Kinderschreck kennen (41). Sie, die ihr weitgehend verwandte Frau Holle, die gerade in dieser Beziehung gelegentlich beide ablösende Mutter Gottes und andere verwandte Gestalten weisen verschiedentlich in ihrem Auftreten in Sage und Kult auf eine besondere Rolle in dem Brauchtum um Mutter und Kind hin. Sie helfen bei der Geburt, sie belohnen oder bestrafen die guten und bösen Kinder, sie bringen auch gelegentlich die Kinder, und die Seelen der ungetauft gestorbenen kehren zu ihnen zurück und ziehen mit ihrem Wilden Heer durch die Lüfte. Diese teils epischen, teils kultischen Motive der Volksüberlieferung einerseits, und andrerseits die Vorstellung von den Nornen in der altnordischen Tradition lassen sich an dem aufgezeigten Punkt miteinander in Berührung bringen, wo sie wiederum beide mit dem lebendigen Leben in enger Wechselbeziehung stehen: In der heiligen Stunde der Geburt erschienen Frauen als göttliche Helferinnen und verliehen dem Neugeborenen sein Schicksal und damit sein Leben.

(1) Burchard von Worms, Corrector; E. Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern, Halle 1868, S. 94, Abschnitt 27 u. 29. – (2) Cod. lat. Mon. 14. 138 f. 203 b; zit. nach B. Waschnitius, Percht, Holda u. verw. Gestalten, Kais. Akad. d. Wiss. zu Wien, Phil.-hist. Kl. 174, Wien 1915, S. 64; s. auch Schmeller, Bayr. Wb. I, 270. – (3) Die Zahl der Nornen ist nicht bestimmt. Wenn auch die Dreizahl vorherrscht, so besteht doch daneben auch die Vorstellung von einer einzigen Norne (Urdr); andrerseits spielt auch die Neunzahl eine große Rolle, und schließlich kann es auch eine unbestimmte Vielzahl sein. S. Jan de Vries, altgerm. Religionsgeschichte, II, S. 383. – (4) Hhu I, 1–4, zit. n. Neckel, Edda, Heidelb. 1914, S. 126. – (5) Übers. v. F. Genzmer, Thule I, S. 154. Vgl. Vols. c. 8. – (6) þattr af Nornagestr, c. 10, Flat. I, 291. – (7) Vgl. Sijmons-Gering, Edda-Kommentar II, S. 70. – (8) Vgl. Bolte-Pollivka, Anm. z. d. Kinder- u. Hausmärchen I, S. 434, Arnason, þjóðsögur II, S. 424, K. Maurer, Isl. Sagen, S. 284. – (9) Tacitus, Hist. IV, c. 61. – (10) Hin yngst norninn þottizst oflitils metin hia hinum ij . . . . – (11) Ant. Tidskr. 1849–50, S. 308a, H. F. Feilberg, Skæbnetro, Aarbog f. dansk Kultur 1897, S. 37, J. S. Møller, Moder og Barn i dansk Folkeoverlevering, Danmarks Folkeminder 48, Kbh 1940, S. 530. – (12) Dagligt Liv i Norden i det 16. Aarhundrede, VIII, Kbh 1909, S. 56. – (13) Olrik-Ellekilde, Nordens Gudeverden, S. 139. – (14) Reichborn-Kjennerud, Vär gamle trolldomsmedisin I, Oslo 1928, S. 53 f. In Setesdal heißt die Grütze „nornegraut", in Telemarken „nauegraut". – (15) A. Wrede, Rhein. Volkskunde, Lpz. 1922, S. 134. – (16) Wrede, a. a. O., vgl. Reichborn-Kjennerud, a. a. O., S. 54. – (17) H. F. Feilberg, Bidr. til en Ordbog over jyske Almuesmaal, II, 47; Møller, a. a. O., S. 125. – (18) H. Ploß-M. Bartels, Das Weib i. d. Natur- u. Völkerkunde II, Lpz. 1908, S.161. – (19) Ploß-Bartels, a. a. O., S. 162. – (20) R. Wolfram, Weiberbünde, Zs. f. Vk. N. F. IV, 42. Jg., 1933, S. 140 ff. – (21) Møller, a. a. O., S. 99. – (22) Møller, a. a. O., S. 100. – (23) Møller, a. a. O. S. 183 f. – (24) Danske Lov 6–1–12. – (25) Zit. nach H. Boesch, Kinderleben, Monogr. z. Kulturgesch. V, Lpz. 1900, S. 18. – (26) Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wb. I, 1911, S. 685. – (27) Fáfnismál 12, 4. zit. n. Neckel, a. a. O., S. 178. – (28) Nordens Gudeverden, S. 136 f. – (29) Wrede, a. a. O., S. 146 u. 152. – (30) K. Meull, Schw. Arch. f. Vk. 1928/29, S. 28 ff.; O. Höfler, Kult. Geheimbünde d. Germanen, 1934, S. 120 ff. – (31) Höfler, a. a. O., bes. S. 11 ff. – (32) A. Schöppner, Sagenbuch d. Bayr. Lande, München 1853, III, 1228. – (33) Schöppner, a. a. O. S. 368. – (34) Fischer, Schwäb. Wb. I, 1573/4. – (35) Fischer, a. a. O. – (36) Über den Geschlechtswechsel soll in anderem Zusammenhang gehandelt werden. – (37) Nordens Gudeverden, S. 137. – (38) Nordens Gudeverden, S. 143 ff. – (39) Germanien 1939, S. 29 ff. – (40) Über die Neunzahl der Nornen s. Jan de Vries, a. a. O. – (41) Waschnitius, a. a. O.

Karl Schmëing / Das „Zweite Gesicht" in der nordischen Saga

Das Zweite Gesicht in dem engeren Sinne eines Vorschauens oder Vorhörens der Zukunft ist im In- und Auslande viel umrätselt und umstritten worden. Der eine lacht darüber, der andere versichert mit großem Ernste die Tatsächlichkeit dieser seltsamen Vorgänge. Wer hat recht?

In meiner Forschung, die der Lösung des Rätsels dient, bin ich von der Vermutung ausgegangen, daß die Vorschauerlebnisse ihren Quellpunkt in der sog. eidetischen Anlage haben könnten, die erst in den letzten Jahrzehnten eingehender erforscht ist und in erster Linie bei Kindern vorkommt, aber auch bei Erwachsenen sehr ausgeprägte Formen annehmen kann. Es handelt sich dabei um eine Art „gesunder Halluzinationen", die in hochgradigen Fällen volle Wirklichkeitstreue erreichen. Dichter wie Goethe, Storm und Stehr waren Eidetiker, ebenso ist es in hohem Grade Gustav Frenssen. Er sah die Gestalten seiner Romane vielfach so deutlich bei sich im Arbeitszimmer, daß er einen Bogen um die Stelle machte, wo sie standen. Er hörte sie sprechen, lachen und weinen und konnte „wie ein stummer Protokollführer" aufschreiben, was sie sagten. Aber Frenssen ist, wie er mir sagte, kein Vorschauer, seine visionären Erlebnisse bleiben ohne Deutung im Sinne des „Zweiten Gesichts".

Im Laufe der letzten zehn Jahre habe ich nun etwa 100 niederdeutsche und insbesondere niedersächsische Menschen kennen gelernt, die Erlebnisse visionärer oder auditionärer Art hatten, und ihre eidetische Anlage hat sich in sehr zahlreichen Versuchen immer von neuem bestätigt. Im allmählichen Fortschreiten dieser aufschlußreichen Untersuchungen haben sich nicht nur Vorschauer, sondern auch Spuk- und Geisterseher sowie Leute mit okkult-spiritistischen und religiös-visionären Erscheinungen als Eidetiker erwiesen. Die Eidetik ist damit zu einer Art von Generalnenner geworden, auf dem zahlreiche, sehr verschieden gedeutete und viel umstrittene Erlebnisse eine neue, einfache und vollkommen natürliche Erklärung finden. Damit ist eine Revision der Visionen eingeleitet, die manche Räume der menschlichen Seele, der Einzelseele und der Volksseele, dem Lichte erschließt und Klarheit schafft, wo bisher Dunkel und Halbdunkel war. (1)

Das Zweite Gesicht im engeren Sinne der Vorschau, im weiteren Sinne des allgemeinen Geistersehens und in weitestem Sinne des Visionären überhaupt ist damit zu einem ungemein vielseitigen Problem geworden mit Hunderten von Sonderfragen, die teilweise noch der Antwort harren. Viele neue Erkenntnisse ergaben sich durch die Anwendung des Entwicklungsgedankens auf das Gebiet von Eidetik und Vision. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß eidetisch-visionäre Erscheinungen in den bildhaft vorstellenden Frühformen der Menschheit häufiger und deutlicher waren als in der abstrakter denkenden Gegenwart. Es liegt sogar eine gewisse Tragik darin, daß die Menschheit gerade im ersten Frühling ihres geistigen Werdens durch eidetisches Erleben getäuscht und zu irrigen und verwirrenden Schlußfolgerungen gedrängt wurde, die manche Züge im Weltbild der Menschheit mitgestaltet haben und bis auf den heutigen Tag nachwirken. Insbesondere ist es die Erscheinung des „Wiedergängers", des „lebenden Toten", die eidetisch restlos als subjektives Erlebnis erklärlich ist, aber zu sehr weitgehenden objektiven Deutungen im Sinne des Geisterglaubens geführt hat.

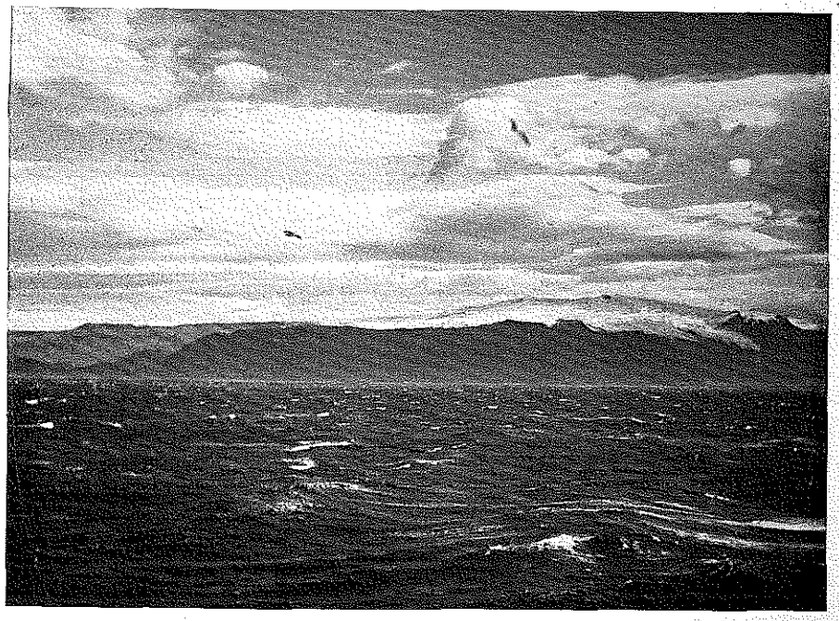


Abbildung 1. Islands Südküste mit dem Gletschermassiv des Vatna Jokull. Aufnahme H. Jßleib.

Wo stehen die alten Germanen innerhalb dieser Entwicklung? Wir können diese Frage deshalb mit verhältnismäßig großer Klarheit beantworten, weil uns die nordischen Sagas ein wundervolles Spiegelbild altgermanischen Lebens erhalten haben. Wir gewinnen dadurch zugleich die Möglichkeit, das „Zweite Gesicht" der isländischen Sagazeit über 1000 Jahre hinweg mit dem Volksglauben und dem entsprechenden visionären Geschehen der Gegenwart zu vergleichen. Es ist erstaunlich, wie getreu sich das Gesamtmotiv und manche Einzelzüge erhalten haben, insbesondere auch das Motiv der Vorschau der Zukunft, das heute noch in Niederdeutschland und in allen nordischen Ländern rings um Nord- und Ostsee beheimatet ist.

Der „Wiedergänger", die Erscheinung des Toten nach dem Tode, muß in der Sagazeit die Gemüter stark bewegt haben. Als Beispiel für viele wählen wir hier den Bericht über „Hrapp den Totschläger" aus der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal" (Thule Bd. 6). Hrapp stammte aus Schottland und war ein gewalttätiger Mann, der „den meisten Leuten nicht nach dem Sinne war". Er stirbt und wird, seinem Willen entsprechend, unter der Tür des Küchenhauses aufrecht stehend begraben, denn er will auch nach seinem Tode den Haushalt überwachen können. „Und wenn es gefährlich war, mit ihm anzubinden, solange er lebte, so wurde es noch viel schlimmer, als er tot war. Denn er ging nun oft um. Man erzählte, daß er die meisten Leute seines Haushalts bei seiner Wiedergängerei getötet habe. Große Beschwerde machte er den meisten, die in der Nähe wohnten. Der Hof von Hrappstadir verödete". Höskuld, ein Gefolgsmann des Königs Hakon, der sowohl in Norwegen wie in Island daheim

und sehr angesehen war, läßt den Leichnam Hrapps ausgraben und „ihn an einen Ort bringen, wo weder Vieh in der Nähe zur Weide ging noch Menschen ihres Weges zogen. Damit hörte Hrapps Umgehen so ziemlich auf." Sein Sohn Sumarlidi übernimmt den Hof, verfällt aber in Wahnsinn und stirbt. Seine Mutter, Hrapps Witwe, weigert sich, das Erbe zu übernehmen, das nun dem Thorstein Surt zufällt. Dessen Schiff fährt bei Ebbe auf eine Klippe auf, und man sieht einen riesigen Seehund mit Menschenaugen das Schiff umkreisen. Es ist Hrapp, der Wiedergänger, in neuer Gestalt. Als die Flut kommt, kentert das Schiff, und Thorstein Surt ertrinkt mit seiner Familie.

Olaf, der Sohn Höskulds und der irischen Königstochter Melkorka, übernimmt schließlich den wüstliegenden Hof Hrapps und ändert den Hofnamen. Aber Hrapp erscheint im Viehstall, der Knecht wagt nicht mehr hineinzugehen, denn „Hrapp steht in der Stalltür und wollte nach mir langen, und ich habe die Ringerei mit ihm satt". Das Gespenst zerbricht Olafs Speer, Olaf will sich auf Hrapp stürzen, aber „Hrapp versank dort, wo er stand". – „Am nächsten Morgen ritt Olaf aus dem Hofe nach der Stelle, wo Hrapp unter einem Steinhaufen beigesetzt war und ließ dort nachgraben. Hrapp war da noch unverwest. Dort fand Olaf auch seine Speerspitze. Darauf ließ er einen Scheiterhaufen errichten. Hrapp wurde verbrannt und seine Asche ins Meer hinausgeschafft. Von da ab kam es nicht mehr vor, daß jemandem durch Wiedergängerei von Hrapp ein Leid geschah".

Man wird sicherlich geneigt sein, das zunächst einmal für eine wohlgelungene Gruselgeschichte zu halten, die mehr Dichtung als Wahrheit enthält. Aber von der eidetischen Forschung aus gesehen ist sie mehr und sogar vielfach interessant. Von vornherein ist vollkommen klar, daß das Gespenst Hrapp keinerlei objektive Wirklichkeit darstellt, die Erscheinungen sind rein subjektiver Art, aber als solche sind sie durchaus möglich. (Für einen eingehenden Nachweis entsprechender eidetischer Vorgänge muß ich hier auf meine unten genannten Veröffentlichungen verweisen.) Der Glaube der Sagamenschen an die Möglichkeit des Wiedergehens tritt deutlich hervor; Hrapp selbst rechnet mit seinem Wiedergehen innerhalb des eigenen Hauses, in dem er sich begraben läßt. Damit ist zugleich, abgesehen von seiner Bösartigkeit, schon der psychologische Auftakt für sein Wiedergehen angesetzt, denn das Gefühlsleben, also Angst, Sorge, Haß und Liebe, bestimmte Erwartung u. a. fördern das Auftreten eidetischer Erlebnisse oft in entscheidender Weise. Ebenso förderlich sind Dämmerung und Dunkelheit, vor allem in Verbindung mit Nebel; ein dunkelgrauer Versuchsschirm, dessen Farbe genau der einer Nebelwand bei fortgeschrittener Dämmerung entspricht, ist optimal für die Erzeugung eidetischer Erscheinungen. Hinzu kommen in Island die Eigenart der harten, schweren und großen Landschaft (Abb. 1) und das rauhe Klima, das in langen Wintermonaten mancherlei Anregung für vermeintlichen Spuk und entsprechende Spukwirkungen bietet. Mehrfach wird in den Sagas berichtet, daß der Spuk im Sommer nachließ, aber im Winter wieder zu unheimlichen Formen gesteigert wurde. So ist es wohl zu erklären, daß Höfe und Täler deswegen verödeten.

Hrapp wird ausgegraben, an einer einsamen Stelle neu begraben und mit einem Steinhaufen zugedeckt. Vorläufig hilft das, aber er verfolgt weiter jeden, der sich auf seinem früheren Hof aufhält. Auch die Änderung des Hofnamens, die seinen Namen beseitigt und ihm klarmachen soll, daß der Hof nicht mehr sein Eigentum ist, fruchtet nicht. Die Erscheinung des Gespenstes im Viehstall hat auch in der Gegenwart noch Parallelen. Ein mir bekannter Bauer

hat z. B. seinen Nachbarn in Verdacht, daß er sein Vieh behext. Der Verdacht wird für ihn dadurch bestätigt, daß er den Nachbarn manchmal in dunklen Ecken des Stalles stehen sieht; ein eidetisch restlos erklärlicher Vorgang, der nur den Verdacht abbildet, aber in Wirklichkeit natürlich nichts beweist. Wenn die eidetische Erscheinung verschwindet – es kommt vor, daß solche Gestalten sich allmählich auflösen – so kann das durchaus wie „ein Versinken auf der Stelle" wirken. Es gibt dafür viele Belege. Sogar zu dem Ringkampf mit dem Gespenst gibt es Parallelen aus dem heutigen Niederdeutschland und aus Schottland. Eidetische Erlebnisse können nämlich nicht nur im Bereiche des Sehens, sondern auch bei allen anderen Sinneswahrnehmungen auftreten und in extremen Fällen unter dem Einfluß sehr starker Affekte zu phantastischen Wirklichkeitstäuschungen führen, die dann in der Erzählung noch weiter ausgestaltet werden. Der Seehund, in dem man Hrapp erkannte, kann natürlich echt gewesen sein. Aber es gibt auch im Bereich der Meeresküste eigenartige eidetische Erlebnisse. Eine Norwegerin z. B., hochgradige Eidetikerin, hatte beim Schwimmen in der Abenddämmerung schon mehrfach Kobolde und andere Spukgestalten zwischen den Schären beobachtet. Ein anderes Mal, als sie wieder an der Küste schwamm, sah sie einen Zahnwal, der u. U. auch dem Menschen gefährlich werden kann. Sie hielt ihn ebenfalls für eine eidetische Erscheinung, aber Leute in einem Boot machten sie durch Rufen aufmerksam; der Zahnwal war Wirklichkeit!

Sehr bezeichnend ist das dreimalige Begräbnis Hrapps. Da das Gespenst – psychologisch sehr wohl erklärlich – am ersten in der Nähe seines Grabes erscheint, so wird das Grab in eine einsame Gegend verlegt und durch einen Steinhaufen beschwert. Als auch das nicht entscheidend hilft, wird schließlich der Leichnam verbrannt und die Asche ins Meer gestreut. Das alles spricht für eine durchaus körperliche Auffassung des Wiedergängers, denn nun erst, nachdem der Körper restlos aufgelöst ist, hört der Tote auf zu spuken, und die von ihm Belästigten haben Ruhe, weil sie subjektiv überzeugt sind, daß ein Wiedergehen nun außerhalb jeder Möglichkeit steht. Das dreimalige Begräbnis Hrapps ist typisch für die Mittel, die zur Verhinderung des Wiedergehens angewandt werden, und an einem Einzelfalle werden uns Beweggründe und Maßnahmen vorgeführt, die auch in der langen vorgeschichtlichen Entwicklung die Formen des Totenglaubens und den Wechsel der Bestattungsform kennzeichnen. – Ein neues Motiv bringt die „Saga vom starken Grettir, dem Geächteten" (Thule Bd. 5). Grettir überwindet in einem gewaltigen Ringkampfe den Wiedergänger Glam, aber der sterbende Glam weissagt ihm die Zukunft: „Du hast bis jetzt Ruhm durch deine Taten errungen, aber von nun an werden dir Verbannung und Mordtaten als Los zufallen, und die allermeisten deiner Taten werden sich dir zu Unglück und Mißgeschick verwandeln. Du wirst vogelfrei erklärt werden, und es ist dir bestimmt, beständig einsam in der Fremde zu wohnen." Der Fluch erfüllt sich.

Zu der eidetischen tritt also hier die prophetische Komponente; die Sterbenden und Toten sagen die Zukunft voraus. Wir haben nicht nur aus den Sagas, sondern auch aus anderen nord- und südgermanischen Quellen mancherlei Belege für eine Beschwörung der Toten, um von ihnen die Zukunft zu erfahren. Vermutlich ist dieser Glaube durch die Beobachtung veranlaßt worden, daß Sterbende oft Visionen haben und entsprechende Äußerungen machen, die den Umstehenden geheimnisvoll erscheinen. Vielleicht schloß man auch aus dem Kommen und Gehen der eidetischen Erscheinung des Verstorbenen, daß er zeitweise anderswo – in

einem „Jenseits" – war und also mehr konnte und mehr wußte als andere, ähnlich wie jemand, der aus fernem Lande kommt und nun der natürliche Mittelpunkt eines Kreises von Fragenden wird. Es ist eidetisch durchaus möglich, daß die Erscheinung, also der „Geist" eines Verstorbenen nicht nur gesehen, sondern auch gehört wird, so daß man Gespräche mit ihm führen und ihn um Rat fragen kann, auch um Rat für die Zukunft. Wir kennen aus dem Leben der Naturvölker ebenso wie aus gegenwärtigen spiritistischen Veranstaltungen viele Ereignisse dieser Art, die objektiv scheinen und doch subjektiver Art sind. Soweit dabei die eidetischen Fähigkeiten des Einzelnen versagen, tritt der Geisterbeschwörer, der Schamane, ein, der Berufseidetiker der Ur- und Naturvölker, der die Geister „zitieren" kann.

In der „Geschichte von Erich dem Roten (Thule Bd. 13) erscheint als Seherin und Wahrsagerin die Grönländerin Thorbjörg, die erst dann das Ende einer Hungersnot und anderes voraussagen kann, nachdem die Geister – in diesem Falle sind es die für die Ernte zuständigen Naturgeister – zitiert worden sind. Ihr Geistersehen gehört also auch zum Bereich des Zweiten Gesichts in der Saga, obschon sie als berufsmäßige Seherin willkürlich und gegen Entgelt Gesichte veranstaltet.

Sie steht damit in deutlichem Gegensatz zu den eigentlichen Vorschauern, denen jede berufsmäßige Ausübung, jedes Training und jedes Geschäftemachen unendlich fernliegen, in der Welt der Sagas ebenso wie in der Gegenwart.

In den Wiedergängerberichten der Sagas wird das Motiv des Todes oft in dramatischer Form sichtbar. Infolgedessen war es psychologisch naheliegend, daß das eindrucksvolle Motiv sich in der eidetisch-seherischen Form weiter auswirkte. Der Tote wurde nicht nur nach dem Tode – als „Wiedergänger" – gesehen, sondern man erhielt auch erste Kunde von einem gleichzeitigen, aber räumlich entfernten Todesfalle durch ein „Ferngesicht", und man sah einen kommenden Tod voraus durch ein „Vorgesicht". Alle diese Formen treten in den Sagas hervor.

In der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal" (Thule 6) erhält Gudrun, Thorkels Frau, die erste Nachricht vom Untergange ihres Mannes durch ein „Ferngesicht", nämlich durch die Wiedergänger-Erscheinung der Ertrunkenen. „Sie sah, wie das Meerwasser aus ihren Kleidern tropfte". Die gleiche Erscheinung ist noch heute lebendig in dem „Gonger"-Glauben an der Nordseeküste, nach dem ein auf See Ertrinkender seinen Angehörigen in triefender Kleidung erscheinen kann.

Eine eigentliche Vorschau des Todes erscheint in der „Geschichte von Erich dem Roten" (Thule 13). Sigrid, die Frau von Thorstein Bauer, selbst an einer Seuche erkrankt, sieht eine Schar von Toten, die vor der Haustüre stehen: „All das tote Volk steht da vor der Tür", sagt sie zu Gudrid. „Dort in ihrer Schar erkenne ich auch deinen Gatten (Thorstein Erichsohn) und mich selbst". Sie sieht also ihren eigenen wie auch den Tod eines anderen voraus, in einer Form, die mit den Erlebnissen des Zweiten Gesichts in der Gegenwart manches Gemeinsame hat. Auch heute noch beobachten Vorschauer einen visionären Leichenzug, erkennen die einzelnen Mitgänger und stellen daran fest, wer zur Zeit der zukünftigen Verwirklichung des Vorgesichts gestorben oder noch am Leben sein wird. Sigrids Vorschau ist psychologisch aus der herrschenden Seuche durchaus erklärlich, die Erfüllung des Gesichts war von vornherein sehr wahrscheinlich.

Eine besonders plastische Anschauung von der Rolle des Zweiten Gesichts im alltäglichen

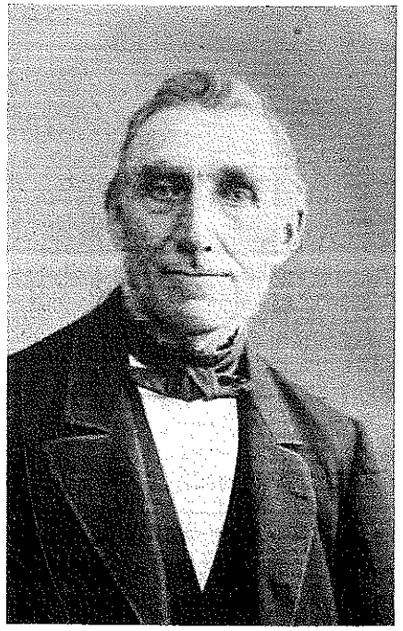


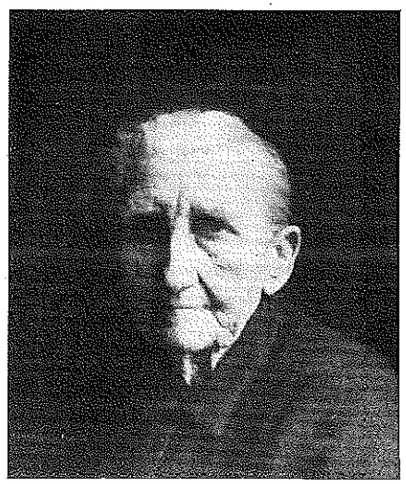
Abbildung 2. Aufnahme Verfasser (3)

seelischen und praktischen Leben der altgermanischen Menschen gewinnen wir aus der Njala, der „Geschichte vom weisen Njal" (Thule Bd. 4).

Njal ist ein isländischer Bauer, Privatmann ohne offizielles Amt, ein überlegen lebenskundiger, kluger, einsichtiger Mensch, rechtskundiger Berater und treuer, hilfsbereiter Freund, eine ungemein sympathische Persönlichkeit innerhalb des wehrhaften Bauerntums seines Landes und seiner Zeit. Sein Schicksal ist tragisch, auch er selbst wird in die Kette von Kämpfen und Totschlägen eingereiht, die er vergebens zu einem Ende zu bringen sucht. Im Brande seines Hauses geht er mit unter. Njal sagt vielfach nur aus einfacher lebenskundiger Einsicht die Zukunft voraus, und seine schlimmen Ahnungen bewähren sich in der Folge. „Du wirst nicht lange warten müssen", sagt er u. a. zu seinem Sohne Skarphedin, „bis es – die Reihe des Totschlags – an dich kommt". Aber an anderen Stellen wird seine visionäre Gabe offenbar: „Njal – konnte nicht schlafen und ging bald hinaus, bald hinein. Thorhild fragte Njal, warum er nicht schlafen könne. „Ich habe so viel Erscheinungen", sagte er: „ich sehe die Folgegeister von vielen Feinden Gunnars" (seines Freundes). Die Folgegeister, eine Art Schutzgeister des nordischen Menschen, die in einigen Fällen fast zum Doppelgänger der von ihnen geleiteten Person werden, sind also als eidetische Erscheinungen sichtbar gewesen.

Schließlich nähert sich die Kette der Blutrache dem vernichtenden Ende: Njal sagte: „Wunderlich siehts mir aus; mir ist als sähe ich über die ganze Stube hin und als seien die Giebelwände beide weg und alles sei blutig, der Tisch und das Essen." Auch seine Gattin Bergthora sagt das nahe Ende seherisch voraus. Ebenso aber auch Skarphedin, unabhängig von irgendeiner Vision, rein auf Grund sachkundiger Überlegung: „– die hier werden uns sogleich mit

Abbildung 3



Feuer angreifen, wenn sie's auf andere Art nicht können; denn sie werden alles daran setzen, daß sie mit uns fertig werden; sie werden sich sagen, was ja auch nicht unwahrscheinlich ist, daß es ihr Tod ist, wenn wir entkommen."

Offenbar haben die Sagaleute jede Art der Zukunftssicht, visionär oder nichtvisionär, hochgeschätzt. „Eine besondere Rolle", sagt Kummer („Midgards Untergang"), „spielt in der Sagawelt die Gabe, in die Zukunft zu sehen – „forspar", zukunftskundig zu sein. – Wache Sinne zum Begreifen der Welt gehörten zum heidnischen Ideal. Die Besten, die dem Leben am tiefsten, dem Göttlichen am engsten Verbundenen hatten den sechsten Sinn, mit dem sie einen Blick hinter die äußerlich wahrnehmbare Welt, in das Hinterland des Lebens, in seine Geheimnisse zu tun vermochten. Das Ideal der Weisheit spielt im nordischen Heidentum eine beherrschende Rolle, eine Weisheit, die eben meist in einem Wissen von Zukünftigem, einem Erkennen verborgener Dinge besteht. – Nur von hier aus wird die hohe Achtung verständlich, die in der Sagawelt jenen Menschen zuteil wird, die die Gabe haben, die Zukunft zu entschleiern und dadurch die unfehlbar sicheren Entscheidungen zu treffen. Sie sind nicht gefürchtet oder verhaßt wie zumeist die Zauberer, sondern hochverehrt."

Zu meiner eigenen Überraschung habe ich auch heute noch gerade in hochgradigen Fällen Vorschauer gefunden, die sehr kluge, besinnliche und lebenstüchtige Menschen sind, durchaus über dem Durchschnitt stehen und teilweise auch eine allgemein anerkannte führende Rolle spielen. Die eidetisch-visionäre Gabe ist bei ihnen ein Ausdrucksmittel überlegener geistiger Begabung, und sie sind, jeder zu seinem Teil, wohl mit der Idealgestalt des weisen Njal vergleichbar.

Auch andere Personen sehen in der Njala zukünftige Ereignisse voraus, z.B. der Freigelassenensohn Thord, der seinen eigenen Tod vorschaut in der Gestalt seines Folgegeistes, ferner Hildiglum, der den „Geisterritt" sieht, als Ankündigung des kommenden Brandes, dann die alte Säunn, die im voraus weiß, daß ein trockener Grashaufen beim Brande eine Rolle spielen wird. Tod, Brand und Kampf sind also auch in der Saga bereits führende Vorschaumotive, ebenso wie heute.

Alle Vorschauvisionen aber, die in der Njala auftreten, sind von vornherein in mehr oder weniger hohem Grade wahrscheinlich, denn eine zwangsläufige Kette von Kampf und Totschlag läuft parallel mit einer Reihe von Vorverkündungen, die den Schatten des Unheils vorauswerfen und dadurch den tragischen Ereignissen Tiefenperspektive geben. Auch der Brand des Hauses ist ein in den Sagas häufiges, unter dem Stichwort „Brenna" typisches Motiv, das auch in der Edda und im Nibelungenlied den Ausgang der tragischen Ereignisse in Asche erstickt. Es war die ultima ratio zur Vernichtung des Feindes, seines Geschlechtes und seiner Habe, gehörte infolgedessen als letztes Glied in die Kette der Blutrache und konnte daher auch in der Vision mit großer Wahrscheinlichkeit vorgesehen werden.

Die Blutrache mit ihrer unerbittlichen Zwangsläufigkeit bildet eine Art von irdischem Niederschlag des Schicksalsglaubens, der in den Sagas über Menschen und Göttern lastet. Vielfach kehren Äußerungen wieder, nach denen das vorbestimmte Unheil nicht abgewandt werden kann. Als Njal dem Thord nach dem Vorgesicht seines Todes rät, auf der Hut zu sein, antwortet dieser „Das wird mir nichts helfen, wenn mir dieses vorbestimmt ist". Ebenso wird heute noch in vielen Vorschauberichten die Unerbittlichkeit des vorgeschauten Schicksals bis in alle Einzelheiten hinein immer wieder hervorgehoben, ein Glaube, der die Nachprüfung an der Wirklichkeit allerdings nicht besteht. Es gibt viele als Vorschau aufgefaßte Visionen, die keine zutreffende Erfüllung finden. Logisch und psychologisch aber ist der Schicksalsglaube eine gewisse Voraussetzung der Vorschau. Denn wie sollte etwas vorgesehen werden können, wenn es nicht irgendwie schicksalhaft vorbestimmt wäre. Niemals hat aber der Schicksalsglaube die Tatkraft des Germanen erdrückt, er brauchte wohl diese Last auf seinen starken Schultern, um an ihr seine Kraft zu spüren.

Die Sagas geben uns einen neuen und nachhaltigen Eindruck von der eigenartigen Prägung, die das Zweite Gesicht besonders in der Form der Vorschau im alten Germanien erhalten hat, als Ausdruck nordisch-seelischer Eigenart. Sie zeigen sein häufiges Auftreten und seine Verflochtenheit mit dem Tun und Denken des nordgermanischen Volkes. Die visionären Erscheinungen sind ein selbstverständlicher Einschlag, sie sind keine vom Leben abgetrennte sensationell-mystische Sondererscheinung, wie sie etwa heute dem modernen Stadtmenschen erscheinen, der den Volksglauben nicht kennt. Vision, Traum, Ahnung, aber auch die einfache normale Einsicht eines klugen, lebenserfahrenen Menschen werden in ungefähr gleicher Wertung beachtet und bewähren sich auch in gleicher Weise. Denn auch die Vision führt laufende Entwicklungen vorausgreifend weiter und bleibt so innerhalb natürlicher Möglichkeiten. Deshalb sind die Visionen in den Sagas auch frei von jedem pathologischen Verdacht und, soweit sie im laufenden privaten Leben auftreten, auch ohne religiös-kultischen Einschlag, genau so wie heute bei den typischen niederdeutschen Sehern.

Aus dem Kreise der mir bekannten niederdeutschen Vorschauer kann ich drei Personen auch im Bilde vorführen, die mit entsprechenden Gestalten der Njal-Saga manche Ähnlichkeit haben. Abb. 2 zeigt einen Bauern aus dem niedersächsisch-westfälischen Grenzgebiet, der als ein ruhiger, kluger, überlegener Mensch in hohem Ansehen stand, als Berater in allen Lebenslagen hochgeschätzt und Mitglied des Kreistages war. Er ist also sowohl in seinem Sehertum wie in seiner persönlichen Art und seiner Lebensstellung durchaus der sympathischen Gestalt des weisen Njal vergleichbar. Er war körperlich und geistig gesund, nie krank, und ist mit 95 Jahren einem tragischen Unglücksfall zum Opfer gefallen. Bild 3 zeigt eine Bauernfrau, die

Abbildung 4

Todesfälle voraussah wie Bergthora, Njals Frau; Bild 4 einen niedersächsischen Landarbeiter, der sein Leben lang auf Bauernhöfen tätig war, ähnlich wie der Freigelassenensohn Thord auf dem Hofe Njals. Ebenso wie dieser sah er auch seinen eigenen Tod voraus, aber er irrte sich. Er ist, vor 4 Jahren, nicht an einem Schlaganfall in dem Wiesengelände östlich seines Hauses gestorben, wie er es vorgesehen hatte, sondern an Magenkrebs nach sechswöchentlichem Krankenlager in seinem Hause.

Die Forschungslinie des Zweiten Gesichts führt wohl tiefer als manche andere in die seelischen Hintergründe des alten Germanentums. Sie gibt einen Blick frei in die Quell- und Wurzelgründe der altgermanischen Persönlichkeit, deren Bild unvollkommen und oberflächlich wäre, wenn man die seelische Tiefe übersehen wollte, aus der letzten Endes das Denken und Handeln seelisch starker Menschen quillt. Der geistig-seelische Gehalt der bevorzugten Seherpersönlichkeiten kann sehr reich sein. Sie sind keine Augenblicks- und Oberflächenmenschen; sie haben geistige Reichweite und Tiefenperspektive. Sie verfügen – diese Gedankengänge sind wesentlich durch Prof. Friedrich Neumann in Göttingen angeregt worden – über eine feinfühlige Ahnung und Witterung, die aus tieferen Gefühlsgründen quillt. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Es gibt an der Front Soldaten, die die Dinge nehmen wie sie kommen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen. Andere dagegen, die aus mancherlei Kennzeichen, aus dem Wetter, dem Verhalten des Feindes, der eigenen und feindlichen Artillerie, der Flieger usw. fühlen, daß etwas „in der Luft liegt", und daraus auf einen bevorstehenden Angriff schließen. Zu diesem Witterungsvermögen tritt bei den geistig hochstehenden germanischen Sehern innerhalb des Rahmens ihres Lebens und ihrer Zeit ein genetisch, episch, geschichtlich angelegtes Vorstellungs- und Denkvermögen, das in Entwicklungen lebt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet und deshalb auch aus dieser Quelle tiefere Sicht und größere

Reichweite gewinnt. Es handelt sich dabei gar nicht um verschwommene Mystik, noch weniger um Zauber und Magie. Sondern um ein feines Einfühlen in ansetzende oder laufende Entwicklungsgänge und ihr klares Zu-Ende-Denken, das auch ohne Vision möglich ist, aber bei entsprechender eidetischer Anlage in sichtbaren Bildern zutage tritt. Entscheidend ist dabei nicht die Vision, sondern der geistig-seelische Gehalt des Menschen, der die Vision hat. Denn auch die Vision ist dann nur eine Abbildung einer plastischen Szene aus einer mehr oder weniger bewußt zu Ende gedachten Entwicklungslinie. Es liegt deshalb auch kein Gegensatz darin, daß Menschen mit feiner Einfühlung und episch-geschichtlicher Vorstellungsgabe zugleich einen sehr klaren Verstand und eine besonders sichere Urteilskraft haben können. (Die heutigen Nordfriesen z. B. gelten als klare Rechner und Realisten, aber das Zweite Gesicht ist bei ihnen noch lebendig und tief im Volksglauben verankert.) Es handelt sich in diesem gelassenen Zusammenspiel aller geistig-seelischen Kräfte vielmehr um eine große seelische Spannweite, die alle Farben des Spektrums umfaßt, auch die nicht sichtbaren jenseits von Rot und Violett. Wenn dann diese allseitige Anlage in der Erfahrung eines langen Lebens geschult ist, so entsteht gerade daraus das Gesamtbild der Weisheit, die in der Welt der Sagas so hoch geschätzt und häufig gerühmt wird, mit oder ohne visionären Einschlag.

Der Vergleich zwischen dem Zweiten Gesicht in der nordischen Saga und in der Gegenwart gestaltet sich für den Forscher zu einem besonders eigenartigen Erlebnis. Über mehrere tausend Meilen Raum hinweg erscheinen hier wie dort die gleichen Grundlinien und viele gemeinsame Einzelzüge. Über tausend Jahre Zeit hinweg haben sie sich mit erstaunlicher Treue erhalten. Das Zweite Gesicht ist ein Erbe der Vorzeit, das unterzugehen droht und deshalb um so mehr der weiteren Erforschung würdig ist, solange man es noch erforschen kann.

(1) „Das Zweite Gesicht in Niederdeutschland; Wesen und Wahrheitsgehalt", Leipzig, Barth, 1937. „Das Zweite Gesicht in Schottland und Niederdeutschland", Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 16, 1938, Heft 1. „Eidetik und Zweites Gesicht; Das Werden eines Weltbildes", Oldenburg, Stalling, 1942.

Kennst du die Blassen im Heideland,
Mit blonden flachsernen Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Welch ein Gewimmel! – er muß es sehn,
Ein Gemurmel? er muß es hören;
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen hinauf . . .

Annette von Droste-Hülshoff

John Freese / Zwei Weihnachtsbriefe der Liselotte von der Pfalz

Mitteilungen in drei Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der bekannten „Liselotte von der Pfalz" sind einstweilen noch immer die ältesten Nachrichten über den Lichterbaum in seiner heutigen, allgemein üblichen Form – vgl. „Germanien" 12/1941 S. 441 ff. –.

Abb. 1. Elisabeth Charlotte von der Pfalz,
Herzogin von Orleans, im Alter von 23 Jahren.
„Wenn man schön ist, währt es doch nicht,
ein schön Gesicht ändert bald . . ."

22. August 1698.

Aus „Die Briefe der Liselotte von der Pfalz", Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Sie sind datiert vom 6. Januar 1701 (der Brief liegt im Staatsarchiv Hannover unter Hann. Des. 91 Kffin. Sophie, 1, XI) vom 11. Dezember 1708 (Reichsarchiv Wien, Abteilung Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothringisches Hausarchiv, Schachtel 23, I C 14) und vom 8. Januar 1711 (Staatsarchiv Hannover, Hann. 91 Kffin. Sophie, 1, Bd. XXI Bl. 15–24). Es sind Kindheitserinnerungen der Herzogin an die Zeit ihres Aufenthaltes am Hofe zu Hannover während der Jahre 1659 bis 1663. Die Erinnerungen ergeben, daß dem Kinde Liselotte in diesen Jahren in Hannover zum Weihnachtsfeste ein Lichterbaum geschmückt wurde. Sie lassen uns aber auch darauf schließen, daß die Verwendung von Kerzen am Weihnachtsbaum auch schon vor dieser Zeit im väterlichen Schloß zu Heidelberg Brauch gewesen ist. Von Zeit zu Zeit tauchen allerdings Mitteilungen auf, die dem Lichterbaum ein noch höheres Alter bezeugen sollen. So schreibt z. B. Dr. Kurt Kuhlmann in seinem lesenswerten „Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934" in Anmerkung 15) u. a.:

„In einem Artikel „Vom Weihnachtsbaum", Ztg. „Deutschland" 1933 Dez. 15., Nr. 347 lesen wir: ‚Die Herzogin Dorothea Sibylle von Brandenburg bescherte schon im Jahre 1611 bei einer veranstalteten Weihnachtsfeierlichkeit 67 Kindern. Ringsherum im Saale standen grüne Tannen, auf denen viele Hunderte von Weihnachtslichtern brannten. Dies ist die älteste bisher bekanntgewordene Erwähnung der Sitte, zu Weihnachten Tannenbäume mit Wachskerzen zu schmücken und diese anzuzünden'".

Die Mitteilung an sich ist richtig; wir haben die genannte Ausgabe der Allgem. Thür. Landeszeitung „Deutschland", Weimar, eingesehen. Wie die Schriftleitung mitteilte, läßt sich der Verfasser aber leider nicht mehr feststellen. Kuhlmann fragt in seinem Büchlein selbst auch schon: „Woher stammt die Schilderung? Welches ist ihr urkundlicher Beleg?" Auf eine Anfrage beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, erhielt ich die Mitteilung, daß sich im Archiv nichts habe ermitteln lassen. Das gleiche Ergebnis hatte eine Anfrage beim Brandenburg-Preußischen Hausarchiv, Berlin-Charlottenburg. Die in dem obigen Zeitungsartikel genannte Herzogin Dorothea Sibylle von Brandenburg könnte die Markgräfin gleichen Namens sein, die, als Tochter des Kurfürsten Johann Georg geboren, 1610 den Herzog Johann Christian von Brieg heiratete. Daher bat ich auch das Staatsarchiv Breslau um eine entsprechende Aktenforschung. Sie war ebenfalls ergebnislos. Man sieht, daß man Zei-

Abbildung 1.

tungsnachrichten doch nicht immer unbesehen hinnehmen darf – vgl. auch „Germanien" 12/1941 S. 443 ff. –. Es ist hiernach jedenfalls sehr zweifelhaft, ob die hier behandelte Mitteilung auf zuverlässiger Grundlage beruht. Vielmehr liegt der Gedanke nahe, daß sie den 1830 durch den Syndikus Koch in Brieg herausgegebenen, 1838 von Hermann Wutke als unecht erwiesenen Denkwürdigkeiten über die Herzogin entstammt – vgl. Allgem. Deutsche Biographie Bd. 5 S. 358 f. –

Um so wertvoller sind uns die bestimmten Zeugnisse der Liselotte, und es verlohnt sich schon, sie einmal als Faksimile zu veröffentlichen, wie ich meine, erstmalig – Brief von 1711 vgl. „Germanien" 12/1941 S. 443 Abb. 2 –. Das ist m. E. um so mehr angebracht, als die drei Briefe der Liselotte im einschlägigen Schrifttum immer wieder angezogen werden, wobei im Wortlaut hier und da schon Fehler unterlaufen sind, die aber vermieden werden müssen.

*

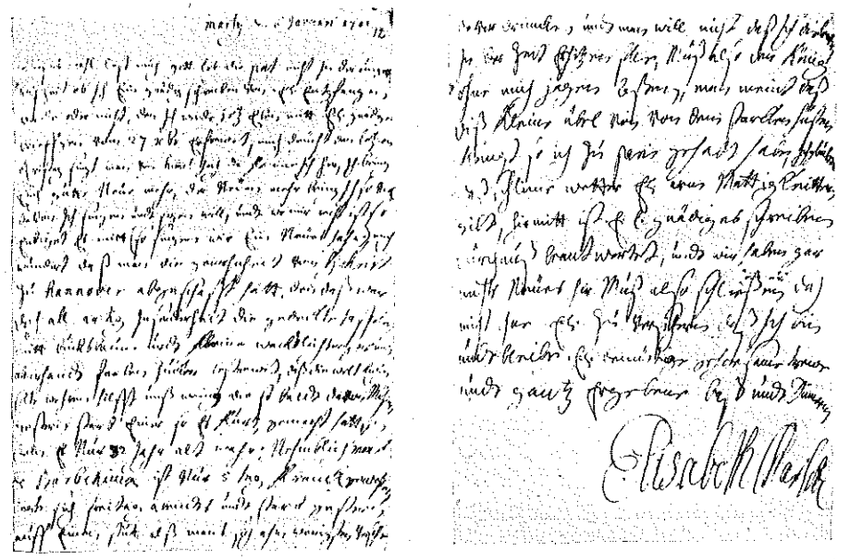


Abbildung 2 und 3.

Abb. 2. Aus dem Briefe vom 6. Januar 1701, Originaltext:

(3. 1) Marly den 6. Januari 1701. (2) Dießes mahl leſt mich Gott lob die poſt nicht In der unge- (3) wißheit ob Ich Ein gnädig ſchreiben von E. L. Entpfangen (4) werde oder nicht, den Ich werde jetz Eben mitt E. L. gnädiges (5) brieffgen vom 27. ybr. Erfrewet, mich deücht den letzten (6) Chriſtag ſingt man vom himmel hoch da komme Ich her, Ich bring (7) Euch gutte, Neüe mehr, der Neüen mehr bring Ich ſo viel (8) davon Ich ſingen undt ſagen will, undt wo mir recht iſt ſo (9) Endiget Es mitt (ſo ſingen wir Ein Neües Jahr) mich (10) wundert, daß man die gewohnheit vom H.chriſt (11) zu hannover abgeſchafft hatt, den daß war (12) doch all artig Inſonderheit die gedeckte taffeln (13) mitt bucksbaum undt kleine wachslichterges undt (14) allerhand farben Zucker beſtrewet, daß die welt Ewig (15) ſolte wehren hilfft unß wenig die ſo balldt davon Müßen (16) geſtern ſtarb Einer ſo Es kurtz gemacht hatt, In- (17) dem Er nur 32 Jahr alt wahr; Nehmblich mons (18) de Barbehieux iſt Nur 5 tag krank geweßen (19) legte ſich Freitag abendts undt ſtarb geſtern (20) auff Einen ſtutz alß mans ſich ahm wenigſten Verſehen.

Abb. 3. Letzte Seite des Briefes von 1701, die uns wegen der Unterschrift interessiert:

(3.1) davor drincken und man will nicht daß Ich die Lenden (2) In der Zeit Erhitzen ſolle, Muß alſo den König (3) ohne mich jagen laßen, man meint, daß (4) diß Kleine übel von von dem ſtarcken Huſten (5) kompt ſo ich zu Paris gehabt habe, Ich glaube das (6) daß ſchlime wetter E. L. arm Mattigkeitten (7) gibt, hirmit iſt E. L. gnädiges ſchreiben (8) durchauß beantwortet, undt wir haben gar (9) nichts Neües hir Muß alſo ſchließen doch (10) nicht ohne E. L. zu verſichern, daß Ich bin (11) undt bleibe E. L. demütige gehorſame trewe (12) undt gantz Ergebene baß undt dinnerin

Eliſabeth Charlotte.

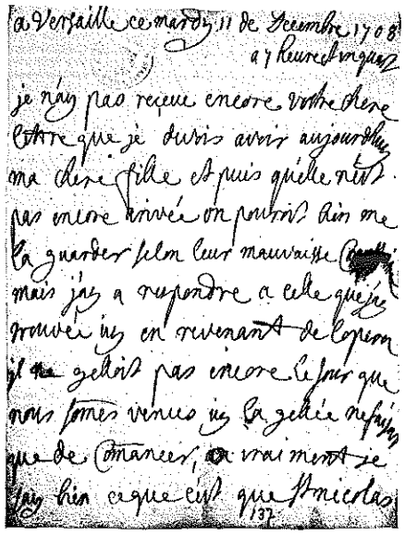


Abbildung 4 (links nebenstehend).

Abbildung 5-8 (rechts nebenstehend).

Abb. 4. Aus dem Briefe vom 11. Dezember 1708. Die Briefschreiberin berichtet hier auch sehr genau von einem Christkindelspiel am Hofe zu Hannover, im Briefe von 1711 wird das Spiel ebenfalls erwähnt. Originaltext:

(Z. 1/2) a Versaille ce mardy 11 de Decembre 1708 a 7 heure et un quart (12/13) . . . . o vraiment je say bien ce que c'est que St nicolas

Deutsch: (Z. 1/2) Versailles, Dienstag, 11. Dezember 1708, 7¼ Uhr. (12/13), wahrhaftig, ich weiß gut, was es mit St. Nikolaus

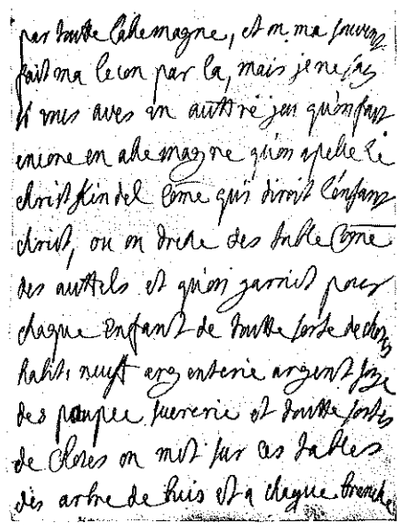
Abb. 5 S. 2 des Briefes von 1708:

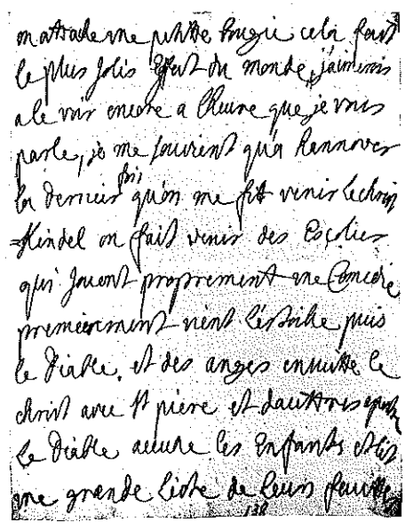
(Z. 1) par toutte l'allemagne, et on ma souvent (2) fait ma lecon par la, mais je ne say (3) si vous aves un auttre jeu qu'on fait (4) encore en allemagne qu'on apelle Le (5) christ Kindel comme qui diroit l'enfant (6) christ, ou on dresse des table comme (7) des auttels et qu'on garnit pour (8) chaque enfant de toutte sorte de choses (9) habits neuff argenterie argent soye (10) des poupee sucrerie et toutte sortes (11) de choses on mit sur ces tables (12) des arbre de buis et a chaque branche

Deutsch: (Z. 1) in ganz Deutschland auf sich hat, und man hat mir oft (2) meine Lektion darüber erteilt, aber ich weiß nicht, (3) ob Ihr ein andres Spiel habt, das man (4) noch in Deutschland treibt und das man das (5) Christ Kindel nennt, was soviel heißt wie (6) das Christkind, wo man Tische wie (7) Altäre herrichtet, die man für (8) jedes Kind mit allerlei Dingen ausstattet: (9) neuen Kleidern, Silberzeug, Geld, Seide, (10) Puppen, Zuckerwerk, und allen möglichen (11) Sachen. Auf diese Tische stellt man (12) Buchsbäume und an jedem Zweig

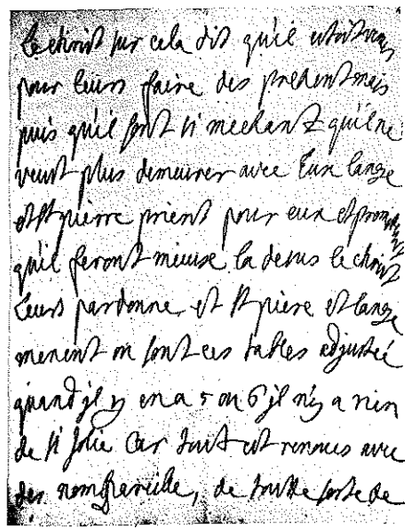
Abb. 6 S. 3 des Briefes von 1708:

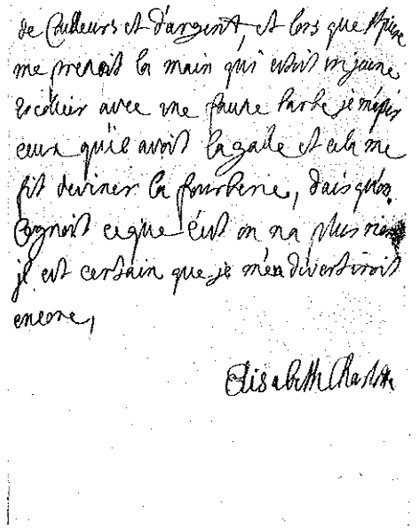
(Z. 1) on attache une petitte bougie cela falt (2) le plus jolis effect du monde, j' aimerois (3)





ale voir encore a l'heure que je vous (4) parle, je me souvient qu'a hannover (5) la dernier fois qu'on me fit venier Le christ (6) -Kindel on fait venir des Escolier (7) qui jouent proprement une Comedie (8) premierement vient L'estoille puis (9) la Diable et des anges ensuitte le (10) christ avec St piere et dauttres apostre (11) Le Diable accusse les Enfants et lit (12) une grande Liste de Leurs fauttes





Deutsch: (Z. 1) befestigt man eine kleine Kerze; das sieht (2) allerliebst aus, ich möchte (3) es noch in dieser Stunde, in der ich mit Ihnen (4) spreche, gern sehen. Ich erinnere mich, daß, als (5) man zu Hannover das letzte Mal mir das (6) Christ-Kindel kommen ließ, man Schüler (7) kommen läßt, die eigens ein Stück aufführen. (8) Zuerst kommt der Stern, dann (9) der Teufel und Engel, darauf (10) Christus mit St. Petrus und andren Aposteln. (11) Der Teufel beschwert sich über die Kinder und liest (12) eine große Liste ihrer Fehler vor.

Abb. 7 S. 4 des Briefes von 1708:

(Z. 1) Le christ sur cela dit qu'il estoit venus (2) pour leurs faire des pressent mais (3) puis qu'il sont si mechant qu'il ne (4) veust plus demeurer avec Eux lange (5) et St pierre prient pour eux et promettent (6) qu'il feront mieux la desus le christ (7) Leurs pardonne et St piere et lange (8) menent ou sont les tables adjusteé (9) quand il y en a 5 ou 6 il n'y a rien (10) de si jolie car tout est renoues avec (11) des nompareille, de toutte sorte de

Deutsch: (Z. 1) Christus sagt darauf, daß er gekommen sei, (2) um ihnen Geschenke zu machen, aber, (3) da sie so ungezogen seien, wolle er (4) nicht länger bei ihnen bleiben. Der Engel (5) und St. Petrus bitten für sie und versprechen, (6) daß sie sich besser machen werden. Darauf (7) verzeiht Christus ihnen, und St. Petrus und der Engel (8) führen sie dorthin, wo die Tische hergerichtet sind. (9) Wenn deren fünf oder sechs da sind, gibt es nichts (10) Hübscheres; denn alles ist mit (11) schmalen Bändchen in allerlei

Abb. 8 S. 5 des Briefes von 1708

(Z. 1) de Coulleurs et d'argent, et lors que St. piere (2) me prenoit la main qui estoit un jeune (3) Escolier avec une fausse barbe je m'aper (4) ceux qu'il avoit la galle et cela me (5) fit deviner la fourberie, dais qu'en (6) cognoit ce que c'est on na plus rien (7) il est certain que je m'en divertirois (8) encore

Deutsch: (Z. 1) Farben und Silberglanz verbunden, und als St. Petrus (2) mich an der Hand faßte, der ein junger (3) Schüler mit einem falschen Bart war, merkte ich, (4) daß er die Krätze hatte, und das (5) ließ mich die Schelmerei ahnen. Seitdem man (6) weiß, was es ist, hat man nichts mehr davon. (7) Aber es ist sicher, daß ich mich noch daran (8) freuen würde .....

Elisabeth Charlotte

(Eichh.-Archiv Brandschutzmuseum Kiel)

*

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was gibt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterland's heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiederseh'n
Oder frei zu den glücklichen Vätern geh'n!
Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Theodor Körner

Hans Schleif / SS-Ausgrabung Urstätt im Warthegau

Vorbericht 1942

Nach der Befreiung des deutschen Ostens von den Folgen des Diktats von Versailles übernahm der Reichsführer SS die Ausgrabung in Urstätt, die bis dahin seit 1934 unter dem polnischen Namen Biskupin in den weitesten Kreisen bekannt geworden war. Der außergewöhnlich gute Erhaltungszustand, in dem sich die Überreste dieser mehr als zweieinhalb Jahrtausende alten vorgeschichtlichen Siedlung befanden, hatte die polnischen Ausgräber zu einem besonders repräsentativ angelegten Unternehmen bewogen, mit dem sie zugleich in schwächlicher und von niemandem außer ihnen selbst ernst genommenen Begründung den Nachweis erbringen wollten, daß die Träger der „Lausitzer Kultur", welche jene Siedlung erbaut hatten, die direkten Vorfahren der heutigen Polen gewesen seien. So groß der Aufwand jedoch gewesen war, hat er nicht ausgereicht, die Ausgrabung in dem gleichen technisch einwandfreien Stil, in dem sie in den ersten Jahren begonnen worden war, in den beiden letzten Jahren vor dem Kriege fortzusetzen. Um so dringender war zur Rettung des wissenschaftlichen Gewinnes dieser Grabung eine Fortsetzung notwendig, um einige wesentliche Gesichtspunkte der Siedlungsforschung an diesem vollständig und eindeutig erhaltenen Beispiel zu klären. Diese Arbeit wurde im Frühjahr 1940 unter der Schirmherrschaft des Reichsführers SS aufgenommen, unterstützt von den örtlichen Behörden, insbesondere dem Gauhauptmann SS-Brigadeführer Robert Schulz und seinem inzwischen gegründeten Landesamt für Vor- und Frühgeschichte in Posen. Auch die rege Anteilnahme der lokalen Behörden, die später diese geschichtliche Stätte in ihre Pflege zu nehmen gedenken, rechtfertigte die sofortige Durchführung der Arbeit auch während des Krieges und inmitten der zahlreichen dringenden Aufbauarbeiten des neuen Reichsgaues. Die örtliche Leitung der Ausgrabung übernahm SS-Untersturmführer J. Löhausen; die tatkräftige Hilfsbereitschaft des deutschen Landwirts Erich Rust, der auf dem der Grabung benachbarten väterlichen Gut die 20 schweren polnischen Jahre durchgehalten hat, war der Durchführung der Arbeit besonders förderlich. Die Grabung ist noch nicht beendet, jedoch sei hier bereits ein im wesentlichen abgeschlossenes Teilergebnis bekannt gemacht.

Bis 1939 waren bereits mehr als zwei Drittel des Gesamtumfanges dieser Insel freigelegt worden, jedoch war es noch nicht gelungen, den Eingang in den Mauerring zu finden. Die Siedlung liegt heute auf einer Halbinsel, die sich zungenförmig mit nordsüdlicher Längsachse in den Urstätter See hinaus erstreckt. Durch Suchgräben 1938 und 1939 war jedoch bereits festgestellt worden, daß zur Zeit ihrer ersten Besiedlung diese Halbinsel von dem Südufer des Sees durch eine schmale See-Enge getrennt gewesen sein muß, denn der Mauerring läuft mit den starken Wellen- bzw. Eisbrechern außen davor auch im Süden geschlossen um die Siedlung herum, die damit den Grundriß eines ziemlich regelmäßigen Ovals bildet. Direkt innerhalb der Mauer zieht sich eine „Ringstraße" um die etwa 90 Häuser der vielleicht 1500 bis 2000 Bewohner. In städtischer Weise sind die Häuser in etwa 10 ostwestlich gerichteten „Zeilen" Giebel an Giebel aneinandergereiht; die Reihen sind durch parallele Quergassen voneinander getrennt, so daß weder für Höfe noch Gärten ein Raum bleibt. Zwischen den festgestellten Stadtmauerresten im Süden und dem festen Lande war auch bereits 1938/39 ein

Abbildung 1.

mit Palisaden gegen die Einflüsse des Sees geschützter Knüppeldamm außerhalb des Mauerringes gefunden worden. Seine Bedeutung war aber offenbar nicht erkannt worden, weil man sonst wohl die zahlreichen Suchschnitte vermieden hätte, in denen man im Südabschnitt der Stadtmauer, dem Festland direkt gegenüber, das Tor vergeblich suchte, wobei man jedoch nur den nicht unwichtigen spätslavischen Abschnittswall, der tausend Jahre später hier die inzwischen zur Halbinsel versumpfte Insel vom festen Lande trennte, bis zur Unkenntlichkeit zerschnitt. Es war vielmehr ein Leichtes – wie es nunmehr seit 1940 geschehen ist –, jenen Knüppeldamm außen längs der Stadtmauer soweit in den See hinaus zu verfolgen, bis er durch ein Tor in den Mauerring und in die Stadt einbog. Diese Stelle wurde bereits im Sommer 1942 endgültig festgelegt.

Der Zufahrtsweg durchdringt Stadtmauer und Ringstraße in Höhe der achten ostwestlichen Quergasse, die den Torweg im Innern der Stadt in fast gleicher Flucht fortsetzt. Das Tor selbst besteht aus einem stattlichen Pfostenbau von etwa 3 m lichter Durchgangsweite und ungefähr 9 m Länge. Da die Stadtmauer nur 4 m stark ist, ragt somit dieser Torkasten nach beiden Seiten über die Stadtmauerfluchten hinaus und zwar nach innen etwa 1 m, nach außen jedoch mit fast 4 m auffällig weit (vgl. die Tore FN und FL in Troja II!). Dieser äußere Vorsprung entspricht ungefähr der Breite des Gürtels, den die in mehreren Reihen übereinanderlagernden Wellen- bzw. Eisbrecher um den Fuß der Stadtmauer ziehen. Während die Stadtmauer, wie bereits bekannt war, aus 3 Reihen großer Holzkästen besteht, die von blockbauartig kreuz und quer aufgeschichteten Rundhölzern gebildet und mit Erde gefüllt wurden,

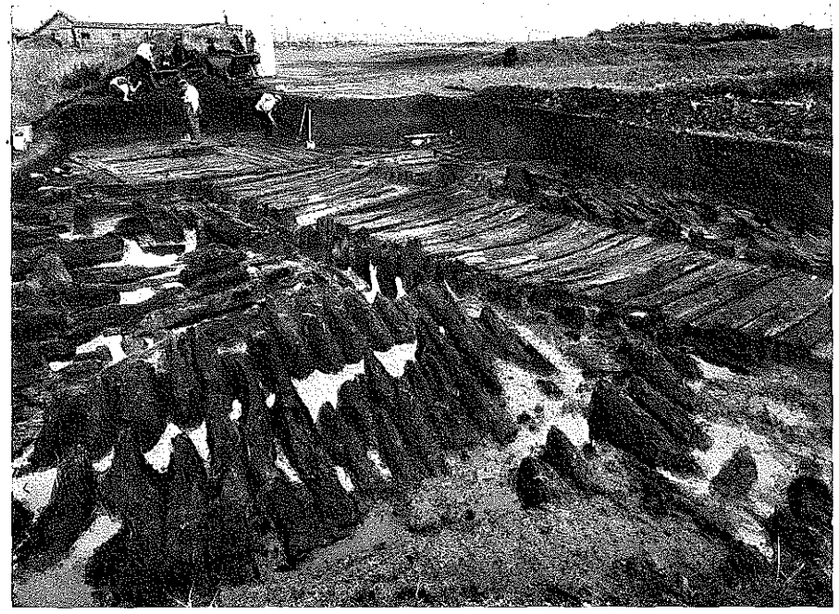


Abbildung 2.

ist der Torbau unabhängig davon in einer Art Palisadenkonstruktion aufgeführt, die sich in eine absichtlich dafür offengelassene Mauerlücke einschiebt. Die beiden langen Seitenwände dieses Torbaues bestehen aus Pfostenreihen, deren gut erhaltene Stümpfe auf den Lichtbildern Abb. 1 und 2 gut zu erkennen sind. Zwischen ihnen liegt in den äußeren zwei Dritteln des Torweges eine wohlgefügte Lage von Eichenbohlen, über denen ursprünglich eine Lage Sand und Lehm den eigentlichen Fußboden bildete. Im Gegensatz dazu war das innere Drittel des Torweges mit unbearbeiteten Rundhölzern geringerer Holzsorten belegt, über denen sich ebenfalls die eigentliche Fußbodenaufschüttung bei der Grabung noch vorfand. Daß dieser Unterschied beabsichtigt war, d. h. daß die Pflasterung im äußeren, größeren Teil des Torweges mit Vorbedacht stärker und solider, mithin wetterbeständiger aufgeführt worden ist, als im inneren Teil, geht auch aus der sorgfältigen Unterstützung der Eichenbohlen mit je einem Schwellholz längs den beiden Innenwänden des Torcs hervor. Diese Schwellhölzer fehlen unter den schlechteren Hölzern des inneren Drittels, die lediglich in eine ausgleichende Sand- und Erdschicht gelegt sind.

Verschiedene Anzeichen beweisen, daß das Tor zur Zeit seiner Benutzung, d. h. während der ganzen Dauer der Besiedlung der Stadt, mehrfach kleinere und größere Veränderungen erfahren hat. Bei der Eroberung der Stadt und der Errichtung ihrer Mauer bestanden zunächst die beiden Längswände des Torkastens aus je 2 Reihen dicht beieinander stehender Pfosten, wie in dem schematischen Grundriß unserer Abb. 3 gezeichnet ist. Bis zum Untergang der Siedlung blieb jedoch nur die nördliche Wand in diesem Zustand, während die am Torweg

stehende Pfostenreihe der südlichen Wand offenbar durch ein Feuer einmal so beschädigt worden ist, daß sämtliche Pfosten unbrauchbar wurden. Bei der dadurch notwendigen Erneuerung des Torweges wurde diese ganze Pfostenreihe teils abgebrochen, teils herausgerissen und nicht wieder ersetzt. Die jetzt neu verlegte Bohlenlage liegt daher mit ihrem südlichen Rande über den teilweise verbrannten Stümpfen dieser Pfostenreihe. Durch diese Veränderung wurde der durchschnittlich 2,90 m breite Torweg um etwa 25 cm verbreitert und blieb so bis zum Ende der Siedlung.

Der eigentliche Torverschluß muß an der Stelle gelegen haben, wo die gute Lage der Eichenbohlen aufhört und die schlechteren Rundhölzer beginnen, d. h. im hinteren Drittel des Torweges. Da der Torbau unsymmetrisch zur Längsachse der Mauer nach außen vorragt, liegt diese Stelle fast genau in der Mitte der Mauerdicke, also an einer Stelle, wo das Gefüge des Torrahmens besonders gut und gleichmäßig mit dem Massiv der Mauerköpfe zu beiden Seiten des Tores verbunden werden konnte. Die sicher vorhandene Schwelle des eigentlichen Tores muß höher gelegen haben, als die jetzt noch erhaltenen Balkenlagen, da sie mit ihrer Oberkante in Höhe der estrichartigen Aufschüttung kommen muß, um die Schwenkung der Torflügel beim Öffnen und Schließen zu ermöglichen. Eine Unregelmäßigkeit in den an dieser Stelle genau beobachteten Schichten läßt vermuten, daß die Schwelle bei der Zerstörung des Tores teilweise gewaltsam herausgerissen wurde. Da sie zudem oberhalb des jetzigen und früheren Grundwasserspiegels gelegen hat, müssen ihre am Ort verbliebenen Reste, wie alle anderen Hölzer oberhalb dieser Zone im Laufe der Jahrtausende vollkommen verwittert sein. Durch einen glücklichen Zufall ist jedoch von diesem Tor mehr erhalten, als bisher jemals von einem vorgeschichtlichen Stadt- bzw. Burgtor gefunden wurde. Denn in einem nahe benachbarten Hause, das bereits 1938 ausgegraben, doch noch nicht veröffentlicht wurde, wurden als Ausbesserung seiner Fußbodenholzkonstruktion zwei leidlich gut erhaltene, mächtige Torflügel gefunden, die offenbar nur von diesem Stadttor herstammen können. Der Zustand der Torangeln, die an diesen beiden Flügeln noch gut erhalten waren, verlangt die Ergänzung einer höheren Schwelle mit eingelassenen Pfannen für die senkrechten Angelzapfen. Weiterhin ist an den Torflügeln zu erkennen, daß sie schon zu dem letzten Zustand des Torweges gehören

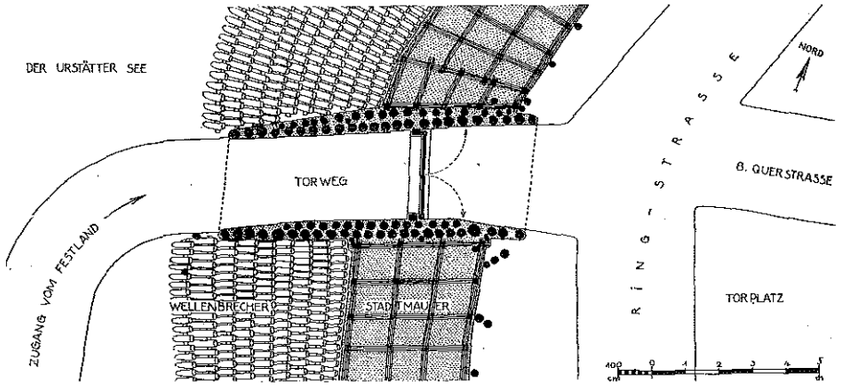


Abbildung 3.

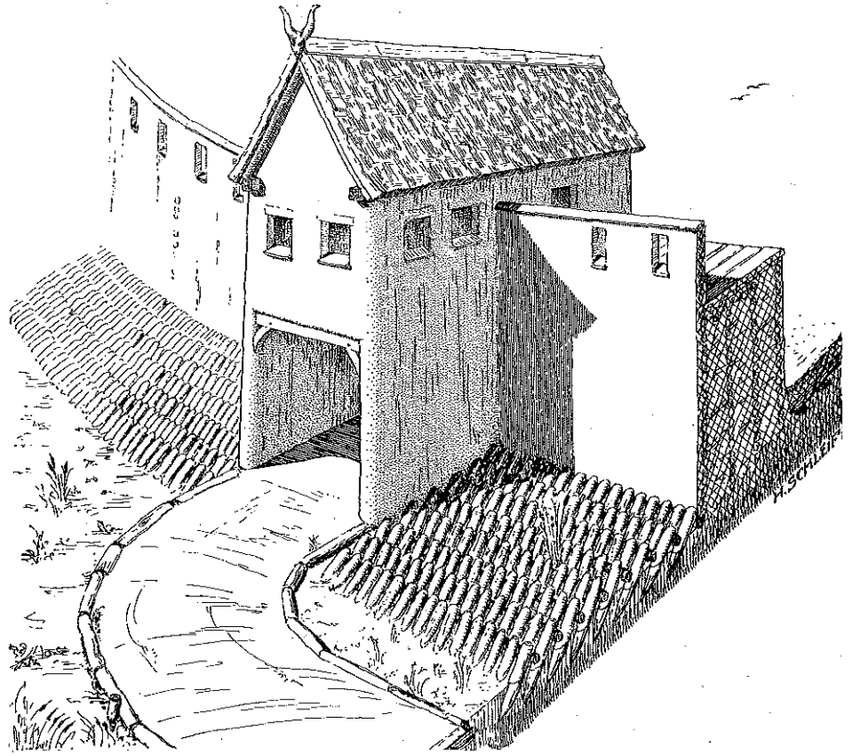


Abbildung 4.

müssen, denn beide zusammen ergeben die bereits vermerkte lichte Breite des Torweges von etwas über 3,00 m. Schließlich ist an ihnen auch die lichte Höhe mit etwa 2,50 m zu messen, woraus sich nicht nur für den Torweg, sondern auch für die Mauerkonstruktion wichtige und sichere Anhaltspunkte für die Ergänzung der Höhe entnehmen lassen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Wehrgang auf der Stadtmauerkrone über dem Torweg in gleichbleibender Höhe unverändert durchlief. Damit ist seine Mindesthöhe abhängig von der Höhenlage des Torsturzes. Unter Anrechnung 1. der innerhalb des Torweges langsam ansteigenden Aufschüttung über den Hölzern des Bodenbelages, 2. der Schwellenhöhe, 3. der Sturzhöhe und 4. der unter dem Wehrgang notwendigen Deckenstärke des Torweges muß der Wehrgang etwa 4 m über dem Mauerfuß gelegen haben, wodurch der Mauerquerschnitt etwa quadratisch würde: eine für die vorgeschichtlichen Holzerdemauern sehr naheliegende Proportion. Die mächtigen Pfostenreihen des Torbaues, die fast 2 m tief in den Boden gerammt waren, haben sicher die Mauerhöhe beträchtlich überragt und werden über dem Torweg einen gleich großen und mit Rücksicht auf seine dauernde Benutzung überdachten Raum umschlossen haben, der an dieser Stelle für Bewachung und Bedienung des Tores sowie für die Verteidigung des Zuganges in kriegerischen Zeiten besonders erwünscht war. Eine

räumliche Vorstellung von dem Vorbau, die zumindest in den Maßverhältnissen dem ehemaligen Zustand nahekommen wird, soll das Schaubild Abb. 4 vermitteln.

Ebenso wie über die einzelnen Bauzustände unterrichtete uns die Grabung auch über das Ende des Torbaues: über der Aufschüttung im Torweg lag als schwarze Holzkohlenschicht von verschiedener Stärke der Brandschutt insbesondere der nördlichen Palisadenwand. Die große Hitze des Brandes war überall so tief durch die Aufschüttung durchgeschlagen, daß die obersten Schichten sowohl der Eichenbohlen als auch der Rundhölzer zentimeterdick verkohlt waren. Der Wall zu beiden Seiten des Tores ist ebenfalls bis in die untersten Lagen des Blockbaues verkohlt. Sogar die Wellenbrecher außen vor dem Tor und die Hölzer und Bohlen der Straßen innerhalb der Mauer waren in gleicher Weise verkohlt und verbrannt. Es besteht also kein Zweifel, daß die ganze Anlage einer großen Feuersbrunst zum Opfer gefallen ist. An diesem Befund ist natürlich nicht zu erkennen, ob dieser Brand als Folge eines Kampfes das Ende der Siedlung bedeutete. Jedoch liegt diese Erklärung näher als die Annahme, daß etwa ein zufälliges Naturereignis die Katastrophe herbeigeführt hat. Denn einmal fällt das Ende der Siedlung zeitlich ungefähr zusammen mit dem Ansturm der von Norden kommenden Germanen. Zweitens befand sich, wie die Schutthalde über dem zerstörten Wall erweist, die Stadtmauer zur Zeit dieses Brandes noch in voller Höhe in gebrauchsfähigem Zustand und schließlich sei hier schon einer ausführlichen Bearbeitung vorgreifend festgestellt, daß die polnische These, die Siedlung sei wegen zunehmender Versumpfung freiwillig und vorzeitig verlassen worden, sicher falsch ist; zu keiner Zeit nach dem Ausbau der Halbinsel zu einer befestigten Siedlung hat der Wasserstand des Sees die Oberfläche der Insel erreicht bzw. überflutet. Die bei der Grabung beobachteten mehrfachen Ausbesserungen sowohl einzelner größerer Mauerpartien als auch der Häuser und Knüppeldämme unter den Straßenaufschüttungen sind nichts anderes, als die im Laufe des etwa zwei Jahrhunderte langen Bestandes der Siedlung an verschiedenen Stellen notwendig gewordenen Erneuerungen, wobei allerdings auch schon die Beseitigung von größeren Brandschäden zu beobachten ist. Auch die Aufschüttungen über den Straßen, die z. T. mehrere Schichten übereinander erkennen lassen, sind nicht stärker als sie sonst in jahrhundertelang ununterbrochen benutzten Siedlungen notwendig werden und sind keinesfalls durch Überschwemmungen entstanden. Über den Holzlagen, die sowohl bei den Straßen wie in den Häusern lediglich eine gleichmäßige Unterlage auf dem schlechten, feuchten Baugrund bildeten, und daher niemals sichtbar waren oder gar direkt als Fußboden benutzt werden sollten, liegen durchschnittlich insgesamt etwa 70 cm sandiger und humoser Schutt, bis zu der Bodenhöhe, in der die spärlichen Reste der spätslavischen Besiedlung des Platzes gefunden wurden. Von diesen 70 cm sind 40 bis 50 cm während der Lebenszeit der „Lausitzer Siedlung" angewachsen. Die restlichen 20 bis 30 cm sind keineswegs zu viel, um nicht als natürliche Aufhöhung durch Humusbildung erklärt zu werden, die im Laufe eines Jahrtausends den Boden der feuchten Halbinsel gleichmäßig gehoben hat. Fraglos ist auch der Grundwasserspiegel in den letzten zweieinhalb Jahrtausenden gestiegen, jedoch ist das Tempo dieser Bewegung unbekannt. Nur so viel kann gesagt werden, daß damals so wenig wie heute dieser Grundwasserspiegel der Besiedlung andere Schwierigkeiten außer der Notwendigkeit einer gründlichen Fundamentierung bereitet hat. Ein Grund, diesen von der Natur so ausgezeichnet geschützten Platz freiwillig aufzugeben, bestand also nicht, erst die stürmische Ausbreitung der Germanen nach Süden hat der kleinen „Lausitzer" Stadt ein gewaltsames Ende bereitet.

Brauchtum im Zeitgeschehen

John Freese, Ein „Lichterbaum" bei Dr. Sven Hedin in der Wüste von Tibet 1906. Weihnachten 1941 erschien in einer großen Berliner Tageszeitung ein interessanter Aufsatz von dem bekannten schwedischen Asienforscher Dr. Sven Hedin, überschrieben „Zweimal Weihnachten in der Wüste". Der Verfasser schildert einen Weihnachtsabend mit einem ganz eigenartigen Weihnachtsbaum auf der Wanderung durch Tibet im Jahre 1906. Dort heißt es u. a.: „Wir waren auf unserer langen Winterwanderung durch Tibet. Heftige Winde fegten über die Landschaft. Beim Reiten mußten wir uns tief über unsere Pferde beugen, damit die Tiere das Gleichgewicht nicht verloren. Man war wie ein Segel und meinte, ein Boot auf hoher See zu steuern. Des Nachts bliesen die Winde unsere Zelte fast um. Als ich am 24. Dezember erwachte, saß vor meinem Zelt ein alter Bettler und sang. In der Hand hielt er einen mit bunten Lappen behängten Stab, und an jenen Lappen wieder waren Messingplättchen, Korallen, Muscheln und andere Schmuckstücke befestigt, die er durch zirkelnde Bewegung zum Klappern brachte und mit Gesang begleitete. Der Alte war in seinem Leben weite Wege gewandert, von Zelt zu Zelt, aber als ich ihn bat, mir zum Tageslager zu folgen und uns Weihnachten einzusingen, sagte er, er wäre zu müde.

Unser Weg führte uns dann höher hinauf. Die Aussicht von da oben war großartig. Beim Abstieg stolperte mein altes Pferd und blieb liegen. Es ließ den Kopf hängen und fraß, aber als ich den treuen Begleiter seinem Schicksal überließ und weiterritt, hob er seinen Kopf, seufzte tief und sah mir nach. Das zerstörte meine Weihnachtsstimmung. Ich konnte den traurigen Blick nicht vergessen, er verfolgte mich, wenn an den dunklen Abenden die Winterstürme da draußen in dem öden Tibet rasten.

Der Tag ging zur Neige. Ich sehe alles deutlich vor mir, wie ich es damals in „Transhimalaja" beschrieben habe. Dumbok-tso war die wichtigste Entdeckung des Tages. Vor dem Zelt brannten die Weihnachtsfeuer und warfen ihren gelben Schein über die Landschaft, und dann wurden die Tagesaufzeichnungen niedergeschrieben und die Etikette auf die Gesteinsproben geklebt. „Das Mittagessen ist fertig, Sahib", sagte Tsering, als er ein neues Scheit brachte, und dann wurden der Schißlick und die saure Milch hereinge-

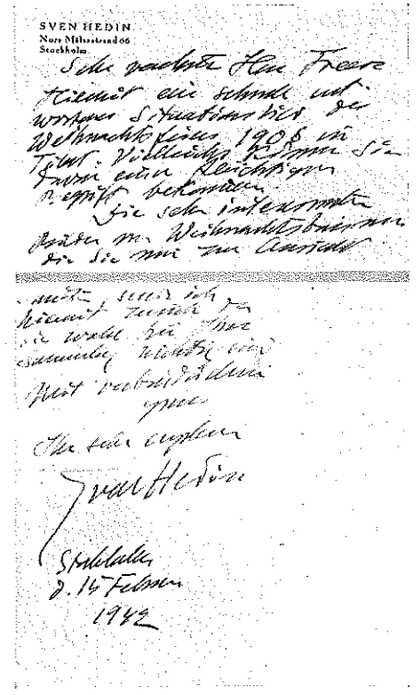

SVEN HEDIN
Nors Mälarstrand 66
Stockholm

Abbildung 1.

Abbildung 2.

Aufn. (2) Lichtbild-Archiv Brandschutzmuseum Kiel.

tragen und vor meinem Bett auf den Boden gestellt. Dann war ich mit tausend Erinnerungen an schwedische Weihnachtsfeste allein, und in meinen Ohren klangen die Worte: „Jetzt ist es Weihnacht in der Hütte" und „Gefroren ist der klare See und wartet auf die Frühlingswinde" aus den Weihnachtsgedichten des finnland-schwedischen Dichters Topelius.

Die christliche Gemeinde bestand aus Robert und mir, und wir entschlossen uns, das Weihnachtsfest auf eine Art zu feiern, an der auch die Heiden ihre Freude haben sollten. Seit geraumer Zeit hatten wir alle Lichtstümpfe gesammelt und besaßen nun 41 Stück von verschiedenen Längen. Mitten in meinem Zelt stellten wir eine Kiste auf, an deren Kante wir die Lichter so anordneten, daß die größten in der Mitte standen und die Lichter nach außen hin immer kleiner wurden. Das war unser Weihnachtsbaum! Als alle Lichter angezündet waren, öffneten wir den Zelteingang, und ein Gemurmel der Verwunderung wurde unter den Ladakis laut, die sich inzwischen draußen versammelt hatten. Sie sangen eine Weise in weichen Lauten. Das Lied wurde unterbrochen von einem donnernden „Chavasch" und „Chabbaleh", in das alle einstimmten und das wie ein Geheul von Schakalen erklang. Die Flöten begleiteten den Gesang, und ein Kochtopf diente als Trommel. Lamaistische Hymnen bei einem christlichen Weihnachtsfest unter dem Sternenhimmel des nördlichen Kreuzes! . . . . .

Im Innern des Zeltes brannten die Kerzen, und draußen leuchtete die silberne Sichel des

Halbmondes – ein phantastischer Anblick. Tibetaner in einem nahegelegenen Zelt glaubten wohl, daß wir alle plötzlich verrückt geworden seien – oder vielleicht glaubten sie, daß wir Verschwörungstänze aufführten und Opferfeuer anzündeten, um unsere Götter zu besänftigen. Und was die wilden Esel dachten, die am Seeufer grasten, lassen wir lieber dahingestellt.

Nachdem die Lichter niedergebrannt waren, leuchteten die Sterne des Orion immer klarer. Ich verteilte kleine Geschenke an jeden meiner Begleiter, und das war das Ende des Weihnachtsfestes. Dann gingen die Männer zu ihren Feuern zurück; nur einige blieben noch, um einen der Gesänge zu erklären, der Taschi-Lunpo hieß. Es war schwerer als ich gedacht hatte, diesen Gesang zu übersetzen. Endlich verstanden wir doch den Sinn – die Verherrlichung des Taschi-Lunpo-Klosters, das das Ziel unserer Hoffnungen war.

So schloß unser Weihnachtsabend in der Wildnis, und während die Feuersglut in Asche zerfiel, las ich die alte Weihnachtsgeschichte, löschte mein Licht und träumte von Weihnachten oben im Norden und von Taschi-Lunpo unten im Süden hinter den Bergen – jenem Ziele, dem wir unter Abenteuern, Opfern und Kälte eines ganzen Winters zustrebten und das uns so fern schien, so unerreichbar."

*

Die von dem Verfasser so innig geschilderte Feier in der Wüste ließ bei mir den Wunsch entstehen, von dem mit so herrlicher Phantasie ausgeklügelten „Baum" eine Darstellung für unser Brandschutz-Museum in Kiel zu erhalten. In einem Briefe vom 10. Januar 1942 bat ich Dr. Sven Hedin, uns, wenn dies noch aus der Erinnerung möglich sei, eine Skizze seines damaligen „Wüsten-Lichterbaumes" zu fertigen. Der große Forscher entsprach freundlicherweise diesem Wunsche, denn mit Brief vom 15. Februar 1942 aus Stockholm (Abb. 1) ging uns eine hübsche Zeichnung zu (Abb. 2). Deutlich erkennt man auf diesem Bilde den brennenden„ Baum", die 41 Kerzen in der Anordnung, wie es in dem Aufsatze geschildert ist. Dazu die handelnden Personen: im Vordergrunde die „christliche Gemeinde", nämlich links der Forscher, rechts der schwedische Teilnehmer an dieser Forschungsreise, „Robert", in dem ich Robert Nobel, einen Bruder des Stifters des schwedischen Nobelpreises vermute, – eine Annahme, zu der ich durch eine Äußerung Dr. Sven Hedins in einem vor einigen Monaten im deutschen Rundfunk gehaltenen Vortrag komme –, und im Hintergrunde die größere Gemeinde, die Ladakis.

John Freese, Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl. War während der ersten Zeit dieses Krieges das Laienschaffen in unserer Wehrmacht ursprünglich in den Lazaretten eine Aufgabe der Betreuung der Verwundeten, denen dadurch über erste Hemmungen nach Heilung von Verwundungen, über Langeweile und seelische Bedrückung hinweggeholfen, überhaupt die Zeit bis zur endgültigen Wiederherstellung überbrückt und erleichtert werden sollte, so ist aus dem ersten Laienschaffen heute allgemein ein eifriges Soldatenwerken geworden.

Insbesondere war es die Wehrmacht in Norwegen, die im Jahre 1940 ein anregendes und fröhliches Laienschaffen unter dem Leitsatz „Soldaten werken" begann. Unsere Soldaten durch die harte und ungewohnte lange Polarnacht zu führen, ihnen die Gefahren körperlicher Erschlaffung und etwa aufkommenden Stumpfsinns fern zu halten, war zunächst Sinn und Ziel dieses Werkens, das, anfangs im Auftrage des OKW, vom Deutschen Volksbildungswerk, Abteilung Laienschaffen,

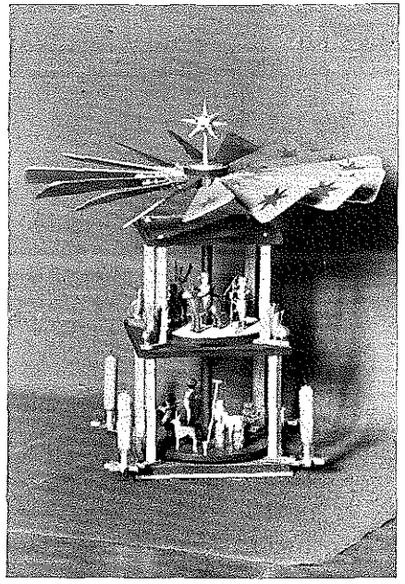


Abbildung 1.

durchgeführt wurde. Aus bodenständigen Werkstoffen wurden in entspannender Tätigkeit Schmuckgegenstände zur Belebung der Unterkünfte, kleine Gebrauchsgegenstände und Spiele, wurden Brauchtumsgut und Ehrengaben geschaffen, wurde schließlich aber auch für die Frauen und die Kinder und andere Angehörige daheim und nicht zuletzt auch zugunsten der Winterhilfe gewerkt. Besonders die Arbeiten für die Angehörigen verbinden die Werkenden in dieser Zeit innig mit der fernen Heimat. Aus den zahlreichen Werklehrgängen für die Förderung des Laienschaffens und aus dem Schaffen selbst offenbarte sich bald, daß lang verschüttete Triebe und starke sittliche und volkskünstlerische Schaffenskräfte im Volk lebendig sind. Schöne alte Volkskunst wurde neu belebt, neuem, arteigenem Kulturschaffen mit zukünftig hoffnungsvoller Weisung der Weg bereitet. Mit seelischer Anteilnahme und leidenschaftlicher Hingabe steht jetzt die deutsche Wehrmacht vom General bis zum letzten Soldaten begeistert zu diesem neuen Kulturaufbau mitten im gewaltigsten Kriege aller Zeiten. Es war daher für die Soldaten im nördlichen Norwegen, im Lande der ewigen Nacht, in der Finnmark, eine folgerichtige und sinnige Handlung, daß sie im Jahre 1940 ihrem von ihnen besonders verehrten General Dietl zum Weihnachtsfest dieses Jahres eine Erinnerungsgabe aus ihrem Soldatenwerken schufen. Und was lag näher, als ihrem General eine Gabe aus dem weihnachtlichen Volksbrauchtum seiner alpenländischen Heimat zu überreichen? So fertigten viele fleißige und geschickte Hände in einem Lehrgang, der von Prof. Walter, Kiel, an der Polarküste abgehalten wurde, eine Weihnachtspyramide (Abb. 1).

*

Das reizende Geschenk an den General versinnbildlicht auf der unteren grünen Drehscheibe die schaffende Heimat. Da ist die deutsche Bauernfamilie bei der Ernte, der Schmied im Kittel des Arbeiters, der das Schwert scharf schmiedet und zwischen ihnen heimische Tiere. Auf der oberen weißen Scheibe, von Rentier und Lappen umgeben, hoch zu Roß, der General, der Sieger von Narvik, begleitet von einem Gebirgsjäger auf den Brettern.

Der Weihnachtsmonat wirkte auch fern der Heimat – und dort vielleicht erst recht – bei allen Werkenden besonders fördernd auf die Schaffenslust an dieser Arbeit. Jeder Mitarbeiter lieferte durch ein Teilstück seinen Beitrag. So entstand aus quadratischen Brettern und aus Säulen, die durch einfache Kerbschnitte verziert waren, das Gerüst. Fisch- und Vogelformen am Fuße jeder Säule waren Stütze und sinnvolle Zierde zugleich. Sechzehn Windflügel, in der Nabe zu einem großen Windrad vereinigt, bildeten über der

Abbildung 2.

Arbeit den Himmel, von dem der General selbst sagte, daß sinnbildlich unter ihm die kämpfende Front und die schaffende Heimat vereint wären. Über dem Himmel thront die Sonne. Sie ist eine Holzkugel, in die in gleichen Abständen mit dem Bleistiftspitzer aus einem Rundstab geschnittene Spitzen eingezapft sind, so daß eine morgensternähnliche Strahlenfigur entstand. Den bewährten Schnitzern kam die Aufgabe zu, aus Rundstäben mit Messer und Sandpapier die menschlichen Figuren für die Pyramide zu „drechseln" oder aus Brettern entsprechender Stärke Tiere herauszusägen und durch Schnitzen und Abschmirgeln plastisch zu formen. Die Figürchen fanden ihren Platz gut verteilt auf den Scheiben, die mit der Achse in das Klausengerüst eingesetzt wurden. Die Achse dreht sich auf der Spitze einer Stopfnadel in dem Bohrloch eines Bleches, unter dem im Bodenbrett ein Glasstückchen liegt. Oben sind Windrad und Achse durch eine dicke Stricknadel verbunden, die in einem auf dem oberen Brett eingelassenen Geldstück ein zweckentsprechendes Lager hat.

Am späten Abend des letzten Arbeitstages vor Weihnachten stand die fertige Pyramide vor den Werkenden. Unbeschreibliche Freude löste es aus, als sich durch die aufsteigende Wärme der brennenden Kerzen die Scheiben mit den Figuren erstmalig langsam in kreisende Bewegung setzten.

Während der Weihnachtsfeier einer Einheit des Gebirgsjägerkorps am ersten Feiertage, zu der auch der Kommandeur erschienen war, wurde die Pyramide von Professor Walter dem General Dietl überreicht (Abb. 2). Die Überraschung und Freude des Generals war groß. In seinem Dank für diese prächtige Gemeinschaftsarbeit brachte der General zum Ausdruck, daß die Klause auf dem Weihnachtstisch ihn ganz besonders erfreut habe. Sie sei, von seinen Soldaten gefertigt, ein Stück aus dem Kampf im Norden und gehöre zu der Geschichte des Soldatenwinters in der Finnmark.

Die Fundgrube

Hermann Harder: Der Eber.

Der Verfasser will einem wertvollen althochdeutschen Sprachdenkmal, dessen Bedeutung umstritten ist, aus dem germanischen Mythos einen Sinn geben, der es in einen großen Zusammenhang stellt. Es ist ein Versuch, den verlorengegangenen Mythos aus den einzelnen Bruchstücken auf wissenschaftlicher Grundlage dichterisch zu ergänzen.

Notker der Deutsche, Leiter der Klosterschule zu St. Gallen, überlieferte um das Jahr 1000 in seiner „Redekunst" Bruchstücke eines alten deutschen Gedichtes, darin ein ungeheurer Eber besungen wird:

Der heber gât in lîtun tregit sper in sîtun,
sîn bald ellin ne lâzet in vellin.
Imo sint fuoze fuodermâze,
imo sint burste ebenhô forste
unde zene sine zwelifelnîge.

„Der Eber geht an der Leite [Abhang eines Berges] / trägt den Speer in der Seite.
Seiner Kraft Gewalt / gibt dem Wunden Halt.
Es sind seine Füße / groß wie Fudermaße.
Es sind seine Borsten / hoch wie Forsten
Und seine Zähne / zwölf Ellen, wie ich wähne." –

Viele gelehrte Männer haben zu raten gesucht, von welchem Eber das Lied berichte, und manche haben an den goldborstigen Eber des Gottes Fro gedacht, der den freundlichen Gott schimmernd durch die Lüfte trägt; doch in Wahrheit kann nur jener riesenhafte Eber gemeint sein, von dem Wodans Krieger, die erschlagenen Helden, die er in Walhall um sich schart, zu essen pflegen. So aber dürfen wir uns die Sage deuten, die einstmals unter den Menschen umging:

Wodan ist der wildeste aller Jäger. In mondlosen Nächten zieht er mit dem Gefolge seiner toten Krieger in stürmischer Jagd über die dunkle Heide und durch den stöhnenden Wald, auf geisterfahlem Schimmel reitet er voran. Im Winde flattert sein kurzer Mantel; um seinen dunklen Schlapphut, den er tief in die bleiche Stirn gedrückt hat, wütet Sturm. Seine beiden Wölfe „Geri" und „Freki", das heißt „Tollkühnheit" und „Kampfgier", jagen wie schwarze Hunde mit heiserem Bellen glühäugig vor dem entfesselten Zuge einher. Den Schuldbeladenen mag Verzweiflung packen, wenn zu mitternächtiger Stunde Wodans wütendes Heer in einsamer Landschaft ihm entgegenbraust, aber Kinder, beherzte Männer und Frauen wissen, daß der Gott ihnen befreundet ist und die Geisterjagd über sie dahinwogen läßt, ohne ihnen ein Leid zu tun. Wenn der Sturm heult und morsche Äste zu Boden schmettert, dann breitet sich Fruchtbarkeit über Flur und Wald, die den Menschen zu Nutze wird. Unholde aber, die den Kindern des Göttervaters schaden wollen, werden getötet. Mit verdrehtem Genick oder abgerissenem Kopf findet man sie am Morgen auf der Spur des wütenden Heeres.

Einmal gab es einen riesigen Eber, mit Borsten, hoch wie junge Bäume. Riesen hatten ihn gezogen, den Leuten zum Harme. Er verwüstete die Ackerflur der Menschen, zertrat ihre Dörfer und spießte Männer und Weiber mit seinen gewaltigen Hauern. Da riefen sie Wodan, den Herrn der Götter, um Hilfe an, und zu nächtlicher Stunde brauste die wilde Jagd über die geschändeten Fluren. So mutig auch der Keiler war: als das spukhafte Heer des Totengebieters mit Sturmgeheul und Wolfesbellen einherbrauste, da wendete er sich zur Flucht, und die rasende Meute keuchte hinter ihm drein. Über Berge und Täler, Wälder

und Ströme ging die wilde Jagd. Felsbäche und Lawinen donnerten talwärts, Eichen knickten wie Reiser, und Ströme traten verheerend über ihre Ufer. Häuser stürzten zusammen, und Dächer wehten durch die tosenden Lüfte.

Endlich, kurz vor Morgengrauen, war die Kraft des Gejagten erschöpft. Er hielt inne auf seiner letzten Flucht und reckte an einem Berghang seine verderbenbringenden, scharfspitzigen Hauer den Wölfen „Tollkühnheit" und „Kampfgier" entgegen, die ihm an die Kehle zu springen versuchten. Der Grimmige hätte ihnen tödlich die Bäuche zerschlitzt, doch da traf ihn Wodans Speer Gungnir in der ungedeckten Weiche und bohrte sich tief hinein. Blut brach hervor wie ein Bach. Dennoch hielt seine trotzige Kraft ihn aufrecht, mochten auch die starken Beine zittern. So wütend hieb er mit seinen Hauern nach links und rechts, daß die furchtbaren Wodanswölfe vor dem Weidwunden zurückwichen.

Da sprang Walvater selbst von seinem schaumtropfenden Roß, ging mit entblößtem Schwert auf den Berserker los und stieß ihm das Schwert in den zornigen Schlund, daß der Keiler zusammenbrach wie ein Berg. So ungeheuer blies der Gott sein Jagdhorn zum Zeichen des Sieges, daß die Menschen glaubten, das Gjallarhorn verkünde den Anbruch der Götterdämmerung; aber noch war die Stunde des Endkampfes fern.

Als die wilde Jagd dahingebraust war mit dem scharfzähnigen Keiler an der Spitze, da kam dem erfindungsreichen Erreger des Krieges der Gedanke, das Heer in der Schlachtordnung des Eberkeils aufzustellen. Seinen Vertrautesten unter den Heerführern der Menschen enthüllte er das Geheimnis, und so lange gab es ihnen den Sieg, bis die Kunde davon sich unter den Wodanssöhnen ausbreitete und auch der Gegner sein Heer zum Eberkopf baute.

Wodan hatte den Eber getötet, der den Schützlingen Allvaters so viel Leid zugefügt. Doch er bewunderte den trotzigen Kampfgeist des riesigen Keilers. Daher wählte er das gewaltige Wildbret zum nie endenden Schmaus für seine Gefolgsleute in Walhall, auf daß mit dem Fleisch und Blute des Ebers auch die Kühnheit des Keilers in sie übergehe und sie stark mache für den Kampf zwischen Göttern und Riesen am Ende der Menschenwelt.

*

Hieb und Stich

„Klassische" germanische Altertumskunde

Zu der Erwiderung, die H. Kuhn auf die Beurteilung des Buches „Germanische Altertumskunde" durch O. Übel geschrieben hat („Germanien" 1942, Seite 79–80), sandte uns O. Übel eine längere Entgegnung, in der er sich gegen den Vorwurf der fahrlässigen Kritik und der Sinnentstellung verwahrt. Wir stellen dies fest, sind aber aus mehreren begreiflichen Gründen nicht in der Lage, die Auseinandersetzung, die mit Angriff und Verteidigung, bzw. Gegenangriff grundsätzlich abgeschlossen ist, erneut aufzurollen. Wir schließen daher die Auseinandersetzung, aus der sich unsere Leser im ganzen ein Bild von den verschiedenen Anschauungsweisen machen konnten, hiermit ab und überlassen es den Lesern, sich aus dem Für und Wider selbst ein abschließendes Urteil zu bilden.

Schriftleitung.

Die Bücherwaage

Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Arbeiten vom Oberrhein Band I. Straßburg 1942, Hünenburg-Verlag, gebunden RM. 9.60.

Maurer fielen mancherlei unmittelbare Beziehungen des Alemannischen besonders des Schweizerischen zu nordischen Sprachen auf, und gleichzeitig wurde ihm die These von Bruno Schier von den volkskundlichen Zusammenhängen zwischen Alpengermanen und Ostgermanen bekannt. Das führte zu der Fragestellung, ob die erwähnten mundartlichen Beziehungen durch Vermittlung des ostgermanischen verstanden werden können oder aber durch unmittelbare Zusammenhänge, die in die gemeingermanische Zeit zurückreichen. Es wurde notwendig, die Gesamtfrage der germanischen Gruppen- und Verwandtschaftsbeziehungen zu überprüfen. Im Laufe dieser Untersuchungen löste sich für Maurer der Begriff des „Westgermanischen" auf und er kam in gründlicher Auseinandersetzung mit den bisherigen Theorien und unter Heranziehung der Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung zu einer neuen Einteilung der germanischen Stämme. Während der erste Hauptteil seines Buches den stammeskundlichen Fragen gewidmet ist, bringt der zweite Hauptteil die Darstellung vor allem der sprachlichen und archäologischen Tatsachen. Dieser Teil liefert das Fundament. Im dritten Hauptteil sind dann einige Folgerungen aus den Ergebnissen gezogen. Maurer betont, daß er im Rahmen des vorliegenden Buches nur an einigen besonders eindrucksvollen Fällen beispielhaft die Tragweite der Ergebnisse aufzeigen könne.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die neue Auffassung, die sich Maurer von der Einteilung des germanischen Volkes gebildet hat, dürfte besser begründet sein, als die bisherigen Einteilungen und seine kurzen Andeutungen über die Folgerungen aus seinen Ergebnissen zeigen bereits wie außerordentlich fruchtbar seine gründlichen sprachgeschichtlichen Untersuchungen für die Volkskunde sind. Die Übereinstimmungen zwischen Nordgermanen und Alemannen erklären sich als gemein-germanisches Erbe, das beiderseits unmittelbar in die gemein-germanische Zeit zurückführt. Diese Erklärung ist viel natürlicher und einfacher als die bisherige Annahme eines westgermanischen Zwischengliedes oder aber ostgermanischer Vermittlung. Zu den kurzen Andeutungen Maurers im Schlußteil mag noch ergänzend auf zwei Punkte hingewiesen werden. Der schwedische Luciabrauch wurde bereits immer in näheren Zusammenhang mit dem elsässischen Christkindel gebracht, wobei man meistens an Entlehnung – sei es immer in welcher Richtung – dachte. Auch diese Frage wird durch Maurers Forschungsergebnisse in einen größeren Zusammenhang eingeordnet und man kann nun Urverwandtschaft des schwedischen und des alemannischen Brauches annehmen. Schließlich wird auch das Lichterbaum-Problem, über dessen Lösung noch keine Einigkeit herrscht, durch Maurers Ergebnisse in ein neues Licht gestellt. Das Buch von Maurer ist ein wesentliches Werk zur germanischen Altertumskunde wie zur deutschen Sprachgeschichte und Volkskunde. Es ist für die Erkenntnis der germanischen Überlieferungen am Oberrhein grundlegend.

Otto Huth.

1942/1943

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze:

Altheim, Franz: Germanen und Iranier 197
Altheim, Franz: Germanen und Iranier (II) 239
Altheim, Franz: Germanen und Iranier (Schluß) 277
Altheim, F. und Trautmann, E.: Die älteste Darstellung des Wodan 369
Bieder, Theobald: Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert 14
Bieder, Theobald: Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (II) 340
Bieder, Theobald: Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert 383
Fergg, Oskar: Die Sonnenbilder der Felsritzungen und ihre Vorbilder am nordischen Himmel 88
Freese, John: „Zwei Weihnachtsbriefe" der Liselotte von der Pfalz 425
Gerlach, Kurt: „Heilige" oder zweckmäßige Linien über Böhmen 143
Glémarec, R.: Vom keltischen Mythos 301
Herrmann, H. A.: Der Firstschmuck holsteinischer Bauernhäuser 69
Hoeniger, Karl Theodor: Die Zauberrute vom Piperbühel 357
Hunke, Waltraud: „Sie schufen das Schicksal" 409
Huth, Otto: Vom Blitzfeuer im germanischen Glauben 26
Ittenbach, Max: Über die dichterische Sprache des alten deutschen Volksliedes 229
Leuschner, Friedrich: Wozu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine? 348
Matzen, Hermann: Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte in Heide/Holstein 112
Mößinger, Friedrich: Dreischalenbrunnen und Dreistufenbaum 167
Mößinger, Friedrich: Seltsame Sternsingerbräuche 5
Peßler, Wilhelm: Witz, Humor und Komik in der deutschen Volkskunde 313
Plassmann, J. O.: Der Dreistufenbaum in der deutschen Mystik 161
Plassmann, J. O.: „Der Toten Tatenruhm" 337
Plassmann, J. O.: Freudig wie ein Held zum Siegen 1
Plassmann, J. O.: Vom germanischen Kaisertitel 393
Plassmann, J. O.: Von der germanischen Totenehrung 83
Plassmann, J. O.: Wilhelm Teudt 81
Potratz, Hanns A.: Zweikampf und Schicksalsfindung 257
Reinhart, Wilhelm: Hirschfibeln aus den westgotischen Reihengräbern Spaniens 24
Saeftel, Friedrich: Der altenglische Hallenbau 265
Schleif, Hans: H-Ausgrabung Urstätt im Warthegau 431
Schmeing, Karl: Das „Zweite Gesicht" in der nordischen Saga 415
Stelzer, Otto: Die Kunst des Nordens und die Gegenströme ihrer Umwelt 185
Ven, D. J. van der: Niederländische Windelbahn und Reigentänze 122
Wanckel, Carl O.: Germanische Sinnbilder im nordöstlichen Raum 244
Webinger, Alfred: „Fastnacht und Fasching" 61

Weigel, Karl Theodor: In Sand gestreute Sinnbilder 222
Weinelt, Herbert: Die frühgeschichtliche Wehranlage im Forst Domnaiche bei Lusanger (Loire Inférieure) 290
Wiesner, Josef: Der Osten als Schicksalsraum Europas und des Indogermanentums 208
Wolfram, Richard: Faschingsbräuche im Salzkammergut 41
Zotz, Lothar F.: Die Ausgrabungen bei Moravany im Waagtal (Slowakei) 105

Die Fundgrube:

Emmerig, O.: Don – Donez – Donau 365
Graf, H. J.: Ein orientalischer Augenzeugenbericht vom Tode Friedrich Barbarossas 192
Hahn, Walter: „Mach Kreuz und Punkt!" 33
Harder, Hermann: Der Eber 442
Harder, Hermann: Heid 156
Harder, Hermann: Zur Deutung des Namens Tamfana 366
Herrmann, H. A.: „Mühle" und „Donnerbesen", zwei sinnbildhafte Steinfügungen am niederdeutschen Bauernhaus 331
Hiß, Albert: „Die mich brennet, bete ich an!" 404
Hiß, Albert: Eine volkskundliche Quelle über die Externsteine aus dem Jahre 1845 117
Horak, Karl: Tiroler Sagen und Melodien 329
Mößinger, Friedrich: Alte Bilder mit Trojaburgen 363
Scheele, Hans: Die Verwendung des Notfeuers gegen Viehseuchen 155
Sierksma, Klaes: Die Apfelprobe 30

Aus der Landschaft:

Kellermann, Volkmar: Der Caseier Johanne 296
Mößinger, Friedrich: Der Wilde Mann und die Schlange am Eckbalken 76
Weigel, K. Th.: Begegn. mit einem Reiter 326
Weinelt, Herbert: Ein Stufenbaum aus Nordmähren (Ostsudetenland) 328
Winter, Heinrich: Radmähen 77

Brauchtum im Zeitgeschehen:

Freese, John: Ein Lichterbaum bei Dr. Sven Hedin in der Wüste von Tibet 1906 437
Freese, John: Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl 439

Hieb und Stich:

Kuhn, Hans: „Klassische" germanische Altertumskunde? 79
„Klassische" germanische Altertumskunde 443

Zwiesprache:

Stange, Alfred: Um den Schleswiger Dom 34

Erwecker der Vorzeit:

Plassmann, J. O.: Ludwig Schmidt 80 Jahre 264
Plassmann, J. O.: Hans Bauer 261

Die Bücherwaage:

Arndt, Ernst Moritz: Germanien und Europa (Huth) 39
Engelmeier, Paul: Bauernkunst im Münsterland (Plassmann) 40
Fehrle, Hans: Die Eligius-Sage (Ruppel) 262
Gauch, Hermann: Kalender und Brauchtum (Plassmann) 334
Hoffmann, Joachim: Die spätheidnische Kultur des Memellandes (v. Seefeld) 367
Jacob-Friesen, K. H.: Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe (Potratz) 299
Kramer, Karl Sigismund: Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung (Hunke) 263
Kubitschek, Rudolf: „Tief drin im Böhmerwald" (Moser) 228
Lübke, Anton: Freundschaft mit seltenem Handwerk (Kroeger) 160
Maurer, Friedrich: Nordgermanen und Alemannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde (Huth) 444
Niederdonau, Natur u. Kultur (Trathnigg) 335
Pering, Birger: Heimdall, Religionsgeschichtliche Untersuchungen zum Verständnis der altnordischen Götterwelt (Huth) 300
Pertz, Susanna: Das Wort „Nordisch" (Plassmann) 408
Reil, Johannes: Die Externsteine als Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit (Focke) 195
Reimold, Wilhelm: Die Flurnamen von Echterdingen (Plassmann) 119
Schaffran, Emmerich: Die Kunst der Langobarden in Italien (Stange) 158
Sturm, Josef: Die Rodungen in den Forsten um München (v. Lützelburg) 120
Torriani, Leonardo: Die kanarischen Inseln und ihre Urbewohner (Huth) 38
Urbanek, Hans: Die frühen Flachgräberfelder Ostpreußens (v. Seefeld) 367
Weidemann, Magnus: Unsere nordische Landschaft (Graf) 159
Weigel, Karl Theodor: Sinnbilder in Niedersachsen (Lehmann) 228

Demnächst erscheint:

DIE KRISE DER ALTEN WELT

Von Prof. Dr. Franz Altheim

Format 19,5 × 25,5 cm. 224 Seiten Text. 160 Seiten Abbildungen.

Die umwälzenden Ereignisse unserer Tage lassen erkennen, daß ein Weltalter vor seinem Abschluß steht und ein neues sich ankündigt. Dieser Zeit ist an geschichtlicher Tragweite wohl nur jenes Zeitalter zu vergleichen, das vor eineinhalb Jahrtausenden die festgefügte antike Welt in ihren Grundfesten erschütterte und den Weg für die geistigen, seelischen und völkischen Kräfte freimachte, die unserem Mittelalter sein Gesicht gaben. So erhalten Kräfte, Ereignisse und Gestalten der spätantiken Welt in mancher Hinsicht wieder unmittelbare Lebensnähe. Franz Altheim weiß diese Kräfte in universalen Maßstäben aufzuzeigen: Der Gesichtskreis seiner Darstellung führt vom altrömischen bis zum chinesischen Reich, vom germanischen Norden bis nach Afrika.

Das Werk erscheint in 3 Bänden. Die Besteller verpflichten sich beim Bezug dieses Bandes zur Abnahme aller 3 Bände.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem